


THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
OMNIBUS ARTIBUS
COMMUNE VINCULUM

Vaterländisches Archiv

für

Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,

oder

Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben

unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,

zum Besten der Anstalt

zur

Rettung verwahrloster Kinder

zu Königsberg,

von

D. W. L. Richter,

Königl. Preuß. Kriminalrathe.

Funfzehnter Band.

Januar = Heft.

Königsberg, 1836.

Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.

In Commission bei der Buchhandlung der Gebrüder Bornträger.

Die fortdauernde freundliche Aufnahme dieser Zeitschrift, und der Werth, den man ihr als dem Hauptblatte für Mittheilung aller wichtigen Nachrichten in der Provinz, einem allen Vaterlandsfreunden geöffneten Sprachsaale über alle die Provinz betreffenden Angelegenheiten, beilegt, bestimmen mich, sie auch im Jahre 1836 in bisheriger Weise herauszugeben.

Bestellung darauf nehmen an: die Buchhandlung der Herren Gebr. Bornträger, Herrn Hartung's Hofbuchdruckerei, und die Expedition, Fleischbänkenstraße No. 24., hieselbst. Briefe und Gelder werden unter der Addresse des Vereins zur Rettung verwahrloster Kinder hieselbst erbeten, in welchem Falle es des Frankirens der Briefe nicht bedarf, nur müssen die Scheingelder erlegt werden.

Der Jahrgang von 12 Monats-Heften kostet 2 Thlr., einzelne Hefte 10 Sgr. Ich bitte aber, die Bezahlung für jeden Jahrgang praenumerando einzusenden, da die bedeutenden Druck- und andern Kosten dies, bei dem so sehr geringen Preise der Zeitschrift, schlechterdings nothwendig machen.

Auch wiederhole ich es, daß es nicht mein Wunsch ist, daß diese Blätter nur allein des wohlthätigen Zweckes wegen, den sie mit fördern helfen, gehalten und gelesen werden möchten, oder daß man die Bezahlung derselben als einen milden Beitrag ansehe.

Richter.

Vaterländisches Archiv

für

Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,

oder

Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben

unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,

zum Besten der Anstalt

zur

Rettung verwahrloster Kinder

zu Königsberg,

von

D. W. L. Richter,

Königl. Preuß. Kriminalrathe.

Funfzehnter Band.

Königsberg, 1836.

Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.

In Commission bei der Buchhandlung der Gebrüder Bornträger.

I. Des Preußen Gebet.

(Zum Neujahr 1836.)

Es brausen die Stürme im Baltischen Meer
Und führen aus Osten das Neujahr uns her;
Da faltet der Preuße die Hände am Strand
Und betet für König und Vaterland.

Und betet: „Du, Vater, so groß und gut,
„Den Herrn wollest halten in treuer Hut!
„Er hat uns so lieb, er meint es so treu,
„Drum werde Dein Segen alljährlich ihm neu!

„Und weil er nicht aller Orten kann sein,
„So präge den Dienern sein Beispiel ein;
„Daß stets vor der Strenge die Schuld erbebt,
„Und nimmer im Drucke die Unschuld lebt."

Und weiter betet er, still und wahr:
„Auch beff're uns Alle zum neuen Jahr!
„Gieb christlichen Sinn in Zucht und Lehr',
„Auf daß sich der Segen im Hause mehr'!

„Bescheer' uns ferner das tägliche Brot
„Und Mitgefühl bei des Bruders Noth,
„Verstopf' uns die Ohren, wenn Narren schrei'n;
„Laß einfach und treu mich und wacker sein!

„Erhalte aus Gnaden mir Kind und Weib,
„Und segne sie fürder an Seel' und Leib!
„Und lieben wir stets uns recht und wahr,
„Dann sind wir gerüstet zum kommenden Jahr."

Drauf kehrte der Preuße zur Hütte am Strand,
Und rührte, wie immer, die fleißige Hand. —
Wo's gut mit dem Lande und Volke steht,
In Hütt' und Pallast solch ein Sinn und Gebet.

W. v. C.

II. Die Sehnsucht der Völker nach einem glücklicheren Zustande.

Rede an dem Krönungstage des Jahres 1832 für die Königliche Deutsche Gesellschaft bestimmt von dem Superintendenten Dr. Wald *).

Sechs Jahre, sechs denkwürdige Jahre sind verflossen, als ich vor Ihnen an eben diesem Orte und bei derselben festlichen Veranlassung die Lichtseite des Zeitgeistes pries, und es aussprach, was für eine Freude es sei, zu leben, zu wirken und zu kämpfen für die heiligsten Güter der Menschheit, in einer Zeit, wo die Keime eines glücklicheren Zustandes sich entfalten, dem das Menschengeschlecht zwar langsam, aber sicher entgegengehe.

Die erschütternden Ereignisse der letzten Jahre, welche wie Donnerschläge bei heiterem Wetter so viele mühsam aufgeführten Gebäude menschlicher Vorsicht in einem Nu zertrümmerten, scheinen auch einen demüthigenden Beweis jeder uns mangelnden Divinationsgabe gegeben zu haben. Denn sind die Veränderungen (könnte man wohl spottend fragen), die zuletzt die Wohlfahrt so vieler Staaten und Völker in ihren Grundfesten erschütterten, die Zustände des Besseren, die sich deinem Blicke darstellten; rechnest du etwa den Umsturz aller gesellschaftlichen Ordnung, die Empörung wider alle menschlichen und göttlichen Gesetze mit all' den Freveln, die sie begleiten, zu den Zeichen der schöneren Zeit, die du verkündigt; ist's nicht ein eitler Traum von einer zunehmenden Vervoll-

*) Der Verfasser wurde durch einen an diesem Tage eingetretenen Todesfall in seiner Familie am Vortrage dieser Rede gehindert.

kommnung des Menschengeschlechtes zu sprechen; folgt nicht die Nacht auf den Tag, und der Tag auf die Nacht, und sehen wir nicht die Menschheit in einem ewigen Wechsel zwischen Sinken und Steigen?

Es würde mir nicht an der Selbstüberwindung fehlen, offen meinen frühern Irrthum zu gestehn, und meine durch die nachfolgenden Ereignisse getäuschten Hoffnungen zu beklagen, wenn ich in der That glauben müßte, die Wellen der großen Völkerbewegungen hätten alle die Saaten hinweggespült, welche der Geist von oben in den letzten Jahrzehenden in die Tiefen menschlicher Gemüther gepflanzt hat. Dieß kann, dieß darf ich aber nimmermehr, und wie ich mir damals nur die Aufgabe gestellt hatte, die Lichtseite des Zeitgeistes zu zeigen, so mußte es sich ja von selbst ergeben, daß eine Schattenseite vorhanden sei, und daß also auch die Keime des Unkrautes schon vor sechs Jahren da waren, die freilich mächtiger und schneller gewuchert haben, als menschliche Berechnung es irgendwie vorhersehen konnte. Was aber das Fortschreiten des Menschengeschlechts anlangt, so muß das allerdings denen wie ein luftiges Traumgebilde erscheinen, die sich nicht davon losmachen können, die Menschengeschichte aus einem Principe zu beurtheilen. Hätten wir es freilich mit dem Menschen in der Gattung, wie im Einzelleben so zu thun, daß sich in gerader Richtung ein gleichmäßiges Streben zu der heitern Lichtwelt der Gerechtigkeit und der Liebe kund gäbe; dann bliebe es freilich das Räthsel aller Räthsel, daß ganze Geschlechter solcher Naturen in einem Schwanken zwischen Licht und Finsterniß sich bewegen, und die große Masse von jeher Anlaß zu der Klage giebt, daß sie das Erhabene in den Staub hinabziehe. Die Geschichte unsers Geschlechtes und die Erfahrung aller Zeiten beweiset es aber: die Entwickelung des Menschen sei eine doppelte, des Bösen und des Guten. Zu jedem liegt ein Keim im Menschen, wie in dem Acker der Saame des Unkrauts neben dem des Weizens. Und jeder Saame

schießt auf und wuchert im Geschlecht, wie im Einzelnen, hier mehr der gute, dort mehr der böse. Nur daß die Hand des Ewigen, als die Welt auf seinen Ruf wurde und sich gestaltete, die unendliche Menge von Kräften, wie in der Natur, so im Geisterreiche, eben sowohl frei ließ, als durch ewige Gesetze gebunden hat. Das ist aber sein ewiges Gesetz, daß das Hemmende und Zerstörende jederzeit dem Guten dienen muß, und daß bei dem abwechselnden Vorwärts- und wieder Zurückgehn unter den Völkern doch im Großen und Ganzen in der Menschheit das Gute wie das Böse seiner Reife entgegengeht, dem Tage der Erndte, daß die Vollendung des Bösen aber eben in seiner gänzlichen Vernichtung bestehen wird.

Nur von diesem Standpunkte lassen sich die großen Bewegungen der Zeit im Zusammenhange mit der Erziehungsgeschichte der Menschheit begreifen; nur wenn wir die Seele rein erhalten von dem trüben Schlamme der Meinungen und die Brust baden in dem Morgenrothe der ewigen Wahrheit, die sich vor Keinem zurückzieht, der reines Herzens sie sucht, werden wir auch die Sehnsucht der Völker nach einem glücklicheren Zustande recht würdigen, die gerade nun vom Amazonenflusse bis zu den Urwäldern des alten Litthauens Millionen in sieberhafte Spannung versetzt hat. Und eben für eine Betrachtung dieses Gegenstandes wollte ich mir Ihre Aufmerksamkeit erbitten.

Die Thatsache selbst, daß unter allen Völkern des Europäischen Staatensystems und seiner Colonien ein mächtiges Verlangen rege geworden ist, frei zu werden von allen Beschränkungen und Mängeln der Gegenwart, liegt so offen vor Augen, daß ich jedes Nachweises darüber vor Ihnen überhoben bin; kann man doch selbst jenem Volke, das nach seiner Herkunft, wie um seiner Eigenthümlichkeit und Bildungsstufe willen, mit Recht zu den Asiatischen Nationen gerechnet, und dessen Staat neulich von einer Rednerbühne herab in einer bittern Hyperbel ein Leichnam genannt wurde,

kann man doch selbst dem Volke der Osmanen es nicht absprechen, daß sich unter ihm das Bedürfniß, es müsse anders werden, fühlbar gemacht hat. Gewiß ist zu keiner Zeit das Verlangen nach einem glücklicheren Zustande allgemeiner und lebhafter gewesen, als gerade in unsern Tagen. Worauf ist es aber eigentlich gerichtet? Hierauf können wir zuvörderst nur antworten, was laut verlangt wird, und erst weiter unten auf die Prüfung eingehen, ob und wie weit es mit solchem Vorgeben redlich gemeint sei. So behaupten denn die Stimmführer, nichts andres habe das allgemeine Verlangen zum Ziele als: Freiheit, Gerechtigkeit und Wohlfahrt; einen Zustand der Dinge, wo es dem Einzelnen, wie den Genossenschaften unverwehrt ist, jeden unverwerflichen Zweck ihres Lebens zu verfolgen; verschwinden soll jede veraltete Form, wegfallen jede drückende Beschränkung; bei den Entscheidungen des Rechts, bei der Vertheilung der gemeinschaftlichen Lasten, bei der Verwaltung der Aemter des Staates soll kein Ansehn der Person gelten, und hinweggeräumt sollen alle die Hindernisse werden, durch welche irgendwo die Verbreitung und das Zunehmen des allgemeinen Wohlstandes gehemmt wird.

Verdient es nun Tadel, daß sich solche Wünsche regen, ist es etwa unrecht sie auszusprechen, und strafbar, zur Erreichung derselben mitzuwirken? Hat alles Alte und Bestehende darum, weil es einmal vorhanden ist, Ansprüche auf immerwährende Dauer, und soll man etwa wünschen, daß diese Sehnsucht, weil sie nur eine Neuerungssucht anrege, die namenloses Elend in so vielen Ländern herbeigeführt hat, für immer erstickt werde? Sollte an allen Orten eine solche Zufriedenheit mit dem Zustande der Dinge erzwungen werden, daß es Jedem schon als Sünde angerechnet würde, einem Gefühle der Unvollkommenheit mit seiner gegenwärtigen Lage Raum zu geben?

Es leuchtet ein, daß so gestellt die Frage nur verneint werden kann; aber es ist eben so nothwendig,

daß man sich nicht durch täuschende Reden irre führen lasse, sondern auf die wahren Ursachen und Triebfedern dieser großen Bewegung im Leben der Völker zurückgehe, um über ihren Werth oder Unwerth ein sichres Urtheil zu fällen, und zugleich sich dessen bewußt zu werden, welche Stellung in der Zeit man einzunehmen habe.

In die Tiefen unsers Wesens ist der Trieb nach Vollkommenheit gepflanzt. Im Zustande der Wildheit sehn wir freilich den Menschen nur erfüllt von dem Gefühle des sinnlichen Bedürfnisses, und gerichtet auf augenblicklichen Genuß; das aber ist eben der Moment des Ueberganges zur Gesittung, wo der Sohn der Erde sich des Berufes bewußt wird, nach einem mit sich, mit der Natur und der hohen Macht, die über ihm und allen Lebendigen waltet, einigen Dasein zu ringen, und wie nahe oder wie ferne ihm auch die Gränzen für seine Kraft gesteckt sind, in sich vollendet zu werden. So ergreift ihn der Drang, sein Dasein zu erweitern, und vor Allem sich die Bedingungen zu sichern, unter welchen seine Kraft, die angeborne, und die anerzogne, sich frei entwickeln kann. Schwebten ihm nun auch immer die höchsten Zwecke des geistigen Lebens vor Augen, so dürfte er doch nie gegen die zeitliche Grundlage gleichgültig sein, auf welcher sich das innere Leben seines Gemüthes entwickeln soll. Des Leibes Kraft und Gesundheit, der irdische Besitz, die Rechte, die Ehre, der Genuß dieses Lebens, sind zwar um ihrer selbst willen nicht die Güter, nach denen edle Seelen ringen, aber sie haben beziehungsweise ihren Werth und ihre hohe Wichtigkeit. Denn die Gesundheit der Seele, die Frische des Geistes, unabhängig ist sie nicht von der Fülle und Kraft des sinnlichen Daseins, und um für die Zwecke des Himmels zu wirken, können wir der irdischen Mittel nicht entbehren. Persönliche Freiheit, Sicherstellung der Rechte und des Besitzes, Befriedigung der Ansprüche, die der Einzelne als Mitglied eines Gemeinwesens freier

Bürger zu erheben hat, daß ihm die Bahn nicht verschlossen werde, bei sorgfältiger Ausbildung und bei treuem Gebrauche seiner Kräfte einen angemessenen Wirkungskreis zu finden — das steht Alles mit den höchsten Beziehungen des Lebens in so naher Verknüpfung, daß es nicht aufgegeben werden kann, diese Güter zu erstreben und die darauf bezüglichen Rechte zu bewahren und zu vertheidigen. Je mehr aber der Einzelne, wie die Gesammtheit eines Volkes zum Bewußtsein seiner geistigen Interessen gekommen ist, desto mehr wird auch neben der persönlichen die Gedanken-, die Glaubens- und Gewissensfreiheit gefördert werden, worunter, wie bekannt, nicht verstanden wird, daß ein Jeder für sich denken und glauben könne, wozu ihn die besondere Bestimmtheit seines Wesens oder eine höhere Nothwendigkeit treibt — denn diese innere Freiheit zu beschränken, liegt ja außer der Macht der Mächtigsten — sondern der freie Verkehr der Gedanken, und das offne, ungehinderte Bekenntniß des Glaubens. Denn die Erkenntniß der Wahrheit kann ja nur da gedeihen, wo die tüchtigsten Geister im Vereine ungehindert die Ergebnisse ihres Nachdenkens und ihrer Forschung mittheilen dürfen, und durch ihr Zusammenwirken die Mängel einseitiger Auffassung auszugleichen, und einen Reichthum geistiger Schätze zu sammeln, der eben nur in der Gemeinschaft gewonnen werden kann. Eben so verhält es sich auch mit dem Leben des Glaubens. Nur da wird es frisch und mächtig Geister wecken, Herzen erwärmen und zu göttlichen Thaten entflammen, wo die Stimme Gottes nicht in der Brust verschlossen wird, sondern wo frei und ohne Zwang Jeder bekennen darf, was des Geistes Arbeit in ihm gefördert hat; wo der schwache Glaube sich an dem stärkeren aufrichten, und der starke durch lebendige Wechselwirkung auf höhere Stufen geführt wird.

Daß nun die Sehnsucht der Völker nach einem glücklicheren Zustande mit diesem in die Tiefen der Menschennatur gepflanzten Triebe nach wahrhafter

Freiheit, Gerechtigkeit und Wohlfahrt enge verbunden sei — wer wollte das verkennen? wer aber auch aller Geschichte und Erfahrung zum Trotze behaupten, daß nur hievon allein dieses Wogen in den Gemüthern, dieses oft so ungestüme Begehren, daß es anders werde, angeregt wird. Jenes Wort des Euripides: in den Handlungen und in dem Leben der großen Menge geschehe weder das Gute, noch das Böse für sich allein, sondern es gebe, wie er sich ausdrückt, immer eine gewisse Synkrasis, eine innere Mischung des Guten und des Bösen in dem Menschen, — zusammengehalten mit unsrer eignen Wahrnehmung in den Lehren der Geschichte — warnt uns eben sowohl vor ungetheilter Bewunderung, als vor entschiedener Verwerfung aller der Triebfedern, die bei einer so weit verbreiteten Sehnsucht nach einem glücklicheren Zustande in Bewegung sind. Unser Urtheil wird sich darüber um so eher feststellen lassen, wenn wir es an einzelnen allgemein bekannten Ereignissen, und zwar zuerst der frühern Jahrhunderte, schärfen. Wer theilt nicht die innere Empörung, welche die Freunde von Johann Huß und Hieronymus von Prag gegen die Frevel geistlicher und weltlicher Gewaltherrschaft ergriff und in Millionen ihrer Landsleute den Wunsch erregte, daß das Gewissen frei und ohne Zwang der Glaube wäre? Aber war es nur der Eifer für Glaubens- und Gewissensfreiheit, welcher die kampflustigen Schaaren unter Ziska und Procop und Rokyczana vereinigte; mischten sich keine anderen Interessen als die heiligen Angelegenheiten des Glaubens in die Kriege der Hussiten; zeigte es sich nicht offenbar, welches Verlangen die Menge dieses aufgeregten Volkes erfüllte, als dasselbe nach Ungarn hin, nach der Ostsee und in der Oberpfalz der Schrecken aller friedlichen Bürger wurde, als sie, sich ohne weitere Beglaubigung für das erwählte Volk Gottes erklärend, die andern Völker als Moabiter und Philister erst berauben und dann vertilgen wollten?

Oder wer möchte es bestreiten, daß sich unter den Zeitgenossen **Luthers** fast in allen Ländern Europas eine Sehnsucht nach einer Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern regte, wozu es allerdings eines Mannes bedurfte, in dessen Brust ein Feuereifer brannte, der ihn der größten Thaten fähig machte und viele Tausende mit sich fortriß, dessen unwandelbarer Glaube vor keiner Schwierigkeit erschrak, dessen unerschütterter Muth jeder Gefahr kühn entgegentrat. Aber wahrlich! es waren auch Wünsche anderen Gehaltes, welche bei der entzündlichen Menge jener Zeit eine allgemein verbreitete Unzufriedenheit mit ihrem Zustande nährten; bei den Bauern namentlich, die in Schwaben, in Niedersachsen, und auch in unserem Preußen damals aufstanden, so wie bei jenen rasenden Schwärmern, die in Westphalen ihr Haupt erhoben, und in Münster ein Ende mit Schrecken nahmen, handelte es sich wahrlich um ganz andere Dinge, als um des Gewissens heilige Rechte, und um der Seelen Seligkeit!

Und denk' ich mir Frankreich vor 40 Jahren — so fürchte ich nicht, daß in mir Jemand den Vertheidiger jener schrankenlosen Willkühr vermuthen wird, wo unter der Regentschaft von Orleans und unter der Regierung des 15ten Ludwig (deren rechten Namen man auszusprechen erröthet) nicht bloß die äußere Wohlfahrt untergraben, sondern auch ein schrecklicher Verfall des Glaubens und der Sitte verschuldet wurde; einer Verfassung, wo die düsterste Bigotterie neben dem frechsten Materialismus begünstigt, wo ein Jean Calas durch „Urtheil und Recht" gemordet, das Mark des Landes von dem Hofadel und der hohen Geistlichkeit in der Hauptstadt verzehrt wurde, während die Noth des Bürgers und Landmanns bis aufs Aeußerste stieg! — Wer muß es nicht begreiflich finden, daß unter einem solchen Volke und bei einer solchen Zerrissenheit aller Lebensverhältnisse sich auch der edelsten Bürger die Sehnsucht nach einem anderen Zustande ihres Vaterlandes bemächtigte, wo gesetzmäßige Freiheit, Recht

und Gerechtigkeit Allen zu Theil werden und das Gebäude der allgemeinen Wohlfahrt auf sicheren Grundlagen befestigt werden möchte; wer erinnert sich nicht, mit welchen hochfliegenden Hoffnungen selbst Edle, wie Klopstock, ihre Theilnahme aussprachen, wie er im Jahre 1788, als die Versammlung der Reichsstände ausgeschrieben wurde, sang:

Morgenschauer dringen den Wartenden durch Mark und Bein;
O komm du neue labende, nicht geträumte Sonne!
Gesegnet sei mir du, das mein Haupt bedeckt,
Mein graues Haar, die Kraft, die nach sechszig
Fortdauert; denn sie war's, so weit hier
Brachte sie mich, daß ich dieß erlebte.

und in einer andern Ode:

Glückliche Zeit, und ich glücklich, der
sie noch sah, wo die Saat gestreut wird,
aus der sich hoch die goldne Aehre erhebt.
Ach ich sehe sie schon, höre die
wogenden Felder rauschen; sie kommt,
Wonne, die Erndte kommt!

Ja sie kam bald, diese Erndte, aber ihre Früchte fielen anders aus, als Poeten und Stubengelehrte sich den Menschen und die Menschheit geträumt hatten; wenige Jahre vergingen, und Burke konnte bei dem Rückblicke auf die bekannten Ereignisse, die seit den zermalmenden Dekreten der Nationalversammlung einander so schnell gefolgt waren, unter lautem Beifalle des versammelten Parlaments versichern: in seinem letzten Augenblicke würde ihn noch der Gedanken schaudern machen, daß sein Vaterland irgend eine Gemeinschaft mit einer Horde von Elenden, wie er das damalige Frankreich unter seinen 1200 Häuptern nannte, haben könne, die den Namen Mensch mehr herabwürdigten, als die wildesten, nach Menschenblut dürstenden Racen, — mit Elenden, deren Namen aus dem Verzeichnisse des Menschengeschlechtes ausgelöscht werden mußten. Und wahrlich nach solchen Erfahrungen, wie sie jene denkwürdige Zeit darbot, wo es bald auf die Zerstörung

jeder geistigen Grundlage des Lebens abgesehen war, wo Geistesbildung und Wissenschaft geächtet und die noch vorhandenen Ueberreste von Religion und Kirchenthum vernichtet werden sollten; wo der Erzbischof Gobet von Paris öffentlich sein Amt mit der Erklärung niederlegte: nun da alle Gefühle sich in ein einziges zusammenzögen, bedürfe es keiner andern Verehrung, als der der Freiheit und Gleichheit — und mit ihm wetteifernd der Protestant Julien von Toulouse gelobte: nie werde er wieder das Amt eines Geistlichen bekleiden; fortan solle das Heiligthum der Gesetze sein Tempel, die Freiheit seine Gottheit, das Vaterland sein Dienst, und die Constitution sein Evangelium sein, — müßte man an der Urtheilsfähigkeit eines Jeden verzweifeln, der dennoch in der Meinung verharrte, die Sehnsucht nach einem glücklicheren Zustande, die sich vor dem Ausbruche jener großen Umwälzung allgemein regte, sei nur aus den reinsten Trieben nach wahrhafter Freiheit, Selbstständigkeit und Gerechtigkeit hervorgegangen.

Was ist nun aber unsrer bisherigen Rede kurzer Sinn? Daß sich die Frage, ob nicht die Sehnsucht der Völker, wie sie sich nun so allgemein regt, den Sinn für das Bessere bekunde, nicht geradezu beantworten läßt, sondern daß erst, wenn ich mich so ausdrücken dürfte, mit dem Aggregat von Meinungen, Gefühlen, Wünschen und Bestrebungen, das in dieser herrschenden Stimmung zusammengefaßt ist, ein chemischer Proceß vorgenommen und dasselbe in seine Elemente aufgelöst werde. Dann erst wird es sich sagen lassen, worüber man sich zu freuen, und worüber man sich zu betrüben, was man zu lieben und was man zu hassen habe, in welche Wünsche und Bestrebungen man einstimmen, und welche man verabscheuen solle.

Bei wem sich die Sehnsucht nach einem glücklicheren Zustande zu erkennen giebt in lauten und ungestümen Klagen auch über eine solche Regierung, die

es sich zur ernsten Aufgabe gestellt hat, sich nur in der Bahn des Gesetzes zu bewegen; wer sich ungeziemende Aeußerungen erlaubt, wo nur die Stimme der Ehrerbietung gehört werden sollte; wo ungestüme Wünsche laut werden, Einrichtungen niederzureißen, die mit der Sitte des Volkes und mit den Rechten des Einzelnen aufs engste verwachsen sind, und wo sie der Vervollkommnung bedürfen, doch nur mit Schonung und allmählig umgestaltet werden können; ja wo man zuletzt keine Scheu trägt durch verbrecherische Unternehmungen das vermeintliche Volksglück herbeizuführen; da sieht es wohl jeder Unbefangene ein, solch' Verlangen sei nicht auf wahrhafte Freiheit, Gerechtigkeit und allgemeine Wohlfahrt gerichtet, nicht aus reinen Trieben sei es hervorgegangen, sondern aus irdischen, selbstsüchtigen, teuflischen Regungen.

Ganz anders wird sich die Sehnsucht nach einem glücklichen Zustande bei den wahren Freunden der guten Sache zu erkennen geben. Auch sie sind sich des Mangelhaften und Unvollkommenen der Gegenwart bewußt, und wären sie auch für ihre Person in einer glücklichen Lage, so bleiben sie nicht gleichgültig gegen Das, was für Andere noch zu wünschen und zu thun ist. Ihrem Blicke entgehen nicht die morschen Gebäude, die veralteten Einrichtungen und die offenbaren Uebelstände, welche der gedeihlichen Entwickelung eines ächt volksthümlichen Lebens hemmend entgegenwirken; auch ihnen genügt die Wirklichkeit nicht; ihr nimmer ruhender Geist, in seinem Denken und Wollen nicht abhängig von den wechselnden Meinungen des Tages, sondern umstrahlt von dem Lichte, welches gekommen ist in die Welt, alle Menschen zu erleuchten, wartet der Zeit, wo die Menschheit freier von Vorurtheilen und reiner von Sünde, wo sie weiser, tugendhafter und glücklicher sein werden; und ihr Warten ist eben so wenig ein müßiges, als ein ungestümes, sondern ein geduldiges und doch dabei ein thätiges. Sie wirken so lange es Tag ist. Aber unerschütterlich

halten sie auch fest daran, daß das Böse nie durch das Böse dürfe überwunden, daß die gute Sache nur auf dem Wege des Rechts und der Ordnung zum Ziele geführt werden könne. Wo sie daher auf ihrer Lebensstelle berufen sind für das Gemeinwohl zu wirken, da fehlt es ihnen eben so wenig an Muth die Bedürfnisse der Zeit und die gerechten Wünsche des Volkes auszusprechen, als sie der Menge in unwandelbarer Ehrerbietung gegen die Gesetze und in freudiger Bereitwilligkeit zu Opfern für das Gemeinwohl vorangehn.

Und werden sie durch solche Grundsätze in festen Schranken gehalten, etwa je um der Erfolge willen Ursache haben zu bedauern, daß sie nicht gleich denen, die auf kein anderes Gebot als das des eigenen Willens hören, im Sturmschritte vorgehen, und was ihnen einem glücklichen Zustande hinderlich scheint, niederwerfen? Obwohl es für Jeden, der ein höheres Zeugniß für sich hat, nicht erst äußerer Bestätigung bedarf, um sein Herz fest zu machen: so fehlt es doch auch nicht an Beweisen der Geschichte, daß die unmittelbaren Folgen der Leidenschaft, welche die heiligsten Bande zerreißt, und der der Zweck die Mittel heiligen soll, nie anders als der allgemeinen Wohlfahrt verderblich gewesen sind. Dies bezeugen die oben erwähnten Bauernaufstände im Anfange des 16. Jahrhunderts, deren Ergebniß nach einem mit der äußersten Erbitterung geführten Kampfe nur das war, daß das Loos der Landleute noch mehre Generationen hindurch viel drückender wurde, als es vordem war. Und jene von Vielen so bewunderte That einer in voller Blüthe jugendlicher Anmuth prangenden Jungfrau, die sich für berufen hielt, als Vertreterin der Menschheit die Welt von einem Tyrannen zu befreien — ich meine, wie Charlotte Corday unter der Larve des Flehens sich dem Ungeheuer Marat nahend, ihm das meuchelmörderische Eisen ins Herz stieß — steigerte nicht eben dieser Mord die Tyrannei, die damals auf Frankreich lastete, zu einer alles Voranliegende weit übertreffenden

Höhe? Und, um doch auch ein Beispiel aus der Tagesgeschichte anzuführen, haben denn etwa Diejenigen, welche mit verbrecherischer Hand im nächtlichen Ueberfalle die Fackel des Aufruhrs in unser unglückliches Nachbarland schleuderten, ihrer Angabe nach nur getrieben von der Sehnsucht ihrem Vaterlande einen glücklicheren Zustand zu bereiten, haben sie einen solchen herbeigeführt, oder ist nicht vielmehr durch sie Polen an den Abgrund des Verderbens gekommen; sind ihm nicht Wunden geschlagen, die keine Zeit heilen kann?

Wahrlich, wahrlich! Es giebt ein heiliges, ein unsichtbares Band, welches die That des Menschen an ihre Folgen knüpft; nie wird man Trauben lesen von Dornen; nie wird, was ohne Gott, was wider seine heilige Ordnung unternommen wurde, Segen bringen.

Läßt sich also die Sehnsucht der Völker nach einem glücklicheren Zustande, die sich nun so allgemein regt, nicht unbedingt als ein schönes Zeichen preisen, sondern kommt es darauf an, ihre Früchte zu prüfen, so werden wir auch über die Stellung nicht zweifelhaft sein, welche wir in einer so bewegten Zeit, wie die unsrige ist, zu behaupten haben.

Besonnenheit ist die erste Pflicht. Wir werden uns nicht irre leiten lassen durch die wechselnden Meinungen des Tages, nicht einstimmen in die blinde Bewunderung jeglicher That, in der sich Muth und Kühnheit kund giebt, ohne zu fragen, in welcher Gesinnung und zu welchem Dienste sie angewandt werden; wir werden uns mit Unwillen abwenden von Jedem, der auch eine solche Sehnsucht nach einem glücklicheren Zustande als ein schönes Zeichen der herrschenden Gesinnung unter einem Volke preist, deren Wirkung gebrochne Eide und Frevel aller Art sind. Wo sich aber in der Sehnsucht nach einem glücklicheren Zustande in der That ein Sinn für das Bessere kund giebt, werden wir zwar gern der Hoffnung Raum geben, daß er weise benutzt und geleitet, auch eine bessere

bessere Zeit herbeiführen könne; wir werden aber auch dessen immer eingedenk bleiben, daß viele Uebel nicht gehoben werden, ohne neue und größere herbeizuführen, daß das Gute nur allmählig zur Reife kommt, daß alle Veränderungen in den Formen der Verfassung ein Volk nicht beglücken werden, wenn nicht zugleich die herrschende Gesinnung in demselben erneuert wird; wir werden uns und Andere erinnern, daß die wahre Quelle der Glückseligkeit *nicht außer dem Menschen*, wo Alles schwankend, ungewiß und vergänglich ist, sondern *in ihm* fließe.

Wie wir daher für uns kein anderes Maaß für die Beurtheilung der großen Bewegungen der Zeit haben, als was uns das Gesetz des Heiligen vorschreibt, so werden wir auch wo es gilt, vor Andern davon Zeugniß ablegen, ohne Menschenfurcht und mit Verachtung des leichtfertigen Spottes, der Jeden, der nicht in den Modeton der Bewunderung des Revolutionirens einstimmt, serviler Gesinnung anklagt.

Wie aber einerseits jedes ungestüme Verlangen zu mäßigen ist nach schneller Hinwegräumung alles Dessen, was in der bestehenden Einrichtung der allgemeinen Wohlfahrt hinderlich ist, oft uns aber auch aus Unkenntniß der zu berücksichtigenden Verhältnisse nur so scheint: so sind wir doch weit entfernt zu *wünschen*, daß alle Gutgesinnten nur bloße Zuschauer Dessen bleiben möchten, was die Ereignisse herbeiführen werden. Nichts darf uns freilich in dem Glauben erschüttern, daß über allem irdischen Wechsel Gott der Herr waltet, und allen Dingen ihr Maaß und ihr Ziel setzet, und daß sich auf sein Geheiß legen müssen alle stolzen Wellen; daß Er es ist, der das Gedeihen der guten Saaten fördert, und daß Er, wenn auch nach ewigen Gesetzen das Böse in immer fortschreitender Entwickelung seiner Reife, und so seiner endlichen Ausrottung entgegengeht, dennoch Alles so geordnet hat, daß auch der Widerstand finstrer Kräfte das Reich des Lichts fördern muß. Aber wir wissen auch, daß in mensch-

lichen Dingen die Rathschlüsse Gottes nur durch Menschen ausgeführt werden. Fern bleibe uns daher die Gleichgültigkeit gegen die Angelegenheiten des Tages; achten wir auf die Zeichen der Zeit; bleiben wir uns des Berufes bewußt, daß ein Jeder auf seiner Lebensstelle mit eine bessere Zeit herbeiführen soll. Zwar liegt die Sorge für die allgemeine Wohlfahrt zunächst Denen ob, die am Ruder des Staates sitzen, aber Keiner steht auf einer so niedrigen Stelle, daß es ihm auch nicht möglich wäre, für das gemeine Beste wohlthätig zu wirken; Jeder lebt in Verbindungen, die es ihm möglich machen, den Sieg des Rechts — und das ist in Wahrheit der glücklichere Zustand — herbeizuführen.

Und diesem Rufe folgen wir um so freudiger, als nur eine Stimme sein kann, daß wir in einem Lande leben und einer Regierung uns erfreuen, die Preußen im Angesichte von Europa zum Gegenstande des Neides macht. Denn wo ist — darf ich, auf Thatsachen ohne Zahl mich berufend, fragen — wo ist sonst ein Staat, wo seit einem Viertel Jahrhundert so viele veralteten Einrichtungen, die der freien Entwickelung des Ganzen hinderlich waren, abgestellt, — so viel für Begründung einer wahrhaft gesetzmäßigen Freiheit und Gerechtigkeitspflege, so viel für die geistige Grundlage des Lebens geschehen ist, als in dem unsrigen, und das Alles ohne gewaltsame Erschütterung, ausgegangen von einem Könige, der sein Volk wahrhaft liebt, auf die Bedürfnisse der Zeit achtet, jedem gerechten Wunsche entgegenkommt, aber auch mit Ernst und Nachdruck dem blinden stürmischen Verbesserungseifer zu wehren, und stark durch die ihm von oben her verliehene Gewalt und durch die Liebe eines treuen Volkes das Verlangen der Gesetzlosen zu zügeln weiß.

Zwar ist auch in unsrem Vaterlande der gegenwärtige Zustand der Dinge nicht der jener schönen goldnen Zeit, von der in dem frühesten Alterthume die Sage ging, wo nur Güte und Treue einander

begegneten, wo Tugend und Eintracht sich küßten; aber eines solchen Zustandes warten wir auch in diesem Weltenlaufe vergebens; der ist nur für die neue Erde und für den neuen Himmel. Hier ist noch viel Verdienst übrig! Würdig ist die Aufgabe, es zu erringen! Dieser festliche Tag, der uns mit Dank und Freude erfüllt, daß unser Vaterland schon länger als ein Jahrhundert sich des Glanzes eines königlichen Thrones werth gemacht, sei uns eine kräftige *Mahnung*, nach dem Maaße unsrer Kraft uns als seine treuen Söhne zu bewähren, in dem Glauben an den gewissen Sieg des Guten, in der Liebe, die zu jedem Opfer bereit ist, und in der Kraft der Gottesfurcht. In solchen Gesinnungen vereint, wird es aber nicht eine ungestüme Sehnsucht nach einem glücklicheren Zustande sein, die uns Preußen erfüllt, sondern eine frohe Erwartung, daß, wie wir bisher unter dem *Scepter* Friedrich Wilhelms, des Weisen und des Gerechten, des Vaters des Vaterlandes, ohne gewaltsame Erschütterungen zur Erneuerung des Gemeinwesens geführt wurden, auch die Folgezeit noch Vieles zum Segen des Ganzen neu gestalten, und treue Bürger und gehorsame Unterthanen zu neuem Danke verpflichten wird. Wer solch eine Gesinnung und diese Erwartung mit mir theilt, der stimmt auch ein in *meinen* Herzenswunsch und in mein Gebet: Gott erhalte, Gott segne den König!

III. Ein Wort über Struve's künstliche Heilquellen.

Vom Prof. v. Bohlen.

Wenn der Laie sich anschickt über irgend einen Gegenstand, der ihn vielleicht nur durch Erfahrung berührt hat, seine Stimme laut werden zu lassen, so muß er allerdings wohl gewärtigen, daß ihm von Seiten der Spruchfähigen das bekannte: was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz! oder ein ähnliches Sprüchelchen könnte entgegengerufen werden, allein er darf auch wegen einer derartigen Maxime seine etwaigen Bemerkungen und Wünsche nicht gänzlich zurückhalten, sobald er von ihrer Gemeinnützigkeit sich überzeugt oder den zu besprechenden Gegenstand durch den Erfolg erprobt hat. Ueberdieß sollen ja unsere Provinzial-Blätter das Organ sein, „wodurch Jeder, dem das Wohl seiner Mitbürger nicht gleichgültig ist, seine gemeinnützigen Ansichten u. Erfahrungen dem Publikum mittheilen kann," und handelt es sich nun vollends um eine öffentliche Anstalt, welche, einzig und allein auf das Wohl der leidenden Menschheit berechnet, durch ihre heilsamen Wirkungen zu einem stillen Segen für unsere Provinz geworden ist, und darf man mit Fug und Recht voraussetzen, daß die Schriften, welche von Aerzten über dieselbe gewechselt, nicht immer in den Bereich der Hülfebedürftigen gelangen, so wird es beinahe zur Pflicht, daß derjenige, dem die Wohlthaten eines solchen Institutes gefruchtet, seinen Dank ausspreche, wie ungerne sich auch der Genesene geneigt fühlen mag, seine eigenen Gebrechen öffentlich zur Schau zu stellen. Es ist bekannt, wie der Doctor Struve in Dresden, von rein wissenschaftlichem Eifer zu chemischen Forschungen angetrieben, nach einer langwierigen und sorgfältigen Analysis der natürlichen Mineralwässer endlich dahin gekommen, diese auf das Genaueste nachzubilden, und wie alsbald die ersten

Trinkanstalten in Dresden und Berlin versucht wurden. Gleich ferne von jener wichtigthuenden Geheimnißkrämerei wie von marktschreierischem Ausposaunen, welche immer nur von eigennützigen Absichten das Echo sind, legte Struve das schrittweise Verfahren der Wissenschaft dar (Ueber die Nachbildung der natürlichen Heilquellen, mit einer Vorrede von dem Sächsischen Leibarzte Kreysig, Dresd. 1824), und so viel auch anfänglich gegen die Möglichkeit einer solchen Nachbildung gestritten wurde, so konnte doch von keinem Sachkenner gegen die Wirklichkeit irgend etwas Gründliches eingewendet werden. Man stieß sich am meisten an dem Namen der **künstlichen** Heilquellen, und dachte dabei an irgend eine Art von Ersatz oder unvollkommenem Surrogate, ohne es einsehen zu wollen, daß hier keinesweges etwas Neues geschaffen werde, sondern daß nur die vermischten und verbundenen Bestandtheile der natürlichen Mineralquellen mittelst der Scheidekunst aus ihrer Verbindung gelöset, und, wenn sie rein ausgeschieden, abermals in ein zusammengesetztes Präparat wieder vereinigt würden, nicht anders als die Pharmaceuten bei den zusammengesetzten Medicamenten in unseren Officinen verfahren, und als die Natur selber in dem großen Laboratorium der Erde bei der Quellbildung zu Werke geht, ja ohne es zu bedenken, daß man aus eben dem Grunde die Wirksamkeit des Glaubersalzes, weil es aus dem gemeinen Küchensalze entsteht, wenn durch Schwefelsäure das Chlor ausgetrieben, so wie vieler anderen unserer einfach scheinenden Heilmittel, die erst durch Kunst gewonnen werden, läugnen müßte. Endlich flüchtete man sich sogar zu einem kosmischen Elemente der Naturbrunnen, zu einer Seele des Erdenlebens, die gleich dem heiligen Geiste über den natürlichen Quellwassern schwebe; allein dergleichen Faseleien verstummten, als nach und nach die berühmtesten Deutschen Aerzte sich beifällig über die heilsamen Wirkungen der chemischen Wässer aussprachen, und es einmüthig

bezeugten, wie nach Beobachtungen aus den verschiedensten Stadien ihrer praktischen Thätigkeit der Erfolg den Erwartungen vollkommen entsprochen habe. Hören wir einige Urtheile, welche in dieser Hinsicht gefällt sind, uneracht et es fast eine Ungerechtigkeit gegen die übrigen wohlbekannten Heilkünstler scheinen könnte, wenn wir nur Einzelne unter ihnen vernehmen. Der Prof. Reich in Berlin gesteht es: „er müsse in Leber-, Magen-, Darm-, Milz-, Nieren- und Blasenkrankheiten, in gewissen hämorrhoidalischen, hypochondrischen und hysterischen Beschwerden, so wie in höchst empfindlichen Störungen der beiden Hauptapparate des dynamischen Menschen, nämlich des Sinnen- und des Bewegungsapparates, den künstlichen Karlsbader Wässern eben die warme Lobrede halten, welche den natürlichen gebührt, wenn er die von ihm beobachteten günstigen Erfahrungen einzeln anführen wolle.“ Der Medicinalrath von Könen bezeugt, daß „in einem Falle, wo Lungenkrankheit und hektisches Fieber einen bedeutenden Grad bereits erreicht hatten, das künstliche Emser Wasser eine völlige Heilung bewirkte, und daß ihm die Anwendung des Karlsbader Wassers, wo Kranke, welche gewohnt waren jährlich nach Karlsbad zu gehen, dieselben Wirkungen und zwar in derselben Folgenordnung erfuhren, als sie dieselben früher an der Quelle selbst wahrgenommen hatten, eben so überzeugend geworden.“ Kreysig spricht es offen aus, „daß nicht so gar selten in Dresden Heilungen an Kranken vollendet worden, welche die natürlichen Wässer schon verlassen hatten, weil man geglaubt, man dürfe sie nicht weiter auf diese Kranken anwenden.“ Der Medicinalrath Horn bekennt: „er müsse die künstlichen Mineralbrunnen zu den wirksamsten Mitteln unseres Arzneivorrathes rechnen, deren vorsichtige und erfahrungsmäßige Anwendung zur Milderung und Hebung vieler schweren, chronischen Uebel beitrage.“ Ammon in Dresden sagt von Struve's Brunnen: „daß sie ganz wie die natürlichen auf den kranken Körper wirken, sei nach nunmehr funfzehn-

jähriger Erfahrung zu bejahen," und noch neuerlich bemerkt Doctor Vetter in Berlin: wie es bereits eine überflüssige Bemühung sein dürfe, die Identität der Wirkung des natürlichen und künstlichen Karlsbader Wassers aus Beispielen erweisen zu wollen. Die glücklichen Kuren der Anstalt in Brighton werden von Doctor King in einer eignen Schrift aufgezählt, und wir fügen zu diesen gewichtigen Thatsachen, welche um ein Bedeutendes vermehrt werden könnten, noch das Bekenntniß des alten Zelter, wenn er an Goethe schreibt: „Mein Befinden hat sich völlig hergestellt; das Natursurrogat hat dazu beigetragen, indem es alten Sauerteig in Gährung gesetzt hat." Das triftigste Zeugniß zu Gunsten der Entdeckung ist aber wohl, daß seitdem nicht sowohl in den ersten Städten Deutschlands, als auch in rascher Zeitfolge in England und an den wichtigsten Punkten Rußlands, nämlich zu Moskau, Odessa, Warschau, Helsingfors und Petersburg, gegenwärtig vielleicht auch zu Kiew und Riga, ähnliche Brunneninstitute sind angelegt worden, und daß von allen Seiten her die günstigsten Resultate zur Kunde des ärztlichen Publikums gekommen sind. Für Königsberg kam Struve bereits im Jahre 1825 den Bitten freundlich zuvor, und wenn die großen Segnungen, welche aus dieser Anstalt für unsere Provinz ersprießen können, noch nicht so anerkannt und gewürdigt scheinen, als sie es billigerweise sollten, so mag dieß weniger an den Empfehlungen der Aerzte liegen, unter denen besonders unser zu früh verstorbene Doctor Hertz das Verhältniß der künstlichen Mineralwässer zu den natürlichen scharf ins Auge gefaßt hat (in Rust's Magaz.), als eben daran, daß jene Vortheile vor den Augen des leidenden Publikums nicht oft genug erwogen worden. Uebersieht man das ungeheure Heer von Leiden, von den chronischen Uebeln an, die durch allmählige Veränderungen der Säfte in abnormen Lebenserscheinungen sich kund geben, und deren Keim und Stoff der Kranke in sich trägt, ohne es nur zu ahnen, bis zu den völlig entwickelten lokalen Krank-

heiten, zu Leberverhärtungen, Verschleimungen, Drüsen-, Milz- und Nierenübeln, Hämorrhoiden, Störungen der Verdauung, Stockungen in den Eingeweiden und allen anomalen Funktionen des Unterleibes, wie sie Namen haben mögen; bedenkt man, daß bei weitem die meisten dieser Furien ihre Nahrung aus der geistigen Anstrengung und der sitzenden Lebensart ziehen, mithin am öftersten den Gelehrten und Beamten treffen müssen, und weiß man ferner, daß sie am sichersten und wirksamsten durch eine Brunnenkur gebannt werden mögen, so erhellt auch, daß gerade unter den Kranken jener Stände nur sehr wenige eine solche Wohlthat an den Naturquellen selbst genießen können. Manche werden durch persönliche Verhältnisse oder durch Familienbande an die Heimath gefesselt, und Andere können vermöge ihres Gesundheitszustandes eine Reise in die weitentlegenen Brunnenörter nicht mehr wagen; die Mehrzahl indessen ist von Zeit und Geldmitteln zu sehr bedrängt, und kann ohne die größten Opfer ihre Amts- und Berufspflichten nicht unterbrechen, oder wenn es ja geschieht, so hockt auch sicherlich die schwarze Sorge auf dem Reisekoffer, und es wird unter Verstimmung des Gemüths eine übereilte Treibkur durchgemacht, die unter so bewandten Umständen fruchtlos bleiben muß. Man bringt gewöhnlich die lebendige Spannung mit in Anschlag, welche durch das Wohlthätige der Reise und der Zerstreuung, durch die Erholung von den täglichen Geschäften, durch die fremde und gesellige Umgebung in einer schönen Gegend, und durch die gänzlich veränderte Lebensart hervorgebracht werde, und es ist keinesweges zu läugnen, daß jene aufregende Spannung bei einer jedweden Brunnenkur mitwirken müsse, daher denn auch sogar beieiner künstlichen Trinkanstalt die Kranken der Provinz vor den Einheimischen in entschiedenem Vortheile stehen; allein es giebt auch hier eine Schattenseite, welche schon Hr. v. Könen unpartheiisch beleuchtet hat. „Der Aufenthalt in einem besuchten Brunnenorte, sagt dieser, ist dem wirklich Leidenden nicht immer so

angenehm; es liegt in der Natur der Sache, daß er viele Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens entbehren muß, ohne grade in so vielen andern bei seinen Leiden einen Ersatz zu finden. Selbst der Geschäftsmann, der an unausgesetzte Thätigkeit gewöhnt ist, findet in der gänzlichen Entfernung von seinen Geschäften nicht immer eine Erholung, um so weniger, als er nur auf seine körperlichen Gefühle unausgesetzt verwiesen ist; dieß ist oft für ihn kein geringer Frohndienst, und wie *viele* Brunnenkranke werden erst am Ende der Zeit wieder heiterer, weil das Ziel des auferlegten und aufhörenden Müßiggangs näher rückt, und gewöhnlich sind ein paar Stunden nach dem letzten Becher schon die Postpferde da. Es heißt zwar, Geschäfte und Kur vertragen sich nicht, aber Langeweile eben so wenig, und daher wird mancher Geschäftsmann mehr Erfolg vom künstlichen Brunnen haben, weil er bei Anwendung der Kur weniger von der Zeit abhängt." Was die gesellige Umgebung betrifft, so hat es allerdings wohl einen großen Reiz, auf eine Zeitlang unter Menschen aus den verschiedensten Gegenden und in der Nähe so manches berühmten Fremdlinges zu verweilen; allein es wird dagegen bemerkt, wie es an namhaften Brunnenörtern nicht immer möglich sei, sich des Druckes conventioneller Verhältnisse, welche gewöhnlich die *feindseligsten* für die Gesundheit sind, entledigen zu können, und wie in diesem Falle der wahre Kranke sich selber überlassen bleibe oder höchstens nur mit einigen Wenigen in nähere Berührung komme. Solchem Unwesen entgehen die Struveschen Anstalten, denn, sollte es auch in diese oder jene sich einschleichen wollen, wie es etwa bei der Petersburger den Anschein hat, welche schon durch ihren großartigen Luxus nicht eben geeignet sein mag, das Vertrauen des unbemittelten Bürgers zu erwecken, zumal da ein Correspondent (im Morgenblatte) noch die Versicherung nothwendig findet, daß man sogar bedeckten Hauptes dort wandele: so kehrt doch der Kranke nach den wenigen Trinkstunden in seine Familie zurück und mag von der sorg-

lichen Gattin oder von alten lieben Bekannten gepflegt werden. Ueberdieß fehlt an der natürlichen Heilquelle der treueste Freund und Führer, der des Kranken ganze Individualität kennt, und der die Modificationen, welche eine fast ganz neue Lebensart und die fremden Eindrücke in der Form seines Uebels nothwendigerweise hervorbringen müssen, genau beobachten und zum Besten lenken könne, nämlich der Arzt. Die mitgebrachten ärztlichen Berichte reichen hier nicht immer aus, und die Brunnenärzte sind an den besuchten Quellen während der kurzen Kurzeit so sehr mit Geschäften überhäuft, daß sie bei allem Eifer und bei der größten Kenntniß und Thätigkeit unmöglich der großen Anzahl von Kranken diejenige Aufmerksamkeit zuwenden können, die bei der Heilung chronischer Uebel von so entschiedener Wichtigkeit ist; ja es sei gewiß, sagt Hertz, daß viele Kranke eine Brunnenkur durchmachen, ohne daß der Arzt auch nur die geringste Einsicht in die Natur des Uebels erlangt habe. Will man, wie oben bemerkt worden, zugleich der milderen Gegend eine mitwirkende Heilkraft zuschreiben, so ist dagegen eingewandt, daß gerade Klima und Lage der Heilquellen gar häufig ungünstig seien, und daß manche ein wechselndes höchst rauhes Klima haben, welches wir als schädlich anerkennen müssen. „Die Lage von Ems, sagt Vetter, ist für Brustkranke, wegen der Zugluft im Thale, durchaus nicht geeignet; das Salzbrunner Wasser wird in seiner Heilsamkeit für Lungenkranke an Ort und Stelle durch die hohe Berglage gewaltig beschränkt," und der heiße Kessel, in dem Karlsbad liegt, ist, wie Doctor Hertz versichert, nicht immer ein Unterstützungsmittel der Kur für Leute, die, wie tausend Unterleibskranke, an Congestionen und Beklemmungen leiden. Bei den künstlichen Brunnen dagegen hat man die Möglichkeit, an jedem beliebigen Orte und zu jeder warmen Jahreszeit trinken, als Präservative einem drohenden Uebel begegnen zu können, so wie überdieß den Vortheil, mehre Brunnen zu mischen, da hier eine ganze Reihe von Mineralwässern sich dar-

bieten, welche nach dem Ermessen des Arztes wie eine Stufenfolge der kräftigsten Arzneien mögen behandelt werden. Endlich bleibt noch zu erwägen, daß anerkanntermaßen die natürlichen Quellen häufig durch Vorgänge im Innern der Erde bedeutend wechseln, und daß sie, bald in gewissen Jahren, bald zu gewissen Jahrzeiten, im Gehalte ihrer flüchtigen sowohl als fixen Stoffe auffallende Veränderungen wahrnehmen lassen. Marienbad schwächt sich allmählig ab; Pyrmont gab in einem und demselben Jahre bald 122, bald 37, bald 111 Theile fixer Stoffe, und in der Karlsbader Hauptquelle hat sich so eben noch ein neuer Bestandtheil eingefunden. Die künstlichen Wässer enthalten aber nach den besten Analysen alle bekannten Stoffe gleichmäßig und unveränderlich; das Marienbader noch aus der Zeit, als die Quelle ihre ungeschwächte Kraft zeigte, und neuentdeckte Bestandtheile werden nur dann aufgenommen, wenn sie als constant sich ergeben haben, zu welchem Zwecke Struve alljährlich die Quellen selbst untersucht, um eine feste Normale für die Bereitung zu gewinnen. Die Aengstlichkeit, als könne durch ein Versehen des Chemikers diese oder jene Ingredienz übergangen werden, würde man bei jedem Medicamente, und, aus den obigen Gründen, sogar an den Naturbrunnen selber hegen müssen; zudem erfreuen wir uns wenigstens an der hiesigen Anstalt eines erfahrnen und besonnenen Mannes, der durch lange Uebung sicher geht. Wir dürften vor Allem bei einer solchen Furcht kein versandtes Mineralwasser mehr trinken, weil es recht eigentlich abgestorbenes Wasser genannt werden kann; denn eine jede Versendung hat Verlust, Zerstörung und Zersetzung zur Folge, und nach Doctor Vetters Urtheil ist das natürliche Wasser selbst in geringer Entfernung vom Brunnenorte dem künstlich bereiteten nachzusetzen. Die Thermen können vollends nach einer einmaligen Erkaltung nicht mehr auf ihre Wirksamkeit zurückgeführt werden; bei dem versandten Marienbader entweicht wenigstens die Kohlensäure, das Eisen schlägt nieder, und es wird durch Zersetzung

der schwefelsauren Salze ein mattes und unwirksames caput mortuum übrig bleiben; ja das künstliche Selterwasser ist nach dem Zeugnisse der Kenner bei uns besser als das natürliche, welches den weiten Weg durchgeschüttelt ist. — Da aber diese und ähnliche Bemerkungen in das Gebiet des Handels hinübergreifen und als ungehörig könnten angesehen werden, so wollen wir uns derselben enthalten, in so fern es einzig und allein darum zu thun war, die Wohlthat einer künstlichen Brunnenanstalt für unsere Provinz hervorzuheben. Der Schreiber dieses litt seit einem Jahre an einem hartnäckigen Schleimhusten, der nicht sowohl durch anhaltende Spannung auf der Brust und durch fortwährendes Räuspern beschwerlich, als auch von andern stets wachsenden Uebeln begleitet wurde. Der Körperzustand war im höchsten Grade geschwächt und zu Rheumatismen geneigt; nach der kleinsten Bewegung trat Ermattung und Schwindel ein; der Schlaf war stark und mit unruhigen Träumen verbunden, aber nicht erquickend; der Appetit bald verschwunden und bald zum Heißhunger gesteigert; der Kopf beständig eingenommen und die Gemüthsstimmung allmählig in Hypochondrie übergehend: und alle die genannten Zufälle wurden durch eine vierwöchentliche, nach allen Regeln der Diätetik unternommene Brunnenkur so weit beseitiget, daß es fortan nur einer geregelten Lebensart bedarf, um jene zerstörenden Uebel ferne zu halten. Nur das Wohl meiner Mitbürger hat mich zu diesen Zeilen veranlaßt, und ich möchte jedem Leidenden mit Neubeck zurufen:

Wessen Verdauung der Wust schwarzgallichter Schärfen verschlämmet,
Drin sich der Keim entwickelt zu langsam tödtenden Uebeln,
Die, wie der gierige Wurm die gesundeste Pflanze des Gartens,
Endlich die nährenden Wurzeln des Lebensbaumes benagen:
Ihm beut hier die Genesung den goldenen Becher der Heilung,
Und zu Tisiphonens Reich entflieht das wüste Verderbniß.

IV. In Sachen ꝛc. Kähler contra Bujack.

Von J. G. Bujack.

Herr Kähler, evangel. Pfarrer in Mehlsack, hat sich in einem Aufsatze (November- u. December-Heft 1835 dieser Blätter) Beschuldigungen gegen meine Person und Ausstellungen gegen meinen Beitrag (Mai-Heft 1834 der Preuß. Provinzial-Blätter) erlaubt, die eine ernste Zurückweisung, welche eben nicht schwierig gewesen wäre, verdienten; gleichwohl bin ich entschlossen, da jene leicht der Ausdruck eines sehr gereizten Gefühls sein dürfte, alle Persönlichkeiten bei Seite zu setzen und nur auf die Sache einzugehn, wobei ich einzelne Andeutungen geben werde, um manche Leser in den Stand zu setzen, sich über die strittigen Punkte ein richtiges Urtheil zu bilden, und um nachzuweisen, daß die Ausstellungen des Herrn Kähler vielleicht auf Mißverständnissen beruhn.

In Beziehung auf das, was derselbe über die verschiedenen Arten von Systemen beibringt, will ich in der Kürze nur bemerken, daß ich das natürliche System darum wählen mußte, weil ich mich an den Elenchus anschloß, und weil ich glaube, daß das natürliche System am besten praktisch gelernt wird, und das Eintragen der Pflanzen in den Rahmen desselben auch den Anfänger auf die Verwandtschaft mancher Pflanzen aufmerksam machen, und das Interesse daran ein Antrieb sein kann mit demselben bekannt zu werden.

Die Rücksicht anlangend, welche mich bei der Auswahl der Pflanzen, die mein Beitrag enthält, geleitet hat, bestimmte dieselbe mein deutlich ausgesprochener Zweck, einen regern Verkehr zwischen den Freunden der Botanik zum Besten unserer Flora herbeizuführen. Ich wählte demnach solche Preußische Pflanzen, die mancher Aufklärung bedurften, ohne Scrupulosität aus, und schrieb einige Bemerkungen

nieder, wie sie der Augenblick gab, und dachte dabei weder an Oekonomen, noch Forstleute speciell, noch an gelehrte Botaniker oder bloße Anfänger, sondern an ein gemischtes Publikum, wie es unsere Blätter haben, meinend, der eine würde dieses, der andere jenes vielleicht sich herausnehmen und darauf eingehn, wie es denn auch geschehen und in diesen Blättern kund geworden ist. Befremden aber muß es mich, wenn man an einen Artikel in einem Provinzial-Blatte, dessen Tendenz deutlich ausgesprochen, Anforderungen wie an eine sehr gelehrte Dissertation macht; wenn man von Aphorismen verlangt, sie sollen nicht aphoristisch sein, und von einem Beitrage, er solle lauter Neues oder mindestens des Neuen eine große Menge enthalten. Zur Steuer der Wahrheit seh' ich mich leider genöthigt darauf hinzudeuten, daß es Herrn Kähler auch nicht an Gelegenheit gefehlt haben kann, Abhandlungen von mir, die höhern Ansprüchen genügen dürften, kennen zu lernen. Auch sind unsere Provinz.-Blätter ja nicht ein Journal voll tiefer Meditationen und gelehrter Forschung; vielmehr haben sie für alle diejenigen, denen es nicht an wissenschaftlichem Interesse fehlt, den Zweck, über allgemein nützliche Dinge Aufschluß zu geben, und dieses Interesse besonders am Vaterländischen zu wecken und zu beleben.

Auch soll ich mir haben Absurditäten zu Schulden kommen lassen. Die Sache ist kurz diese. Bei Anthoxanthum odoratum war von dem Geruche des frischen Heues *) die Rede, und ich hatte die Frage gestellt, ob derselbe bloß von dieser Pflanze herrühre, oder ob nicht andere Ursachen dabei im Spiele wären, und dachte natürlich zunächst an andere Gräser, z. B. an Hierochloe borealis, und an deren chemische

---

*) Daß ich den Geruch des frischen Heues hervorhob geschah darum, weil dieser aromatischer ist, und es fraglich bleibt, ob nicht manche riechende Bestandtheile während und nach dem Trocknen sich verflüchtigen.

Bestandtheile. Flugs ist Herr Kähler dabei sich also vernehmen zu lassen: „Des Verfassers eigentliches Qui fit Maecenas? scheine ihm ähnlich der Frage: Warum ist Lilium candidum weiß, bulbiferum orange? Warum nicht Rosa so, Dianthus anders?“ Wer kann solche Absurditäten in meinen Prämissen finden!

Ferner soll es gar nichts seltenes sein, daß Ammophila arundinacea, Sandrohr, an den Gelenkknoten Wurzeln treibt, und dieses auch bei andern Gräsern vorkommen. Das Letztere ist sehr wahr und auch mir längst bekannt gewesen, das Erstere aber durchaus falsch, und obendrein läßt Herr Kähler wesentliches aus. Nicht bloß das Wurzeltreiben an den Gelenkknoten hatte ich angeführt, sondern ausdrücklich gesagt, daß die Halme, niedergebeugt vom Winde, eine völlig gestreckte Lage angenommen hätten. Beim Sandrohr, dessen aufrechter Stengel mehre Fuß Höhe hat, ist dies etwas ungewöhnliches, und nur am Gestade der See, nicht im Binnenlande, mir vorgekommen. Schrader, Koch und Mertens, so wie andere Botaniker, kennen an dieser Pflanze nur einen aufrechten Halm, und gedenken auch nicht mit einer Sylbe der erwähnten Anomalie; nur Smith nennt den in Rede stehenden Halm in seiner Flora britannica adscendens. Demnächst betrachtet unser Verf. den Charakter der Pflanzen des Sandbodens. Hier erlaubt er sich wieder unstatthafte Consequenzen, zu denen meine Worte ihn gar nicht berechtigen. Er macht das Sandrohr zum Typus dieses Charakters und läßt sein selbst gemachtes Phantom eine große Widerlegung finden. An die Möglichkeit einer solchen Interpretation meiner Worte hab' ich in der That nie gedacht, vielmehr sprech ich ausdrücklich vom Charakter der Sandpflanzen im Allgemeinen, und bekanntlich gehören dahin nicht bloß Gräser und einige Halbgräser, sondern auch Succulenten ꝛc. Nicht genug. Der Charakter der Pflanzen des Sandbodens soll um nichts merkwürdiger sein, als der aller Gewächse,

deren freudiges Gedeihen an die Eigenthümlichkeit ihres Elements geknüpft ist. Diese Behauptung wird dadurch schon widerlegt, daß keine Bodenart so rein und unvermischt mit andern Erdarten auftritt, als der Kieselboden, und schon aus diesem Grunde muß sich sein Einfluß schärfer und kenntlicher ausprägen, als bei den Pflanzen, die in gemischten Bodenarten gedeihen, wie die Erfahrung dieses auch bestätigt an Gewächsen, die dem Sande eigenthümlich sind, z. B. Carex arenaria, Corynephorus canescens, Gnaphalium arenarium etc., des reinen Kalkbodens nicht zu gedenken, der durch seine eigenthümliche Wärmeleitungsfähigkeit, vermöge welcher Kalkgebirge um 10—12 Tage früher als Urgebirge den Schnee verlieren und durch seine sicherlich abweichenden electrochemischen Verhältnisse und chemischen Bestandtheile seinen wirksamen Einfluß in den Pflanzen, die er ernährt, nicht verkennen läßt. Die Charakteristik der Sandpflanzen ficht Herr Kähler auch an, und meint, nach Einklammerung der Worte „tief in den Boden" passe diese Charakterschilderung für alle Pflanzen. Nach solcher Logik, die sich wesentliche Merkmale wegzulassen erlaubt, ist es denn auch erklärlich, wie er von seiner Neigung, witzig sein zu wollen, versucht worden ist, jene Bezeichnung des Charakters der Sandpflanzen für einen bloßen Witz auf alle Vegetation zu halten.

Die oft gehörte Ansicht, daß Betrüger den Saamen des Stechapfels für Schwarzkümmel verkauft haben, scheint unserm Verf. einer frommen Sage zu gleichen. Er hätte vollkommen Recht, wenn der Nachweis nicht fehlte, daß alle Krämer sich die Mühe geben, genau zu sehen und eine tüchtige Kenntniß von Sämereien verrathen. —

Dierbachs Hypothese über Acorus Calamus nahm ich auf, weil ich außer Bemerkungen und Bedenken auch Fragen mittheilen wollte, und auffallende Behauptungen, selbst wenn sie falsch sind,

sind, bei näherer Erwägung auf manche interessante Wahrnehmung und Entdeckung führen, und auch dadurch nützlich werden können, daß sie eine gründliche Widerlegung zur Folge haben. Mein Beitrag, der Discussionen herbeiführen sollte, erforderte gerade manches Problematische. Die Dierbachsche Ansicht nun erklärt unser Verf. für einen komischen Einfall solcher Botaniker, die mehr in alten Büchern als in der Natur zu Hause sind. Seinen Einfall würde Hr. Kähler schwerlich ohne weiteres für Wahrheit gehalten haben, wenn er sich um die Urtheile sachkundiger Botaniker kümmerte. In der im vorigen Jahr erschienenen Flora von Würtemberg, herausgegeben von dem Prof. Schübler und Georg v. Martens, heißt es nämlich in dieser Beziehung ausdrücklich: der Calmus sei zuerst nach Alexanders Zug aus Indien nach Kleinasien versetzt, und von da im 16. Jahrhundert nach Deutschland gekommen. Schübler hat aber nicht bloß durch dieses Werk, sondern auch durch viele andere gehaltvolle botanische Abhandlungen hinreichend documentirt, daß er nicht nur verstanden hat in der Natur zu Hause zu sein, sondern daß er es auch factisch gewesen ist. Damit ist freilich die Sache nicht zur Entscheidung gebracht, aber ich wollte nur zeigen, wie ausgezeichnete Männer über das urtheilen, was unserm Verf. ein komischer Einfall däucht. In alten guten Büchern heimisch zu sein, wer kann das wohl tadelhaft finden?!

Bei Gelegenheit der Galinsogea parviflora hatte ich die Frage gestellt: Sollen alle verwilderten Pflanzen aus der Flora eines Landes ausgeschlossen werden, oder nur einige? Was giebt's da für Regeln, und worauf gründen sie sich? Herrn Kähler macht diese Frage keine Schwierigkeit; er ist sehr bald damit fertig, und meint der Zweck des Floristen müsse darüber entscheiden, nach welchem er entweder bloß die wilden oder verwilderten Pflanzen beschreiben will, oder ob er für Schüler oder Meister schreibt. Wie diese Antwort aber zu meiner Frage passen soll, ist nicht gut

einzusehn; denn diese betraf die Ausschließung aller oder einiger verwilderter Pflanzen, und da hätte untersucht werden müssen, ob und welche verwilderte Gewächse auszuschließen sind, und so hätte sich unwillkührlich der Begriff der Verwilderung aufgedrungen, und der müßte doch wohl zunächst mit einiger Schärfe bestimmt werden. Abgesehn davon, daß diese Begriffs-Bestimmung fehlt, wird die vom Verf. aufgestellte Norm schwerlich Beifall finden, daß der Anfänger in einer Flora alles finden müsse, was ihm außerhalb der Gränzen seines Gartens begegnet. Wenn dem wirklich so wäre, so müßte man die meisten unserer Floren der Unvollständigkeit mit Recht anklagen, da sie den Anfänger so wenig zufrieden stellen, weil sie keinesweges alle verwilderten Pflanzen enthalten. Wer in der Umgegend unserer Stadt botanisirte, weiß es sehr wohl, daß Pinus Strobus, Robinia Pseudocacia und Caragana, Viburnum Lantana, Spiraea salicifolia etc. außerhalb der Gärten auf dem Jerusalemer Berge und in der Nähe von Spittelhof, und zum Theil anderwärts ohne alle Pflege und ohne schirmende Umzäunung fortkommen und sich auch wohl an ihrem Standorte vermehren; auch wachsen Hesperis tristis, Solidago canadensis, Nepeta corolata, Phalaris canariensis etc. außerhalb der Gärten in der Nähe unserer Stadt hin und wieder, aber wem wird es wohl einfallen, sie in einer Preußischen Flora suchen zu wollen. Um also eine Pflanze als verwildert ansehn zu dürfen, wird es schwerlich genügen, sie hier oder dort in einzelnen Exemplaren das eine oder das andere Jahr außerhalb der Gärten zu finden, vielmehr muß sie durch eine zahlreiche selbstständige Vermehrung, durch ihr wiederholtes Wiedererscheinen und durch ihr Gedeihen ohne alle Pflege gezeigt haben, daß sie hier ihre zweite Heimath gefunden und demnach naturalisirt sei. Ist dieses der Fall, so wird sie ohne Zweifel in die Landesflora aufzunehmen sein, aber verweigert müßte ihr das Bürgerrecht werden, wenn sie als

Flüchtling der Gärten nur sehr vereinzelt vorkäme, und es ihr eben so wenig gelänge, ohne den künstlichen Gartenboden freudig zu gedeihen, als sich selbstständig zu vermehren und über ein größeres Terrain sich zu verbreiten, oder wenn sie wohl gar angepflanzt wäre. So mögen im Laufe der Jahrzehnte, Jahrhunderte und Jahrtausende verwilderte Pflanzen den wilden an die Seite treten, und die Gränze zwischen beiden mag schwankend werden, zumal manche Pflanzen kraft ihres sehr biegsamen Naturells einen ungemein großen Verbreitungsbezirk einzunehmen vermögen. Das schadet weiter nichts; denn ihr freudiges Gedeihen hier zu Lande spricht dafür, daß sie bei uns ihre zweite Heimath gefunden, und mit unsern ursprünglich wilden, oder in einer sehr frühen, historisch nicht zu bestimmenden Zeit, als unser Boden aus den Wogen auftauchte, nah' und fernher eingewanderten Pflanzen in Hinsicht auf das Naturell verwandt sind, also auch Berücksichtigung verdienen, wenn ein treues Gemälde unserer hieländischen Flor entworfen werden soll, und das ist denn doch wohl, wie mich dünkt, ein noch wichtiger Zweck einer Flora, als dem Anfänger das Auffinden alles dessen, was außerhalb der Gärten vorkommt, möglich zu machen. Da dieses unmöglich ist, denn was kann sich zufällig hie und da nicht Alles finden: so wird man bei den verwilderten Pflanzen zu untersuchen haben, ob die Verhältnisse ihres Vorkommens für eine eigentliche Verwilderung sprechen, und sie dann, wie es ja auch geschieht, in die Flora aufnehmen mit Angabe ihrer Heimath und wo möglich der Geschichte ihrer Verbreitung. Daß auch hierdurch das Pflanzengemälde einer Gegend von Zeit zu Zeit in einzelnen Zügen Veränderungen erfährt, liegt am Tage, so auch, daß das Gepräge der Wandelbarkeit hinsichtlich des Pflanzenbestandes den Gegenden aufgedrückt ist, und die Gegenwart und Zukunft den Typus der Vergangenheit mehr oder weniger modificiren. Zu Erörterungen der Art, die hier natürlich nur angedeutet

werden können, führten meine Fragen, statt dessen aber liest man am Schlusse dieses Artikels: „Wer aber Erigeron canadense, Acorus Calamus, und es ließen noch mehre sich nennen, in Asiatischen oder Amerikanischen Floren suchen wollte, der müßte als Dilettant sein Studium schlechterdings aufgeben, am Ende zweifeln am Bürgerrecht von Senecio vulgaris und an Allem, was an die Wohnsitze des Menschen sich zu knüpfen scheint, und bei etwaiger Orthodoxie möchte er zuletzt nur die Flora des Ararat studiren wollen."

Ich darf es eben so wenig wagen mich über alles Historische ohne Weiteres hinwegzusetzen, da ich mich nach der Widerlegung, daß Erigeron canadense und Datura Stramonium Amerikanischen Ursprungs seien, vergebens umsehe, als ich weit entfernt bin, alle unsere wilden Pflanzen in Amerika und Asien zu suchen, noch weniger an dem Bürgerrecht von Senecio vulgaris zu zweifeln, und nur die Flora des Ararat studiren zu wollen, wiewohl ich gestehen muß, daß ich eine naturhistorische Reise nach diesem interessanten Gebirge sehr gern machen möchte. Schade nur, daß Herr Kähler die Angabe Boccones, Erigeron canadense betreffend, nicht widerlegt hat. Schon der Umstand, daß die übrigen bekannten Arten von Datura sämmtlich Außereuropäischen und fast alle Amerikanischen Ursprungs sind, stellt die gewöhnliche Annahme, wenn auch nicht als eine sichre, doch als eine sehr wahrscheinliche heraus. Datura Stramonium kommt nämlich in Amerika von den Vereinigten Staaten abwärts bis nach Südamerika vor, und schon Hernandez fand sie in den höhern kältern Gegenden von Mexiko. Schwerlich ist sie vor Amerikas Entdeckung in Europa bekannt gewesen. Bigelow und Nuttal wollen sie nicht für ursprünglich Nordamerikanisch halten, sondern glauben, sie sei wahrscheinlich aus Asien oder Südamerika gekommen. Sie kann auch morgenländisch sein. Mehre Schriftsteller des Mittelalters erzählen, sie sei aus der Türkei oder aus Aegypten

gekommen. C. Bauhins angeführte ältere Synonyme deuten ebenfalls auf morgenländischen Ursprung; auch Camerarius, der die erste Abbildung von Datura gab, ist für den Orient. Garcias und Acosta fanden sie in Ostindien, und Wallich entdeckte in Nepal eine Spielart, die man anderwärts nicht gefunden hat. Möglich ist es, daß sie sowohl ursprünglich Asiatisch als Amerikanisch, oder letzteres durch das Zuthun der Natur geworden ist, dadurch nämlich, daß ihre Saamen an Amerikas Gestaden angeschwemmt wurden, wie es mit Datura Metel zugegangen zu sein scheint *).

Wer übrigens nicht das Heute und Gestern zum alleinigen Maaßstabe im Urtheilen über das, was in der Natur möglich oder unmöglich ist, wählt, wer überhaupt das ursprüngliche Verhältniß ermißt, in welchen Asien von jeher sowohl physisch als geistig zu Europa gestanden, wer die Lage der Isothermen in beiden Erdtheilen berücksichtigt, dem wird die Behauptung schwerlich komisch vorkommen, daß wir auf ähnliche Weise durchs Zuthun der Natur und des Menschen manche jetzt wild wachsende Pflanzen aus Asien überkommen haben, als unsere Getreide- und Obstarten, so wie unsere Cultur, zumal wenn man bedenkt, welch' zahlreiche Menge Europäischer Pflanzen seit Amerikas Entdeckung schon dorthin eingeschleppt wurden und gemach daselbst verwilderten.

Warum mein Aufsatz den Namen eines Beitrages an der Stirne trägt, soll nicht begreiflich sein, obwohl jener, wie Herr Kähler selbst zugiebt, zum Elenchus etwas beigetragen hat, wenn es auch nicht viel sein sollte. Kommt es denn bei einem Beitrage auf die Quantität an?

Nun komm' ich auf einen Punkt, in welchem ich mit meinem Gegner ganz einig bin. Auch mir macht

*) Trommsdorff Neues Journal für Pharmacie Bd. 26. St. 1. S. 118—158.

es große Freude, hier dankvoll der Belehrungen und angenehmen Stunden zu gedenken, die ich dem Umgange des Herrn Professor E. Meyer verdanke. Nur die Meinung, er würde vielleicht so gütig sein auf meine Bedenken einzugehn und mich und das Publikum zugleich zu belehren, bestimmte mich mit denselben öffentlich hervorzutreten, und wahrlich ein Eingehen von seiner Seite würde etwas anders ausgefallen sein. Daß dieses leider nicht geschah, ist wahrscheinlich meine Schuld. Herr Professor Meyer könnte es mir übel nehmen, wenn ich ihm hier eine Lobrede halten und meine Gesinnung zur Schau tragen wollte, aber erlauben wird er es mir, daß ich unserer Universität Glück wünsche, unter ihren Zierden auch ihn zu erblicken.

Schließlich wollen die geneigten Leser unseres Archivs entschuldigen, daß ich einige Blätter desselben gründlichen Belehrungen über wichtigere Dinge, als die zwischen Herrn Kähler und mir in Rede gestandene Angelegenheit ist, entzogen habe. — Doch daran mag es genügen, obwohl ich sehr gut weiß, daß der besprochene Aufsatz noch so manches enthält, das nach seinem wahren Gehalt gewürdigt zu werden verdient hätte. Ich brauche aber meine Zeit zu etwas Besserem, als zu Antikritiken, und es kommt aus solchen Fehden nichts Gutes heraus, weil nur zu leicht die Leidenschaft das Wort nimmt und die Functionen des Verstandes trübt. Uebrigens spricht sich in dem Aufsatze meines Gegners ein Eifer anderer Art aus, der rühmliche Eifer für unsere Flora. Seiner will ich mich wahrhaft freuen und er soll mich für die erlittene Unbill entschädigen.

V. Ueber die Preußische Flor und ihre Forscher.

An Herrn Pfarrer Adolf Kähler in Mehlsack.

Est modus in rebus, sunt certi denique fines. —

Botanischer Freund!

Es thut mir leid, Sie zum neuen Jahre nicht auf eine freundlichere Weise begrüßen zu dürfen, da Sie im alten noch einige Reste zurückgelassen haben, welche zuvor abgethan werden müssen; dann hoffe ich wird das Ihnen in der Ueberschrift zugesetzte Beiwort fehlen können, wozu ich Ihnen und mir zu dem neuen Jahre recht viel Glück wünsche. Bevor ich jedoch mit meinem eigentlichen Thema hervortrete, muß ich es durchaus bevorworten, daß die folgenden Zeilen weder aus Pietät gegen den Mann, welchen sie zum Theil betreffen, noch viel weniger aber aus einer mir im höchsten Grade gehässigen Vorliebe für Polemik geflossen seien, sondern daß sie rein durch das Interesse an der Sache entstanden sind. Sie lernen in mir nämlich, wenn gleich vorläufig anonym, einen stillen, ruhigen, aber aufmerksamen Beobachter der Natur im Ganzen und der Botanik insbesondere kennen, dem es Freude gewährt, in Mußestunden, deren es ohnedieß bei seinem Geschäfte nicht viele giebt, in dem Schooße der Natur zu schwelgen, ihre Produkte zu liebäugeln und auch in dem kleinsten Fäserchen die Ordnung und Gesetzmäßigkeit derselben zu bewundern. Sie lernen in mir außerdem einen Patrioten kennen, dem Alles viel Vergnügen gewährt, was in Bezug auf Vaterland, Wissenschaft und Kunst Förderndes unter seinen Augen geschieht. Dabei bin ich aber keinesweges Gelehrter vom Fach, sondern nur gleich Ihnen Dilettant, und begrüße Sie in so fern als freundlichen Collegen auf dem bunten Teppiche Florens, um deren willen Sie schon die folgenden Zeilen nicht unwillig aufnehmen werden.

Bei der Ihnen nun mitgetheilten Personal-Skizze können Sie sich leicht denken, mit welchem Vergnügen ich es aufnahm, als Herr Professor Meyer im Juli-Heft 1833 S. 50 in dem Aufsatze: „Preußens Flora und der botanische Garten zu Königsberg, Nachrichten und Vorschläge" den herrlichen Einfall bekannt machte, eine zerstreute botanische Gesellschaft ohne alles Ceremoniel zu stiften, und gewiß haben wir Alle sehr gerne seinen Wunsch erfüllt, und ihn zum Director dieser Gesellschaft ernannt. Diese Gesellschaft nun aber besteht doch, wenn gleich aus größtentheils noch unbekannten Mitgliedern, welche erst allmählig hervortreten werden, von denen mehre sich durch andere einführen lassen und so zur gegenseitigen Bekanntschaft und zu dem allgemeinen Zwecke vaterländischer Pflanzenkenntniß etwas beitragen. In jeder Gesellschaft aber, wenn sie auch ohne Statuten, Gesetze, Codices und dergleichen, wie die unsrige wirklich von der Art ist, besteht, ist das Hauptgrundgesetz: gesellige Verträglichkeit; denn ohne diese artet jede Tendenz nach einem allgemeinen Hauptzwecke gänzlich aus, und wird gewöhnlich zu gehässiger, den unpartheiischen Beobachter vergnügenden Persönlichkeit herabgewürdigt, wodurch sehr oft das ganze Unternehmen untergraben wird, und die schönsten Pflänzchen nicht zur Blüthe gelangen.

Jetzt werden Sie mich, geehrter botanischer College, wahrscheinlich schon etwas besser verstehen, worauf meine Absicht zielt; doch geduldet Sie sich nur noch ein wenig, ich rücke Ihnen gleich etwas näher. Sie haben nämlich in den beiden letzten Heften (Nov. u. Dec.) der Preuß. Provinzial-Blätter höchst schätzbare Beiträge zur Flor Ihres Wohnortes geliefert, welche gewiß jeder Pflanzenkenner mit dem größten Interesse gelesen hat, da Sie auf eine höchst anziehende Weise über manche Pflanzen manches neue uns mitgetheilt, und durch diesen Beitrag schon zum Theil das Wort Ihres ehemaligen Lehrers erfüllt haben, daß

Sie dereinst die Stütze der Preußischen Floristen sein würden. Eines jedoch, werther College, ist mir dabei aufgefallen, und dieses Eine wünschte ich mit Ihnen in diesen Zeilen zu besprechen. Wissen möchte ich nämlich wohl, was Ihnen Veranlassung gegeben hat, in dem Vorworte zu diesen schätzbaren Beiträgen gegen einen Mann zu Felde zu ziehen, und zwar auf eine Art, wie sie in frühern Zeiten allerdings unter den Geistlichen Sitte war, die aber, das Gehässige derselben einsehend, sie jetzt ganz an die Aerzte abgetreten haben, und es diesen überlassen, sich öffentlich zu lobhudeln und zu beschimpfen, beides, wie es gebildeten Männern nie zukommt (haben Sie vielleicht C. Griesselich's Sachsenspiegel, Carlsruhe 1835, gelesen?): ich sage gegen einen Mann sind Sie zu Felde gezogen, welcher in christlicher Demuth (er war früher selbst Theologe), in harmloser Stille, die Früchte seiner Studien denen darbietet, welche sie genießen wollen; wer nicht will, der danke, wo möglich auf die gewöhnliche Weise. — Betrachten wir aber den Herrn Oberlehrer Bujack hinsichts seines botanischen oder überhaupt naturhistorischen Wirkens etwas genauer *). Er ist naturhistorischer Lehrer am Fridericiano, giebt wöchentlich vielleicht 18—24 Lehrstunden (denn er unterrichtet auch noch in andern Lehrgegenständen), er hat schriftliche Arbeiten zu verbessern, welche gewiß einen großen Theil seiner Mußestunden ihm rauben. Zu wahrhaften naturhistorischen Studien in der Natur bleiben ihm daher nur die Festtage übrig, die er denn aber auch treulich benutzt, wie gewiß jeder weiß, der das Vergnügen genossen, ihn auf seinen botanischen Excursionen (zu denen aber gute Beine gehören, da er einen tüchtigen Schritt geht) zu begleiten. Unermüdlich ist er dabei in Bezeichnung der Namen und des Wissens-

*) Hoffentlich wird Herr Oberlehrer Bujack gegen die nun folgenden Zeilen nichts einzuwenden haben, sie nicht mißdeuten, und das etwa Fehlende gefälligst nachholen.

würdigsten jeder aufgefundenen Pflanze, und ich erinnere mich noch einer Excursion, wo Freund Ratzeburg dabei war, und B. den Namen derselben Pflanze (Impatiens noli tangere) 32 mal sagen und das Nöthige über ihre Eigenthümlichkeiten hinzuzufügen genöthigt wurde, ohne zu ermüden; — das nenne ich Geduld und Liebe zur Sache. — Was hat B. durch diese Festtags- und Ferien-Wanderungen bewirkt und was geleistet? Ihm allein gebührt ohne Zweifel das Verdienst, das Interesse für vaterländische Naturgeschichte in der neuern Zeit in Preußen erweckt und gefördert zu haben; denn wenn gegen Ende des vorigen und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts auf unsern Gymnasien Naturgeschichte auch getrieben wurde, so war es ein so ärmliches Treiben, daß man jetzt darüber erstaunt, wie noch irgend etwas hat geleistet werden können; und auf der Universität? nun ja, da las der alte würdige Veteran Hagen Botanik, und machte alljährlich eine Excursion zu Wagen mit seinen Zuhörern nach Bladau oder anders wohin, wo dann die Botanik und manches andere noch getrieben wurde. Unter Schweigger erhielt die Sache einen andern Schwung und wurde rationell betrieben; doch war sein Weilen leider nicht lange bei uns. Nach seinem Abgange war Bujack neben Hagen, dem die Botanik in seinen letzten Jahren nur auf dem Studirzimmer noch Vergnügen machte, und v. Baer, der aber selten Zeit dazu hatte, die einzige botanische Auctorität, bis Eysenhardt in gleicher unermüdlicher Art wie B. die Preußische Flor zu erforschen strebte; doch unterlag auch er viel zu früh diesen für ihn zu großen Anstrengungen. Unter diesen Umständen ist es nun wohl ersichtlich, warum die Preußische Flor trotz der Universität in ihrer Mitte, mit jedem Jahre dem aufmerksamen Forscher neue Schätze darbietet. Das kryptogamische Studium hat erst unter Eysenhardt begonnen; denn Hagens lichenes (zu ihrer Zeit Auctorität) haben gegenwärtig nur noch historisches Interesse. Bujacks

Schüler sind in der ganzen Provinz verbreitet, und er genießt gewiß die Freude, an jedem Orte auf seinen Wanderungen einen derselben zu treffen, wenn gleich nicht alle Naturforscher oder Botaniker sind; aber selbst daß einige mehr da sind als früher, ist sein und nur sein Verdienst, welches ihm auch v. Baer durchaus gegen mich einst zuerkannte, daß alle Preußische Naturforschungen von ihm ausgingen. Den größten Theil der Provinz ist er in den Ferien gewiß durchgangen, und welchen Nutzen diese Wanderungen gehabt, beweisen seine Kenntnisse der Preußischen Flor durch Autopsie, wie sie vielleicht kein Preuße von sich rühmen kann. Und alles dieses sind Lückenbüßer; dabei muß man denn wohl auch billige Rücksicht nehmen, wenn nicht alles Geschriebene so gediegen und gehaltvoll ist, wie das eines Pfarrers, welcher, nachdem er seinen 12—20 Confirmanden den Religionsunterricht ertheilt hat, der, sobald er alle Monate eine Taufe, eine Tröstung, ein Begräbniß, zweimonatlich eine Trauung, sechsmonatlich eine Sühne besorgt und wöchentlich seiner Gemeinde die Predigt gehalten hat, nun die ganze übrige Zeit seinem Lieblingsstudio widmen kann, wodurch dann allerdings nur Vortreffliches und Ausgezeichnetes hervorgebracht werden muß, was, wenn es nicht so wäre, auffallen würde.

So viel, werther Collega, im Allgemeinen; jetzt noch einige Specialia, die ich aber keineswegs als einen Tadel, oder gar Berichtigung, sondern höchstens als einen bescheiden geäußerten Zusatz zu Ihren Beiträgen hinzufügen möchte, damit Sie nicht etwa glauben, daß ich leeres Stroh dresche.

Tu mihi eris divus Apollo!

Beneiden Sie etwa Herrn Oberlehrer Bujack den Eintritt in das Imperium naturae? fast scheint es so. Ach, glauben Sie mir, das ist eine solch große Pforte und darin möchten wohl so viele und so große Säle, Cabinette auch Kämmerchen sein, daß sogar wir beide, werthgeschätzter Collega, noch hinein können, ohne

Gefahr zu laufen, im Nothfall uns verstecken zu können. Schade nur, daß es dort von dem leuchtenden Strahle der Wahrheit so helle ist, daß wenn wir uns (Sie meine ich nicht, bloß mich) einmal sollten hineinschleichen, wir doch sehr bald würden entdeckt werden, und sich dort zu behaupten ist schwer; lesen Sie nur was Linné sagt: „Rerum enim natura sacra sua non simul tradit; initiatos nos credimus, in vestibulo eius haeremus.“ Ist B. wirklich im Imperio naturae, so wollen wir einmal von weiten ganz ruhig zuschauen, wie er sich dort benimmt, und es ihm abzulernen suchen, damit wenn wir hinkommen, man uns auch gut aufnehme. Doch gehört aber nicht mehr dazu, um sich zu dieser Stufe hinaufzuschwingen, als was B. geleistet hat? Zwar hat er manches in den Provinzial-Blättern über die Preußische Flor (erster Beitrag 1833 Septbr., — zweiter Beitrag 1834 Mai, — der famöse Beitrag! — Brieflicher Verkehr in Beziehung auf Ostpreußen 1834 Septbr. — Beiträge zur Preußischen Flor mit besonderer Bezugnahme auf Fundörter, 1835 August bis Octbr.) geschrieben; er hat auch geschrieben eine Uebersicht der in Ostpreußen als Geschiebe vorkommenden Gebirgssteine nach Leonhard geordnet (1834 April); über das geognostische Phänomen der Geschiebe auf der nordeuropäischen Ebne mit besonderer Bezugnahme auf Ostpreußen (1834 Novbr. u. Decbr.); über die Höhenzüge und Gewässer Ost- und Westpreußens, in Beziehung auf den frühern Zustand unsers Landes (1835 April u. Mai). Er hat auch geschrieben: über den naturbeschreibenden Unterricht mit Rücksicht auf naturhistorische Compendien (1834 Juni) mit dem Motto: „*Μὴ πολλοὶ διδάσκαλοι γίνεσθε, ἀδελφοί μȣ, εἰδότες ὅτι μεῖζον κρίμα ληψόμεθα.*“ (Sehen Sie einmal, werther College, Griechisch versteht der Mann auch; doch es ist ja nur neutestamentarisches!) Ja er ist sogar ins Wasser, jedoch nur auf die Oberfläche, gegangen, er hat ja auch geschrieben:

Hat sich das Verhältniß des Ostseespiegels zu den Küsten in der historischen Zeit geändert? (1833 Dec. u. 1834 Jan.) und darin sogar manches Meteorologische hinzugefügt. Was der Mann nicht alles weiß und worüber er nicht zu schreiben weiß! Aber, liebster College, zum Imperio naturae ist der doch noch nicht reif, nicht wahr? d. h. so nach unsern Begriffen; das wollen wir für uns behalten. Dazu muß doch mehr gehören, denn sonst würden ja alle seine Anhänger und Freunde, der Dr. Saage mit seiner Orobanche, der Lehrer Langhans mit seinen vier Sträuchern, der Apotheker Aschmann mit seinen vier Kräutern und einem Strauch, der Landrath v. Auerswald mit seiner Rothbuche, der Lehrer Koch mit seinen Kreutzburgschen Pflanzen, am Ende auch wohl gar der Dr. Koch mit seinem Spargel, den 47 auf jedem Baume wachsenden Kryptogamen und mit seinen gezeichneten Störchen, und viele viele andere hinein wollen? Nein solcher Unfug kann nicht geduldet werden. Da muß der Mehlsacker Pfarrer am Thore stehen, damit kein Unberufener hineinkomme; aber sehen Sie sich ja vor, sehen Sie, ich bin anonym, da schleiche ich mich am Ende doch ungekannt von Ihnen durch; aber glauben Sie mir, werther College, ich will mich da nur umsehen, ich komme wieder zurück und trete Ihnen gleich meinen Platz ab, weil ich weiß, daß ihn dann ein Würdigerer besitzt.

Doch, College, lassen wir vor der Hand das Imperium naturae noch vorläufig auf sich beruhen; nam tempus imperat procedendo. Wir fahren also fort. Nachdem wir dem O.L. Bujack nur erst das Imperium naturae abgestritten haben, dann soll es mit seiner Gelehrsamkeit auch nicht lange währen; doch das ist Ihr Geschäft, was Sie auch in Ihren Beiträgen getreulich vollführt haben, und wozu ich nur einige wenige Zugaben zu liefern habe. Z. B. Ganz Ihrem hohen Vorgange folgend und die Pflanzen nach dem Sexualsystem aufreihend; denn mag Meyer und

Andere auch noch so viel über die Vorzüglichkeit des natürlichen Systems sprechen und schreiben, — wir lieben das Bequeme (— Pastor Schmolke —) und bleiben beim alten — Schlendrian. Ohne Linné keine Flora (sagen wir) — ohne Jussieu keine Pflanzengeographie (sagen sie). — Herbart fing zwar auch an, das Griechische mit der Odyssee zu lehren, und brachte seinen Schülern nachher die Grammatik bei; aber hören Sie, liebster College, ich traue doch nicht recht, mein Urgroß-, mein Groß-, mein Vater und auch mein seliger Oheim, die haben alle erst die Grammatik gelernt, und dann die Odyssee sehr, sehr spät, einige gar nicht, gelesen; ich denke wir bleiben beim Alten, besonders da jetzt schon jedes Kind in der Schule weiß (auch die in Mehlsack?) was Staubfäden, unter hundert Erwachsenen nicht einer (außer dem Pfarrer Adolf Kähler in Mehlsack) was Kotyledonen sind. Doch kann ich Sie dabei gelegentlich versichern, daß B.'s sämmtliche fleißige Schüler (die faulen wissen überall nichts) wohl wissen, was Kotyledo ist; ja hören Sie, liebster College, sie wissen sogar was achenium, arillus und semen ist, ja glauben Sie mir, sie wissen auch manches andere noch. Des Lehrers Bescheidenheit aber mag wohl auf sie übergegangen sein, nicht alles, was sie wissen, auf Einmal auszuplaudern, und die Leser lieber noch länger zu unterhalten. Doch nun zur Zugabe, zur Tilgung der Bujackschen Gelehrsamkeit.

(Beschluß folgt.)

VI. Ueber Straßen- und Hausbettelei in unserer Provinz.

Es ist als ausgemacht anzusehen, daß Gegenstände, welche für das menschliche Wohl und Wehe wichtig sind, bis zu ihrer endlichen Erledigung nicht oft genug zur Sprache gebracht werden können, damit durch einzelne, wenn gleich an sich einseitige Erörterungen, das Interesse stets neu belebt, eine allseitige Beleuchtung herbeigeführt, und hieraus klare Einsicht und demnächst Bewerkstelligung möglich werde, und vielleicht endlich wirklich ins Leben trete. Zu solchen wichtigen Gegenständen gehört die oben bezeichnete Bettelei. Wichtig ist der Gegenstand ohne allen Zweifel; denn sobald das erste Schamgefühl des Bettelnden überwunden ist, zeigen sich Arbeitsscheu, Betrug, Diebstahl, eine jede Spur bessern Sinnes vertilgende Heuchelei, Völlerei ꝛc. als natürliche Folgen, welche um so sicherer eintreten, als der Reiz zu solch' einem müßigen Leben stets zunimmt. Sie sind um so trauriger bei jüngeren Personen, wohl gar bei Kindern, so daß das Bettlerleben als Pflanzschule der Verbrecher angesehen werden kann. Daß aber, wenigstens in den kleinen Städten und auf dem Lande, in unserer Provinz dieses Uebel heut zu Tage herrsche, wird wohl — ganz ohne Rücksicht auf den diesjährigen Nothstand, auch ohne Rücksicht auf die Handwerksgesellen, welche ungeachtet der zweckmäßigen bestehenden Verordnungen, noch zuweilen die Polizei hintergehen — ziemlich allgemein zugestanden werden. Von der oben erwähnten Ansicht geleitet, will Verfasser dieser Zeilen, der sich des Anspruchs auf gründliche Darlegung gern und aus Ueberzeugung begiebt, nur als Menschenfreund, den hier berührten Gegenstand zur Sprache bringen.

Sehr natürlich ergiebt sich hier die Doppelfrage: welches ist die Quelle der Bettelei? — denn die Quelle

hemmen wäre das Erste — und: wie wehren wir der Bettelei, in so fern sie da ist?

Was nun zuförderst die Quelle der Bettelei anlangt, so finden wir sie in der Armuth. Die Armuth leitet ihren Ursprung — sobald nicht außerordentliche Ereignisse eintreten — aus den Mißverhältnissen in der Anordnung des gesellschaftlichen Lebens und aus der Unsittlichkeit her. Beiden Uebelständen abzuhelfen, ist Aufgabe der Staatsökonomie. Sie hat auf die Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens einzuwirken, für die Feststellung der Freiheit, Belebung, Leitung, Eröffnung der Thätigkeit, andrerseits für die Volkserziehung zu sorgen. Es ist dieß aber eine Aufgabe, welche den Scharfblick, die Erfahrungen und die gewissenhafteste Sorge der höchsten, gewiegtesten Staatsbeamten beschäftigt, und die Lösung ist bei tieferem Eingehen mit so vielen Schwierigkeiten verbunden, daß nur der beharrlichste Eifer einige, in der Ausführung oft noch mit Bedenklichkeiten verknüpfte, Resultate gewinnt. Um so weniger können Staatsbürger von gewöhnlicher Einsicht, die solche Angelegenheiten sich ohnehin nicht zur Aufgabe des Lebens gemacht haben, hierüber, wie es wohl zuweilen geschieht, vorlaut urtheilen, wohl gar entscheidend auftreten. Ohne daß wir uns in dieser Hinsicht in weitere Untersuchungen wagen, mag uns die Ueberzeugung genügen, daß die Preußische Regierung allezeit sehr ernstlich darauf bedacht gewesen ist, Wohlstand und Erziehung des Volks zu befördern.

Dessenungeachtet giebt es, und wird es noch immer Armuth und Unsittlichkeit, und hierin Veranlassung zur Bettelei geben; denn alle gegen die Ursache eines Uebels gerichteten Bemühungen werden dasselbe noch nicht immer wegräumen. Wenn nun auch — und das gerade wollen wir mit Bezugnahme auf unsere Verhältnisse näher beleuchten — Armuth und Unsittlichkeit nicht ganz vertilgt werden können: sollten wir dennoch nicht der Bettelei entgegenwirken, ja sie ganz ver-

verhindern können? — Diese Frage aber glauben wir unter den in dieser Beziehung jetzt noch obwaltenden Umständen verneinen zu müssen. Den Gesetzen nach ist es freilich bei Strafe untersagt, einem Bettler Almosen zu verabreichen; auch sind grundsätzlich alle Armen in so fern sicher untergebracht, als einzelnen Grundbesitzern, Communen deren Unterhaltung anheimfällt, weshalb Mancher den Unfug des Bettelwesens allein auf die Nachläßigkeit der Polizei schiebt: gleichwohl können diese bestehenden Einrichtungen noch keineswegs die Bettelei hemmen, wie solches aus folgender Erörterung erhellt.

Zur Unterhaltung solcher Armen, welche sich und den Ihrigen nicht genügenden Unterhalt schaffen können, sind nach Maßgabe des Geburtsortes und anderer Umstände verpflichtet: die Gutsbesitzer, die Dorfscommunen, die Stadtcommunen. Wir wollen es nicht einmal besonders anregen, daß oft während der langwierigen Entscheidung des Streits, ob dieser oder jener zur Aufnahme des Armen verpflichtet sei, dieser — hungern oder betteln muß. Es stoßen uns aber bei dieser jetzt noch mangelhaften Einrichtung dieselben Schwierigkeiten auf, welche sich im Allgemeinen bei der Frage zu erheben pflegen: soll ein Gegenstand der Verwaltung des Gemeinwesens, er möge sich nun als bloße Anordnung, oder als bloße Last, oder als beides zugleich ergeben, lieber vom Staate als Gesammtverbindung oder von einzelnen Communen geleitet resp. getragen werden? — Das Letztere hat allerdings viel für sich, in so fern den speciell Interessirten mehr Freiheit gestattet, eine Anbequemung an Localverhältnisse eher möglich ist, und in der Regel mehr Kosten vermieden werden; dahingegen im ersteren Falle außer mancherlei Schwierigkeiten auch diese eintritt, daß für Rechnung des Staates alles kostspieliger und in diesem Betracht oft leichtfertig betrieben wird. Zumal da, wo es sich um bloße Anordnung und solche Lasten handelt, die sich ungefähr gleich bleiben und nach

Umständen vermehrt oder verringert werden können, mag es, wie bei der städtischen Verfassung (und auch für die Städteordnung sind unsere kleinen Städte noch nicht einmal reif) wohl besser sein, die Verwaltung den einzelnen betreffenden Communen zu übertragen. Handelt es sich indeß um Lasten, welche unbestimmbar, oft vom Spiele des Zufalls abhangen, und diese verbleiben kleineren Communen, wohl gar einzelnen Besitzern: so entsteht hieraus ein Mißverhältniß ähnlich dem, wie wenn ein Dorf für sich eine separate Feuerkasse gründete, und dann auf einmal zum größten Theile — abbrennen würde. So könnte ein Gutsbesitzer für das Ehrenrecht des Kirchenpatronats den größten Theil seines Vermögens verlieren, sobald ungünstige Umstände eintreten. Nicht besser ergeht es Manchem hinsichts der Jurisdiction, wenn ihn das Unglück trifft, daß mehre Verbrechen auf seinem Territorio verübt werden. (Der Staat hat wohl besonders in Berücksichtigung so mancher andern hieraus erwachsenden Uebelstände die Uebernahme der Jurisdictionen beabsichtigt, aber nicht ausführen können.) Der Kostenaufwand wäre zu groß, selbst wenn Patrone und Jurisdictionarien auf ihre hergebrachten Ehrenrechte verzichteten. Eben so ist es mit dem Kirchenwesen, in so weit dessen Aufrechthaltung der Gemeine allein obliegt, welche nach unglücklichen Ereignissen ihr Gotteshaus wohl nie mehr aufbauen würde, wenn nicht in Beachtung dieses Mißstandes unseres Königes Huld außerordentliche Zuschüsse bewilligte. Auch die Fixirung der Besoldungen Geistlicher scheitert zum Theil an der bestehenden Gemeineverpflegung derselben.

Aehnlich ist nun das Verhältniß mit dem Armenunterhalt. Der Gutsbesitzer ist verpflichtet, die Armen seines Gutes zu verpflegen, selbst wenn sie nur wenige Jahre innerhalb seiner Güter gewohnt haben. Es hängt nun lediglich vom Zufalle ab, ob er deren keine oder sehr viele zu ernähren hat. Daher ist er auf diesen Umstand sehr aufmerksam, und wird seine

alternden Leute nur dann behalten, wenn er wohlgesinnt ist, oder wenn das Unglück ihm deren nicht eine zu große Anzahl aufbürdet. Im letzteren Falle sucht er sich ihrer natürlich zu entledigen, und kann er ihrer nicht los werden, so duldet er stillschweigend das Betteln. Um ihn nicht ungerecht hierin zu beurtheilen, muß man freilich erwägen, daß das Mißverhältniß der zu übernehmenden Verpflegung bei einem Gütchen von geringen Ertrage, oft durch Todesfälle, Verkrüppelungen 2c. zu groß geworden ist. Außerdem giebt es noch Besitzer, Pächter 2c., welche nicht einmal Den verpflegen wollen, der ihnen vielleicht 30 Jahre hindurch seine Kräfte gewidmet hat, und kündigen ihm den Dienst, sobald sie merken, daß er aufhört rüstig zu sein, weil sie eine solche Last auch da scheuen, wo deren Uebernahme ihnen von Gott und Rechts wegen zur Pflicht wird. Ein anderer Gutsherr wird sich nun sehr hüten — und das mit Recht — diese Alternden anzunehmen.

Mit Dorfcommunen verhält es sich nicht anders. Die Ackerwirthe sind dahin übereingekommen, ja in ihre Wohnungen Keinen aufzunehmen, dessen Lage eine baldige Verpflegung von ihrer Seite vermuthen ließe. Ihre Hirten, Instleute (welche in den Nebenstübchen der Wirthe wohnen) werden mit eben solcher Vorsicht und Rücksicht behalten oder entlassen. Die Folge ist auch hier in der Regel die, daß Verarmte in den Dörfern kein Obdach finden.

Am Uebelsten steht es um die kleinen Städte. Handel, Gewerbe, Künste sind hier nicht Gegenstände einer ausgedehnteren Betriebsamkeit. Der Landmann holt die bedeutenderen Mittel für Befriedigung seiner Bedürfnisse aus der Hauptstadt; für die minder bedeutenden hat oft Dorf und Gut die entbehrlichsten Handwerker. So ist der Absatz aus der kleinen Stadt auf das Land wenigstens nie von besonderem Belange. In der Stadt selbst sind wenige Officianten, und sonach sind die Gewerbetreibenden meistens darauf gewiesen, sich gegenseitig mit ihrer Arbeit zu dienen. Die einzige

Beihilfe bleibt zuweilen noch der Ertrag des zu den Häusern gehörigen Garten- und Säelandes. Daher befinden sich die Einwohner kleiner Städte gewöhnlich in so ärmlicher Lage, daß sie nicht ihre eignen Gemeinebedürfnisse befriedigen, nicht einmal die aus ihrer Mitte hervorgehenden Ortsarmen verpflegen können. Doch ist das nicht genug. Die auf Dörfern und Gütern Verarmten werden von dort entfernt, müssen doch ein Obdach haben, und finden solches leicht in der kleinen Stadt, wohin sie sich dann in ziemlicher Anzahl versammeln. Zu vermeiden ist solches hier nicht so leicht als auf dem Lande. Der Gutsbesitzer hat seine ihm eigenthümlich zugehörigen Wohnungen, kann also bestimmen, ob Jemand darin aufgenommen werden soll, oder nicht. Eben so können es die Bauerwirthe. Der Landmann sieht ohnehin in seiner Wohnung nie ein besonderes angelegtes Kapital, das sich extraordinär verzinsen soll, sondern nur das dem Lebensbedürfnisse dienende Obdach. Hingegen in den Städten giebt es eine Menge von Buden, halben und ganzen Häusern, welche bei der oben erwähnten Dürftigkeit oft billig verkauft, und von den Andern auf Speculation, nämlich in der Hoffnung erstanden werden, durch Vermiethung an einzelne Personen oder Familien die Zinsen des Kaufpreises und noch mehr herauszubringen. Selbst die größern Hauseigenthümer sehen ihre Wohnhäuser für mehr als Obdach, nämlich für ein wohlangelegtes Kapital an. Sogar die Miether nehmen wieder After- und Einmiether, und somit findet sich, zumal für Leute niedern Standes, Unterkommen zur Genüge. Da aber Jeder die Freiheit hat und im Grunde haben muß, seinen Wohnsitz willkürlich zu wählen, so kann der Magistrat das Zusammenströmen der Armen nicht verhindern. Denn der zur Niederlassung erforderliche Ausweis des genügenden Unterhaltes ist zum Scheine bald geführt. Es leuchtet ein, daß eine dürftige kleine Stadt ihre und die Armen vom Lande unmöglich verpflegen kann. Daher betteln

diese, und die Magisträte dulden es stillschweigend, weil sie keinen Ausweg wissen.

Was sollen aber bei solchen Mißverhältnissen in der Zutheilung der Armenverpflegungen die Gesetze wider Bettelei und die angedrohten Strafen helfen? Zwar geben Viele mit Unverstande ihre Almosen in dem Wahne, als sei dieß schon ganz an sich betrachtet ein Gott wohlgefälliges Werk; denn die Werkheiligkeit ist aus unserer Mitte noch lange nicht geschwunden: aber auch der Wohlgesinnteste und Besonnenste findet sich bewogen, selbst auf die Gefahr hin, fünf Thaler Strafe zu zahlen, oder auf die noch größere, mit seinen Gaben Liederlichkeit zu begünstigen, gleichwohl in der Ueberzeugung zu geben, daß die Bettelei aus wirklicher Noth dermalen noch nicht zu vermeiden sei. Erst müssen wir die Gewißheit haben, daß jedem Armen nach Recht und Billigkeit eine bestimmte Hilfsquelle sich öffne, dann können wir durch hartnäckige Versagung der Wohlthaten zur Hintertreibung der Bettelei behilflich sein.

Wie dieß Mißverhältniß zu heben sei, das wäre die wichtige Frage, deren Beantwortung freilich nicht eben leicht sein dürfte. Wenigstens erfordert sie mehr, als ein Einzelner leisten kann, dem nicht staatswissenschaftliche Gegenstände Berufs halber obliegen. Nichts desto weniger hat Mittheilung der Ansichten immer ihr Gutes.

Alle Armenpflege dem Staate zu überweisen, ist aus leicht begreiflichen Gründen nicht möglich. Es wäre umständlich, ließe sich nicht zweckmäßig einrichten, und wäre kostspielig bis zum Unerschwinglichen. Es müßten daher Grundsätze aufgestellt, und nach diesen eine angemessene Classification der Armen bewirkt werden. Die nächste Verpflichtung fiele dem Gutsbesitzer oder der Commune, die fernere dem Kirchspiel, die wieder fernere dem Kreise, endlich der Provinz und dem Staate anheim. Die Verhältnisse, unter denen dem Gutsherrn oder der Commune die Verpflegung

der Armen zufallen sollte, müßten beschränkt und so genau als möglich bestimmt werden. Was für einzelne Communen zu hart ist, wäre zuförderst dem Kirchspiel zu überweisen. Die Kirchspielsarmkasse erhielte mehr Fonds durch Gemeinebeiträge, und eine geordnetere, festere Verwaltung Seitens der Pfarrer und gewählten Armenvorstände. Die Kirchspielsarmen fänden angemessene Beschäftigung in Dienstleistungen an die Kirche. Der Arme, dessen Unterhalt sich für Kirchspiel und Kreis nicht eignete, hätte dann erst Anspruch auf Verpflegung Seitens des Kreises. So kämen wir endlich zur Provinzial- und demnächst zur Staatsversorgung, wobei wir voraus bemerken, daß Zucht- und Irrenhausverpflegungen dann doch schon der Staat übernehmen müßte.

Einen Schein hievon hat allerdings unsere Armenverfassung in Betracht der Kirchspiels-Armkassen, der Kreis-Communal-Beiträge zugleich mit für Unterstützung der Kreisarmen, der Landarmen-Verpflegungsgelder rc. — aber nur einen Schein. Die Kirchspielsarmkassen sind an den meisten Orten fast ganz unwirksam aus Mangel an Fonds und festen Verwaltungsgrundsätzen. Es werden nicht einmal überall die Armengelder beim Decem erhoben. Die Stadtkirchspiele führen keine Kirchspielsarmkasse. Die Zahl der sogenannten Kreisarmen ist sehr beschränkt, und es wird in dieselbe Niemand aufgenommen, um die Lasten Einzelner nicht zu sehr zu vergrößern, sondern dann, wenn der Umstände halber der Arme keiner Commune aufgebürdet werden kann. Die Landarmenbeiträge beziehen sich bloß auf das Correctionshaus. Es kann dieses alles nicht als Ausführung dessen angesehen werden, was wir oben erwähnten.

Schwierig mag eine solche Einrichtung, die Bestimmung der Verhältnisse, unter welchen sich ein Armer für Commune, Kirchspiel, Kreis, Provinz und Staat eignet, immerhin sein; auch wäre die Art der Verpflegung sorgfältig in Erwägung zu ziehen,

da baare Verabreichungen nur sehr selten unter ganz besondern Umständen zu gestatten wären, wenn wir uns nicht den Unfug der Armentaxen Englands aufladen wollten. Wären indeß die Hauptschwierigkeiten gehoben und die Sache im Gange, so dürfte doch hier die durch den Zufall zu sehr begünstigte Befreiung, dort die unverhältnißmäßige Ueberbürdung vermieden werden. Bedeutende neue Auflagen sind hiezu keinesweges erforderlich. Erhalten müssen wir doch auch jetzt die Armen; sie können doch nicht verhungern. Es kommt also alles nur auf bessere Einrichtung und Vertheilung an. Ein noch lange nicht zu freigebiges Haus vertheilt jetzt jährlich zwölf Thaler an Straßen- und Hausbettler. Wer wollte nicht lieber diese zwölf Thaler geradezu als bestimmte Abgabe betrachten und auch beisteuern, wenn er dadurch sich alle Bettler zu entfernen wüßte. Denken wir daran, was jetzt im Lande als Almosen so unbestimmt und unzweckmäßig, man könnte unter Umständen wirklich sagen, vergeudet wird: so ergiebt sich hieraus eine so ansehnliche Summe, daß dieselbe zur zweckmäßigeren Armenversorgung mehr als hinreichend wäre. — Auch der freien Wohlthätigkeit würden durchaus keine Schranken gesetzt, denn der außerordentlichen Unglücksfälle, die ganz besonders unsere christliche Liebe beanspruchen, als: Feuersnoth, Hagel, Viehsterben, Mißerndten u. s. w. wird es noch immer geben.

So möge denn dieser Gegenstand solchen Männern, welche mit Nationalökonomie vertrauter sind, und vermöge Ihrer Stellung weiter und tiefer sehen, aber auch auf das Gesammtwohl einzuwirken vermögen, zur ganz besonderen Sorge gereichen!

Hffhz.

VII. Das Elocations-Wesen in Culm.

Von Halmhuber.

Vielleicht dürfte es den Lesern des Provinzial-Blattes nicht uninteressant sein, Etwas über eine Einrichtung zu erfahren, wie sie außer in Culm an keinem andern Orte des Preußischen Staats stattfindet, wenigstens nicht in der Art, als sie in diesem Aufsatze beschrieben werden soll. Dies ist die sogenannte Elocation oder die Vermessung und Vertheilung eines Theils der zum Culmer Territorio gehörigen Aecker, Wiesen u. Gärten, an die in Culm befindlichen Häuser der Bürger. Diese für die Hausbesitzer so wohlthätige Einrichtung besteht schon seit 236 Jahren und ist zeither von 50 zu 50 Jahren erneuert worden; zuletzt hat sie im J. 1802 stattgefunden. Der Beweggrund zu dieser Landvertheilung war kein anderer, als der durch Krieg und Unglücksfälle aller Art so sehr verwüsteten Stadt aufzuhelfen, Baulustige heranzuziehen, und ihr wo möglich den frühern Glanz wiederzugeben.

Der Deutsche Orden hatte bei seiner Ankunft in Preußen im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts der Stadt Culm das in dem Privilegio vom 28. Decbr. 1232 und renovirt den 1. Octbr. 1251 seinen Grenzen nach benannte Territorium mit vielen Rechten und Begünstigungen verliehen. Dieses Territorium, welches etwa 420 Hufen enthält, bestand damals fast aus lauter Sumpf, Morast und Wald, und scheint in den ersten hundert Jahren wenig oder gar nicht benutzt worden zu sein; eben so wenig findet sich davon eine Spur, daß das Land schon bebaut gewesen wäre. Aus einer alten im städtschen Archive vorgefundenen Scriptur vom nächsten Freitage nach Pauli Bekehrung 1396 erst gehet hervor, daß der Rath der Stadt Culm sich verpflichtet hat, das sogenannte Pfluggetreidegeld von einigen Dörfern an den Thum zu Culmsee zu zahlen. Von dem urbar gewordenen Lande wurde eine geringe

Abgabe an die Culmische Kämmereikasse entrichtet; der übrige Theil des Bodens lag noch lange unbenutzt da, wahrscheinlich konnte die Bürgerschaft wegen ihrer Armuth zu dessen Cultur nichts thun. Später hatte aus der umliegenden Gegend sich eine ziemlich bedeutende Anzahl von Edelleuten nach Culm geflüchtet, um den beständigen Plünderungen und Mißhandlungen der herumstreifenden Feinde zu entgehen. Als es ruhiger wurde, fanden mehre Edelleute ihre Grundstücke dergestalt verwüstet, daß es ihnen unmöglich war, ihre Wirthschaften wieder herzustellen, wozu es ihnen auch an den nöthigen Mitteln fehlte. Diese zogen es vor sich in Culm förmlich niederzulassen, und von den noch wüste liegenden Ländereien bedeutende Flächen gegen eine billige Abgabe an die Stadtkasse, zu acquiriren, und davon die noch jetzt bestehenden erblichen Vorwerker zu bilden. Hie und da hatten zwar auch einige Bürger etwas Land acquirirt, aber der größte Theil blieb doch noch unbenutzt liegen. Als aber die Bürger bemerkten, daß ein Stück nach dem andern von den wüsten Ländereien in den Nutzen der Edelleute überging, sie aber fürchteten, daß auf diese Art ihnen das übrige Land auch verloren gehen könnte, so trugen sie im J. 1599 darauf an, daß das gesammte übrige wüste Land unter die Bürger vertheilt werden möchte. Der Magistrat, der wohl eingesehen haben mußte, daß die Vertheilung des Landes das einzige Mittel war, solches unter Cultur zu bringen und auch der Stadt aufzuhelfen, bewilligte den Antrag, und es wurde mit Zuziehung der Bürgerschaft festgesetzt, daß die dereinstigen Einkünfte von den Ländereien nur zur Herstellung und Unterhaltung der Häuser benutzt, und daß nur diejenigen Hausbesitzer Land bekommen sollten, die auch Bürger sind. Die Vertheilung geschah zu ganzen, halben und viertel Hufen, je nachdem die Häuser beschaffen waren; auch den Besitzern wüster Plätze wurde bei der ersten Elocation Land zugetheilt, um die Baulust zu befördern. Die in der Stadt angesessenen

Edelleute wurden aufgefordert, das Bürgerrecht zu gewinnen, wenn sie an der Wohlthat der Landvertheilung Theil nehmen wollten. Mehre verstanden sich dazu, und diese erhielten Land zu ihren Häusern; die übrigen aber schloß man nicht nur von der Landvertheilung, sondern auch von allen andern bürgerlichen Vortheilen aus, und so sahen sie sich denn genöthigt, ihre Häuser zu verkaufen und die Stadt zu verlassen. Erst im Jahre 1602 war die erste Elocation beendigt; wahrscheinlich hatten allerlei Beschwerden über unrichtige Vertheilung die Sache bis dahin verzögert. Den Bürgern stand es frei, das Land selbst zu bewirthschaften, oder für die Dauer der 50 Jahre zu verpachten. Diejenigen, die ihr Land nahe bei der Stadt hatten, benutzten es selbst, bauten Häuser und Wirthschaftsgebäude darauf, und legten Vorwerke an, die das jetzige Dorf Neuguth ausmachen, zum Theil aber noch in einzelnen Etablissements dastehen. Die übrigen Bürger, deren Land entfernt lag und denen es an den nöthigen Mitteln zur eigenen Bewirthschaftung fehlte, verpachteten das Land so vortheilhaft als es möglich war. Die Pächter mußten sich die Gebäude selbst bauen; daher haben sie auch das Recht vollständige Entschädigung zu verlangen, wenn sie beim Ablaufe der Pachtzeit das Land verlassen müssen. Durch den Anbau sind allmählig die Dörfer Oberausmaaß, Niederausmaaß, Klein Lunau, Klammer, Dolken, Venedia, Neuguth entstanden, die ausschließlich der Bürgerschaft gehören, wogegen der Kämmerei zur Bestreitung ihres Haushalts und zu allgemeinen städtischen Zwecken 13 andere Dörfer angewiesen sind. Der Flächenraum der zur Vertheilung unter die Bürger gehörigen Ländereien betrug bei der letzten Elocation im Jahre 1802 151 Hufen 21 Morgen 41 □ Ruthen Culmisch. Der jedesmaligen Elocation ging eine Beschreibung der in der Stadt vorhandenen Häuser und eine Vermessung und Bonitirung der zu vertheilenden Ländereien, Wiesen und Gärten voran, wobei jedesmal Deputirte von

der Bürgerschaft gewählt wurden, die diesen Vorarbeiten beiwohnen mußten. Die Häuser wurden nicht ihrem Werthe nach abgeschätzt, sondern nur nach ihrer innern und äußern Beschaffenheit und nach ihrem Umfange beschrieben. Daher kam es auch, daß manchen Häusern von geringerem Werthe, wenn sie nur eine große Ausdehnung hatten, mehr Land zugetheilt wurde, als einem Hause von besserer Beschaffenheit, aber geringerem Umfange. Wahrscheinlich geschah dies aus der guten Absicht, den Eigenthümer des Platzes zum Bau eines größern Hauses zu bewegen, wenn das alte Haus baufällig wurde. Sonst wäre ein solcher Mißgriff nicht zu rechtfertigen gewesen.

Ob zu der ersten Elocation der Bischof — damaliger Landesherr von Culm — den Consens gegeben hat, weiß man nicht; es muß dieser wichtige Akt aber wohl die Zustimmung des Bischofs erhalten haben, weil ohne diese die Bürgerschaft es wohl nicht gewagt haben würde, eine so einflußreiche Veränderung mit dem Territorio der Stadt vorzunehmen. Zu den späteren Elocationen sind die Consense gegen eine von der Bürgerschaft an den Bischof erlegte Abgabe von 100 Dukaten ertheilt worden. Vorgekommene Streitigkeiten über unrichtige Vertheilung der Ländereien oder sonstige diesfällige Beschwerden wurden von einer bischöflichen Commission geschlichtet.

Die zweite Elocation fand im Jahre 1652 mit Beobachtung der bei der ersten angenommenen Grundsätze statt. Den Consens dazu hat der Bischof Andreas de Leßno Leßczynski unterm 16. Octbr. 1651 ertheilt. Diese scheint zu allerseitiger Zufriedenheit ausgefallen zu sein, weil sich nirgend etwas über Streitigkeiten und Beschwerden vorfindet.

Bei der dritten im Jahre 1702 eingetretenen Elocation, zu welcher der Bischof von Potocki am 18. Mai 1701 den Consens gab, waren mehre Bürger mit der Landvertheilung nicht zufrieden; es wurde daher eine bischöfliche Commission zur Untersuchung

der angebrachten Beschwerden niedergesetzt; diese schritt zur nochmaligen Beschreibung der Häuser und Bonitirung der Ländereien, und nach Beendigung ihrer Arbeiten entschied der Bischof unterm 5. Juli 1702, daß die geschehene anderweite Vertheilung der Commission für gültig und unumstößlich angenommen und den Bürgern wegen der ihnen zugefallenen Ausmaaß-Ländereien ein ewiges Stillschweigen auferlegt werden solle. So gewann diese Elocation ein rasches Ende.

Die vierte Elocation vom Jahre 1752 ist vom Bischofe Stanislaus de Ließcze Leski unterm 24. Sept. 1750 genehmigt. Bei dieser Elocation wurden von der Bürgerschaft Zweifel darüber erhoben: ob dem Magistrate das Recht zustehe, die Vertheilung der Ländereien allein und ohne Zuziehung der Bürgerschaft zu bewirken. Die Sache wurde indeß durch Vergleich beseitigt; die Bürger erkannten dem Magistrate das Recht der alleinigen Vertheilung zu, der Magistrat versprach dagegen die Bürger bei den Vorarbeiten, z. B. Beschreibung der Häuser, zuzuziehen. Später wurde das Recht des Magistrats sogar durch das Schöppengericht unterm 16. Octbr. 1751 festgestellt, um allen Zweifeln vorzubeugen.

Gleich nach geschehener Vertheilung der Ländereien erhoben mehre Bürger Beschwerden, und hielten die Vertheilung des Magistrats für ungerecht. Der Magistrat sowohl als die Bürger schickten Deputirte an den Bischof, und baten um Untersuchung und Entscheidung. Der Bischof kam selbst nach Culm um die Sache in Güte zu vermitteln; die wechselseitigen Klagen wurden am 20. Octbr. 1751 angehört, es kam aber kein Vergleich zu Stande. Der Bischof reiste ab, schickte jedoch zwei Commissarien, den General-Official Joseph Rembowski und den Domherrn Jacob Prußak, mit ausgedehnter Vollmacht nach Culm. Nachdem der Bischof am 29. Octbr. 1751 die von dem Magistrate ohne Zuziehung der Bürgerschaft bewirkte Revision und Beschreibung der Häuser für ungültig

erklärt hatte, fing die Commission ihre Geschäfte an, die erst den 27. Mai 1756 beendigt waren, indem alle Vorarbeiten noch einmal angefangen und die Ländereien auf Grund derselben von neuem vertheilt werden mußten. Die Vertheilung wurde hierauf den Bürgern publicirt, und die letztern mußten mit dem, was ihnen zugetheilt wurde, zufrieden sein, weil der Bischof ausdrücklich bestimmt hatte, daß Niemand von dem Ausspruche der Commission appelliren durfte.

Die letzte Elocation im Jahre 1802 hatte viele Streitigkeiten und Prozesse zur Folge, wozu auch Privat-Leidenschaften aller Art Veranlassung gegeben hatten. Obgleich der Magistrat bei der Beschreibung der Häuser und Classification der Ländereien Deputirte aus der Bürgerschaft zugezogen hatte, so fand der Umstand, daß sie nur vom Magistrat und nicht von der Bürgerschaft gewählt und von dieser mit keiner Vollmacht versehen waren, Anstoß, und dann erregte es Unzufriedenheit, daß die mit den Vorarbeiten und der Vertheilung beauftragten Mitglieder des Magistrats und der Bürgerschaft für ihre Arbeiten statt der ihnen zustehenden baaren Remuneration einige Parcelen Land unter sich vertheilten; daß ferner auch öffentlichen Gebäuden, die zu den bürgerlichen Lasten und Abgaben nichts beitrugen, ja sogar einigen städtischen Unterbeamten Land angewiesen und die Elocations-Masse zum Nachtheil der Bürger geschmälert wurde. Dieserhalb strengten die Bürger Prozesse an, und es mußten hierauf die gegen die Bestimmungen des Elocations-Decrets angewiesenen Ländereien der Masse zurückgegeben werden.

Die Häuser der Stadt sind in 7 Klassen getheilt, wovon 4 Klassen zu den massiven und 3 Klassen zu den in Fachwerk gebauten gehören.

Das gesammte zur Elocations-Masse gehörige Land von 151 Hufen 21 Morgen 41 Q.Ruthen, wovon jedoch 8 Hufen 27 Morgen 5 Q.Ruthen Culmisch

zu allgemeinen Zwecken zurückbehalten sind, ist dergestalt vertheilt, daß

4	Häuser	der	ersten Klasse	jedes	75	Thlr.
25	=	=	zweiten =	=	60	=
19	=	=	dritten =	=	45	=
63	=	=	vierten =	=	30	=
68	=	=	fünften =	=	20	=
90	=	=	sechsten =	=	15	=
32	=	=	siebenten =	=	10	=

jährliche Revenue auf 50 Jahre erhielten. Den Bürgern stand es nun frei, über die ihnen zugefallenen Stücke auf die Dauer der 50 Jahre nach Gefallen zu disponiren. Die meisten verpachteten das Land auf 50 Jahre, ließen sich von den Pächtern die Hälfte des Ertrages auf die ganze Dauer der Elocations-Zeit als Einkauf vorauszahlen, und behielten sich die zweite Hälfte zur jährlichen Pacht, die um Martini zahlbar ist, vor. Im Durchschnitt wurde der jährliche Ertrag auf 2 Thlr. pro Morgen Culmisch angenommen. Es beträgt daher z. B. von einem Hause der ersten Klasse der Einkauf auf 50 Jahre 1875 Thlr., und die jährliche Pacht 37 Thlr. 15 sgr.; außerdem haben sich auch viele der Verpächter gewisse Leguminen, z. B. Butter, Käse, Schinken und Schaarwerks-Fuhren bei der Heuerndte vorbehalten.

Mehre der Bürger haben sich nur auf einjährliche Pacht mit ihren Pächtern geeinigt, andere — jedoch nur wenige — haben den größten Theil des Ertrages als Einkauf genommen; noch andere aber, und zwar diejenigen, denen das Land nicht weit von der Stadt angewiesen ist, benutzen die Grundstücke selbst, und haben den abziehenden Pächtern die Gebäude und ihr sonstiges Eigenthum bezahlen müssen. Außer diesem Lande ist auch jedem Bürgerhause noch eine Wiese und ein Stück Gartenland nicht weit von der Stadt ebenfalls auf 50 Jahren zugemessen, die aber in der Regel von den Bürgern selbst benutzt werden. Ueber-

läßt der Pächter das Land auf die Dauer der Elocations-Zeit einem Andern, so muß der neue Pächter dem Landherrn — d. h. dem betreffenden Bürger — einen sogenannten Willkomm mit 1 Dukaten von jeder Viertel Hufe zahlen; bei Erbfällen aber findet diese Abgabe nicht statt.

Da, wie gesagt, diese Einrichtung bloß den Zweck hat, aus den Revenuen der Elocations-Ländereien dem Verfall der Häuser vorzubeugen und nicht nur die Baulust zu erwecken, sondern auch durch Verschönerung und äußere Zierde der Häuser der Stadt den in frühern Zeiten gehabten Glanz herzustellen, so wurden auch von Zeit zu Zeit die kräftigsten Verfügungen gegen diejenigen erlassen, die sich in Erfüllung ihrer Obliegenheiten nachläßig bewiesen und ihre Häuser verfallen ließen. Demungeachtet gab es noch im Jahre 1690 wüste Plätze in der Stadt, worauf Getreide gebaut wurde. Ein Beweis, daß entweder auf die Befolgung der gegebenen Befehle nicht streng genug gehalten wurde, oder daß die Armuth unter den Bürgern immer noch so groß war, daß sie nicht viel bauen konnten. Die am Anfange der Elocation den Bürgern gezahlten nicht unbedeutenden Einkaufsgelder wurden wahrscheinlich von den meisten eher zur Bezahlung ihrer Schulden und zu sonstigen Zwecken, als zum Ausbau der Häuser verwandt, weil sie keine andern Mittel zu ihrer Subsistenz hatten und die jährlichen Pachtgelder zum Bau nicht ausreichten. Daher kam es, daß die Stadt, ungeachtet der ihr durch die Elocation erwiesenen Wohlthat, immer mehr in Verfall gerieth. Ein großes Hinderniß, mit welchem die Stadt zu kämpfen hatte, war die Intoleranz der damaligen Bischöfe, die den evangelischen Bewohnern die freie Religionsübung nicht gestatten wollten, weshalb sie den Ort verließen, obgleich sie, mit den nöthigen Mitteln versehen, in der Hoffnung an den Elocations-Wohlthaten Theil zu nehmen, gewiß wüste Plätze bebaut und verfallene Häuser hergestellt hätten.

Diesen Nachtheil für die Stadt sah der aufgeklärtere Bischof Malachowski wohl ein; er erließ daher am 13. März 1678 an auswärtige evangelische Christen einen öffentlichen Aufruf, worin er sie zur Niederlassung in Culm aufforderte, und ihnen nicht nur völlig freie Religionsübung, sondern auch eine vierjährige Befreiung von allen Abgaben zusicherte. Dieser Aufruf hatte aber auch keinen günstigen Erfolg, es fanden sich keine evangelischen Leute ein; wahrscheinlich traute man den Verheißungen des Bischofs nicht, die gewiß redlich gemeint sein mochten. So blieb Culm fortwährend ein beinahe wüster Ort, bis das Culmer Land im Jahre 1772 von Friedrich dem Großen in Besitz genommen wurde. Von da ab hob sich die Stadt mit jedem Jahre. Durch die vielen Bauten, die theils für Königliche Rechnung ausgeführt, theils durch die bewilligten bedeutenden Bauhilfsgelder befördert wurden, erhielt die Stadt Lebhaftigkeit und Verkehr; es zogen bald mehre Familien von auswärts hier an, und die Zahl der evangelischen Bewohner, deren bei der Besitznahme nur vier angetroffen wurden, hatte sich in wenigen Jahren so vermehrt, daß zu ihrem Gottesdienste, den sie so lange in einem Privathause verrichteten, eine eigene Kirche gebaut werden mußte. Es zogen nun auch viele von den durch Friedrich dem Großen aufgenommenen Colonisten hier an, denen zur Einrichtung und zu ihrem Gewerbetrieb bedeutende Geldvorschüsse gezahlt und sogar Häuser geschenkt wurden; außerdem ließen sich begüterte Leute nieder, die bei der sichern Aussicht auf die bevorstehende Elocation bedeutende Bauten ausführten, und dadurch zur Verschönerung der Stadt und zur Aufhilfe derselben beigetragen haben. Sie sind aber auch in ihren Erwartungen nicht getäuscht worden. Denn außerdem, daß ihnen die auf den Bau verwendeten Gelder durch die im J. 1802 erhaltenen Einkaufs-Summen zum größten Theil vergütet sind, so wird ihnen durch die jährliche Pacht von den ihren Häusern zugetheilten

Elo-

Elocations-Ländereien und durch Vermiethung der Wohnungen eine sehr sichre Revenue zu Theil, die auf funfzig Jahre berechnet, der Höhe des gezogenen Einkaufs wenigstens gleich kommt.

Hiernach ist es gewiß, daß die vorbeschriebene Einrichtung mit der Elocation den Einwohnern der Stadt eine Wohlthat gewährt, die ihnen bei der Nahrungslosigkeit des Orts von der höchsten Wichtigkeit ist, und die, gut und zweckmäßig angewendet, sehr segensreich auf die Erhaltung der Bewohner einwirkt.

Ob und wie eine Elocation im Jahre 1852 stattfinden wird, läßt sich jetzt noch nicht beurtheilen. Denn die bäuerlichen Besitzer der Elocations-Ländereien sind durch rechtskräftiges Erkenntniß für regulirungsfähig erklärt; es muß ihnen hiernach das Land zum Eigenthum überlassen werden, in welchem Falle sie zwar ferner keinen Einkauf zahlen dürfen, jedoch eine mit Rücksicht auf das Einkaufsgeld berechnete erhöhete höhere jährliche Rente werden erlegen müssen, dergestalt, daß die Bürger für den entbehrten Einkauf durch die erhöhete Rente hinlänglich entschädigt werden dürften. Durch die feste Rente werden die Häuser in Culm einen bedeutendern Werth erhalten, als den sie bisher hatten. Denn von dem auf 50 Jahren vorausgezahlten Einkaufe hatten nur die Zeitgenossen der Elocation Vortheil, auf die spätern Besitzer der Häuser kam davon nichts; wogegen die feststehende jährliche Rente den Hausbesitzern für ewige Zeiten Nutzen gewährt, der nie veräußert und dem Hause entzogen werden kann.

VIII. Mittheilungen in Kirchen- und Schul-Angelegenheiten.

Ueber Besoldung der Geistlichen.

Eine Antwort auf das Sendschreiben vom Februar 1833 (Prov.-Bl. 1833 Mai S. 574 ff.), veranlaßt durch die im diesjährigen October-Hefte dieser Blätter S. 356 zu dem Aufsatze über Abschaffung des Beichtgeldes enthaltene Bemerkung.

Wenn Sie, mein werther Herr Amtsbruder! Sich nach einer Antwort umsehen auf eine Frage, die Sie schon vor etwa drei Jahren in diesen Blättern niedergelegt haben, so ist dies ganz in der Ordnung: denn wer da fragt, will eine Antwort haben. Wundern wollen Sie sich jedoch darüber nicht, daß diese Antwort bisher nicht erfolgt ist, weil Sie auf „gereifte Erfahrung" und „tiefe Einsicht" provoziren, die nicht Jedermann besitzt, und Derjenige, welcher sie hat, bei aller Achtung für Ihre dargelegten Ansichten und allem Interesse für die fragliche Angelegenheit nicht eben öffentlich für sich in Anspruch nehmen wird. Ich selbst halte mich für denjenigen nicht, an welchen Ihr Sendschreiben gerichtet ist, aber antworten möcht' ich Ihnen doch, und zur möglichen Ausgleichung der Meinungsdifferenzen auch mein geringes Scherflein liefern.

So oft ich in frühern Jahren Gelegenheit gehabt, über die ökonomische Stellung der Geistlichen nachzudenken, hab' ich mein Verwundern nicht unterdrücken können, wenn Geistliche sich für Beibehaltung der Landwirthschaft erklärten, und wenn ich über Accidenzien und Kalende klagen hörte, hab' auch ich gedacht, daß wohl der Geistliche es verschulden möge, wenn er wirklich Ursache zur Klage erhält. Seitdem ich aber selbst im Amte stehe, haben sich meine Ansichten merklich geändert, und wenn ich jetzt entscheiden,

oder das Interesse der Geistlichen vertreten sollte, würd' ich Ihnen Recht und Unrecht geben, und darnach ringen, daß wir nicht nur von der Feldwirthschaft, sondern auch von dem Accidenzien- und Kalende-Wesen entbunden würden.

Meine Erfahrungen als Landwirth sind zwar noch nicht so alt, aber unter erschwerenden Umständen gesammelt und auf die Erfahrungen älterer Amtsgenossen gestützt; sie haben mich mit der Landwirthschaft eben nicht befreundet. Die mancherlei unangenehmen Berührungen, in welche, wie Sie ganz richtig bemerken, der Pfarrer mit Leuten der dienenden Klasse, wie mit seinen Grenznachbarn nicht selten verwickelt wird; die Störungen des Gemüthes, welche bei den Sorgen und den Unannehmlichkeiten und Unfällen einer Landwirthschaft unausbleiblich sind; der Aufwand von Zeit, welcher dadurch dem höhern und eigentlichen Berufe so leicht entzogen wird: — Alles deutet darauf hin, daß Feldwirthschaft und Predigtamt keine glückliche Verbindung sei. Für den Scherz und die Erholung ist offenbar zu viel, und für den Ernst zu wenig: der Pfarrer, der sich in seinem Amte wissenschaftlich fortbilden will, ist nicht im Stande, seine Landwirthschaft ohne Beihilfe mit Erfolg zu betreiben, und einen Stellvertreter zu halten, wie es die (gebildeten und wissenschaftlichen *) Inhaber größrer Güter thun, tragen seine Hufen nicht aus; diejenigen aber, welche meinen, nach den Berichten ihrer Leute aus der Stube wirthschaften zu können, oder gewöhnliche Spaziergänge zur Beaufsichtigung der Leute für zureichend halten, täuschen sich selbst und werden getäuscht. Jede Wirthschaft liefert uns die Beläge dazu; jeder Arbeiter giebt uns den Beweis, daß er, wie gut auch gestellt, ein Miethling sei.

*) Vgl. Prov.-Bl. 1831 März S. 254: „wir haben Gutsbesitzer genug“ ff.

Wenn dennoch Geistliche das Land nicht fallen lassen wollen, so glaube ich, daß theils die überwiegende Neigung, theils die Hoffnung, demselben einen größern Ertrag abzugewinnen, als die mögliche Entschädigungssumme beträgt, ihr Urtheil bestochen habe. Selbst der Grund, welcher von der Befürchtung hergenommen wird, daß mit dem Lande das einzige sichere Einkommen dahin gegeben werde, ist, wenn gleich nicht ohne Gewicht, doch nicht wichtig genug, um die Landwirthschaft beizubehalten. Denn consequent könnte man, wenn wir einmal an die möglichen Unfälle alle denken wollen, eben so gut behaupten, daß das Einkommen des Landes ein sehr unsicheres sei, weil es — abgesehen von dem währenden Schwanken in den Preisen der Erzeugnisse des Landmannes — jährlich dem Mißwachse, Hagelschaden und andern nachtheiligen Einflüssen der Witterung ausgesetzt ist, und unser Viehstand, ohne den doch keine Feldwirthschaft bestehen kann, jährlich von allerlei Krankheiten und Seuchen befallen werden kann — Unfälle, die denn doch, wie wir's aus den letzten Wirthschaftsjahren wissen, ungleich öfter einzutreffen pflegen, als ein solcher Staatsbankerott. — Und gesetzt, daß der Staat wirklich einmal in die Lage geriethe, seinen Dienern die Gehälter nicht mehr zahlen zu können, so ist ein solcher Zustand doch nur vorübergehend, und wo der ärmere Landmann neben seinen Kontributionen und Lieferungen von seiner mitunter sehr dürftigen Scholle sein Brod essen wird, da wird der Geistliche, der keine Kommunallasten und Abgaben zu tragen, und seinen Kartoffel- und Gemüse-Acker und andre Auskunftsmittel hat, doch auch wohl ausharren können. Wenn aber je das Recht der Gewalt, das Gesetz der Nothwendigkeit weichen müßte, dann würde bei allem Widerspruche auch unser Land nicht sicher sein. Man denke an die Secularisationen und an das, was in diesem Jahre in Spanien geschehen ist.

Da ich nun auch nicht glauben kann, daß der Geistliche zum Normalwirthen berufen sei, weil er

vermöge seiner Stellung dazu nicht geeignet ist *), so ergreif' ich unbedenklich ihre Partei, wenn's darauf ankommt, den Pflug von der Wissenschaft zu scheiden.

Allein noch viel weniger kann ich mich für Beibehaltung der Stolgebühren und der Kalende erklären. Die Landwirthschaft treibt der Pfarrer für sich, und hat mit der Gemeine in dieser Beziehung Nichts zu schaffen; alle Unannehmlichkeiten, welche ihm aus derselben erwachsen, treffen ihn allein, und selbst die unangenehmen Berührungen, in welche ihn dieselbe verwickelt, beziehen sich vorzugsweise auf ihn als Individuum und auf seine nächsten Umgebungen, ohne seiner Stellung zu der Gemeine Eintrag zu thun. Was sein Feld ihm bringt, nimmt er mit Dank aus der Hand des Herrn; er freut sich seiner Mühe, wenn sie gesegnet war; und wenn er wenig gewann, hat er ein Recht, ein Mehreres zu fordern? Als Landwirth steht er seinen Nachbarn gleich; gute und schlechte Jahre, billige und theure Zeiten treffen ihn wie sie; Eine Hand leitet ihr gemeinsames Schicksal; Keiner verschuldet, Keiner ändert es, und Jeder trägt es mit Ergebung und Geduld. —

Anders steht der Pfarrer seiner Gemeine gegenüber. Hier ist's der Arbeiter, der seines Lohnes werth und benöthigt ist; hier ist's der Mann, der mit den Pflichten auch Rechte überkommen hat, und fordern kann, was er verdient; hier ist's der Freund u. Vater, der lehren, rathen, helfen und Beispiel geben soll durch Wort und That. Ein Mißton hallt in der ganzen Gemeine wieder: und wie viele solcher Mißtöne haben ihren Grund in den Stolgebühren und in der Kalende!

Fangen wir mit den Stolgebühren an, so zeigt sich das schon als ein sehr großer Uebelstand, daß das Privat-Interesse des Geistlichen so oft mit seiner Pflicht kollidirt. Auf seine Emolumente ist er angewiesen, und soll davon leben; es ist kein Geschenk,

*) Vgl. Prov.-Bl. 1835 November S. 496.

was er fordert; er hat's verdient: und dennoch muß er oft mit sich handeln lassen *), und soll ganz oder zum Theile erlassen, als braucht' er die Groschen nicht, oder als hätt' er kein Recht daran. Andrerseits halt' ich's für eine Pflicht des Geistlichen, daß er vor Allen selbst beherzige, was er so oft bei Ankündigung der Kollekten und auf andre Veranlassung seiner Gemeine zuruft: wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht! Und es ist aller Welt so natürlich, Wohlthätigkeit und Mildthätigkeit bei dem Geistlichen zu suchen und vorauszusetzen, daß er in dieser Hinsicht vorzugsweise beansprucht wird **): sein Haus ist auf dem Lande das erste, welches aufgesucht wird von denen allen, die aus dem Umherziehen ein Gewerbe machen, und gewiß nicht das letzte in der Stadt. Und wenn eine Taufe oder eine Leiche angemeldet wird, so erwartet man auch hier in vielen Fällen, daß er die Gebühren stunde, oft, daß er sie erlasse, und findet es hart, wenn es nicht geschieht. — Ich frage nicht, ob sonst Beamte sich dergleichen Abzüge gefallen lassen würden: aber

---

*) Es ist bei den Taufen hier gewöhnlich, daß jeder Pathe 1 Sgr. für den Pfarrer zahlt. Bei einer der ersten Taufen, die ich hier verrichtete, stellten sich die Leute unwissend, und fragten, was es koste. Ich erinnerte sie an den usus, und erhielt zur Antwort die Frage, ob nicht auch ½ Sgr. genüge?

Auch sonst wurde ich bei den einzelnen Amtshandlungen oft mit der Frage begrüßt: was kostet es? Ich verstand die Leute, forderte Einen Sgr. mehr, und sogleich wußten sie es. Ich erklärte ihnen darauf, weshalb ich mehr fordere; seitdem fragen sie mich nicht mehr. — Ob's überall so ist? oder ob's diese ärmliche Gegend, oder die Grenze, oder die Nähe des Waldes verschuldet?

**) Es ist wunderlich, was die Leute alles vom Geistlichen verlangen. Selbst ehemalige Soldaten, Invaliden und Nicht-Invaliden, Losleute und Wirthe verlangen, daß der Pfarrer ihre früher dem Staate geleisteten und nicht geleisteten Dienste belohnen, und deshalb Gebühren erlassen solle.

es gehört doch selbst unter günstigen Verhältnissen ein feines Gefühl und ein sehr richtiger Takt dazu, um hier zwischen dem Entbehrlichen und Unentbehrlichen den richtigen Unterschied zu treffen, und ein gewisser Grad von Selbstverleugnung, um das aufzugeben, was entbehrlich ist. Denn auch der Geistliche ist Familienvater; auch er soll an die Zukunft denken, und für die Seinen sorgen.

Aber nun denken Sie Sich, mein Bester! den Pfarrer auch in minder günstigen Verhältnissen; denken Sie Sich ihn, wie er gewöhnlich ist, hingewiesen einerseits auf seine Scholle, andrerseits auf das Einkommen von der Gemeine; denken Sie Sich sein Land schwach in Kultur, von mittelmäßiger Beschaffenheit, also von mäßigem Ertrage, seine Gemeine klein und arm, so daß von einem Plus bei Stolgebühren nicht die Rede ist, ihn selbst als Familienvater und unbemittelt. Erinnern Sie Sich dabei, daß seine Stellung es erfordert, daß eine gewisse Anständigkeit in seinem Hauswesen herrsche, daß er selbst in einem gewissen Anstande erscheine, daß er sich wissenschaftlich fortbilde und seine literarischen Verbindungen fortsetze; vergessen Sie dabei nicht, daß seine Kinder einer nicht ganz gemeinen Erziehung bedürfen, daß sie des Arztes und der Medikamente bedürfen, wenn sie erkranken, und daß dieses Alles kostspielig, und für den Landgeistlichen immer viel schwieriger und kostspieliger ist, als in der Stadt; und gehen Sie dann gefälligst das ganze lange Register dessen, was der Pfarrer leisten soll, vom Buchhändler herab bis zum Lohne seines Gesindes mit einiger Aufmerksamkeit durch: sollten Sie nicht Anstand nehmen, zu schreiben: (Prov.-Bl. 1833 Juni S. 680) „mir scheint's, daß in den meisten Fällen es vom Geistlichen abhänge?" Sollten auch Sie für Härte halten wollen, was meistens nur ein Gebot der Pflicht der Selbsterhaltung ist?

„Wirklich Arme," so fahren Sie freilich fort, „dürfen nicht zahlen," und meinen, damit den Knoten

zu lösen: aber dieses Privilegium haben diese Leute überall; selbst der Kaiser wird an ihnen seines Rechtes quitt. Allein wer sind denn diese wirklich Armen? Sind's die Bettler nur, die in ihrer Blöße schon dem Gedanken wehren, etwas von ihnen zu fordern? Oder die Kranken und Gebrechlichen nur, die mehr von der Milde des Nächsten ihr Leben fristen, als von dem Werke ihrer Hände? Oder die Waisen, welche ohne Versorger, und die Wittwen, welche ohne Stütze sind? Oder zählen Sie dahin auch die Müßiggänger, welche arbeiten und verdienen können, doch nicht wollen? Oder die Trunkenbolde, welche den Lohn des Tages am Abende verprassen? Oder die Ehrlosen, welche brodlos werden, weil sie kein fremdes Eigenthum respektiren? Oder diejenigen Alle, welche klagen und stöhnen, sobald gezahlt werden soll, und — das Geld in der Tasche haben? — Gleichwohl halten auch diese Letztern sich für befugt, die Milde des Pfarrers in Anspruch zu nehmen, und klagen über Härte, wenn er ihr Verlangen nicht gewähren kann.

Zu dem Allen denken Sie Sich gefälligst einen Mann mit dem wohlwollendsten Herzen, dessen Milde aber oft gemißbraucht und verhöhnt, dessen Accidenz, den Seinigen entzogen, oft aus der Pfarre in den Krug gewandert ist: trägt er die Schuld, wenn er minder freigebig wird, und sein Herz sich einmal auch einem wirklich Dürftigen verschließt? — Niemand spricht davon, wie oft er hintergangen worden; daran aber nehmen Alle Anstoß, daß er sich nicht wieder hat täuschen lassen wollen; ihm wird es zum Vorwurfe gemacht und als Härte gedeutet, und schadet seinem Rufe und seiner Wirksamkeit. Die Accidenzien aber tragen die Schuld davon, und deshalb wird die Fixirung des Gehalts so dringend und so allgemein gewünscht, nicht, wie Sie (Pr.-Bl. 1833 Mai S. 576) meinen, wegen der groschenweisen Einnahme: denn auch der Groschen sammelt sich zum Thaler, wenn er nur ohne Aergerniß vereinnahmt werden kann.

Jedoch wir gehen weiter, und denken uns einen Pfarrer, der freiwillig oder unfreiwillig einen Theil seiner Gebühren gestundet hat; es erscheint die Zeit, in welcher er seines Geldes benöthigt ist; seine Gläubiger drängen ihn, er seine Schuldner; diese zahlen nicht, und er muß klagbar werden. Ist's Unrecht, wenn er's thut? Steht's ihm nicht frei, sein gutes Recht gleich Andern — nothgedrungen — zu verfolgen? Und dennoch will man's nicht, und es paßt für sein Verhältniß nicht, daß er im Gotteshause als Friedensbote und in der Welt als Kläger vor Gericht erscheine. Viel weniger ziemt es sich, daß er des eignen Kirchspiels Eingesessenen vor Gericht citirt; denn „würde dieser den Mann, den er als seinen nahen Freund, Rathgeber, Vater und Seelsorger achten soll, nicht für seinen Peiniger ansehen? Könnte eine solche Lage der Dinge wohl der Würde und amtlichen Wirksamkeit des Geistlichen förderlich sein? — Die Antwort steht von selbst zu klar, als daß ich sie niederzuschreiben nöthig hätte." (Prov.-Bl. 1833 Juni S. 683.)

Ich selbst habe freilich bis jetzt keinen meiner Eingepfarrten wegen Stolgebühren verklagt, und werd' es nicht, so lange mich Gott vor größern Sorgen bewahrt und die Reste erträglich bleiben; aber was soll mein Nachbar in G. anfangen, der mir vor einem Vierteljahre erzählte, daß ihm von etwa 130 Leichen vielleicht 50 oder 60 bezahlt seien, und dieses Verhältniß ein gewöhnliches nannte? Was bleibt dem Präzentor in D. übrig, dessen Leichenreste sich binnen einiger Jahre auf mehr denn 60 Thlr. angesammelt haben? — Es ist also das oben Gesagte kein Hirngespinst; es ist traurige Wirklichkeit, eine Wirklichkeit, die theils durch schlechte Wirthschaft, theils durch den Druck der Zeitverhältnisse, theils durch bösen Willen herbeigeführt wird, aber ohne die Accidenzien überall nicht eintreten könnte. Darum, mein werther Herr Amtsbruder! fort mit den Accidenzien! Sie bringen den Geistlichen in vielfache Verlegenheit, gefährden seinen

Ruf, und rauben ihm die Liebe und das Vertrauen seiner Gemeine.

Ja, ich wage hinzuzufügen, daß sie es sind, welche selbst an dem kirchlichen Sinne unserer Gemeinen nagen. — Wir leben jetzt in einer aufgeklärten Zeit; doch lebt in jedem nicht ganz verwahrloseten Gemüthe noch immer eine gewisse Ehrfurcht für kirchliche Sitte, so daß nicht leicht die Mutter die Taufe des Kindes verschiebt, oder der Vater die Seinigen ohne Geläute und Gesang beerdigen mag. Wenn dennoch der Vater die Zahlung der Leichengebühren verweigert, und auf die Weihe des Grabes verzichten will, oder wenn die Mutter, um die Taufgebühren zu ersparen, die Nöthigung der Polizeibehörde abwartet, rechtfertigt sich meine Behauptung nicht? Und der Geistliche muß willfährig sein, um nicht selbst der Kirchlichkeit entgegenzuarbeiten. — Und wenn Brautleute es vorziehen, in wilder Ehe zu leben, um die Proklamations- und Kopulations-Gebühren zu ersparen, was bedarf's weiter des Beweises? — Versuchen Sie es nicht, hier Armuth unterzuschieben! Zu denjenigen Leuten, welche ihre Angehörigen verscharren wollten wie das liebe Vieh, gehören Wirthe mit Haus und Hof; über die durch das Landrathsamt veranlaßte Taufe kann Ihnen mein Nachbar in D. die nähere und sehr demüthigende Auskunft geben; an wilden Ehen aber wird's auch bei Ihnen wohl nicht fehlen, und nur zu Ihrer besondern Notiz füge ich hinzu, daß unter andern diejenige Frau, welche mir vor etwa Einem Jahre mit der Drohung eines solchen wilden Lebens entgegentrat, und mich durch vorgegebene Armuth zur Ermäßigung der Gebühren veranlaßte, ihrem Manne ein für ihre Verhältnisse hübsches Sümmchen in die Wirthschaft brachte, was dieser später vergeudet hat.

Endlich — sind's nicht die Accidenzien, um derentwillen mancher Geistliche scheel siehet auf seinen Bruder, und mancher Pfarrer, dem sein Nachbar wissentlich oder unwissentlich, wirklich oder vermeintlich ins Amt

greift, sogar klagbar geworden ist? — Drei Monate sind's, als ich von einem mir befreundeten Manne über dergleichen Eingriffe noch klagen hörte, und meines Wissens sind die Verhandlungen, welche dieserhalb bei der Behörde veranlaßt worden, noch nicht geschlossen. Ich selbst habe jährlich den Verdruß, daß ein Theil meiner Konfirmationsgebühren zu dem evangelischen Geistlichen nach Polen wandert, mit dieser diejenigen diesseitigen Kinder, welche nach den hier geltenden Bestimmungen zu dem Konfirmanden-Unterrichte noch nicht zugelassen werden können, ohne Rücksicht auf Alter und Kenntnisse für gut Geld in Einer Stunde — sieht und konfirmirt, und meine Amtsgenossen hier an der Grenze haben darüber schon wiederholt laute und bittere Klage geführt. Ja, ich werde Ihnen aus meiner Registratur nächstens einen Fall mittheilen, der in der Prediger-Chronik eine ganz besondere Stelle einnimmt, und Ihnen den sprechendsten Beweis liefern kann, wie sehr Geistliche sich vergessen, und wie Männer, welche sich mit dem Bruder-Namen und Kusse beehrten, unbrüderlich handeln konnten — um der Accidenzien willen.

So steht's mit unsern Stolgebühren. Und dennoch hab' ich von mancherlei Verletzungen des geistlichen Zartgefühls — absichtlich — noch Nichts erwähnt, nichts von der Demüthigung, wenn manche Wirthe, namentlich von einer gewissen Abkunft, mit einer ziemlich einfältigen Miene fragen, ob nicht zu viel sei, was man fordere, oder meinen, daß es sonst anders gewesen, oder andern ärts anders sei; Nichts von der tiefen Beschämung, wenn man vom Krankenbette zurücktritt, und nun mit der prosaischen Frage empfangen wird: was kostet es? Denn an solcherlei Dinge gewöhnt wohl der Pfarrer sich mit der Zeit. Wenn aber der Ruf und die Achtung, die Liebe und das Vertrauen des Geistlichen gefährdet, und der Segen des Amtes geschwächt wird, so sind das Dinge, die Niemand verschweigen sollte, der Beruf und

Veranlassung findet, sich über seine Stellung auszusprechen.

Und unsere Kalende? — Mit ihr steht's nicht besser. Zwar ist es nicht zu läugnen, daß hier Manches den Kirchenbeamten zur Last fällt, welche mitunter durch Unbilligkeit und Ungenügsamkeit die Leute erbittern und auf manchen Gedanken bringen, dessen sie sich vielleicht sonst geschämt haben würden *); aber eben so muß man andrerseits zugestehen, daß die Schamlosigkeit der Menschen an's Unglaubliche grenzt, und daß viel Gleichmuth dazu gehört, ruhig anzusehen, was dem Pfarrer hin und wieder zum Brode gereicht wird. Ich freue mich freilich, wenn die Leute mir dieses Brod ins Haus bringen, aber ich freue mich unendlich mehr, wenn die Kalende-Einnahme vorüber ist, und unterschreibe gern, was der uns beiden unbekannte Verfasser in diesen Blättern (1831 März S. 245 f.) hierüber beigebracht hat.

Daß Ihnen „bis dahin noch kein unangenehmer Fall bei Erhebung der Stolgebühren vorgekommen," auch „die Unannehmlichkeiten bei der Erhebung der Kalende unbekannt" geblieben sind, ist ein Beweis, daß Ihre Gemeine, wie Sie es auch andeuten (S. 681), eine sehr wohlwollende und wohlhabende ist; auch will ich Ihnen gern zugestehn, daß Ihr besonderes Verhalten gegen dieselbe Ihrer Stellung sehr förderlich sei; wenn Sie aber mein Mißbehagen an den Stolgebühren wie an der Kalende meiner Schuld beimessen wollten, so würden Sie damit der ganzen Diözese einen Vorwurf machen, zu welcher zu gehören ich die Ehre habe; denn alle meine Diözesanen, darunter ältere, also erfahrenere u. sehr würdige Männer, sind mit mir Einer Meinung. — Ich vermuthe jedoch, daß Ihre eigene Ansicht sich seit dem Febr. 1833 etwas geändert haben wird, weil Sie in diesem Jahre

*) Auf solche Veranlassung soll sich die gerichte Metze in meinem Kirchspiele eingefunden haben. Mein Vorgänger, ehrwürdigen Andenkens, war nicht daran Schuld.

(October S. 358) schon die Bemerkung machen, „daß jede Kirchensteuer in der allgemeinen Meinung, wenn schon unschuldiger Weise, etwas Gehässiges an sich trägt."

Eben so wenig zweifle ich, daß wir uns in Bezug auf Ihre (1833 Juni S. 677) dargelegte Ansicht, den Geistlichen durch Beibehaltung der Accidenzien zwei Erwerbsquellen offen zu halten, sehr bald verständigen würden, wenn ich bemerke, daß, wenn der Staat nicht mehr sollte zahlen können, auch die Zahlungen unserer Parochianen aufhören würden *); denn so lange diese Etwas haben, hat nach meiner Meinung auch der Staat; und daß wir wider unser Interesse handeln würden, wenn wir mit Rücksicht auf einen zwar möglichen, aber doch immer seltenen Fall eine Last beibehalten wollten, die, wenn ich den Zeitgeist richtig beurtheile, je länger je drückender werden dürfte.

So haben Sie denn, mein werther Herr Amtsbruder! den ersten Theil der erwarteten Antwort, und ersehen daraus, daß ich mich nicht für die Feldwirthschaft, noch viel weniger für Stolgebühren und Kalende erklären kann. Auch ich betrachte die Art unsrer gegenwärtigen Besoldung als ein Gewand, für jene Zeiten brauchbar, wo man wohl noch aus Postillen erbaute und die Kirchen beschenkte, jetzt aber veraltet, und halte eine Reformation in externis für eben so nothwendig, als jene früher quoad interna, welche Luther bewirkt hat, glaube aber, daß auch diese nur unter dem Beistande der Fürsten erfolgen kann, ohne die Schwierigkeiten jener erstern zu finden.

Jedoch Sie erlauben mir, daß ich Ihnen hierüber meine Ansichten im neuen Jahre darlege, weil es mir für jetzt an Muße fehlt, und genehmigen die Versicherung meiner Freundschaft und brüderlichen Achtung.

(Geschrieben im November 1835.) K.

---

*) Ich erinnere an die bekannten Folgen eines Mißwachses, die manchem unsrer lieben Amtsgenossen noch in frischer Erinnerung sind.

Zum Jahrestage der Eröffnung des Conitzer Gymnasiums
am 27. November 1835.

Das diesjährige Programm des katholischen Gymnasiums zu Conitz, welches wie immer zum 3. August ausgegeben worden ist, enthält eine Abhandlung von dem ersten Oberlehrer Junker: „die Umschiffung Libyens durch die Phoiniker" (nach dem Bericht des Herodot) worin er die von Mannert und Bredow gegen diese Umschiffung aufgestellten Gründe auf 24 S. 4. widerlegt, und 12 Seiten Schulnachricht von dem Direktor Gahbler unter den besondern Aufschriften: 1) Lehrverfassung, 2) höhere Verordnungen, 3) Chronik, 4) Stand der Lehrmittel und Unterstützungen, 5) Nachrichten und Wünsche, 6) Uebersicht der statistischen Verhältnisse des Gymnasiums vom August 1834 bis dahin 1835.

Zu 1. Diese ist im Allgemeinen unverändert geblieben, nur haben I. und II. auch 1 Stunde Natuegeschichte und die evangelischen Schüler der drei obern Klassen, einen neuen Religionslehrer am Pfarrer Annecke, statt des Rektor Kroll, erhalten, welchem die drei untern Klassen verblieben sind. Der katholische Religionsunterricht wurde wegen Vacanz der betreffenden Lehrstelle von den andern Lehrern möglichst versehn, auch mußte aus Lehrermangel eine Zeitlang VII. mit VI. combinirt weaden. Zu 2. Hier folgen unter Andern: a) Verfügung über Vaccination der in öffentliche Anstalten aufzunehmenden Zöglinge, b) über den mathematischen Unterricht und der dabei anzuwendenden Lehrbücher, c) über die Maßregeln gegen das studentische Treiben der Gymnasiasten; d) über eine neue Gymnasialzeit von 9 Jahren, von denen für VI., V. und VI. zu 1 Jahr, für III., II. und I. je 2 Jahr festgesetzt sind; auch sollen Letztere, wenn es irgend angeht in Ober- und Unter-Klassen abgetheilt und in

jeder der Cursus einjährig werden. e) Ueber neue Sätze des Schulgeldes, welches für I. und II. 12 Thlr., für III. und IV. 10 Thlr., für V. und VI. 8 Thlr. und für VII. 6 Thlr. jährlich beträgt, wobei jedoch in I. und II. ¼ ganz und ¼ zur Hälfte, in den übrigen Klassen ⅙ ganz und ⅙ zur Hälfte vom Schulgelde befreit bleiben kann. f) Ueber 150 Thlr. Remuneration für die Lehrer. Zu 3. Der Pfarrer und Religionslehrer Larisch schied nach zehnjähriger Verwaltung den 1. Octbr. v. J. aus dem Lehrer-Collegium, nachdem er als Domkapitular nach Pelplin versetzt worden war. Die Religionslehrer-Stelle erhielt der Vikarius Thamm aus Culm. Der Abgang des Lehrer Raymann, welcher von Novbr. 1822 bis Ende Januar 1835 an der Anstalt gearbeitet, und sie in Folge seines Uebertrittes zur evangelischen Kirche verlassen hat, wurde durch Lehrer Rehaag ersetzt, daher das Lehrer-Collegium wieder vollständig ist. Es sind 14 Abiturienten namentlich aufgeführt. Kein Schüler ist gestorben. Einer hat das Consil. abeundi erhalten. Zu 4. Ein Schüler wird durch S. Königl. Hoheit unsern gnädigsten Kronprinzen unterhalten. Die Gymnas.-Bibliothek ist durch die Verwendung der etatsmäßigen Summe und durch mehre werthvolle Geschenke, besonders von Seiten des hohen Ministerii vermehrt worden. Auch werden als Gönner und Wohlthäter der Anstalt genannt: der hochwürdigste Bischof Dr. Sedlag, Domprobst Krieger, Domkapitular Larisch, Justiz-Commissarius Krieger, Oberlehrer Lindemann, die Einwohner von Conitz und die dasigen Aerzte. Zwei Schüler genossen eine Unterstützung von 96 Thlr. aus disponiblen Fonds des bischöfl. Stuhls zu Culm und 5 wurden in die erledigte Stellen des Convikts aufgenommen. Zu 5. Das Schuljahr beginnt mit dem 10. Septbr. Der Vorsteher ersucht die Angehörigen der auswärtigen Schüler für eine möglichst zweckmäßige Unterbringung der Letztern zu sorgen, so daß eine sorgfältige, häusliche Aufsicht auch von Sei-

ten der Wirthe zu erwarten steht, und Anstand, Sitte, Gesetzmäßigkeit und Moralität außerhalb der Schule stets gefördert werden kann. Auch spricht derselbe für eine Münzsammlung am Gymnasium seinen Wunsch dahin aus, daß eine solche durch gütige Geschenke erst gegründet und so stets vermehrt werden möchte. Zu 6. Das Lehrer-Collegium enthält gegenwärtig: den Direktor Gahbler; die Oberlehrer Junker, Dziadek, Lindemann; die Religionslehrer: Thamm für die katholischen, Pfarrer Annecke und Rektor Kroll für die evangel. Schüler; die Lehrer, Kattner, Nieberding, Rehaag und den Hilfslehrer Ossowski. Die Schülerzahl betrug 323, davon 26 in I., 51 in II., 51 in III., 64 in IV., 68 in V., 49 in VI. und 14 in VII. Vierzehn Abiturienten, darunter 11 mit dem Zeugniß der Reife, von denen 7 zur Universität und 4 in das Pelpliner theologische Seminar gegangen sind. Mit dem 3. August, dem Geburtstage Sr. Majestät des Königs, welcher feierlich begangen wurde, beschloß die Anstalt ihr Schuljahr.

Die Abhandlungen der frühern Programme waren: 1822. Nachrichten von der Gründung der Jesuiten-Residenz in Conitz, v. Direktor Dr. Müller 31 S. 8. 1823. Einige kritische Bemerkungen zu einzelnen Stellen aus Kiesewetters Lehre von den höhern Gleichungen, von Oberlehrer Gahbler, 17 S. 8. 1824. Ueber den teutschen Sprachunterricht auf Gymnasien, von Direktor Dr. Müller, 32 S. 8. 1825. Verbi latini declinatio ad originem suam redacta, von Direktor Dr. Müller, 8 S. fol. 1826. Ueber einige Punkte der lateinischen Grammatik von Zumpt nach der 5ten Auflage, von Oberlehrer Gahbler, 7 S. 4. 1827. Ueber den Vortrag der Geschichte auf Gymnasien, von Oberlehrer Junker, 9 S. 4. 1828. Commentato de Ajace Sophocleo, von Oberlehrer Dziadek, 13 S. 4. ist bemerkenswerth. 1829. Nachrichten über das Augustinerkloster und das in seine Stelle getretene Gymnasial-Convikt, von Direktor Dr. Müller, 8 S. 4.

1830.

1830. De iis, quae in Lünemanniani lexici editione sexta desiderantur, von Oberlehrer Gahbler, 12 S. 4. 1831. Das Mittelalter. Erster Zeitraum, von Oberlehrer Junker, 6 S. 4. 1832. Satira Romana imprimis Luciliana, antiquae comoediae Graecae non dissimilis; additae sunt causae illius comoediae a Romanis neglectae, von Oberlehrer Dziadek, 5 S. 4. 1833. Ueber des Herodot religiöse Weltansicht, von Oberlehrer Lindemann 9 S. 4., eine gelungene Arbeit. 1834. De natura et indole Gymnasii Conecensis, von Direktor Gahbler, 6 S. 4. Noch frühere Programme sind nicht erschienen, obgleich das Gymnasium seit 27. November 1815 besteht.

Seitdem schieden aus dem Lehrer-Collegium: die Direktoren, Piehatzek 1818, nun Direktor in Oppeln; Dr. Joseph Müller 1829, nun Direktor in Glatz; der Oberlehrer Minsberg 1821, nun in gleicher Eigenschaft am kathol. Gymnasium in Groß-Glogau; die beiden Religionslehrer: Busse 1820, nun Commendarius auf einem Dorfe bei Deutsch Crone, und Hohmann 1823, nun Pfarrer zu Tolkemit; die Lehrer, Kranich 1820; Skeyde 1823, nun am Progymnasium in Sagan; Anton Weber 1825, verließ wegen Brustschwäche das Schulfach und starb als Regierungs-Sekretair in Reichenbach; Dr. Brillowski 1828 verließ in Folge seines Uebertritts zur evangelischen Confession das katholische Gymnasium, und ist nun Gymnasial-Lehrer in Rastenburg. Larisch und Raymann sind schon oben genannt.

Die Schülerzahl betrug im Jahr 1823, 110; 1824, 174; 1825, 226; 1826, 268; 1827, 306; 1828, 332; 1829, 349; 1830, 331; 1831, 309; 1832, 283; 1833, 316; 1834, 328. Aus den frühern Jahren ist die Schülerzahl aus Mangel an schriftlichen Nachrichten nicht mehr bekannt, außer das Jahr 1819 mit 118 Schülern, und daß vorher die höchste Zahl 140 gewesen sei.

Als Abiturienten haben die Anstalt verlassen: 1818. Orthmann, nun Justizrath in Elbing, und Neubauer, nun Landgerichts-Assessor in Krotoschin. 1823. Christian Plath aus Poln. Crone, nun Pfarrer in Schubin, und Karl Matthias aus Pfalzdorf, nun Justiz-Commissarius. 1825. Gottlieb Reichau aus Conitz; Johann Katke aus Damra, nun Commendarius in Danzig, und Felix Wiersbowski aus Berendt, nun Dom-Syndikus in Frauenburg. 1826. Franz Semrau aus Lichnau bei Conitz, nun Pfarrer in Culm. 1828. Ernst Peterson aus Bromberg, nun Landgerichts-Assessor daselbst. 1829. Johann Jeschke aus Fischau, nun Domvikar in Pelplin; Friedrich Langmesser aus Conitz, nun Vikar in Schlochau; Johann Schmidt aus Tuchel; Carl Marters aus Tuchel; Julius Diehne aus Behrendt und Wilhelm Otto aus Conitz. 1830. Jacob Prabucki aus Grabau bei Pr. Stargardt, nun Gymnasial-Oberlehrer in Posen; Joseph Derzgowski aus Culm, nun Domvikar in Pelplin; Stanislaus Miladowski aus Zabno bei Conitz, nun Vikarius in Tuchel; Michael Pokrzywnicki aus Frankenhagen, nun Referendarius in Posen; Louis Dubois aus Berendt, und Wilhelm Schmidt aus Firchau. 1832. Johann Schweminski aus Lichnau, Candidat der Philologie, und Johann Derdowski aus Wielle bei Conitz, nun Vikar in Graudenz. 1833. Johann Rigalski aus Steinborn bei Pr. Friedland, starb als Student der Theologie in Breslau; Martin Ceynow und Johann v. Kręski; Alexander Klossowski aus Culm; Mathias Bünger aus Gersdorf bei Conitz, starb als Student der Philologie, und Eduard Haub. 1834. August Grabowski; Ignaz Marten; Lucian v. Prądzynski; Joseph Michalski; Friedrich Martens und Gustav Witzmann aus Bromberg. 1835. Anton Klingenberg aus Culm; Johann Ossowski; Gustav Czarnowski; Johann Kosminski; Julius Lentz aus Conitz; Waldemar Junker aus Conitz; Johann Kossidowski und Mathias Berent; also 43 Abiturienten in zwanzig

Jahren, wozu jedoch noch an 20 Primaner gerechnet werden können, die durch eine gemischte Prüfungs-Commission zur Universität gegangen sind. Mithin hat die Anstalt jährlich 3 Abiturienten geliefert.

Ausserdem gingen ab: I., 12; aus II., 106; aus III., 133; aus IV., 188; aus V., 230; aus VI., 174; und aus VII., 7 Schüler. Gestorben sind 8. Zählt man nun hiezu den gegenwärtigen Bestand von 327 und die 63 Abiturienten, so giebt dies eine Anzahl von 1248 Schülern, welche binnen 20 Jahren eingeschrieben worden sind. Davon waren fast ⅓ evangelischer Confession und 15 Juden.

Der Anstalt höchste und hohe Gönner und gnädige Wohlthäter waren: 1) Se. Maj. der König, indem Allerhöchstdieselben sie allergnädigst zu gründen und reichlich zu dotiren geruhten. 2) Se. Königl. Hoheit des Kronprinzen, durch Anweisung eines bedürftigen Schülers auf seine Chatoulle. 3) Das hohe Ministerium der Unterrichts- rc. Angelegenheiten, durch zuvorkommende Geschenke an Büchern, mathematischen und physikalischen Instrumenten, und andern Lehrmitteln, mit denen fast jährlich die Anstalt bedacht wurde. 4) Se. Excellenz der Minister v. Altenstein, der wirkl. geheime Rath Nicolowius und der geheime Ober-Regierungsrath Schmedding durch ihre unausgesetzte Aufmerksamkeit, derer sie wohlwollend diese Anstalt würdigten. 5) Se. Excellenz der Ober-Präsident der Provinz v. Schön, dessen theilnehmende Fürsorge nie ermüdete. 6) Das Königl. Prov.-Schul-Collegium, durch die wissenschaftliche Pflege, welche es der Anstalt angedeihen ließ und namentlich ein hochverehrtes Mitglied desselben, der geheime Regierungsrath Dr. Jachmann, durch seine regelmäßig abgehaltenen Revisionen und Abiturienten-Prüfungen und durch die Agentschaft, die er durch 20 Jahre für diese Anstalt, sowohl bei den Königl. Behörden als auch bei Privaten mit Fleiß und Umsicht geführt hat. 7) Die Königl. Regierung zu Marienwerder, welche nicht nur mehre Jahre die Fonds

und die Oekonomie der Anstalt verwaltete, und durch ihren Commissarius, den Regierungsrath Schröer, am 27. Nov. 1815 diese Anstalt einweihen und eröffnen ließ, sondern auch das Aufblühen derselben mit dem wärmsten Eifer zu fördern sucht. 8) Der hochwürdigste Bischof von Culm, v. Mathy, indem er durch eine Reihe von Jahren mehre Schüler mit namhaften Summen, (im Gesammtbetrage von mehr als 2000 Thlr.) bereitwillig unterstützte und auch dadurch der Anstalt seine Zuneigung und Sorgfalt bewies, daß er ihre Lehrer gern bei sich sah und ihren Zöglingen stets freien Zutritt gestattete. 8) Graf v. Skorzewski auf Zandersdorf bei Conitz, durch seine häufigen Geschenke an Lebensmitteln und Brennholz an viele bedürftige Schüler. Dasselbe ist von dem verstorbenen Probst Warnecke in Conitz zu sagen. 9) Die meisten der abgegangenen und der noch gegenwärtigen Lehrer bewiesen neben der wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Schülern auch dadurch sich als Wohlthäter der Anstalt, daß sie auch für die leiblichen Bedürfnisse zu sorgen nicht unterließen. Namentlich war dieses bei Direktor Pichatzek, Lehrer Raymann, Probst und Religionslehrer Larisch, am meisten aber bei Direktor Müller der Fall, der nicht nur ein liebender Lehrer und Erzieher, sondern auch ein zweiter Vater seiner Schüler war, weshalb er auch allgemein von ihnen geliebt wurde und stets verehrt werden wird. 10) Sämmtliche Abiturienten und viele aus den obern Klassen abgegangene Schüler, indem sie ihre Schulbücher der Schüler-Bibliothek zurückließen. 11) Viele der Honoratioren und Bürger in Conitz, nebst manchen Gutsbesitzern und Geistlichen in der Umgegend, durch Freitische, Geldgeschenke, Empfehlungen u. dgl. m. häufiger Weise, daß sie nicht unbemerkt bleiben konnten, und der Wohlthätigkeitssinn der Einwohner von Conitz seitdem viel bekannter geworden ist.

Das Vermögen und Inventar der Anstalt besteht: 1) in mehr als 7000 Thlr. jährlicher Einkünfte (ohne das Schulgeld) zur Besoldung der Lehrer, Unterhaltung

der Schulgebäude, des Convictoriums ꝛc. 2) Ein Schulhaus aus der Zeit der Jesuiten, so groß und geräumig, daß es nicht nur die nöthigen Klassenzimmer und Bibliothekenlokale, sondern auch die Wohnung für den Direktor und zwei Lehrer hinreichend gewährt, indem der Erste fünf, die beiden Andern zu 4 Zimmer inne haben. 3) Eine Kirche, ebenfalls von den Jesuiten im edelsten Style erbaut, zum Theil Fresco gemalt, und mit den nöthigen Paramenten und Utensilien hinlänglich versehn. 4) Das Conviktgebäude und das Frei-Wohnhaus zu St. Augustin; jenes aus der ehemaligen Klosterkirche zur Aufnahme von 10 Convikt oren und des die Aufsicht führenden Lehrers, und dieses aus dem ehemaligen Augustinerkloster für arme Gymnasiasten und den sie beköstigenden Wirth zur Wohnung bestimmt. 5) Ein Haus, welches ebenfalls zum Kloster gehörte, nun aber von einem Lehrer bewohnt wird. 6) Vier ansehnliche Obst- und Gemüse-Gärten für den Direktor und die drei Oberlehrer der Anstalt, wovon der Erste durch seine schöne Lage am See und seine guten Obstsorten, als ehemaliger Klostergarten, sich charakterisirt. 7) Hundert Klafter Deputat-Fichtenholz für die Schule, den Direktor, und fünf Lehrer. 8) Eine Lehrer-Bibliothek von circa 4600 Bänden, welche jährlich aus den etatsmäßigen 200 Thlrn. vermehrt wird. Eine Lehrbibliothek für Schüler von etwa 500 und eine Schulbücher-Bibliothek von eben so viel Bänden, beide ursprünglich aus Gymnasial-Fonds gegründet, nun aber durch Beiträge der Schüler unterhalten. 9) Einen mathematischen und physikalischen Apparat von Mechanikus Müller in Berlin, welcher 343 Thlr. kostet. Eine bedeutende Sammlung Landkarten, Vorschriften und Vorzeichnungen und einige Globen. Eine Mineralien-Sammlung, von Professor Petzelt in Neisse angekauft. Ein Fortepiano und andere musikalische Instrumente, die Letztern meist aus Beiträgen der Schüler angeschafft. Eine Achttage-Wanduhr von vorzüglicher Arbeit nebst vielen andern

Utensilien, wozu auch ein vollständiges Haus- und Küchen-Inventar in den beiden Anstalten bei St. Augustin gerechnet werden kann. —

Gott wolle auch ferner dieser Anstalt beistehn, daß sie wachse, blühe und Früchte trage im Verhältniß zu ihrem Wirkungskreise und den auf sie verwendeten Kosten, Früchte, die da erfreuen sowohl durch ihre Menge, als auch durch ihre Schönheit und Güte. Groß, wichtig und schwer ist ihre Aufgabe, indem ihre nächsten Schwestern zu Bromberg, Neustettin und Marienwerder in einer Entfernung von zehn Meilen und darüber ihr erst die Hand reichen, aber ihre eigene Aufgabe zu lösen haben, und ihr daher nicht helfen können. Deshalb steht sie da allein und hofft auf Hilfe vom andern Weichselufer, die ihr seit Jahren zugesichert worden, und auf bessere Zeiten für Wissenschaft und tägliches Leben in einem bedeutenden Theile des lieben Vaterlandes, wenn sie vereint mit der Schwester von Culm den vernachläßigten und deshalb verwilderten geistigen Boden urbar zu machen begonnen, und dies durch einige Jahrzehnde frischen, bedächtigen Muthes fortgesetzt haben wird. Dann wird allmählig schwinden die unverschuldete Schmach geistiger Unkultur, die noch lastet auf jener Hälfte der Einwohnerzahl Westpreußens, welche bisher zureichender Bildungs-Anstalten entbehrt, und aus den Mitteln ihres eigenen Vermögens dergleichen zu gründen nicht im Stande ist, weil auch davon sie nur Rudera noch gerettet hat. —

IX. Landwirthschaftl. Mittheilungen.

Etwas über Westpreußens Agrikultur.

In der außerordentlichen Beilage zur allgemeinen Zeitung No. 413. und 414. ist ein Aufsatz über „Preußens Kredit-Institute" von Berlin d. 4. Oct. datirt, enthalten, in welchem über den Agrikulturstand von Westpreußen so absprechende als befremdende Behauptungen aufgestellt werden.

Der eigentliche Stoff, den der Aufsatz zum Vorwurf hat, und die Verarbeitung und Beleuchtung desselben, können unberührt bleiben. Es kommt hier nur auf eine Widerlegung der über die Agrikultur Westpreußens aufgestellten Behauptungen an, welche nebenher hingeworfen sind, und die weder der Gegenstand und der wahrscheinliche Zweck des Aufsatzes, noch dessen Durchführung, gefordert haben dürften.

Es heißt: „In Westpreußen, unstreitig derjenigen Provinz des Preußischen Staates, in der die Agrikultur am weitesten noch zurück ist."

Ferner: „In einem Lande, das in der Agrikultur so zurück ist als Westpreußen" ꝛc.

Zur Bekämpfung und Widerlegung dieser Behauptungen diene Folgendes. Den Landwirthen in Westpreußen, die durch Lesen der Schriften über Ackerbau und Viehzucht, und zwar nicht blos der Deutschen, durch den Besuch von Lehranstalten des Landbaues, durch Reisen in andern Preuß. Provinzen und in das Ausland und durch Bildung von Gesellschaften, bemüht gewesen sind, die Fortschrite im Landbau in den Preuß. Staaten und in andern Ländern, kennen zu lernen und zu benutzen, ist das „unstreitige Zurücksein" ihres Landes in der Agrikultur, bisher

verborgen geblieben. Sie haben geglaubt und dafür gehalten, daß die zahlreichen, bereits seit zehn, funfzehn bis zwanzig Jahren in der Provinz durchgeführten und im Flor stehenden Fruchtwechsel-Wirthschaften, der ausgedehnte Hackfruchtbau, die allen Wollhandlungen des nördlichen Deutschlands bekannten Merinos-Heerden und der große Oelsaatenbau, die Emanzipation der Provinz in Hinsicht auf den Agrikulturstand schon lange herbeigeführt hätten. Die keck hingeworfenen entgegenstehenden Behauptungen heischen aber, der zahlreichen Westpreußen nicht kennenden Leser der allgemeinen Zeitung wegen, eine Widerlegung. Solche wird eine treue, bei den engen Gränzen aber nur andeutende Darstellung über den Hackfrucht- und Oelpflanzenbau und die Merinoszucht, mit sich führen. Der Kartoffelbau wird gegenwärtig in solcher Ausdehnung getrieben, daß in Betreff des Umfangs der demselben in der Provinz zugewiesenen Ackerfläche, wahrscheinlich allein die Marken das Uebergewicht haben, Westpreußen in dieser Beziehung aber mehre Provinzen bereits überflügelt hat. In Betreff des Ertrages von einer gegebenen Fläche, steht aber Westpreußen — wenn die Marschen in beiden Provinzen ausgeschlossen werden — den Marken vor. In diesem Jahre hatte die Witterung auf das Gedeihen dieser unschätzbaren Frucht, zwischen der Elbe und der Memel einen ziemlich gleichen Einfluß. Aus der Mark, wo die Kartoffeln im Allgemeinen besser als im vorigen Jahre gerathen sind, liegen Nachrichten von Gütern vor, welche schon lange in guter Kultur stehen, und deren Ruf, was den Kartoffelbau betrifft, wohl begründet ist. Unter andern hat ein, in den angedeuteten Beziehungen hochstehender Güter-Komplexus von drei Vorwerken auf der Höhe und drei Vorwerken im Bruche (Marsch) in der Gegend von Müncheberg, eine in dortiger Gegend für gut geachtete Erndte gehabt, nach welcher von 1035 Preußischen Morgen zu

180 (zwölffüßigen) Quadratruthen (darunter 205 Morgen im Bruche) 2276 Wispel 15 Scheffel oder 54,624 Scheffel, im Durchschnitt vom Morgen also $53^2/_3$ Scheffel Kartoffeln gewonnen worden sind. In Westpreußen haben zwei Güter-Komplexe, ganz auf höheschen Boden, der eine auf nahe an 800 Morgen 65,000 Scheffel, also über 81 Scheffel vom Morgen, und der andere von 550 Morgen 47,000 Scheffel, also über 85 Scheffel vom Morgen gehabt. Diese Komplexe stehen jedoch, was den Ertrag von der Fläche betrifft, einigen Höhegütern nach.

Die Kulturmethode im Baue der Kartoffeln ist aber auf vielen Gütern in Westpreußen, insbesondere auf denen, welche in Brennereien das Mittel der Versilberung der Kartoffeln besitzen, der in den Marken überlegen. In der Mark werden nur verhältnißmäßig geringe Flächen gedüngt, es wird der Kartoffelacker zweifährig, selten dreifährig, oft sogar nur einfährig bestellt, und die Bearbeitung durch die Pferdehacke erfolgt in den mehresten Gegenden nur nach einer Richtung. In Westpreußen wird zu den Kartoffeln beinahe durchgängig dreimal, häufig viermal geackert, auf vielen Gütern folgt im Herbst der Sturzfahre noch eine tiefe Wendefahre, die Bearbeitung mit der Pferdehacke wird durchgängig nach beiden Richtungen, der im Quadrat von 21 bis 24 Zoll Entfernung gesetzten Kartoffeln, bewirkt, und auf vielen Gütern, wie auch in dem einen der beiden oben angeführten Wirthschaften, wird nicht ein Morgen mit Kartoffeln ohne Dung bestellt.

Die Sorge für das Saatgut, die Bestellung im Frühjahre, die Bearbeitung während der Vegetation und der keine Kosten scheuende, aber auch siegreiche Kampf gegen jegliches Unkraut, nicht minder die Aufbewahrung der Frucht über Winter in Mieten, lassen nichts zu wünschen übrig.

Der Getreide-, der Kultur-Kräuter- und der Handels-Gewächs-Bau werden in Westpreußen auf sehr vielen Gütern in verschiedenen Gegenden der Provinz, mit einer Umsicht und einem Erfolge betrieben, welche den besten Mustern in Sachsen, Schlesien und in den Marken nichts nachgeben. In einem Zweige des Handels-Gewächs-Baues ist aber Westpreußen allen übrigen Provinzen des Preußischen Staates überlegen. Es wird damit der Bau der Oelgewächse gemeint. Demselben sind nicht allein in den Niederungen der Weichsel (Marschland), sondern auch auf den Höhegütern auf beiden Ufern der Weichsel sehr große Flächen angewiesen. Von einem, zwischen Marienwerder, Neuenburg, Mewe, Elbing und Marienburg belegenen Theile der Niederung wird in diesem Jahre der Ertrag allein von Winterraps (brassica campestris) auf 1800 Last = 108,000 Berliner Schfl. angeschlagen. In den Niederungen durchweg und auf der Mehrzahl der diesen Bau kultivirenden Güter der Höhe, findet die Drillkultur statt. Es wird solche mit einer was die Geräthe, die Ackerung und Düngung, die Pflege und die Erndte betrifft, ausgezeichneten technischen Gewandtheit und Tüchtigkeit ausgeführt. Auf der Höhe wird mehr Winterrübsen (brassica napus) gebaut. Die breitwürfige Saat hat beinahe allein bei Gutsbesitzern der Höhe statt, welche aus Magdeburg, aus Halberstadt, den Marken, Anhalt, Meklenburg und Braunschweig eingewandert sind, indem in jenen Ländern die Drillkultur wenig oder gar nicht bekannt ist. Die schon vorhandenen und noch immer neu entstehenden Oelmühlen — von welchen einige in Elbing und Marienwerder durch Dampfmaschinen betrieben werden — sind außer Stande, den in der Provinz in so großen Quantitäten erbauten Oelsamen auszupressen, und es gehen daher jährlich viele Schiffsladungen Raps und Rübsen nach Magdeburg und in das Ausland.

Endlich blüht in Westpreußen die Schaafzucht. In welchem Rufe die Preußische Weichsel-Wolle steht, können am besten die Wollhandlungen in Berlin bekunden. Seit etwa vier Wochen werden von zwei großen Berliner Wollhandlungen, zweien aus Danzig und Braunsberg und sehr vielen kleinen Handlungen, die Schuren des künftigen Jahres gekauft und es sind nach einer mäßigen Schätzung schon einige tausend Centner hochfeine und feine Wolle verkauft. In diesem Augenblicke sind bereits, wie dem Referenten genau bekannt ist, bloß in einem Umkreise von wenigen Meilen um Marienwerder, auf mehr als zwölf Gütern — welche von 1500 bis 4000 Merinos halten — die Schuren verkauft. Der Preis für 110 Berliner Pfund, im Durchschnitt der ganzen Schur mit Einschluß des Abfalls, der Stücke, Locken und der Sterbewolle und ohne alle Nebenbedingungen, schwankt bei diesen Käufern zwischen 90, 95, 100 bis 120 Thlr. Die Güte der Preußischen Weichsel-Wolle überhebt die Schaafzüchter in Westpreußen der Versendung auf die Wollmärkte. Zahlreiche Reisende großer Handlungen durchziehen oft gleich nach den Schuren, in der Regel aber im Herbst, das Land und schließen Kontrakte über die künftigjährigen Schuren der ihnen durch eine Reihe von Jahren bekannten Wolle. Dem Verkäufer wird unter den am Weichselstrom belegenen Handelsstädten die Wahl des Ablieferungsortes überlassen; oft wird sie ihm aber auch auf dem Gute abgenommen und mit seiner Waage gewogen. Auch vielen Schaafzüchtern in Pommern und in den Marken, sind die Elektoral- und Eskurial-Heerden in Westpreußen bekannt. Von dem Amte Subkau, wo seit 1800 eine von der Heerde des in der Geschichte der Merinoszucht in Deutschland rühmlich bekannten Amtsrath Fink von Petersberg bei Halle abgezweigte, jetzt etwa 6000 Köpfe starke Heerde der Eskurial-Race besteht, sind unzählige Zuchtstämme nach Pommern, Ostpreußen und Litthauen seit zwan-

zig Jahren geführt worden. Aus mehreren andern Schäfereien werden jährlich Stähre nach Pommern verkauft. Aus der gegen 4000 Stück starken, im ausgezeichnetesten Rufe stehenden Elektoral-Heerde zu Belschwitz (deren Schur einmal durchschnittlich für 185 Thlr. den Berliner Centner an das Haus Israel Markus et Söhne zu Berlin verkauft worden) werden jährlich Stähre in die Mark eingeführt, und vor etwa zehn Jahren sind von dort einige Stähre an die Kön. Stammschäferei zu Frankenfelde abgegeben worden.

Aus der gleichfalls in hohem Rufe stehenden Heerde zu Ostrawitt sind in vorigem und in diesem Jahre mehre hundert Mutterschaafe und Stähre zur Zucht in die Mark verkauft. Außer den bezeichneten drei Heerden giebt es noch viele in der Provinz, die seit zehn bis funfzehn Jahren sehr vieles Zuchtvieh nach Pommern, Ostpreußen, Litthauen, Posen und Polen zu hohen Preisen verkauft und oft die Nachfrage nicht haben befriedigen können.

Um der Annahme zu begegnen, als ständen die genannten Schäfereien mit einigen andern vielleicht vereinzelt in Westpreußen, wird auf die Schrift des als Wollkenner im Allgemeinen und als Kenner der Wolle des nördlichen Deutschlands rühmlich bekannten Johann Philipp Wagner:

„Ueber den gegenwärtigen Stand der Merinos-Schaafzucht.“ Berlin bei Dunker u. Hümblot, 1835.

Bezug genommen. In dem Abschnitt XI. Seite 85 bis 94 werden die bekanntesten Merinos-Schäfereien im nördlichen Deutschland, und unter ihnen allein von dem rechts der Weichsel belegenen Theile Westpreußens fünf und siebenzig als vorzüglich, und unter diesen zehn Schäfereien aufgeführt, bei welchen in Bezug auf Wollzucht und wirthschaftliche Vortheile wesentliche Verbesserungen nicht zu wünschen übrig bleiben. Auf

dem westlich der Weichsel belegenen Theile der Provinz sind aber eben so zahlreiche Merinos-Schäfereien von dem besten Rufe, unter ihnen die obengenannten Heerden zu Ostrawitt und Subkau.

Es fehlt in Westpreußen auch nicht an ländlich-technischen, den Ackerbau und die Viehzucht unterstützenden Gewerben. Ueberall sind Bier-Brauereien und Branntwein-Brennereien, und allein die Vermehrung der Oelmühlen hat in der neuesten Zeit mit dem Baue der Oelpflanzen nicht Schritt halten können. Den ländlichen Branntwein-Brennereien sind seit zehn Jahren sehr große Kapitalien zugewiesen worden, und mehre von diesen Anstalten wetteifern in Bezug auf Umfang und rationellen Betrieb mit den besteingerichtetsten in der Mark, in Magdeburg u. Schlesien. Eine großartige nach Amerikanischen Mustern eingerichtete Mühle zu Brodden bei Mewe verarbeitet ungeheure Quantitäten Waizen zum feinsten Dauermehl, welches nach Westindien und in andere außereuropäische Länder über Danzig verführt wird.

In einem Lande, wo der Hackfrucht- und Oelgewächs-Bau in solchem Umfange und mit solchem Erfolge getrieben werden, in dem eine solche Schaafzucht stattfindet, und wo es an ländlich-technischen Gewerben nicht fehlt, kann es im Allgemeinen um die Agrikultur absolut nicht schlecht stehen. Es steht dieselbe relativ denn auch in der Wirklichkeit höher als in mehren Provinzen der Preußischen Staaten.

Marienwerder, im November 1835.

Hennig.

Masurens Ehenrettung.
Von Heinrici.

Die Georgine, eine bekannte Litthauische Zeitschrift für landwirthschaftliche Kultur, zeichnet sich durch belehrende oder wenigstens interessante Aufsätze aus, welchen das Gepräge der Wahrheit beinahe nie mangelt; um so mehr wurde ich überrascht als im Oktober-Heft für 1835 dieser Zeitschrift, sich ein Aufsatz befand „Ueber die Wirthschaft Masurens," welcher mir nicht mit der gewöhnlichen Unpartheilichkeit oder richtigen Auffassung aller Verhältnisse geschrieben zu sein scheint. Ich halte es für Pflicht meine Ansichten hierüber mitzutheilen, weil auch ein Theil Ostpreußens besprochen wurde, und der geschätzte Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes, der wahrscheinlich kein preußischer Landwirth ist, wird mir gewiß Dank wissen, daß ich mir die Freiheit nahm, ihm mit Landmannes Freimüthigkeit widersprechend, eine andere Ansicht von Preußens ländlichen Verhältnissen beigebracht zu haben.

Der Zweck des Aufsatzes in der Georgine ist, zu beweisen: daß wenn es auch lockend und anreizend für den deutschen Landwirth klingt, mit geringer Kapital-Anlage große Güter in Ostpreußen und Masuren ankaufen zu können, so wird der Käufer, bei genauerer Ergründung des Lokals sich getäuscht finden, und wenn er mit geringen Mitteln kaufte, so ist sein Untergang, mit seltenen Ausnahmen gewiß; denn es stellen sich der Kultur des Ackers und der Viehzucht dort Hindernisse dar, welche auch bei der besten Wirthschaft, dem größten Eifer, nie ganz zu beseitigen sein werden.

Diese Hindernisse sind in acht Klassen gebracht:

„1. Durch das Klima, welches ganz verschieden von dem in Deutschland ist. Man kann annehmen, daß es keinen Frühling giebt, denn erst mit Ende Mai beginnt die Vegetation. Vor Anfang Mai darf der Landwirth nicht daran denken, einen Pflug ans Land

zu setzen, sein ganzes Wirken beschränkt sich daher auf 4 Monate — vom Mai bis Anfangs September — in dieser Periode müssen alle Arbeiten beschafft sein, wozu dem deutschen Landwirthe die Natur beinahe 8 Monate Zeit gewährt; ja sogar während diesen kurzen 4 Monaten ist der Masurische Landwirth nicht sicher, daß ihm rauhe Winde und Nachtfröste, die sogar im Juli nicht selten sind, nicht die Hoffnungen zur Ernte vernichten. Der Masürische Wirth muß also doppelt so viel Menschenkräfte und Arbeitsvieh halten, als in deutschen Wirthschaften. Aussaat, Brachbearbeitung, Ernte, Alles muß übereilt werden; Verunkrautung der Aecker, oft verdorbenes Futter und Getreide ist daher ganz natürliche Folge.

2. Der Boden ist nicht lohnend, nicht dankbar; das 6te, 7te Korn gehört zu den Seltenheiten.

3. Das Land ist wenig bevölkert. Hinreichende Arbeiter sind selten, gute Arbeiter noch seltener; an guten Handwerkern fehlt es beinahe ganz.

Blos für den Ausdrusch der Früchte muß der Landwirth den Arbeitern den zehnten Theil abgeben, während in Deutschland für den Zehnten die ganze Ernte mit allen Nebenarbeiten beschafft wird.

4. Die Trägheit, die Schlaffheit der dortigen Arbeiter, ihre Gleichgültigkeit gegen die Wirthschaft, ist gar sehr zu berücksichtigen.

5 und 6. Es ist oft schwierig, oft gänzlich unmöglich, die Produkte, in den Wirthschaften, die entfernt von den Handelsstädten, ohne Chausseen, ohne Kommunikationswege liegen, zu versilbern, daher der geringe Werth aller Produkte und Fabrikate.

7. Die Wiesen sind beinahe ohne alle Ausnahme theils an sich sehr schlecht, theils im allerschlechtesten Kulturzustande. Roß und Mann ist oft nicht sicher vor dem Versinken in diesen Sümpfen.

Dieses mit ist denn auch

8. ein Hauptgrund, daß Viehseuchen und Krankheiten so oft wiederkehren. Wie ist es auch anders

möglich, wenn das Vieh mit diesem an sich schlechten sauern und nun noch dazu schlecht behandelten und oft dumpfig gewonnenen Futter, den ganzen langen Winter hindurch gefüttert, und dann in den Sommermonaten ohne alle Vorsicht, ohne alle Pflege in dem rauhen Klima, in Nebel und Thau auf die morastigen Wiesen gejagt und sich selbst und schlechten Hirten überlassen wird? Für den deutschen Landwirth gesellen sich noch die Schwierigkeiten hinzu, die Unannehmlichkeiten, die ihm Unkenntniß der Sprache, Ungewohnheit des Klimas, und Mangel an geselligem Umgang verursachen.

Wenn auch nicht ganz, doch theilweise ist das hier gesagte auf einen großen Theil von Ostpreußen, weniger auf Litthauen anwendbar."

Dies sind die Beobachtungen des unbekannten Verfassers über Masuren; es folgen zwar in diesem Aufsatze noch einige bekannte Berechnungen und Hypothesen, die aber gar nicht in Verbindung mit dem so eben Angeführten stehn, also hier nicht zu erwähnen sind.

Zu 1. Das Wort Klima wird in neuerer Zeit häufig in einer doppelten Beziehung gebraucht, nämlich im Großen, den mittlern Temperatur-Grad eines Landes andeutend, z. B. in Wien ist dieser 8,5 Grad Wärme nach Reaum., in Stockholm 4,8., welcher bekanntlich durch die fernere oder nähere Lage nach dem Aequator bedingt wird, und nur durch bedeutende Gebirge eine Abänderung erleidet. Der Landwirth hat noch ein zweites Klima welches unabhängig von der südlichern oder nördlichern Lage der Gegend ist, und dieses wird bestimmt durch andere Lokalitäten als: Berge, Seen, Sümpfe, Wälder und durch die Abdachung und Neigung der Ländereien gegen Süden oder Norden. Wenn der Herr Verfasser das erste Klima meint, so hat er Recht, Ostpreußen und Masuren hat ein kälteres Klima als Süddeutschland; meint der Herr Verf. aber das ökonomische Klima, nur sehr bedingungsweise Recht, da Ostpreußen und Masuren ein Klima hat, welches dem Ackerbau und der Viehzucht trefflich zu-

zusagt, denn es gedeiht hier jede Frucht und erlangt bis jetzt immer eine vorzügliche Ausbildung, auch die Früchte der höhern Ackerkultur, der Rips und der Klee mißrathen nicht öfter als in andern Ländern und geben vorzügliche Ernten. Man kann nur sagen: Masuren hat ein etwas kälteres Klima, als einige Gegenden Ostpreußens, z. B. die Gegend bei Barten, welches kaum vier Meilen vom rechten Masuren entfernt ist und gegen Norden liegt; weil hier die Ernte in der Regel um 2 bis 4 Tage früher beginnt und der Schnee einige Tage früher von den Aeckern verschwindet, als etwa bei Lötzen, welche kältere Temperatur, durch die höhere Lage der Ländereien und die vielen Landseen verursacht wird.

Dagegen läßt die Behauptung: daß „des Masurens landwirthschaftliches Wirken nur auf vier Monate beschränkt ist," vermuthen, daß der Herr Verf. Masuren gar nicht kennt, denn hier kann man in der Regel, auf dem höhern leichtern Boden früher ackern, als auf den niedrigen wasserhaltenden, in vielen Gegenden Ostpreußens und Litthauens. Der Sommerroggen wird immer anfangs April gesäet, auch der Hafer und die Erbsen. So ist auch das Verhältniß im Herbste; die Wintersaaten werden alle vor dem 1. Oktober der Erde anvertraut, aber geackert den Monat Oktober hindurch, und häufig noch spät im November, wenn man nicht früher fertig werden konnte. Also haben wir volle sieben Monate zur Verrichtung der wirthschaftlichen Arbeiten. Zur Betreibung der Ackerarbeiten darf hier nicht mehr Vieh gehalten werden als im übrigen Preußen. In Beziehung der Winterfütterung wird bei uns zwar immer für 6 Monate Futter besorgt, obgleich das nicht arbeitende Vieh, häufig kaum 5 Monate auf dem Stalle gehalten wird, und die Schaafe eine noch kürzere Zeit. In Deutschland ist bekanntlich an vielen Orten ganze Stallfütterung, also kann die etwas längere Fütterung auf dem Stalle, wohl der Masurischen Landwirthschaft nicht zum Nachtheil gereichen. Die 5 Monate Winter

brauchen wir ganz ungekürzt, zum Ausdreschen des Getreides, dieses zu verfahren, und die nöthigen Brenn- u. Bauholz- u. andere wirthschaftliche Fuhren zu machen.

Von rauhen Winden und Nachtfrösten im Juli, die unsere Hoffnungen zur Ernte vernichten, weiß ich nichts. Doch nicht nur bei uns, auch in einem etwas wärmern Klima, z. B. bei Berlin, kommen in der Mitte Mai in der Regel einige Nachtfröste, und die gestrengen Herren Servatius und Bonifatius, werden nach der bekannten Anekdote von Friedrich dem Großen und seinem Gärtner, immer gefürchtet; also werden erst nach der Mitte des Mais, die Orangerieen aus den Gewächshäusern gebracht. Der Weitzen leidet zuweilen durch Frühjahrsfröste, aber nicht häufiger, als in den andern Preußischen Provinzen.

Eine natürliche Folge des rauhen Klimas, soll „die Verunkrautung des Ackers, das Verderben des Futters und Getreides sein;" davon wissen wir Masuren nichts.

Zu 2. Die Ackerbestandtheile enthalten im Durchschnitt mehr Sand als Thon, doch haben einige Güter in der Lyker Gegend sehr guten Weitzenboden, bei Rhein sind Güter, die einen sehr guten schwarzen Boden und einen vortrefflichen Heuschlag haben; bei Goldapp sind große schöne Güter mit einem herrlichen Heugewinn und Waldungen.

Das 6te und 7te Korn bei der alten Dreifelder-Wirthschaft wäre zu hoch, wenn die Ackerkraft aber durch Eingrasung vergrößert worden ist, so wäre dieser Körnerertrag zu geringe angenommen. Die hohen Körnererträge, welche einzelne Güter in der Gegend zwischen Barten und Rastenburg gelegen, erhalten, darf man hier, vor der Hand nicht erwarten, dagegen ist der Preis dieser Güter, aber auch diesen Verhältnissen angemessen. Noch muß ich bemerken, daß der Masurische Roggen, seiner vorzüglichen Qualität wegen, immer in Königsberg mit einigen Silbergroschen pro Scheffel höher bezahlt wird, als Roggen aus andern Gegenden.

Zu 3. Die Bevölkerung hat in der letzten Zeit so zugenommen, daß in dieser Beziehung für uns gar nichts zu wünschen übrig bleibt. In den langen Sommertagen bekommt man zu 4—5 Sgr., in den kurzen Tagen zu 2½—3 Sgr. ohne Essen, die stärksten fremden Arbeiter. Der Knecht erhält 15 Thlr., die Magd 9 Thlr. Lohn. In Deutschland steht der Lohn beinahe noch einmal so hoch als bei uns. Für das Ausdreschen des Getreides wird der 10te bis 11te Scheffel an Verdienst gegeben, und die Instleute sind hierauf angewiesen, weil sie in den Sommertagen nur höchstens 2 Sgr. 8 Pf. der Mann und 2 Sgr. die Frau erhalten. An vielen Orten ist der Taglohn noch um die Hälfte geringer. — Auch an brauchbaren Handwerkern ist gewiß kein Mangel.

Zu 4. Der Masure ist ein beweglicher, fröhlicher, gutmüthiger, durabler, nicht zu großer Schlag Menschen. Ein gewandter Soldat, ein behender Feldarbeiter, besonders wenn er will (wie bei allen Taglöhnern auf der ganzen Erde) und beim Masuren vermag ein versprochener Schnaps sehr viel, welches in andern Gegenden nicht immer der Fall ist; der Masure betrachtet den Schnaps als eine Belohnung, der Ostpreuße als Etwas das ihm werden muß.

Zu 5 und 6. Bis jetzt war es in manchen Jahren, in einigen Gegenden, schwierig und kostspielig, die Produkte zu versilbern; diesem Uebelstande wird jetzt durch die Anlage der Chaussee bis Bischoffsstein und weiter, zum Theil abgeholfen. Auch ist der Verkauf des Getreides nach Insterburg immer leicht gewesen, weil der Weg dahin, beinahe überall gut ist, und die Preise nur wenig geringer als in Königsberg sich stellen.

Auch in kleinen Städten, namentlich Angerburg, Lyck, Oletzko ꝛc., ist ein lebhafter Getreidehandel, und oft werden hier bessere Preise gezahlt, als in den großen Handelsstädten. So ist der Weitzen in diesen kleinen Städten sogar in großen Quantitäten zu verkaufen, weil im Allgemeinen der kleine Wirth nicht so viel

Weitzen baut und zu Markte bringt, als in andern Gegenden.

Die Milchnutzung ist so hoch und höher als in der Gegend bei Friedland oder andern kleinen Städten Ostpreußens, weil in Masuren mehr Schaafe als Kühe gehalten werden.

Die Benutzungsart der Ländereien, die entfernt von den großen Handelsplätzen liegen, wird immer verschieden sein von denen, bei welchen dieses nicht der Fall ist. So sind dem Masuren Hauptwirthschaftszweige: die Brennerei, um das Getreide in Spiritus zu verwandeln, und dadurch leichter auf große Entfernungen verfahren zu können; die Vieh- und Schweine-Mastung. Neben dem Getreide-, der Kartoffelbau im Großen, und in neuester Zeit auf dazu geeigneten Aeckern der Ripsbau, und vor Allem „die Schäferei.“

Zu 7. Viele Güter haben in Masuren einen ausgezeichnet guten Heugewinn, wie ich schon bei 2. bemerkte, daß bei vielen, die Wiesen nicht ganz ausreichend und schlecht sind ist wahr; in welchen Gegenden findet man aber nicht dieses Verhältniß? Wo findet man nicht eine nasse und moorige Wiese? —

Zu 8. In welcher Gegend Masurens der Herr Verf. mehr Viehkrankheiten bemerkt hat als in andern Gegenden Preußens, weiß ich nicht. Ich habe seit 20 Jahren die entgegengesetzte Beobachtung gemacht. Die hohen Ländereien bilden eine gesunde Weide für Schaafe, Pferde und Vieh, letzteres muß freilich nicht von Niederunger Race sein, welches aber auf hohen Weiden überall nicht gedeiht. Viele Landseen geben durch ihr klares Wasser eine gesunde Tränke und die Gelegenheit das Vieh zu schwemmen, daher die wenigen Viehkrankheiten.

Als in den Jahren 1826 und 27 der Milzbrand vieles Vieh, in den sogenannten deutschen Gegenden wegraffte, so verlor Masuren verhältnißmäßig dagegen nur wenig. Die Nebel und Thaue sind ungefähr so schädlich als in Deutschland, und das angebliche rauhe

Klima unterm 54. Grad nördlicher Breite ist wohl zu ertragen, weil Ackerbau und Viehzucht dabei sehr gut gedeihen, auch an Holz nirgend Mangel ist. Theils haben die Güter eigene Waldungen, theils die Gelegenheit, Holz in der Nähe zu kaufen, und der deutsche Landwirth wird sich über die Wohlfeilheit des Holzes wundern, wenn ich ihm sage: die Klafter von 108 Kubikfuß weiches Holz wird gegenwärtig hier mit einem Thaler bezahlt.

In München oder einem Theil von Baiern hatte es am 17. Octbr. sehr stark geschneit, in Masuren war bis zum 2. Novbr. kein Schnee gefallen, und nur ein paar Mal hatte es unbedeutend gefroren. — Der Weinbau wurde in früherer Zeit, besonders auf Masurens Bergen, eifrig betrieben, und da auch jetzt noch die Weintraube ihre vollkommene Reife erlangt, so muß unser Klima doch nicht so rauh sein, als es der Herr Verf. schildert.

Eine Parallele über die Verhältnisse von Masuren und den sogenannten deutschen Gegenden würde sich also gestalten: In Masuren ist der Preis der Güter 200 bis 400 Thlr. für die Preußische oder Magdeburger Hufe; in der deutschen Gegend 300 bis 600 Thlr — Die Wirthschaftsausgaben sind in M. nicht so hoch als in den d. G., weil die Grundsteuer nicht so hoch ist, ungefähr einen Thaler, oft noch weniger für die Preuß. Hufe, und das Gesindelohn niedriger ist. — Der Ertrag der Schäfereien, Pferde- und Viehzucht ist gleich, nur die Körnererträge sind in einigen deutschen Gegenden höher, und da die Hauptstadt Königsberg den deutschen Geg. näher liegt, so sind hier die Transportkosten beim Verkauf des Getreides geringer. — Der Masurensche Arbeiter ist mir lieber als der Deutsche, weil der erstere nicht so viele Ansprüche macht.

Noch muß ich einige Worte hinsichts der gesellschaftlichen und Sprachverhältnisse Masurens sagen. Die Masurenschen Gutsbesitzer haben den Ruf, den Frohsinn und die Geselligkeit zu lieben, und letztere

wird durch freundliche gesellige Städte, wie Lyck mit einem Gymnasium, Oletzko u. s. w. noch mehr befördert. Die Sprachverhältnisse dürfen keinen deutschen Landwirth abschrecken, sich hier anzusiedeln, denn ich fand auch im tiefsten Masuren immer auf jedem Gute einige Menschen die deutsch sprachen; überhaupt erhält die deutsche Sprache jetzt ein solches Uebergewicht über die polnische, daß diese nach wenigen Generationen ganz verdrängt sein wird. Auf meinem Gute Schülzen bei Drengfurth wurde vor 36 Jahren, als mein Vater damals das Gut kaufte, nur polnisch gesprochen, nur in polnischer Sprache der Unterricht in der Schule ertheilt, und jetzt wird beinahe nur deutsch gesprochen, und in der Schule nur deutsch unterrichtet. Obgleich ich nur hart an der Grenze Masurens wohne, so kenne ich doch ziemlich alle seine Gegenden; ich fand auf sehr vielen Gütern schöne Wohnhäuser und Wirthschaftsgebäude, liebliche Gärten, malerische Landschaften, denn freundliche Dörfer umgeben die sehr fischreichen Landseen, welche von sanften Anhöhen eingefaßt sind, und dabei sind diese Güter mit tragbaren Aeckern, guten Wiesen und Waldungen versehen. Dagegen fand ich auch Gegenden, wo Sandberge und Steine jeder Kultur trotzen werden; dergleichen Güter wird aber auch Niemand kaufen.

Wenn man mit nicht zu großen Kapitalien ein Gut oder Güter kaufen will, so ist Masuren die Provinz, wo man dieses auch jetzt noch mit guten Aussichten für die Zukunft thun kann, dies verbürgen der geringe Preis der Ländereien und die geringen Wirthschaftsausgaben. Das Geld hat bei uns einen beinahe noch einmal so hohen Werth als in Deutschland, also kann man mit einem Kapital von 6- bis 10,000 Thlr., welches in Deutschland nur gerade zu einer Pachtung von 1000 bis 1500 Thlr. jährlich hinreichend wäre, bei uns schon ein ansehnliches Gut oder Güter von 20- bis 30,000 Thlr. vortheilhaft kaufen.

X. Das Vorkommen von Sphinx Nerii in Westpreußen betreffend.

Nicht allein in Thorn (siehe diese Blätter Septbr. c. pag. 309), sondern auch bei Danzig hat sich in diesem Jahre Sphinx Nerii gezeigt. Es wurden nämlich im verflossenen September drei Raupen dieses Schwärmers in einem Privatgarten zu Langfuhr auf Vinca major angetroffen, also nicht auf ihrer gewöhnlichen Futterpflanze, Nerium Oleander, aber doch auf einem Gewächse, welches mit Nerium zu einer und derselben natürlichen Ordnung, zu den Apocyneen, gehört. Es muß jedoch bemerkt werden, daß ohnweit dieser Vinca ein großer Oleanderbaum stand, und daher ungewiß gelassen werden, ob jene Raupen sich von Anfang an jene Pflanze zu ihrem Aufenthaltsorte ausgewählt hatten, oder ob sie, um sich zu verpuppen, vom Oleanderbaum herabgekrochen waren. Die Verwandlung geschah bald nach ihrem Auffinden; aus der einen Puppe (die beiden anderen sind leider verunglückt) ist bereits im vergangenen Herbste ein schöner Schmetterling hervorgeschlüpft, der in einer hiesigen Privatsammlung aufbewahrt wird. Auch mir ist das Erscheinen dieses seiner Schönheit und Seltenheit wegen so berühmt gewordenen Abendschmetterlings in hiesiger Gegend neu. In Berlin hatte ich im Jahre 1828 Gelegenheit, denselben mehre Male zu erziehen, was mich indessen nicht überraschte, da dasselbe dem würdigen Frisch schon im Jahre 1727 daselbst geglückt war (siehe dessen Beschreibung von allerlei Insekten Th. VII. pag. 5 nr. III.). Diese Oleanderschwärmer mögen sich jetzt in den Gärten Berlins von Jahr zu Jahr fortpflanzen, und sind gewiß als Eier, welche an Baumstämmen klebten, mit diesen in jene von ihrer Heimath so weit entfernte Gegend versetzt worden; denn daß sie sich bis dahin verflogen haben sollten, ist wohl kaum anzunehmen. Auf gleiche Weise sind vielleicht auch

einige Individuen nach Thorn und Danzig gerathen, und es bedurfte nur eines gelinden Winters, um die Eier vor dem Absterben zu schützen, so wie eines warmen trocknen Sommers, um die Raupen zum Gedeihen zu bringen, denn Esper (siehe dessen Schmetterlinge Th. II. pag. 45) giebt an, daß immer ein sehr heißer und trockner Sommer, dem ein gelinder Winter vorangehe, das Erscheinen dieses Schmetterlings begünstige. Diese beiden Bedingungen haben in den letzten Jahren auch hier wirklich stattgefunden. Es ist Thorn und Danzig gewiß der nordöstlichste Punkt, bis zu welchem Sphinx Nerii bis jetzt gelangt ist.

Danzig, den 19. December 1835.

Dr. v. Siebold.

Erwiederung auf die „Bitte um Aufschluß" im September-Hefte 1835.

Auf welche Art und Weise Sph. Nerii nach Thorn gekommen sein mag, ist wohl eben so, wie nachstehende Thatsachen, zu erklären.

Seit 1829 sowohl, als auch schon früher, werden in Wien alljährlich Raupen dieser Art gefunden. Schreiber nebst noch andern Entomologen erzog 1830 in Dresden 8 in den dortigen Gärten entdeckte Raupen. Ochsenheimer traf ebenfalls schon vor 30 Jahren in den Leipziger Gärten eine ziemlich große Menge derselben an. Alle diese Raupen nun rühren nach Annahme der erfahrensten Entomologen von verflogenen trächtigen Weibern her, und auf dieselbe Weise, freilich als seltener Umstand, auch einer dieser Schwärmer einmal nach dem nördlicher gelegenen Thorn verflogen, wo er vielleicht seine, weit und breit nicht findende

Futterpflanze, im Freien stehend antraf. Möglich ist es, daß dieser Vorfall sich auch schon früher ereignete, ohne jedoch von einem Kenner bemerkt zu werden. Daß sich Nerii bei uns im Freien nicht fortpflanzen kann, ist beinahe mit Gewißheit zu behaupten; schon seine Auskriechezeit widerspricht dieser Annahme. Von allen oben angeführten, meistens im August und September gefundenen Raupen, krochen, so viel mir bekannt, nach kurzer Puppenruhe, sämmtliche Schmetterlinge im October und November und höchstens im December aus, ohne daß eine bis zum nächsten Mai und Juni, der gewöhnlichen Auskriechezeit der Schwärmer, liegen blieb. Daß Nerii sich jedoch in seiner Heimath entweder zeitiger oder später entwickeln muß, ist eben so richtig; wie könnte er sonst die Oleanderbäume finden, welche in Deutschland nur während der Sommerzeit im Freien stehen?

Das Exemplar, welches ich erzog und welches in ungeheiztem Zimmer behandelt wurde, kroch am 6ten November aus, und beinahe zu gleicher Zeit die Puppen der andern Sammler. Wo sollte aber zu dieser Zeit, wo bisweilen schon starker Frost und vorzüglich anhaltendes Regenwetter vorherrscht, solch' ein zärtlicher Südländer fliegen, zum Begatten des andern Geschlechts und zum Eierlegen die nöthigen Futterpflanzen finden? Könnte dagegen das Erscheinen des Schmetterlings im Frühjahre genau erwiesen werden, so wie es in den Provinzial-Blättern angegeben ist, dann wäre das Räthsel gelöst, und Thorn besäße bei gehöriger Schonung einen jährlich sich erneuernden Schatz.

XI. Literarische Chronik.

Lehrbuch der reinen Mathematik für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Von August Richter. Erster Theil: Lehrbuch der allgemeinen Arithmetik. Zweiter Theil: Lehrbuch der Planimetrie. Dritter Theil: Lehrsätze und Aufgaben zur Uebung in der Planimetrie. Elbing. Hartmannsche Buchdruckerei u. Buchhandlung. 1834. Erster Th. XVI. u. 79 S. Zw. Th. 83 S. Dr. Th. 56 S. 8.

Der Hr. Verf. bezeichnet in der Vorrede dieses Werks die Meinung, daß das Studium der Mathematik besondere Anlagen des Lernenden erfordere, als ein Vorurtheil, und Ref. stimmt ihm in so fern bei, als dieses Studium nur auf regelrechtem Denken und Schließen beruht, und die meisten Köpfe für solches Anlage und Fähigkeit besitzen, wenn sie nur vom Beginne des Unterrichtes an zu einem solchen herangebildet und an selbiges gewöhnt werden. Hieran fehlt es aber oftmals, und theils tragen die Lernenden, theils die Lehrenden die Schuld. Jenen mangelt es an dem nöthigen Selbsttriebe, diese greifen in der Methode fehl oder vermögen nicht den Funken in den jugendlichen Geistern zur Flamme anzufachen. Daher kommt es, daß verhältnißmäßig wenige sogenannte Mathematiker auf den Gymnasien anzutreffen sind, und die angestrengtesten Bemühungen oft ihre erwünschten Früchte versagen. Dank muß es daher jedem Verehrer der Mathematik gewußt werden, wenn er das Seine dazu beiträgt, seine Wissenschaft zugänglicher zu machen. Obgleich es nun nicht an mathematischen Lehrbüchern zum Schulgebrauche fehlt, so begrüßen wir doch auch das vorliegende mit dankbarer Anerkennung. Nach ihm zu urtheilen ist dieser Zweig des Unterrichts auf dem Gymnasium des Hrn. Verf. wackeren Händen anvertraut.

Ueber die Veranlassung und den Zweck des Werkes spricht sich derselbe in der Vorrede so aus: mehrjährige Erfahrung habe ihn belehrt, daß die Methode, den Schüler zu einem regelmäßigen Ausarbeiten des in der Lehrstunde Vorgetragenen oder zur Führung eines sogenannten mathematischen Heftes anzuhalten, nicht den Vortheil gewährt, den sie verspricht, weil Versäumniß einzelner Lehrstunden,

ungleichmäßiger Fleiß, Gedankenlosigkeit beim Arbeiten so manches fehlerhafte, ja selbst unbrauchbare Heft hervorbringen, und die danach angestellte Wiederholung die unterlaufenen Fehler fest einpräge. Sein Zweck habe sich deshalb darauf gerichtet, die Schüler dieser Arbeit zu überheben. Das vorliegende Lehrbuch soll die Stelle des mathematischen Heftes vertreten. Daß dieser Zweck nun, welchem nach des Hrn. Verf. Ansicht keines der bereits vorhandenen Hilfsbücher genügen mogte, durch sein Buch vollkommen erreicht wird, glaubt Ref. mit gutem Gewissen versichern zu können. Nicht nur der Schüler der mittleren Klasse findet darin einen trefflichen Wegweiser, sondern auch der der oberen Klassen eine schöne Anleitung zur Wiederholung.

Das Lehrbuch enthält nun in zwei Theilen diejenigen Abschnitte der reinen Mathematik, nach den zusammengehörigen Materien geordnet, welche den Kursus der mittleren Bildungsstufe höherer Lehranstalten, also insbesondere der dritten und vierten Klasse eines Gymnasiums ausmachen, ohne daß übrigens das für jede Klasse Passende genau von einander geschieden ist, indem es dem Lehrer überlassen bleiben soll, je nach Umständen, das Eine oder das Andere in den andern Kursus zu ziehen. Das Dargebotene soll nur der Schüler auf die zweite Klasse mitbringen. In Darstellung einzelner Materien weicht unser Lehrbuch von der gewöhnlichen Weise ab. So z. B. begründet es die Buchstabenrechnung auf den Begriff der subtraktiven Zahl statt auf den der entgegengesetzten Größe und schließt sich so unstreitig dem Fassungsvermögen der Anfänger mehr an, wie denn überhaupt im ersten Theile die gegebenen Sätze und Regeln mehr eine praktische, als eine abstrakte Form gewonnen haben, wodurch sie sich dem jugendlichen Verstande begreiflicher machen, da ja in der Mathematik Alles auf die Thätigkeit des Verstandes ankommt, welcher schon begriffen haben muß, was sich dem Gedächtnisse einprägen soll.

Ueber die allgemeine Einrichtung des Werks möge gesagt werden, daß jeder Abschnitt zuerst die nothwendigen Erklärungen und praktischen Handgriffe, und dann die Lehrsätze und Regeln nebst ihren Folgerungen (Zusätzen) beibringt, wobei zahlreich eingestreute Fragen und Aufgaben den Schülern Gelegenheit geben, den mathematischen Verstand selbstständig zu üben.

Gehen wir jetzt auf die einzelnen Theile über, so umfaßt der erste die Buchstabenrechnung, die Lehre von

den Verhältnissen und Proportionen, die Lehre von den Potenzen und Wurzeln und die algebraischen Gleichungen des ersten und zweiten Grades. Bei der Lehre von den Verhältnissen und Proportionen hat Ref. die gänzliche Uebergehung der arithmetischen Verhältnisse und Proportionen nicht ganz beifällig aufnehmen können, wenn gleich die Vorrede als Grund davon angiebt, daß sie erst bei der Lehre von den Logarithmen einige Anwendung finden. Der Vollständigkeit wegen und um den Begriff des Verhältnisses und der Proportion klarer zu machen, hätte wohl wenigstens ihrer Erwähnung geschehen sollen, wenn schon die ausführliche Behandlung für die Lehre von den Progressionen und Logarithmen vorbehalten werden konnte. Die Behandlung der Quadrat- und Kubikwurzeln ist von der praktischen Seite aufgefaßt, ohne sie auf das Binom zurückzuführen, daß endlich der Hr. Verf. die imaginären Größen hier noch von der weiteren Betrachtung ausschließen zu müssen geglaubt hat, kann nur beifällig aufgenommen werden.

Der zweite Theil umfaßt die Elemente der Planimetrie und der rechnenden Geometrie, und stellt im ersten Abschnitte nebst einigen allgemeinen Erklärungen die der Linien, Winkel und Figuren im Zusammenhange voran, wodurch dem Schüler schon im Voraus eine Uebersicht über die zunächst vorliegenden Gegenstände gegeben wird, nur hätte wohl noch die Anzahl der Axiome vermehrt werden können. Hier sind vier angegeben. Kries zählt deren elf. Die Lehre von den Linien und Winkeln, die Kongruenz der Dreiecke, die Eigenschaften der Vierecke, die Gleichheit der Parallelogramme und Dreiecke, die Lehre von dem Kreise, Ergänzungen zu den vorigen Abschnitten, die Aehnlichkeit der Figuren und die Ausmessung derselben, endlich die algebraische Geometrie machen in noch zehn Abschnitten den übrigen Inhalt dieses Theils aus, an welchen sich der letzte mit einer überaus zahlreichen Menge von Aufgaben zu allen Abschnitten des Lehrbuchs knüpft, welche, in Verbindung mit den in den Text häufig eingeflochtenen Aufgaben des zweiten Theils, einen sehr reichhaltigen Stoff zur häuslichen Beschäftigung und zur Einübung des Vorgetragenen darbieten.

Nach dieser Auseinandersetzung ist ein sehr umfassender Stoff auf geringem Raume verarbeitet. Dennoch findet keine Lücke statt. Die Bestimmtheit und Kürze des Ausdrucks, und der enge, jedoch nicht unangenehme Druck haben dieses bewirkt, und es dadurch zugleich möglich

gemacht, durch Verringerung des Umfanges den Preis billiger zu stellen, was bei Schulbüchern immer ein Haupterforderniß bleibt. Dieses kostet nur 28 Sgr. Auch sind vier Tafeln mit Figuren beigegeben; nur vermißt man ungern eine Inhaltsanzeige.

Der Hr. Verf. würde übrigens sein Verdienst um den mathematischen Unterricht noch bedeutend erhöhen, wenn er sich veranlaßt fühlte, dem besprochenen Werke noch ein für die oberen Klassen bestimmtes folgen zu lassen.

Wir können mit der vorstehenden Anzeige füglich gleich noch die eines neuern Werkes desselben Herrn Verfassers verbinden, und das um so eher, da durch dasselbe eben für die oberen Klassen gesorgt werden soll. Es führt den Titel:

Aufgaben über das geradlinige Dreieck, trigonometrisch gelöst von August Richter. Mit einer Tafel Figuren. Elbing. Hartmannsche Buchdruckerei und Buchhandlung. 1835. XVI. und 72 S. groß 8.

Es sind 350 Aufgaben, wie sich aus der vorausgeschickten Uebersicht entnehmen läßt, eine ungeheure Zahl, welche wohl alle übrigen bereits vorhandenen Sammlungen dieser Art übertrifft. Sie geben aber Zeugniß von dem Fleiße und Scharfsinne des Hrn. Verf., und gewiß wird sie Herr Gymnasial-Direktor Mund, dem sie bei der Feier seines fünfundzwanzigjährigen Amts-Jubiläums (nach der Dedication am 15ten, der Vorrede aber am 25. August 1832) bereits handschriftlich überreicht wurden, nicht nur mit Liebe, sondern auch mit gebührendem Lobe entgegengenommen haben. Ihren wissenschaftlichen Werth zu beurtheilen, so wie die Erwerbung des in der Vorrede verheißenen Dankes für Bezeichnung derjenigen Aufgaben, welche zunächst einer Begränzung verdienen mögten, überlassen wir billig rein mathematischen literärischen Instituten. Nur einen Eingang bei unserem mathematischen Publikum mögten wir ihnen verschaffen, wie sie es wohl verdienen, und zwar zunächst bei demjenigen, welches der gelehrte Hr. Verf. selbst ins Auge faßte. Er wollte nämlich nicht allein den Lehrern eine reichhaltige Sammlung dieser Art zur Beschäftigung ihrer Schüler in den beiden ersten Klassen des Gymnasiums, sondern zugleich auch den fleißigen und talentvollen Schülern

einen hinreichenden Stoff zur Benutzung bei ihren Privatstudien darbieten, und dieser doppelte Zweck dürfte wohl bei näherer Ansicht des Buches erreicht sein. Welche Uebung in Lösung trigonometrischer Aufgaben müßte wohl der Abiturient besitzen, welcher diese Sammlung mit Fleiß durchgegangen ist.

Den Inhalt des Werkes deutet übrigens die Vorrede selbst mit Folgendem an: „Das Werk zerfällt in zwei Theile. Der erste umfaßt die 3 ersten Abtheilungen und enthält solche Aufgaben, in welchen die in §. 1. aufgezählten Data vorkommen. (Erste Abth.: Gleichungen, welche zwei Winkel des Dreiecks enthalten. Zweite Abth.: Gleichungen, welche einen Winkel des Dreiecks und die Differenz der beiden übrigen enthalten. Dritte Abth.: Gleichungen, welche nur einen Winkel des Dreiecks enthalten. d. Ref.) Der zweite Theil oder die vierte Abtheilung beschäftigt sich mit Aufgaben über die Schwerlinie und über die Radien des um- und eingeschriebenen Kreises. Sollte sich die Masse der hier mitgetheilten Auflösungen auf einen verhältnißmäßig geringen Raum einschränken lassen, so durfte nicht jede Aufgabe einzeln und unabhängig von den übrigen behandelt, es mußten vielmehr die gewonnenen Gleichungen so viel als möglich für die Ableitung der folgenden benutzt werden." Die vorangeschickte Uebersicht der Aufgaben weiset zugleich die Gleichungen nach, welche in den nebenstehenden Aufgaben zur Anwendung kommen. Schon durch diese Einrichtung wird der fleißige Schüler zu weiterem Studium aufgefordert, indem er zur Verständniß der Auflösung die Ableitung der darin angewandten Gleichungen aus den früheren Aufgaben erforschen muß. Es kann nicht leicht eine Aufgabe herausgenommen werden, ohne zugleich die Betrachtung andrer nach sich zu ziehen. Geschieht Dieses nur mit reinem Sinne für die Sache, so kann es wohl nicht ohne Segen bleiben, und der Hr. Verf. darf mit Grund die Besorgniß, ob es ihm gelungen sei, eine zweckmäßige Arbeit geliefert zu haben, schwinden lassen, welches zu bekräftigen die Herren Lehrer der Mathematik gewiß nicht Anstand nehmen werden. Gebauer.

Herbst-Blumen(,) eine Sammlung Erzählungen von der Verfasserin der Bertha v. Rosen, der Thal-Mühle u. m. a. Viertes Bändchen. Mohrungen. Verlag der Schulbuchhandlung. 1833. (168 S. 16. Preis 10 Sgr.)

Die Menge von werthvollen Novellen und andern romantischen Erzählungen aus der Feder berühmter Schriftsteller ist gegenwärtig schon so groß, daß man neue Erzeugnisse dieser Art entweder mit großen Erwartungen oder mit Mißtrauen zur Hand nimmt, weil der ans Gediegene gewöhnte Geschmack stets gleiche Kost sucht, und doch häufig genug mit geringerer vorlieb nehmen muß. Die vorliegenden Herbstblumen — es sind ihrer zwei — gehören zu der letzteren Art, wenn gleich noch der Werth beider in Vergleichung zu einander ein Mißverhältniß zeigt. Die ersten 115 Seiten nimmt eine Erzählung: „Albert und Cathinka," ein, die nicht ganz ohne Interesse läßt, wiewohl ihre Zusammensetzung höchst einfach ist. Albert, in Hamburg von den Reizen einer jungen Russin gefesselt, beschließt, den Plan seiner Reise, die in den Süden von Europa führen sollte, zu ändern, und mit der Geliebten gen Norden nach Archangel zu gehen. Von dortaus berichtet er seinem Freunde die vorgegangene Veränderung und sein Glück, das nun durch die bevorstehende Vermählung mit Cathinka gekrönt werden soll. Ein unglücklicher Zweikampf aber entreißt ihn seiner Hoffnungen; er sieht sich plötzlich zur Flucht nach Spitzbergen genöthigt. Hier verlebt er ein mühevolles Jahr, kehrt zurück, findet aber Cathinka mit dem Tode ringend und weint auch bald an ihrem Grabe. Außer drei Briefen wird dem Leser Alberts Tagebuch mitgetheilt, welches mit seinen Schicksalen während der Flucht und vorzüglich mit den großartigen Wundern der nordischen Natur bekannt machen soll. Die Darstellung entbehrt indessen jener durchgängigen Frische, die den Leser unwillkührlich für das Gelesene einnimmt; nur hin und wieder erhebt sie sich zu höherer Wärme. Wie anziehend sind dagegen die Natur-Scenen bei Walter Scott oder van der Velde (z. B. in seinem Arwed Gyllenstiere) dargestellt! Man glaubt sie mit eignen Augen zu schauen, ihren Eindruck selbst zu empfinden. — Gegen alles weibliche und männliche Zartgefühl aber streitet, was wir in Alberts Briefe (S. 9), der Cathinka's Liebenswürdigkeit malt, lasen: „Reumüthig sank ich armer Sünder in den

Staub, die runden Kniee meiner strengen Herrin demüthig umfassend (was mir, beiläufig gesagt, recht viel Vergnügen machte)" u. s. w. — ? ! —

Die andere Hälfte des Büchleins nimmt wider Erwarten, da der Titel Erzählungen verheißt, eine dramatische Arbeit: „Alexia und Agathe, oder die Aehnlichkeit, ein Trauerspiel in zwei Abtheilungen," ein, welchem wir, so hart es klingen mag, allen Werth absprechen müssen, selbst wenn der Zusatz „ein Trauerspiel" nicht um Vieles die Kritik geschärft hätte. Wir halten diese Arbeit für gänzlich verfehlt, und glauben, wenn die Verf. statt der dramatischen die erzählende Form gewählt hätte, so würde sie etwas Besseres geliefert haben. Von einem Trauerspiele verlangt man, daß es ein Kunstwerk sei, das einen höheren Zweck zu erreichen strebt. Diesem einen durchdringenden Gedanken muß daher jedes Einzelne untergeordnet werden, jedoch dieses gehörig motivirt erscheinen. Das erfordert einen künstlich angelegten Plan, Charaktere, welche den Menschen in seiner geistigen u. sittlichen Größe zeigen und so den Kampf versinnlichen und das Gleichgewicht halten gegen das Laster, das in Menschengestalt überall auftritt. Dazu bedarf es endlich einer ausgebildeten, blühenden, aus der Tiefe des Gemüths kommenden und dahin dringenden Sprache. Hier aber vermißt man jenen höhern Zweck, jene kunstvolle Verwebung der Theile zum Ganzen, jene großartigen Charaktere, jene Sprachweise, und fragt sich: wie kommt das Stück zu dem Titel, den es an der Stirn trägt? Den Beleg dafür zu liefern, könnte nicht schwer werden. Man bemerke nur Alexines und Plontagenets Charakterlosigkeit, für welche kein Ersatz in der Menge der vorgeführten Personen zu finden ist, Agathens Erscheinen am Ende des Stücks, die planlose Anreihung der einzelnen Scenen an einander, den Dialog, der fast wie Erzählung aussieht, die rein prosaische Sprache. Nach diesem Allem kann das Büchlein, gebildetere Leser zu fesseln, nicht Anspruch machen. — Aufgefallen ist der durchgängige Gebrauch von pf statt ph. G.

Inhalt.

Tag der Ausgabe dieses Heftes: Den 2. Januar.

Vaterländisches Archiv
für
Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,
oder
Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben
unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,
von

D. W. L. Richter,
Königl. Preuß. Kriminalrathe.

Funfzehnter Band.
Februar-Heft.

Königsberg, 1836.
Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.
In Commission bei der Buchhandlung der Gebrüder Bornträger.

Die fortdauernde freundliche Aufnahme dieser Zeitschrift, und der Werth, den man ihr als dem Hauptblatte für Mittheilung aller wichtigen Nachrichten in der Provinz, einem allen Vaterlandsfreunden geöffneten Sprachsaale über alle die Provinz betreffenden Angelegenheiten, beilegt, bestimmen mich, sie auch in diesem Jahre in bisheriger Weise herauszugeben, so daß der Ueberschuß nach Abzug der Kosten, der Anstalt zur Rettung verwahrloster Kinder zufließt.

Bestellung darauf nehmen an: die Buchhandlung der Herren Gebr. Bornträger, Herrn Hartung's Hofbuchdruckerei, und die Expedition, Fleischbänkenstraße No. 24., hieselbst. Briefe und Gelder werden unter der Addresse des Vereins zur Rettung verwahrloster Kinder hieselbst erbeten, in welchem Falle es des Frankirens der Briefe nicht bedarf, nur müssen die Scheingelder erlegt werden.

Der Jahrgang von 12 Monats-Heften kostet 2 Thlr., im Buchhandel 3 Thlr., einzelne Hefte 10 Sgr.

Ich bitte, die Bezahlung für jeden Jahrgang pränumerando einzusenden, da die bedeutenden Druck- und andern Kosten dies, bei dem so sehr geringen Preise der Zeitschrift, schlechterdings nothwendig machen.

Auch wiederhole ich es, daß es nicht mein Wunsch ist, daß diese Blätter nur allein des wohlthätigen Zweckes wegen, den sie mit fördern helfen, gehalten und gelesen werden möchten, oder daß man die Bezahlung derselben für einen milden Beitrag ansehe.

Richter.

I. Ueber die verschiedenen Mittel, das Bauholz dauerhaft zu machen.

Vorgetragen in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft vom Prof. Dr. Dulk.

Alles, was der lebenden Natur, was den organischen Körpern angehört, ist einer steten und fortgesetzten Umwandlung unterworfen, so lange die hiezu erforderlichen Bedingungen gegeben sind. Soll also jener unaufhaltsam fortgehenden Umwandlung organisirter Körper Einhalt gethan, sollen diese letzteren eine längere Zeit hindurch in unverändertem Zustande erhalten werden, so müssen wir jene zur Umwandlung erforderlichen Bedingungen wegzuschaffen suchen, und je besser uns dieses gelingt, desto länger werden wir die der allmähligen Zerstörung anheim gegebenen Körper davor bewahren und sie erhalten. Diesen allmähligen von selbst erfolgenden Zerstörungs-Prozeß, dem bekanntlich alle organischen Körper unterworfen sind, nennen wir die faulige Gährung oder die Fäulniß. Dieser unterliegt also auch, wie eben so bekannt ist, das Holz, wenn es den gewöhnlichen Bedingungen zu jeder fauligen Gährung, der Einwirkung der Luft, des Wassers und des Lichts, ausgesetzt ist. Das Holz wird zuerst hellgrau, und dann fangen einzelne Theile an durch den Regen von der Oberfläche abgelöst zu werden, was man am besten bei altem, mit Oelfarbe theilweise überstrichenem Holze sieht, wo die bloßen Stellen allmählig abgefressen werden und abfallen, und die bestrichenen bleiben. Ist das Holzstück nicht so gestellt, daß sich das verwesete von dem frischen trennt, so verwandelt es sich nach und nach in eine braune Masse, die bei leiser Berührung in ein grobes Pulver zerfällt. Zuweilen entwickelt sich an dem Holze, welches im Walde

fault, eine grüne Farbe, welche dasselbe ganz dunkelgrün macht, und durch Luft und Licht nicht weiter verändert wird. Von derselben Art ist die Fäulniß im Innern zwar noch belebter, aber sehr alter Baumstämme, die dadurch ganz hohl, und nur noch durch die Rinde ernährt und erhalten werden. Dieser Prozeß der fauligen Gährung ist, wie jeder chemische Prozeß, mit zuweilen nachweisbarer Entwickelung von Wärme und von Licht begleitet, und das bekannte Leuchten, welches faulendes Holz in einem gewissen Zeitpunkte des Faulungs-Prozesses unter Umständen im Dunkeln zeigt, müssen wir wohl als ein elektrisches, durch den chemischen Prozeß bedingtes ansehn. Sind die oben angegebenen zum Prozesse der Fäulniß nothwendigen Bedingungen mehr oder weniger abgehalten worden, so erhält sich auch das Holz längere oder kürzere Zeit unverändert, wie Erfahrung selbst an hölzernen Häusern gelehrt hat, die sich über 300 Jahre gehalten haben; ja die Aegyptischen Mumienkasten, von denen einige mit Sicherheit über 3000 Jahre alt geschätzt werden, geben uns Beispiele, daß das Holz in trockner Luft und vor Regen geschützt noch nach einer so langen Zeit sich erhalten, und ziemlich gut seinen Zusammenhang behalten kann. Noch mehr; in mehren Indischen Gebäuden und Denkmälern, deren Erbauung in das höchste Alterthum fällt, hat man die Balken, die aus der auf dem Himalaya-Gebirge wachsenden Ceder gezimmert waren, noch so gut erhalten gefunden, daß sie wie frisch gefällte aussahen, während die Steine dieser Gebäude durch Zeit und Wetter bedeutende Veränderungen erlitten hatten.

Das Holz unterliegt aber noch einer besondern Art von Fäulniß, die man mit dem Namen der trocknen Fäulniß oder des trocknen Moders belegt, die nicht weniger thätig, nicht weniger ausgebreitet ist, als die gewöhnliche, die jedoch der Natur der Sache nach von einer andern Ursache abhängen muß. Diese Art der Zerstörung, welche man besonders bei dem Schiffs-

bauholz beobachtet hat, breitet sich, einmal angefangen, wie durch eine Ansteckung über daneben liegendes frisches Holz aus, so daß nicht selten große aufgeschichtete Haufen Schiffsbauholz davon zerstört worden sind, und dasselbe sich bei neugebauten Schiffen ereignet hat, so daß diese innerhalb einiger Jahre ganz unbrauchbar wurden. Das frische feuchte Holz, wie es zum Schiffsbau verarbeitet wird, nimmt eine höhere Temperatur an, und beweist dadurch, daß in seinem Innern ein ähnlicher Prozeß vorgehe, wie bei der Zerstörung anderer organischer in Fäulniß begriffener Substanzen. Sein netzartiges Gewebe erweicht sich, wird locker; es bilden sich Höhlungen, wo in Kurzem cryptogamische Gewächse, Schimmel, Schwämme 2c. sich zu entwickeln beginnen, die sich bald vermehren, und in dem Gewebe des Holzes Risse hervorbringen, wodurch dann seine völlige Zerstörung bald herbeigeführt wird. Ueberall sehen wir bei der Fäulniß organischer Körper neue organisirte Wesen von entsprechender Zusammensetzung entstehen; so wie bei der Fäulniß thierischer Körper sich Würmer erzeugen, so folgen Schwämme auf die Zerstörung vegetabilischer Körper. Ist aber die angegebene Erscheinung der Erfolg einer im Innern des Holzes stattfindenden Fäulniß oder fauligen Gährung, so hat es auch nichts Auffallendes mehr, daß dieselbe einmal begonnen sich wie durch Ansteckung über ganze Haufen aufgeschichteten Holzes verbreitet, denn es ist ja hinreichend bekannt, daß jede Gährung, sei es die geistige, sei es die saure, sei es die faulige, sich in kurzer Zeit, nachdem sie angefangen hat, durch die ganze gährungsfähige Masse verbreitet.

Zu diesen beiden Arten der Fäulniß, welche das Holz, möge dasselbe zum Hausbau oder zum Schiffsbau angewandt werden sollen, zerstören, kommen nun noch unzählige Insekten, welche dasselbe zernagen, durchbohren und es in Staub verwandeln, was man gewöhnlich den Wurmfraß nennt. Sonst waren namentlich die Schiffe auch noch von gewissen Moluskèn

8*

bedroht, welche sich an den Kiel des Schiffes festsetzten, und die Flanken durchbohrten, um sich hier einzunisten; jetzt ist nun freilich diesem Uebelstande durch den Kupferbeschlag, mit welchem man den unter Wasser befindlichen Theil der größeren Schiffe versieht, begegnet, so daß sie hiegegen heutiges Tages ganz sicher gestellt sind.

Der Nachtheil aber, welcher vorzüglich durch die vorhin erwähnte sogenannte trockne Fäulniß für die Schiffe entsteht, ist sehr groß, denn es kann die Dauer eines Kriegsschiffes in gutem brauchbaren Zustande während des Krieges nur auf 8, und während des Friedens auf 14 Jahre angenommen werden. Wenn nun der Kostenpreis eines solchen Kriegsschiffes bis auf 400,000 Thaler steigen kann, so beträgt der Verlust, den ein solches Schiff während des Krieges jährlich erleidet, 50,000 Thaler, oder während des Friedens 28,000 Thaler, so daß, wenn man auch 20,000 Thaler verwendete, um die Dauer des Schiffes nur um ein Jahr zu verlängern, der Vortheil in beiden Fällen noch immer bedeutend sein würde.

Es konnte daher wohl nicht ausbleiben, daß dieser Gegenstand die Aufmerksamkeit der Baumeister und der Gelehrten in hohem Maaße auf sich gezogen, und daß man seine Zuflucht zu einer großen Anzahl von Verfahrungsarten genommen hat, um dieser Fäulniß zu begegnen. Im Allgemeinen beruhte jedoch die Wahl dieser Mittel auf einer sehr unvollkommenen Kenntniß von dem Entstehen und dem Fortgange dieser Erscheinung. Bald hat man die Anwendung unwirksamer Substanzen angerathen, bald von zu heftig einwirkenden Substanzen, wie z. B. die Schwefelsäure, welche, indem sie ihre zerstörende Einwirkung auf das Eisen und das Kupfer der Schiffe übertrug, nun noch eine ganz neue Ursache der Zerstörung hinzubrachte. Unter den zahlreichen Präservativmitteln, welche man nacheinander angewandt hat, will ich nur die verschiedenen Harze, thierische, vegetabilische und mineralische Oele,

Kochsalz, Salpeter, gebrannter Kalk, Baryt, und selbst eine Art Marcasit erwähnen, welcher letztere aber zum Theil aus Arsenik besteht. Als man sich dieses letztern in Plymouth bediente, um eine Parthie Holz, welches zur Ausbesserung der Königin Charlotte, eines Schiffes von 100 Kanonen, bestimmt war, damit zu waschen, erkrankten die Arbeiter, welche die Waschung besorgten, und zwei von ihnen starben. Die Harze, Oele, Firnisse und sonstigen Ueberziehungen des Holzes, die man angewandt hat, sind zum Theil kostspielig, zum Theil haben sie das gegen sich, daß sie nicht in das Holz eindringen, sondern sich nur auf der Oberfläche ausbreiten, und dadurch nachtheilig wirken können, daß sie die Verdunstung der in dem Holze enthaltenen Feuchtigkeit verhindern. Jedoch hat man noch ganz neuerlichst als das zweckmäßigste Erhaltungsmittel für das Holz empfohlen, dasselbe mit einer warmen Auflösung von Geigenharz in Terpenthinöl zu überziehen.

Wenn wir aber auf den Grund dieser Erscheinung zurückgehen, daß sie nämlich der Erfolg der Fäulniß ist, so werden auch nur solche Mittel derselben am besten entgegenwirken, deren fäulnißwidrige Kraft sonst schon erprobt und bekannt ist, und zu diesen gehört vorzugsweise der Quecksilbersublimat. Schon seit langer Zeit weiß man, daß dieses Salz die faulige Gährung der thierischen Substanzen aufhält, und daß die am meisten zur Fäulniß geneigten Substanzen in diesem Mittel bedeutend erhärten. Auch die Botaniker haben schon früher von diesem Salze Gebrauch gemacht, um ihre Herbarien gegen die Würmer zu schützen. Und so lag es denn nahe, dieses Salz auch zur Conservation des Holzes anzuwenden.

Die erste wirkliche Anwendung des Quecksilbersublimats im Großen, um die trockne Fäulniß oder den Trockenmoder des zum Schiffsbau bestimmten Holzes zu verhüten, hat jedoch ein Destillateur in London, Hr. Kyan, gemacht, welcher dieselbe in einer Eingabe vom 14. September 1834 dem Englischen

Seeminister in Vorschlag gebracht hat, und zwar gestützt auf die bereits von ihm in Anwendung gebrachte Benutzung dieses Salzes. Kyan bediente sich einer kalt bereiteten Auflösung des Quecksilbersublimats; das Holz wird in ein Reservoir gebracht, welches hinreichend geräumig, und sowohl auf dem Boden als den Seitenwänden mit Holz umkleidet ist; in der Queere sind Stützen angebracht, damit das Holz immer mit der Auflösung bedeckt sei. Man läßt die Auflösung aus einem Behältniß auf das Holz fließen, und läßt dieses eine der Dicke des Holzes entsprechende Zeit darin, damit es sich gehörig sättigen könne. So bleiben z. B. Holz von 14 Zoll Dicke 14 Tage,

= 7 = = 10 =

= 3 = = 7 =

und dünne Planken von Tannenholz 3 Tage in der Auflösung liegen.

Nach dieser Zeit bringt man die Sublimatauflösung mittelst einer Pumpe wieder in das Behältniß zurück, nimmt das Holz aus dem Reservoir, und läßt es, ehe man es in Gebrauch zieht, einen Monat lang trocknen. Sollen Segel und Taue der Einwirkung desselben Schutzmittels unterworfen werden, so ist es hinreichend, dieselben in dem mit der Auflösung gefüllten Reservoir 48 Stunden liegen zu lassen. Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß man dieselbe Auflösung mehre Male anwenden kann, wenn man nur die nöthige Menge Quecksilbersublimat wieder hinzufügt, um die Auflösung auf die vorige Stärke zu bringen, und dieses erreicht man am einfachsten durch Prüfung der Auflösung mit dem Aräometer, der Salzspindel.

Um zu einem Urtheil zu gelangen über den Grad der Dauerhaftigkeit, welchen Holz, sei es auf diese oder eine andere Weise zubereitet worden, erlangt hat, unterwirft man dasselbe in England einer sehr einfachen Probe. Man bringt, namentlich im Arsenal zu Woolwich, Abfälle von Vegetabilien, die schon von der Fäulniß angegriffen sind, in eine Grube, und damit

hier die Gährung nun noch schneller sich entwickele, bewirkt man eine Erhöhung der Temperatur dadurch, daß man die Grube oben mit Mist bedeckt, wie er aus den Ställen kommt. In diese Grube versenkt man nun Stücke des zubereiteten Holzes, und zugleich ein anderes ganz ähnliches Stück Holz in seinem natürlichen Zustande. Nach Verlauf eines Jahres, während dessen die Proben Holz in der Grube gelegen haben, ist es leicht über den Grad der Veränderung, die sie erlitten haben, zu urtheilen. Man hat nun auch die von Hrn. Kyan zubereiteten Hölzer dieser Probe unterworfen; ja man hat sie 3 bis 5 Jahre lang in die Fäulnißgrube zu Woolwich eingesenkt gelassen, und als sie dann herausgenommen wurden, zeigten sie sich in ihrem Aeußern wie in ihrem Innern wohlbehalten, wogegen die nicht zubereiteten Stücke Holz von der Fäulniß angegriffen waren.

Worin besteht denn nun aber die Wirkung des Quecksilbersublimats auf das Holz? Um diese Frage zu entscheiden, hat Henry in Paris, als im Anfange dieses Jahres von dem Minister des Handels und der Colonieen an die Pariser Akademie die Anfrage gerichtet wurde: Ob die Auflösung des Quecksilbersublimats auf den Schiffen zur Erhaltung des Holzes, der Segel und des Tauwerks ohne Nachtheil für die Gesundheit der Arbeiter und der Schiffsmannschaft angewandt werden könne? und als zur Beantwortung dieser Anfrage eine Commission ernannt wurde, deren Mitglied Henry war, verschiedene Versuche angestellt, zu welchen von dem See-Arsenal folgende Gegenstände eingesandt worden waren: 1) zwei Stücke Leinwand, das eine weiß, das andere ungebleicht; 2) drei Planken von 1 Zoll Dicke, die erste von einer Eiche, die zweite von einer Ulme, die dritte von einer Tanne. Sämmtliche Gegenstände waren doppelt eingeschickt, um die einen mit Quecksilbersublimat zubereitet, und die andern ohne alle Zubereitung mit einander zu vergleichen. Die von Henry angestellten Versuche waren folgende.

Vers. 1. Die zubereiteten Proben zeigten sich größtentheils mit einer weißlichen Efflorescenz von Quecksilberchlorür, einer niedrigeren Oxydationsstufe des angewandten Quecksilbersublimats, welches in Wasser ganz unauflöslich und im Allgemeinen von bedeutend minderer Einwirkung ist, bedeckt. Werden sie in kleine Stücke zerschnitten oder zu Pulver zerstoßen, und mit warmem destillirtem Wasser behandelt, so gaben sie eine klare Flüssigkeit, die noch eine mehr oder weniger bemerkbare Menge Sublimat erkennen ließen. Die Stücke Leinwand und das Pulver von Holz, mochten sie auch noch so sehr durch Wasser erschöpft und aller auflöslichen Bestandtheile beraubt sein, zeigten bei der Prüfung mit chemischen Reagentien Quecksilbergehalt an, und wenn man Salzsäure auf sie einwirken ließ, so nahm diese bald Quecksilber auf, was sehr leicht nachgewiesen werden konnte. Demnach war noch in diesen Substanzen unveränderter Quecksilbersublimat vorhanden, aber in so geringer Menge, daß davon keine Gefahr zu besorgen schien, ferner Quecksilberchlorür oder Calomel, welches letztere jedoch mit der organischen Substanz so innig verbunden war, daß es davon nicht mehr abgesondert werden konnte.

Vers. 2. Es ist bekannt, daß, wenn man eine Sublimatauflösung mit solchen Flüssigkeiten vermischt, welche gewisse organische Substanzen, wie Eiweiß, enthalten, das Quecksilbersalz in den Zustand von Calomel übergeht, und daß dieses neue Produkt sich mit der organischen Substanz vereinigt, und eine Verbindung bildet, die in Wasser unauflöslich ist, und sich an der Luft unverändert erhält. Das von Kyan angewandte Verfahren scheint nun auf diesem Erfahrungssatze zu beruhen, und Faraday hat in dem von ihm über diesen Gegenstand erstatteten Bericht nachgewiesen, daß, wenn man Sublimatauflösung mit Pflanzensäften vermischt, die Erzeugung des Quecksilberchlorürs, des Calomels, sehr schnell erfolge. Henry stellte nun seine Versuche hierüber in der Art an,

daß er Sägespähne von Eichen- und Ulmenholz, und frische Zweige von Spanischem Flieder und vom Lindenbaum mit reinem Wasser behandelte, die erhaltenen Auszüge mit der Sublimatauflösung vermischte, und beide Flüssigkeiten einige Tage hindurch in gegenseitiger Berührung ließ, nach deren Ablauf nun leicht die Menge des unzersetzten und des veränderten Quecksilbersalzes geschätzt werden konnte.

Vers. 3. Um das Vorhandensein des Quecksilbers in den auf diese Weise zubereiteten Substanzen nachzuweisen, hatte Faraday dieselben mit Salpetersäure behandelt, und in dieser Flüssigkeit dann das Quecksilber durch die geeigneten Mittel nachgewiesen; Henry aber befolgte eine andere Verfahrungsweise.

Leinwand, deren Maaß und Gewicht genau bestimmt worden, und eben so zubereitetes Holz, wurden in Stücke zerschnitten oder zu Pulver zerstoßen, und nachher mit destillirtem Wasser erschöpft. Die filtrirte Flüssigkeit wurde bis auf zwei Drittel abgedampft, und dann ein Strom Schwefelwasserstoffgas hindurchgeleitet, wodurch schwarzes Schwefelquecksilber gefällt wurde, aus dessen Menge sich leicht die Menge des in den zum Versuch angewandten Proben enthaltenen freien Quecksilbersublimats berechnen ließ; 100 Th. des erstern entsprechen nämlich 125,4 Th. des letztern. Hierauf wurden die an auflöslichen Theilen erschöpften Substanzen mit heißem Wasser zum Sieden gebracht, mit Hydrothionsäure behandelt, und dann mit Salzsäure gekocht. Nachdem hiedurch das Holz, welches von dem vorhin durch die Hydrothionsäure gebildeten Schwefelquecksilber schwarz gefärbt worden, wieder entfärbt worden war, wurde die Flüssigkeit abfiltrirt, und das Holz hinreichend mit destillirtem Wasser abgewaschen. Die erhaltenen Flüssigkeiten wurden zusammengegossen, durch Abdampfen bis auf $^3/_4$ concentrirt, und wiederum ein Strom Schwefelwasserstoffgas hineingeleitet, wodurch man wieder einen Niederschlag von Schwefelquecksilber erhielt, aus dessen

Quecksilberminen von Hydria und Almaden, weil nämlich hier wie dort die Luft mit Quecksilberdämpfen angefüllt sein werde. Faraday erklärte sich dagegen, und räumte nicht ein, daß irgend ein Nachtheil für die Gesundheit der Schiffsmannschaft zu besorgen sei. Henry endlich hat diese Frage durch Versuche zu entscheiden sich bemüht. Er setzte ein Quentchen gepulverten Quecksilbersublimat 2 Stunden hindurch in einer kleinen ganz trocknen Retorte einer Hitze von 80° R. aus, und nach Verlauf dieser Zeit wurden nur ganz geringe Spuren dieses Salzes in der Wölbung der Retorte gefunden, in die Vorlage war aber auch nicht das mindeste übergegangen. Henry folgert daraus, daß durchaus kein Grund vorhanden sei zu befürchten, daß bei einer Temperatur, wenn sie nur wenig über die gewöhnliche hinausgeht, das Salz, welches noch überdem von dem Holze zurück gehalten werde, sich verflüchtigen könne, und daß also die ausgesprochene Besorgniß vor der Erfahrung verschwinde. Auf der Oberfläche des präparirten Holzes zeigt sich, wie oben erwähnt worden, eine Efflorescenz, die man für Sublimat nehmen könnte, die aber nicht dieses, sondern das bei weitem mildere Salz, das Quecksilberchlorür, Calomel, ist, und um jeder Besorgniß vorzubeugen, würde es hinreichen, das Holz und die Leinwand, nachdem sie aus dem Quecksilberbade genommen worden sind, abzuwaschen, um denjenigen Theil des Quecksilbersalzes, welcher sich nicht mit dem Holze vereinigt haben sollte, zu entfernen.

Aber man hat auch wirkliche Versuche mit Thieren gemacht; man hat Kaninchen in ein aus mit Quecksilbersublimat gebeiztem Holz angefertigtes Behältniß, und andere in ein ganz ähnliches aus gewöhnlichem Holze gefertigtes gesetzt, und sie 20 Tage lang darin gelassen; die ersteren waren aber nach Ablauf dieser Zeit eben so gesund und kräftig, wie die andern.

Man hat nun noch den Einwand gemacht, daß, wenn auch unter den gewöhnlichen Umständen sich keine schädlichen Quecksilberdämpfe entwickeln möchten, dies

doch der Fall sein werde, wenn die Elektrizität der Luft, wie dies so häufig geschieht, sich auf solche Schiffe entladet, worüber wohl die Erfahrung am besten entscheiden wird. Denn die Sache ist nicht mehr ein bloßes Projekt, sondern sie ist bereits wirklich in Ausführung gebracht worden. Das zum Wallfischfang bestimmte Schiff, der Samuel Enderby, von 550 Tonnen Gehalt, und mit einer Schiffs-Equipage von 300 Menschen, ist auf dem Bauhof des Herrn White zu Cowes ganz aus Holz erbaut, welches auf die angegebene Weise mit Quecksilbersublimat zubereitet worden ist; eben so sind Segel und Tauwerk derselben Zubereitung unterworfen worden. Die Menschen, die an der Erbauung des Schiffes, wie an dem Tau- und Segelwerk gearbeitet, haben keine Störung ihrer Gesundheit erfahren, und diejenigen, die sich zufällig verwundeten, sind schnell geheilt worden. Von dem Orte seiner Erbauung ging das Schiff nach London, um seine Equipirung zu beendigen, und die Seeleute, welche ohngefähr während 2 Monate, ehe das Schiff auf den Wallfischfang absegelte, am Bord desselben gegessen und geschlafen hatten, waren vollkommen gesund geblieben. Wenn nun die Equipage des Enderby auch bei der Rückkehr des Schiffes sich in guter Gesundheit befinden sollte, so würde dies ohne Zweifel eine Erfahrung sein, die recht sehr für die Unschädlichkeit der Zubereitung des Bauholzes mit ätzendem Quecksilbersublimat sprechen würde, und sollte mir hierüber später irgend eine Kenntniß zukommen, so bitte ich schon jetzt um die Erlaubniß, diese bei einer andern Gelegenheit in kurzen Worten mittheilen zu dürfen.

Eine nachtheilige Folge von diesem Verfahren hat man noch darin, und wohl nicht mit Unrecht, vorausgesehen, daß es gefährlich sein würde, sich des so gebeizten Holzes von den unbrauchbar gewordenen Schiffen als Brennmaterial zu bedienen, weil sich dabei höchst schädliche Quecksilberdämpfe entwickeln müßten. Diese Besorgniß ist gewiß völlig gegründet, so daß ein solches Holz durchaus nicht wie gewöhnliches

Brennholz benutzt werden dürfte. Aber es läßt sich dennoch aus demselben Nutzen ziehen, wenn es nämlich in Cylindern von starkem Eisenblech, oder in sonst passenden Vorrichtungen verkohlt würde, wobei gewiß eine nicht unbedeutende Quantität Quecksilber als Destillat gewonnen, und im Rückstande eine vollkommen quecksilberfreie Kohle, als Brennmaterial sehr brauchbar, erhalten werden würde, so daß hiedurch nicht nur die Kosten des Verkohlens in reichlichem Maaße ersetzt, sondern auch noch ein nicht unansehnlicher Gewinn zu erhalten sein würde.

Dies wären nun die Vortheile, welche man von der Anwendung dieser Zubereitungsmethode des Holzes, die keinesweges auf den Schiffsbau beschränkt ist, erwarten könnte. Der Quecksilbersublimat bemächtigt sich des in dem Holze enthaltenen Pflanzensaftes, um damit eine feste und unauflösliche Verbindung zu bilden, und es ließe sich erwarten, daß die aus solchem gebeizten Holze gezimmerten Schiffe trockner bleiben, und daß folglich der Aufenthalt auf denselben gesünder sein würde, als auf den gewöhnlichen Schiffen. Nach dieser Voraussetzung würde auch dem Holz sein ganzer Gehalt an Pflanzensaft bleiben, und dieses müßte wieder seine Elastizität unterhalten, und seine Stärke vermehren.

Jedenfalls wird wohl die Wichtigkeit der hier aufgeworfenen Frage nicht in Abrede gestellt werden können; eine genügende Beantwortung derselben ist jedoch nur von der Zeit und der Erfahrung zu erwarten. In dieser Absicht hat denn auch der Französische Seeminister eine Fortsetzung und weitere Ausdehnung der Versuche über diesen Gegenstand angeordnet, und sollten einigermaaßen erhebliche Resultate erhalten und zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden, so würde ich auch diese im Kurzen gelegentlich hier mitzutheilen mir erlauben. Was sich aus den bisherigen als Ergebniß herausgestellt hat, möchte Folgendes sein:

1) Die erste Ursache des sogenannten trocknen Moders und die damit zusammenhängende Zerstörung

des Holzes in kurzer Zeit scheint eine Gährung der Pflanzensäfte zu sein.

2) Der Quecksilbersublimat geht mit den eiweißhaltigen Pflanzensäften eine wirkliche chemische Verbindung ein, verhindert dadurch ihren Gährungsprozeß, und eben dadurch auch den trocknen Moder des Holzes.

3) Die feste und unauflösliche Beschaffenheit der neu gebildeten Verbindung wirkt der Verflüchtigung und sonstigen Verbreitung des Quecksilbersalzes entgegen, scheint auch die Unschädlichkeit für die Arbeiter und die Schiffs-Equipage zu verbürgen, besonders wenn man noch die Vorsicht anwendet, durch Abwaschen des Holzes mit reinem Wasser, oder vielleicht noch besser einem solchen, welchem man eiweißhaltige Substanzen, wie Blut, beigemischt hat, denjenigen Theil des Quecksilbersublimats vorher zu entfernen, der im freien und nicht gebundenen Zustande zurückgeblieben sein sollte.

4) Sollte man es gerathen halten, ehe nicht neue und vollständigere Erfahrungen gemacht worden sind, nicht die ganze Masse des zum Schiffsbau bestimmten Holzes auf die angegebene Weise mit Quecksilbersublimat-Auflösung zu behandeln, so könnte man wenigstens theilweise sogleich davon Gebrauch machen, indem man sich darauf beschränkte, nur dasjenige Holz mit Sublimatauflösung zu beizen, welches zum Kiele und denjenigen Theilen des Schiffes dienen sollen, welche unter dem Wasserspiegel eingesenkt bleiben.

Wenn ich bis jetzt mit einiger Ausführlichkeit über die Anwendung des Quecksilbersublimats als Präservativmittel gegen die zerstörenden Wirkungen des trocknen Moders gehandelt habe, so bin ich hiezu nicht allein durch die Wichtigkeit des Gegenstandes, sondern auch durch die wohl allgemein bekannten höchst giftigen Eigenschaften dieses Salzes veranlaßt worden, indem die Anwendung desselben zu dem genannten Zwecke immer nur dann erst im Großen zuläßig sein wird, wenn Erfahrungen, gegen die kein Zweifel obwaltet,

und die hier nur allein, die Theorie mag noch so Günstiges erwarten lassen, als sie wolle, entscheiden können, die Unschädlichkeit desselben dargethan haben werden. Daß der vorgesteckte Zweck erreicht, daß der Fäulniß des Holzes auf lange Zeit vorgebeugt, und demselben eine große Dauerhaftigkeit ertheilt werden könne, möchte nach den Erfahrungen, die wir bereits so vielfältig über die erhaltende Wirkung dieses Salzes auf thierische und vegetabilische Substanzen, selbst wenn dieselben im höchsten Maaße zur Fäulniß geneigt sind, besitzen, weniger oder vielleicht gar nicht zu bezweifeln sein. Der Vortheil aber, der sich hieraus ergeben würde, scheint unberechenbar zu sein, da kein Grund vorhanden ist, dieses äußerst wirksame Mittel, sobald erst seine Unschädlichkeit für die menschliche Gesundheit nachgewiesen ist, auf alles Bauholz, welches den zerstörenden Einwirkungen des Wassers und der Luft ausgesetzt werden soll, anzuwenden. Die Kosten der Zubereitung würden mit dem Vortheil in keinem Verhältnisse stehen, selbst wenn seine vorhin nachgewiesene mögliche Nutzbarkeit als Brennmaterial nicht in Anrechnung gesetzt würde.

Ehe ich jedoch diesen Gegenstand verlasse, sei es mir erlaubt, noch eines andern Präservativmittels zu erwähnen, welches schon im grauen Alterthume bekannt und angewandt wurde, und dessen Wirksamkeit wir noch nach mehren tausend Jahren bewährt sehen, und welches auch in neuerer Zeit ebenfalls zur Schützung des Holzes sowohl gegen den trocknen Moder, als überhaupt gegen die Fäulniß des Bauholzes empfohlen worden ist, das aber vielleicht, ja ich möchte wohl sagen wahrscheinlich, mit Unrecht nicht so die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, daß mit demselben Versuche im Großen angestellt worden wären; ich meine den Holzessig. Diese Substanz war es, wie aus Plinius's Naturgeschichte aufs deutlichste hervorgeht, welche in Aegypten vorzugsweise zum Einbalsamiren der Leichname gebraucht wurde, und die als wohlerhaltene

Mu-

Mumien heutigen Tages noch ein vollgültiges Zeugniß ablegen von der fäulnißwidrigen Eigenschaft des Holzessigs, von der, als ziemlich allgemein bekannt, auch jetzt nicht gar selten zur Erhaltung der Leichen, wenigstens für einige Zeit, Gebrauch gemacht wird. Wenn nun vorhin gleichsam als nothwendige Bedingung, um dem Holze eine größere Dauerhaftigkeit zu geben, und besonders um es vor dem trocknen Moder zu schützen, die Eigenschaft von dem anzuwendenden Präservativmittel gefordert wurde, die in den Pflanzensäften des Holzes aufgelöste eiweißartige Materie in einen festen, harten und unauflöslichen Zustand zu versetzen, wenn gerade hierauf die Wirksamkeit des bewährt gefundenen ätzenden Quecksilbersublimats begründet wurde, so finden wir diese Eigenschaft auch in dem Holzessig, und zwar in einem hohen Grade. Welchen von den im Holzessig enthaltenen Substanzen diese Eigenschaft zukomme, darüber sind wir durch Reichenbach's vortreffliche Untersuchungen in der neuesten Zeit hinreichend belehrt worden; es ist nämlich die von ihm mit dem Namen Kreosot belegte Substanz, welche eine entschiedene Wirkung auf das Eiweiß äußert, und dasselbe überall, wo es damit in Berührung kommt, coagulirt und in eine unauflösliche Materie verwandelt, und die eben dadurch dem vor einiger Zeit berühmt gewesenen Binellischen Wasser seine Wirksamkeit als blutstillendes Mittel ertheilte. Aber schon sehr lange vorher hat man sich dieses Mittels, ohne mit seiner chemischen Beschaffenheit bekannt zu sein, bedient, um eiweißhaltige organische Substanzen vor Verderbniß und Fäulniß zu schützen, nämlich bei Bereitung des geräucherten Fleisches; denn der unsern gewöhnlichen Feuerheerden entsteigende Rauch ist nur dadurch, daß er die Bestandtheile des Holzessigs und vorzugsweise das Kreosot mit sich führt, geschickt, frisches Fleisch, indem er es in Rauchfleisch verwandelt, in einen solchen Zustand zu versetzen, daß es jetzt der Fäulniß widersteht. Wenden wir nun diese unbestreitbaren Erfahrungen auf unsern Zweck an, so scheint es,

daß Schiffsbauholz, anderes Bauholz, Pfähle, Segeltuch, Tauwerk ꝛc. dauerhaft gegen die Fäulniß, also auch gegen den trocknen Moder, geschützt werden müßten, wenn diese Substanzen mit den Bestandtheilen der brenzlichen Holzsäure imprägnirt würden. Dieser Zweck ließe sich nun ganz auf die beim Quecksilbersublimat angewandte Weise erreichen, daß nämlich die Gegenstände, welche auf diese Weise bearbeitet werden sollten, in einem ähnlichen Reservoir in ein Bad der brenzlichen Holzsäure, wie dort der Sublimatauflösung, gebracht, und so lange darin gelassen würden, bis sie hinreichend davon durchzogen wären. Noch einfacher ließe sich wahrscheinlich dasselbe dadurch erreichen, daß man die zu behandelnden Sachen, Bretter, Bohlen ꝛc. in ein möglichst luftdichtes Gebäude aufschichtete, und aus einem außerhalb dieses Gebäudes angebrachten Ofen eine Röhre in jenes hineinleitete. Wenn nun in dem Ofen ein sogenanntes Schmauchfeuer aus kleinen Stükken Eichenholz, den Abfällen von dem gezimmerten Bauholz, unterhalten würde, so müßte das Innere jenes Gebäudes bald mit Rauch erfüllt sein, und dieser Rauch würde die darin aufgeschichteten Gegenstände durchdringen; die hiezu erforderliche Zeit würde nach der Dicke des Holzes natürlich verschieden, jedoch leicht zu ermitteln sein. Freilich würde ein so durchräuchertes Holz einige Zeit hindurch einen nicht nur unangenehmen, sondern auch belästigenden, ja der Gesundheit nachtheiligen Geruch verbreiten, indessen würde derselbe sich wohl bald verlieren, und hier wohl kaum einer wirklichen Besorgniß Raum zu geben sein. Die so gebeizten Segel von mehr oder weniger dunkler Farbe würden freilich nicht so eine Zierde des segelnden Schiffes sein, wie jetzt, allein dieses müßte verschmerzt werden, wenn sich der Nutzen überwiegend zeigte. Daß die Kosten dieser Zubereitungsweise noch geringer sein würden, als bei der ersten, möchte kaum nöthig sein, besonders zu bemerken, so wie auch, daß dieses Holz durchaus zur Benutzung als Brennmaterial tauglich bleibt.

II. Ueber die Stellung der Ordensprokuratoren am Römischen Hofe.

(Bruchstück aus einer Abhandlung über die Bildung der ständigen Gesandtschaften des heutigen Europa.)

— — Nur ein Beispiel, was mit den stehenden Gesandtschaften des heutigen Europa einige Aehnlichkeit darbietet, enthält die Geschichte des Mittelalters vor dem Beginne des funfzehnten Jahrhunderts.

Der Deutsche und Johanniterorden nämlich hatten am päpstlichen Hofe schon damals beständige Bevollmächtigte, des Ordens Prokuratoren genannt, die ihren Vollmachtgebern über das Wesen und Treiben an dem Orte ihrer Sendung regelmäßig Bericht erstatteten.

Die älteste Spur eines solchen Geschäftsträgers des Deutschen Ordens geht bis 1241 (Lucas David B. III. S. 13) zurück; wahrscheinlich war derselbe schon damals ständig, gewiß ist er es seit dem Anfange des 14ten Jahrhunderts (Archiv d. Gesellsch. f. ält. deutsch. Geschichtskunde Th. III. p. 57. Voigt Stimmen aus Rom über den päpstlichen Hof im funfzehnten Jahrhundert in Raumers histor. Taschenb. 4ter Jahrg. p. 45—154). Man täuscht sich jedoch unzweifelhaft, wenn man wie Voigt (Seite 50 l. c.) in dieser Einrichtung den Ursprung der stehenden politischen Gesandten des heutigen Europa finden will. Daß jene Corporationen in Rom beständige Bevollmächtigte unterhielten, ward durch ihre Eigenschaft als geistliche Orden herbeigeführt. Der Papst, wie er sich als weltlicher Oberherr ihrer Besitzungen betrachten konnte (Voigt Gesch. Preuß. Bd. III. S. 517) war insbesondere in jener Beziehung ihr Oberhaupt, der Prokurator mithin nicht der Abgeordnete einer souverainen Macht an eine andere, sondern ein Mandatar, der die Gerechtsame des Untergebenen bei dem Oberherrn wahrnahm, wie derselbe auch selbst als Vertreter von Privatpersonen und von diesen gleich einem gewöhn-

9*

lichen Advokaten mit Vollmacht versehen nicht selten auftritt (vergl. Voigt Stimmen aus Rom p. 66).

Die Richtigkeit jener Ansicht macht eine unbefangene Prüfung des Inhalts der Gesandtschaftsberichte, die Art wie die Verhandlungen geführt wurden, die von der Form, welche auch damals zwischen gleichstehenden Mächten obwaltete, weit verschieden ist, der Gegenstand derselben ganz unzweifelhaft, indem sie sich fast ausschließlich um die Freiheiten des Ordens, Zehnten, Indulgenzien, Ablässe, die Besetzung der geistlichen Stellen, Rechtsstreite, die Ausfertigung der Bullen bewegen. Auch bezeichnete *) sich der Prokurator selbst als Hofgesinde des Papstes (Voigt l. c. p. 112), wie er denn auch nach dem Ceremonial des Römischen Hofes seinen Platz unter diesem, und keineswegs unter den auswärtigen Gesandten hatte (cf. Burcard Ceremoniale antiquum sedis Romanae bei Leibnitz Mantissa Codic. Jur. Gent. diplom. P. I. p. 97 sqq. vergl. z. B. §. 151., 155., 170., 196. u. s. w.). Demgemäß wurde dann auch der Procurator ordinis Sancti Joannis Hieroso-

*) Der Name, der schwerlich sonst irgendwo in der Bedeutung von Gesandter vorkommen dürfte, und die Formel der Bestätigung durch den Hochmeister (tanquam verum et legitimum nostrum et nostri ordinis procuratorem in audiencia domini nostri papae Voigt l. c. p. 57) begünstigen gleichfalls die ausgesprochene Ansicht. Beim Johanniterorden wurden übrigens mit dem Titel „Prokuratoren" alle die Beamten belegt, welche für den Nutzen, insbesondere die pecuniären Vortheile des Instituts zu sorgen hatten, so gab es Procuratori del tesoro, Beisitzer des Gran Commendator in seiner Eigenschaft als Schatzpräsidenten (Statut. 5. Joan. Melitens. 53. tit. de communi aerario). Procuratores generales ordinarii und extraordinarii als Kassenverwalter und Controlleure in den Balleien, procuratores causarum als Rechtsbeistände des Schatzes (Stat. 36. eod. tit. Ordinat. 80 et 81. eod. tit.) endlich auch Prokuratoren der Zungen, welche hauptsächlich die Geldangelegenheiten der letzteren zu besorgen hatten. (Ordinat. 5. Joan. Melit. 6. de Capitul. 30. de Consil.)

lymitani von dem in späterer Zeit am päpstlichen Hofe befindlichen Gesandten des Johanniterordens (Orator Magistri Sancti Joannis Hierosolymitani) noch sehr wohl unterschieden (vergl. z. B. Burcard l. c. §. 130. und §. 170.), obwohl seit der Zeit, daß der Orden das Institut des ständigen Gesandten annahm, letztere die Geschäfte der Prokuratoren wohl meist mit versehen haben mögen (vergl. Burcard l. c. §. 233.).

Daß wir aber dergleichen Ordensbeamte am Römischen Hofe finden, ist sehr erklärlich. Die Ritterorden standen in ihrem Verhältnisse zum Oberhaupt der Kirche den Mönchsorden völlig gleich; letztere wurden bei demselben durch ihre Generale vertreten, die ihren Wohnsitz füglich in Rom haben konnten; bei den Hochmeistern der Ritterorden gestattete dies deren Bestimmung zum Kampfe gegen die Ungläubigen, bei dem Deutschen Ordensmeister noch insbesondere seine Eigenschaft als Landesherr nicht. Es waren daher besondere Vertreter nothwendig, und dies sind die Prokuratoren.

In der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts scheint übrigens dieses Amt wieder eingegangen zu sein; beim Deutschen Orden war dies eine Folge der Ohnmacht, in die er gesunken war. Was noch an Geschäften vorkam, ging durch die Cardinäle Protektoren. Zur Zeit der Wahl Innocenz VIII. (1484) war die Stelle nicht mehr besetzt; Bernhard von Breitenbach, der Voigt der Mainzer Kathedrale, mußte bei den Krönungsfeierlichkeiten dieses Papstes die für den Prokurator bestimmte Stelle einnehmen (Burcard l. c. §. 232.). Daß beim Johanniterorden die Prokuratoren seit dem Aufkommen der stehenden Gesandten aufhörten, ward schon erwähnt; so wenig haben also die letzteren den ersteren ihre Entstehung zu verdanken, daß sie gerade mit ihnen in Gegensatz traten. Es läßt sich denn auch nachweisen, daß die ständigen Gesandtschaften des heutigen Europa unter ganz andern Verhältnissen, aus weit verschiedenen Ursachen sich gebildet haben. — — T.

III. Ueber die Preußische Flor und ihre Forscher.

An Herrn Pfarrer Adolf Kähler in Mehlsack.

(Beschluß.)

Anthoxanthum odoratum. Wie kann man nur fragen, was am frischen Heu riecht? Phleum pratense und wenn es 4 Jahre aufbewahrt wird (unter Glas u. Rahmen?) riecht noch immer nach frischem Heu. Wäre der Oberlehrer Bujack Landwirth (wenn auch nur lateinischer, wie gegenwärtig die meisten pastores rustici), so würde er schon wissen, daß, wenn seine Nase nicht zu unempfänglich für verschiedene Gerüche sein sollte, das frische Heu der Feldwiesen stärker und auch anders riecht, als das von den eigentlichen Wiesen, und daß hier die trocknen und nassen, die sauern und süßen (wie sie die deutschen Landwirthe nennen) wieder im Geruche einen Unterschied machen. Qui fit Maecenas? Ohne sagen zu können, warum Lilium candidum weiß, bulbiferum orange sei, warum Rosa so riecht und Dianthus anders, glaube ich doch bemerkt zu haben, daß auf den Feldwiesen sowohl, als auch auf den übrigen noch einige andere Pflänzchen wachsen, welche auch gar nicht übel riechen, z. B. auf den Feldwiesen steht öfters, besonders am Rande, Feldkümmel, und der riecht doch auch; auf den andern Wiesen steht häufig Klee, weißer und rother, und auch der riecht. Aber das kann uns alles nichts helfen, bestimmen die Osphresiologen nicht zuvor die Art des Geruchs vom frischen Heu und bezeichnen die charakteristischen Merkmale jeder verschiedenen Art von Gerüchen, so können wir uns noch lange streiten, und streiten uns immer um Kaisers Bart; denn wie riecht frisches Heu? Daß aber nicht bloß Anthoxanthum odoratum und Phleum pratense dem frischen Heu den Geruch geben, davon giebt das

Heu von nassen und sauern Wiesen den besten Beweis; dieses Heu besteht nämlich größtentheils aus Scheitt (Carex acuta) mit Runkelpfeifen darunter (Poa aquatica); ersteres riecht an und für sich gar nicht, und letzteres auch nur äußerst wenig, wenn es gehauen wird, und doch riecht unser ganzer Ort nach frischem Heu, wenn von dieser Art 400—600 Fuder hindurchgefahren werden; freilich bleibt wohl viel auf der Erde liegen, welches riecht, und unser blinde Bürger L. bestimmt die Güte des Runenheus nach dem Geruche, was auch andere sehende Landwirthe wohl thun; je complicirt aromatischer nämlich der Geruch des frischen Heus ist, je schwerer die Art desselben sich bestimmen läßt, je pikanter er die Geruchsnerven afficirt, desto schöner, nahrhafter, dauerhafter ist das geerndtete Heu.

Arundo arenaria. Hier folgt ein Witz, nur man weiß es noch nicht genau, wer ihn gemacht hat, ob B. mit seiner Charakterschilderung der Sandpflanzen, oder Sie, werther College, damit, daß Sie sophistische Klammern machen, wodurch dann allerdings eine andere Schilderung entsteht, als sie hat ursprünglich gegeben werden sollen; z. B. manche Geistliche sind (vor) witzig; — (die Klammer macht hier einen großen Unterschied). Doch dem sei, wie ihm wolle; mögen die Sandpflanzen selbst sehen, wie sie mit ihren wurzeltreibenden Knoten auf dem Sandboden sich forthelfen; so viel ist aber gewiß, daß der Anblick einer Sandflor ein ganz anderer ist, als der einer Matten-Aue, das matte, bläuliche Grün, welches bei den Sandpflanzen nicht selten ins Graue und Bräunliche übergeht, kennt jeder, der eine Palwe oder einen Strand besucht hat. Dieses eigenthümliche Colorit läßt sogar den verdeckten Sandboden den Landmann erkennen, der sich nicht um die neueste Nomenclatur dieser Bewohner kümmert, wohl aber weiß, daß wo die Vegetation dieses Colorit hat, für ihn nicht viel zu brudern sei. In Mehlsack, werther College, werden Sie nicht gut Gelegenheit haben,

dieses Colorit der Sandpflanzen kennen zu lernen; wenn Sie aber einmal hinüberfahren nach Frauenburg oder sonst an den Haffstrand, da wird er Ihnen gewiß sehr bald deutlich werden, wenn Sie nämlich darauf achten wollen. —

Scabiosa ochroleuca. Daß Sie, werther College, auch Elbing noch zu Ihrer nächsten Umgebung zählen, ist mir aufgefallen; sagen Sie, liebster College, machen Sie dahin vielleicht auch alle Tage eine Excursion, dann möchte ich mir gerne von Ihrem Gehwerk einen Ableger ausbitten. Henkel von Donnersmark bearbeitete einmal die Flora Regimontana, und rechnete hiezu einen Umfang von drei Meilen, aber Elbing, denke ich, liegt wohl sieben Meilen von Mehlsack entfernt, und doch stehen in der Flora Regimontana viel mehr Pflanzen, als Sie Ihrer Flora Mehlsaccensis haben vindiciren können; dehnen Sie aber nach allen Richtungen Ihre Wanderungen so weit aus, so hat die Preußische Flor gewiß in kurzer Zeit ungemeine Bereicherungen zu erwarten, worauf ich mich auch schon recht sehr freue; denn auch in dem Heilsbergschen Simser-Thale, so wie längs der Passarge bei Braunsberg werden Sie gewiß noch manches bisher Unentdeckte finden; was hat nicht Dr. Saage über die einzige Orobanche für schätzbare Mittheilungen geliefert; aber in Heilsberg scheint weder der Doctor noch der Apotheker zu botanisiren, könnten Sie nicht diesen Leuten ein wenig auf die Sprünge helfen? Doch die wissen gewiß noch nicht, was Staubfäden oder Kotyledonen sind. Da ist für uns, liebster College, nichts zu machen. Unser Wirken kann nur da erfolg- und segensreich sein, wo das Landvolk nicht mehr unwissend ist, wie bei Mehlsack; bei mir ist es auch noch nicht so weit; denn hier begegnet es wohl, daß zuweilen Leute sich finden, welche die Saamen von Stechapfel (Datura Stramonium) und Kreuzkümmel (Nigella damascena), den von Bilsenkraut (Hyoscyamus niger) mit Mohn (Papaver

somniforum) verwechseln. Ihnen ist es besser geglückt, das macht gewiß die Unterrichtsmethode; denn ich habe auch nicht gehört, daß in der Mehlsacker Gegend Vergiftungen durch diese Verwechslungen vorgekommen wären, welche bei uns doch ab und zu noch begegnen, da unsere Medicinalpolizei nicht von der Art ist, daß sie über die Ausrottung der Giftpflanzen wachen sollte, wie es bei Ihnen gewiß auch geschieht. So viel bleibt aber immer gewiß, daß wir Landvolk (Sie meine ich nicht) von Kartoffeln und Gerste doch noch immer viel mehr verstehen als die Städter; (denken Sie noch an die Frage eines Städters, ob die blau- oder weißblühenden Kartoffeln der Gesundheit zuträglicher wären?).

Parnassia palustris haben Sie auf dem Arnauer Bruch gefunden, o! da stehen auch noch manche andre recht niedlichen Pflänzchen; finden Sie da aber einmal Hagelei (Aquilegia vulgaris), so ist dieselbe von mir in früherer Zeit ausgesäet und gehört nicht zu den dort wild wachsenden Pflanzen; gehört aber auch der Arnauer Bruch zu der nächsten Umgebung von Mehlsack? oder soll mehr das Sollvorkommen einiger Pflanzen in Ihrer Nähe angegeben werden? Hören Sie, liebster College, am Ararat sollen noch einige ganz unbekannte Pflanzen vorkommen, ich denke wir machen im nächsten Sommer dahin eine Excursion!

Allium ursinum kann ich Ihnen, wenn Sie mich einmal freundschaftlich besuchen wollen, jährlich in der schönsten Blüthe, nicht bloß in meinem Herbario, sondern auch in der Natur zeigen.

Ob die drei von Ihnen gefundenen Exemplare von Lilium bulbiferum wirklich wild oder verwildert sind, darüber erlauben Sie mir noch bescheidene Zweifel zu hegen; auch bei Frauenburg könnte sie leicht eine transfuga ex hortis sein, da nichts Näheres über den Standort angegeben ist.

Acorus Calamus soll angepflanzt sein, welcher Gedanke! Was haben da wieder Dierbach u. Martin

Urschendova gefabelt; der Calmus ist zugleich mit dem Preußischen Wasser geschaffen, wie ich aus sicherer Quelle, aber nicht aus alten Büchern, weiß. Doch könnte, sollten die Urkunden einst verschwinden, nach 500 Jahren wohl dieser oder jener einmal fragen, ob der auf der frischen Nehrung vorkommende Elymus arenarius dort wild wachse; diesem sei es hiemit gesagt, daß er in unserm Jahrhundert dort mit vieler Mühe zur Befestigung des Flugsandes angepflanzt sei.

Berberis vulgaris. Sauer sind die Beeren, doch erlaubt schon das hohe Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten nicht, daß Sauerkleesäure darin enthalten sei, weil diese giftig ist, und von Berberis vulgaris nicht bloß die Beeren eingemacht als Beisatz, sondern auch der Syrup in den Apotheken gebraucht wird, und die Beeren auch hin u. wieder zur Bereitung des Punsches angewandt werden. Interdumque bonus dormitat Homerus! —

Wissen Sie aber auch, daß man in Rußland die Wurzel der Berberis vulgaris zum Gelbfärben des Saffians benutzt? und daß es ein Vorurtheil ist, daß die Getreidefelder durch den Blüthenstaub der Berberitzen leiden sollen? An der Königsberger Sternwarte sieht man dieses wenigstens jetzt nicht mehr, obgleich, als nach Anlage der Hecke in einem Jahre der benachbarte Roggen nicht gerieth, man allgemein die Berberizenhecke deshalb beanspruchte.

Prunus avium. Das Bürgerrecht ist sowohl für Pflanzen als Menschen oft sehr schwer zu erringen, und man muß sich sehr versehen, daß man es ja nicht wieder verliere. Vergleichen Sie hierüber, was Meyer in dem Decbr.-Hefte (v. J.) der Provinzial-Blätter über unsere Kirschen sagt. —

Actaea spicata. Finden Sie, geehrter College, diese Pflanze nächstens mit Beeren, so nehmen Sie sich ja in Acht, denn sie erregen eine Art Cholera. —

Mentha sehr arm; haben Sie gar keine Münzen? ich auch nur sehr wenige, aber ganz ohne sie bin ich nie gewesen.

Origanum vulgare gemein; wird zum dritten Male dem Elenchus zugefügt.

Cochlearia Armoracia. Schicken Sie mir doch gefälligst von den dort wild gegrabenen Wurzeln einige; denn einmal bin ich ein großer Freund des Meerrettigs, und dann müssen diese Wurzeln auch recht pikant sein, welches ich auch nicht verabscheue; aber sie müssen nur nicht den wilden Mohrrüben und wilden Pastinaken ähnlich schmecken.

Pyrethrum Chamomilla. Welches Verdienst haben Sie sich nicht um die Chamille erworben, gewiß werden jetzt die Kräuterweiber Ihrem Apotheker nicht mehr Hundsromey statt ächter Chamille zum Verkauf anbieten; sie wissen ja, daß es keine Matricaria, keine Anthemis und kein Leucanthemum, sondern ein wahrhaftes Pyrethrum ist.

Galinsogea (nicht Galinsaga) parviflora. Halten Sie, liebster College, doch etwas an mit den wilden und verwilderten Pflanzen, und lesen Sie erst gefälligst nach, was Meyer in dem December-Hefte hierüber sagt, — dann aber übereilen Sie sich nicht mit den Getreidearten, die nach Ihnen nirgend wild vorkommen sollen; hat vielleicht unser Herr Gott Adamen gleich eine halbe Last Weizen, Roggen, Gerste, Hafer u. s. w. gegeben, um es anzubauen und zu Brod zu verbacken? das freilich müssen Sie besser wissen; aber mir scheint es doch, als ob z. B. die Schwade (Glyceria fluitans) noch immer bei uns wild wächst, und doch würden Sie glauben, ich hätte sie auf meiner Wiese cultivirt, und daß sie nirgend wild vorkomme. Es mag schwer sein, das gebe ich gerne zu, zu bestimmen, wo ursprünglich unsere Getreidearten wild wuchsen (im Paradiese gewiß); lesen Sie einmal darüber gefälligst nach, was Link in seiner

Urwelt hievon sagt; aber nicht alles Schwere läßt sich so schlechtweg von der Hand weisen. —

Viscum album auf Pappeln; das müssen sehr alte Pappeln sein, auf ihnen habe ich noch nie eine Mistel gesehen, und ich pflege doch auch zuweilen den Blick nach oben zu richten.

Juniperus communis. Mit den Heiligenbeiler Drechslern scheinen Sie mir nicht sehr bekannt zu sein, denn sonst würden sie Ihnen gesagt haben, daß sie den größten Theil ihres Wacholders aus den Wildenhofschen Forsten beziehen, aus denen ihnen ganze Fuder zum Verkaufe gebracht werden; auch würden sie Sie belehrt haben, daß sie zu ihren Arbeiten den Wacholder von gar nicht so großer Stärke brauchen, und daß sie Stämme von 4″ Durchmesser schon spalten müssen, um sie zu den kleinen, größtentheils aus Spielsachen bestehenden Fabrikaten zu verarbeiten. Mir zeigte einmal ein dortiger Drechsler einen Klotz von etwa 14″ Länge und 10″ Durchmesser als ihm vorgekommene Seltenheit, und der Mann war nicht mehr ganz jung. —

Somit hätten wir (Sie und ich) denn auch dem O.L. B. seine Gelehrsamkeit, wie ich glaube, ganz genommen, denn was jetzt noch von seiner Kenntniß übrig bleibt, mag er behalten, es sei sein eigen.

Doch nun noch eins. — Der O.L. B. hat sich eine so gelehrt scheinende und eine so belehrende Schreibart angewöhnt, daß dieselbe Leuten vom Fache, wie wir es sind, durchaus lästig und unangenehm werden muß; glaubt der Mann denn immer nur seine Schüler zu unterweisen und mit ihnen sich auch schriftlich zu unterhalten? Das geht nicht, das können wir, da wir ihm längst über den Kopf gewachsen sind, gar nicht mehr dulden, er muß sich durchaus menagiren, oder wir erklären ihm offene Fehde; (auf mich, liebster College, können Sie sich dabei sicher verlassen, ich werde Sie nie im Stiche lassen). Hat er doch dem armen Dengel, unserm zoologischen Freunde, über seine

Naturgeschichte des Thierreichs so viel Brocken gegeben, daß dieser gewiß die nächstens erscheinen sollende zweite Auflage seines Schulbuches noch einige Monate zurückhalten wird, trotz dem allgemein gefühlten Heißhunger nach dieser segensvollen Gabe; so empfiehlt man seine Bücher, wenn man darin eine Masse Irrthümer und Fehler nachweist, und dem Verfasser Bacos goldne Worte zuruft: „Philosophia obiter libata Deo abducit, penitus exhausta ad Deum reducit,“ oder gar meint (wenn es auch nur fremde Worte (v. Baer's) sind): „In Deutschland würden naturhistorische Compendien von denen geschrieben, für welche sie geschrieben werden sollten.“ So muß man mit uns jüngern Gelehrten nicht umspringen, das leiden wir nicht; sonst sehen wir gleich, daß der, welcher nur aus angenommener Bescheidenheit Meyer den botanischen und v. Baer den zoologischen Meister nennt, sich mithin als Gesellen betrachtet, eigentlich sich zum Meister machen will; was sollen wir denn werden, liebster College, am Ende gar nur botanische Handlanger? nein, alles nur dieses nicht; wir werden zwar immer vor einer solchen Extension des Studiums mit einer gewissen Ehrfurcht erfüllt, aber wir glauben doch auch unser nicht unbedeutendes Scherflein zum allgemeinen Besten beigetragen zu haben, und was noch kommen wird, das wird die Welt bewundern. Dabei fällt mir ein Vorschlag ein, den ich Ihnen, liebster College, hiemit machen will. Mit den Phanerogamen sind wir nun fertig, jetzt wollen wir aber auch die Kryptogamen vornehmen, und da denke ich machen wir uns zum nächsten Weihnachten gegenseitig ein Geschenk, Sie schenken mir die Muscographia oder auch Myographia Mehlsaccensis, und ich Ihnen die Lichenographia — (halt! ich lebe incognito, doch trete ich dann aus der Anonymität hervor, und Sie werden sich gewiß an mir einen aufrichtigen Freund erworben haben); über fünf Jahre beschenken wir beide den alten Oberlehrer Bujack, Sie mit einer Muscographia

und ich mit einer Lichenographia Prussiae, damit er sie in den Preußischen Provinzial-Blättern bekannt mache; da wird der brave Mann einmal eine ächte Weihnachtsfreude haben! ja, liebster College?

Und nun noch einen Vorschlag: ich habe auch etliche Pflänzchen, manche davon sollen sogar noch rar sein, obgleich Meyer (Prov.-Bl. 1834 Juli) vielen ihre Rarität genommen hat, was gewiß sehr dankenswerth ist, damit nicht alle Welt ihnen nachjage, sie aufspüre, gänzlich ausrotte, wie es z. B. mit der Epipactis palustris bei der neuen Bleiche, mit dem Pedicularis Sceptrum Carolinum auf dem Arnauer Bruch, mit der Lyonia calyculata auf dem Spittelhofer Bruch, und vielen andern als selten verschrieenen Pflanzen gegangen ist, daß man sie nicht mehr so, wie ich z. B. Sisymbrium Loeselii bei Danzig noch auf derselben Stelle, wie es Regger (die um Danzig wild wachsenden Pflanzen, Danzig 1786) zwischen den Thoren und auf dem Wall angab, richtig wiederfand, welches mich sehr erfreute. Wollen wir nun vielleicht einige dieser Pflanzen, da, wie ich aus Ihrem Verzeichnisse sehe, Sie auch manche besitzen, die mir noch fehlt, gegen einander austauschen? die Zugabe findet sich wohl; dann ist uns beiden geholfen; theilen Sie daher nur gefälligst einige Preußische Pflanzen mit, die Sie gerne zu haben wünschten, nur Münzen müssen es nicht sein, denn damit hat es jetzt überall in der Welt große Noth, aber mit einigen andern könnte ich Ihnen vielleicht unter die Arme greifen.

Und nun zu den Vorschlägen auch guten Rath. Sie haben, werther College, durch Ihre Mittheilungen über die Flor der nächsten Umgebung von Mehlsack nicht nur sehr schätzbare Beiträge zur Preußischen Pflanzenkenntniß geliefert, sondern auch Ihren Zweck, regern Verkehr zwischen den Freunden der Botanik zum Besten der Preußischen Flor, erreicht; denn gewiß wären ohne Ihren Aufsatz diese Zeilen unterblieben. Sollte darin manches vorkommen, was Ihnen nicht

ganz gefallen möchte, so entschuldigen Sie dieses, und denken Sie, ich gehöre zu den Leuten, welche ihre Kinder selten, dann aber gut und sobald nicht wieder strafen; glauben Sie aber ja nicht, daß die geringste Persönlichkeit hiebei obwaltet, da ich gar nicht das Vergnügen habe, Sie persönlich zu kennen, und unsere Bekanntschaft nur durch die scientia amabilis hervorgerufen ist, die auch gewiß amicos amandos aus uns noch schaffen wird. Eines nur wünschte ich Ihnen rathen zu dürfen; sie danken Herrn Professor Meyer für seine Ihnen bewiesene seltene Güte und Geduld in seinen mündlichen und schriftlichen Belehrungen, und weisen den O.L. B. auch an ihn zu demselben Zwecke; haben Sie dabei aber auch daran gedacht, ob Prof. Meyer diese Anweisungen honorirt? wenigstens ist es mir gesagt, daß dieser sonst so freundliche und emsige Mann zuweilen botanische Briefe unbeantwortet lassen soll (wahrscheinlich hat es ihm aber seine Zeit nicht gestattet —); oder wissen Sie, ob B. nicht lieber von Ihnen, als vom Prof. Meyer belehrt sein wollte? Mit solchen Anweisungen, liebster College, muß man sehr vorsichtig sein, das Oportet wird nicht immer respectirt. Schreiben Sie aber wieder etwas über Preußische oder Mehlsacksche Pflanzen, so haben Sie die Güte, nicht so arg über gewiegte und verdienstvolle Männer herzufahren, sonst wird weder von meinem Weihnachtsgeschenk noch von dem Pflanzenaustausch etwas, ich behalte alles für mich. Warten Sie lieber geduldig ab, bis Sie angegriffen werden, denn der Angegriffene hat immer die allgemeine Stimmung, wenigstens des Mitleids, für sich; denken Sie nur an den Kampf Ihres rüstigen und braven Amtsbruders Löffler mit v. Baer über den Kuckuk und Pirol; behielt er nicht siegreich das Schlachtfeld? und v. Baer ist gewiß ein tüchtiger Kämpe auf dem Felde der Polemik! Auch, glauben Sie mir, schrecken Sie manchen dadurch ab, seine Studien bekannt zu machen, wie z. B. schon gleich mich; ich hatte auch schon einige Notizen über

die hiesige Flor zurückgelegt, um sie gelegentlich zu veröffentlichen; aber wenn Sie nur so Gediegenes lesen wollen, wie das aus Ihrer Feder Fließende, dann freilich bleibe ich mit meinen Beiträgen zurück; denn Sie würden mich gewiß gewaltig auslachen, wenn ich Ihnen erzählte, daß in unserer Gegend die Butterblume (Leontodon Taraxacum L.) sehr häufig vorkomme, während sie bei Ihnen zu fehlen scheint, wenigstens haben Sie sie in Ihren Mittheilungen nicht aufgeführt; auch wächst auf unsern Wiesen ziemlich häufig die Kuhblume (Caltha palustris L.); bei Ihnen scheint auch diese nicht vorzukommen, und so mehre von Ihnen noch nicht aufgefundene Pflanzen der Preußischen Flora.

Vollständigkeit ist bei jeder Arbeit eine Hauptsache, und so muß ich Sie am Schlusse dieser Zeilen noch auf zwei Worte aufmerksam machen, nämlich erstens, beherzigen Sie für die Folge bei Ihren schriftstellerischen Arbeiten, wenigstens im Fache der scientia amabilis, E. Meyers wohlgemeinte Worte: „Thue nur jeder was er vermag, der Kenner ehre den Dilettanten, der Meister den Kenner, und der Dilettant lerne von beiden, das ist die erste Bedingung alles regen Kunstlebens" (Prov.-Bl. 1833 Juli S. 53), und zweitens bedenken Sie, aber ernstlich: was das für ein Spectakel in der Mühle sein würde, wo hinter jedem Mehlsacke ein solcher *Κυὼν* säße. Dann, liebster College, dann gehen wir Hand in Hand als Freunde, als unzertrennliche, liebenswürdige Freunde durch Floras Fluren forschend, sammelnd und freundlich, vielleicht sogar brüderlich, einander unsere Forschungen mittheilend.

Leben Sie wohl, und erfreuen Sie im neuen Jahre bald mich und alle Preußischen Pflanzenforscher durch neue Mittheilungen über Ihre und unsere Flor, vergessen Sie dabei aber nicht

Ihren botanischen Freund
Phytophilos.

IV.

IV. Chronik der Stadt Stallupönen.

Seit Gründung der Stadt vom J. 1722 bis einschließlich 1833.

Die Stadt Stallupönen liegt im Stallupöner landräthlichen Kreise und im Gumbinner Regierungsbezirk auf einer Ebene, von Königsberg 18 Meilen, von Insterburg 6½ Meilen, von Gumbinnen 3 Meilen, von Tilsit 9½ Meilen, von Memel 21 Meilen, von Pilkallen 2 Meilen, von Schirwindt 3 Meilen, von Darkehmen 5½ Meilen und von Goldapp 6 Meilen, von der Polnischen Grenze aber 1½ Meilen entfernt. Der Name „Stallupönen" dürfte von den beiden Litthauischen Wörtern Stalu (Tisch) Pena (Milch) abstammen, und sich hieran die Sage von einem Tische knüpfen, auf welchem, der Tradition zufolge, einer der frühern Herrscher hier an Ort und Stelle zum Genusse sich habe Milch reichen lassen.

In ältern Zeiten bis zum Jahre 1722 gehörte Stallupönen zur Zahl der Kirchdörfer und Marktflecken, woselbst damals sieben köllmische Krüger und einige Handwerksleute, letztere in kleinen Bauernhäusern, wohnten. Friedrich Wilhelm I. umfassender Geist waltete auch über Litthauens Geschick. Es war durch die Pest des Jahres 1709 verödet. Der landesväterliche Entschluß zur Wiederaufhilfe reifte zur That, nachdem Se. Majestät die Provinz bereist und auch diesen Ort in Augenschein genommen hatten. Sein kraftvoller Wille bezeichnete alsbald unter andern auch unser Stallupönen als geeignet zur Anlage einer Stadt, zu der es in den Jahren 1722 und 1724 auch erhoben wurde. Verhandlungen, wie diese Umwandlung geschehen, existiren eben so wenig, als ein besonderes Privilegium. Nach Ausweise der hiesigen Magistratsakten befindet sich im geheimen Archiv zu Königsberg neben einer vidimirten Abschrift auch ein gedrucktes Patent vom 6. April 1722 über die Immunitäten und Freiheiten, so Se. Majestät denjenigen, die sich in den

Preußischen Städten Stallupönen, Tapiau, Ragnit, Bialla und Nikolaiken possessionat machen wollen, accordirt. Ein Exemplar eines solchen gedruckten Patents wird auch in der hiesigen Kirchen-Registratur asservirt. Imgleichen ist jenen Spuren zufolge in der Registratur der Ostpreuß. Krieges- und Domainen-Kammer, jetzigen Königl. Regierung, ein dem vorigen entsprechendes Patent vom 10. Jan. 1726 vorhanden.

Nach dem Grundsatze, daß neue Städte in sich alle Mittel der Lebens-Erhaltung begreifen müssen, hatten, in Ausführung der großartigen Anordnung des großen Königs, die neuen Ansiedler aus diesseitigen und fremden Staaten sich auch hier bedeutender Vergünstigungen zu erfreuen, die im wesentlichen darin bestanden, daß ihnen das Meister- u. Bürger-Recht kostenfrei ertheilt, ihnen unentgeldlich Bau- und Gartenplätze angewiesen und 30 pCt. Baugelder baar gezahlt wurden, so wie ihnen außerdem Befreiung von der Accise auf 3 Jahr, und Erlaß der Einquartirung, der Zahlung des Servises und aller übrigen bürgerlichen Lasten auf 6 Jahr zugestanden wurde. Eine solche wirksame Aufmunterung konnte ihren Zweck nicht verfehlen.

Die Lücken, die die Pest auch in den Reihen der Bewohner dieses Orts verursacht, wurden durch Zuwachs so Begünstigter bald ergänzt. Dem gesunkenen Verkehr ward hiedurch eine erhöhete Lebensthätigkeit eingehaucht, und so recht eigentlich der Grund zur Erweiterung und Entwickelung der neu gegründeten Stadt gelegt.

1722 den 15. Sept. wurden die mittelst Rescripts vom 27. Aug. ej. a. bestätigten ersten Stadtgerichtsmitglieder, und zwar: 1) Friedr. Ruhnau als Bürgermeister, Richter und Stadtschreiber, 2) George Friedr. Mühlfort, 3) Johann Häseling, 4) Christian Lehmann u. 5) Raphael Hoppe als Gerichtsverwandte, vereidigt.

Das Fundament zum Wiederaufbau der noch vor Fundation der Stadt niedergebrannten Kirche ist 1723 gelegt.

1725 starb der Pfarrer Masculas, der seit 1690 bei hiesiger Kirche das Pfarreramt verwaltet hatte.

1726 am ersten Pfingstfeiertage wurde die Kirche nach beendigtem Bau eingeweihet.

1729 zerstörte ein unglücklicher Brand einen großen Theil der auf der Neustadt kaum neu erstandenen Häuser. Da den Abgebrannten jedoch aus landesherrlichen Kassen ansehnliche Bau-Vergütungen und sonstige Unterstützungen bewilligt wurden, so verschwanden bald Schutthaufen und Trümmern, die denn auch in kurzer Zeit durch neue Wohnungen ersetzt wurden. In diesem Jahre wurde auch ein Schulhaus erbaut.

1732 wurden der hiesigen Stadt vermöge Allerh. Schenkungs-Urkunde d. d. Berlin den 13. Juni 1732 die Ländereien des zweimal nach einander eingeäscherten angrenzenden Dorfes Dobeln, bestehend aus 3 Huben Säeland und 4 Huben Hütung zur Viehweide, als freies Eigenthum verliehen.

Von den 20,000 der Religion willen aus dem Erzstifte Salzburg vertriebenen und nach Preußen eingewanderten Salzburgern fanden 72 derselben hier freundliche Aufnahme.

Johann Friedrich Bräuer, einer der 4 Candidaten, welche auf Allerh. Befehl den Salzburgern in Halle als Religionslehrer waren mitgegeben worden — von der Königl. Regierung mit dem Auftrage beehrt, die Organisation des Schulwesens überall, wo Salzburger in Litthauen sich niedergelassen, unter höherer Leitung zu bewirken, hat er diesem Vertrauen auf eine zufriedenstellende Weise entsprochen, und sich dadurch bei den Betheiligten ein ehrendes dankbares Andenken bewahrt. Die von ihm aus der Mitte der Salzburger geschickt gewählten Schullehrer bildete er, und zeigte ihnen auch praktisch, wie gelehrt werden sollte. Sie wurden auf seinen Vorschlag definitiv angestellt und stifteten bleibenden Nutzen. Den entschiedenen Einfluß seiner eigenthümlichen Stellung benutzte er auch dazu, um die nationalen Gewohnheiten der Angekom-

menen mit den Gebräuchen und Gesetzen dieses Landes, die ihnen zum Theil fremd und unbekannt waren, und gegen die namentlich die dienende Klasse in der ersten Zeit verstieß, zu itendificiren, und ihnen insbesondere Achtung vor letztern und Treue und Liebe zu ihrem neuen Herrscher einzuflößen, was ihm auch vollkommen gelang, und ihn einer um so größern Anerkennung werth machte.

1733 wurde von Sr. Majestät dem Könige das Kleinschmidt Baltaser Wölkersche Haus zum Rathhause geschenkt, und darin die Wohnung des ersten Richters und Stadtschreibers und das Geschäftslokale eingerichtet.

1736 ward der Candidat der Theologie Johann Friedrich Bräuer zur Anerkennung seiner Verdienstlichkeit bei hiesiger Salzburgerischen Stadt- und Land-Gemeine als Prediger und Diaconus vocirt, nachdem Se. Majestät der König eine Kaplans-Wohnung zu schenken geruht.

1742 ließ Se. Majestät der König das Schulhaus, worin sich die reformirte Schule befand, und welches den reformirten Bürgern gehörte, auf Kosten des Staats neu ausbauen.

1748 starb der Pfarrer Gülke.

1749 brannte ein Stallgebäude ab.

1750 wurde ein Bürgerhaus aus dem Kirchen-Vermögen angekauft und solches zum Pfarrerwittwen-Hause eingerichtet.

1751 und 1752 grassirte hier die Rinderpest.

Bis zum Jahre 1752 wurden die Todten der Stadt auf dem die Kirche umschließenden Gottesacker begraben; in diesem Jahre aber wurde in Stelle dieses Kirchhofes, dessen Fortbestehen wegen Ueberfüllung und aus polizeilichen Rücksichten nicht ferner zulässig war, ein neuer Begräbnißplatz zwischen den Gärten der Polnischen und Goldapper Straße angelegt und den 2. August ej. a. eingeweiht.

1753 ist eine Scheune u. ein Stallgebäude abgebrannt.

1753 u. 1754. In diesen Jahren setzte die Rinderpest ihre Verheerungen fort, und hörte erst im letztgenannten Jahre, nachdem sie in dieser Zeit eine große Anzahl Vieh verschlungen hatte, auf.

1755 ist die hiesige Medizin-Apotheke angelegt und mit einem Privilegium versehen worden.

1757 im Juni zog ein fürchterlich schweres Gewitter über die Stadt zusammen, welches den Kirchenthurm, ohne jedoch zu zünden, an 4 Stellen beschädigte.

Ende Juli, den 31sten, rückte nach einer 700 Mann starken Patrouille die Avantgarde, und am 1. August das Russ. Kais., vom Feldmarschal Abraxin befehligte Armeekorps, von Wirballen kommend, in Stallupönen ein, indem es ein Lager auf dem Stadtfelde bezog.

Den 3. August mußte auf ergangenen Befehl die ganze Bürgerschaft in der Kirche in Gegenwart Russ. Deputirter, dem Feinde den Eid der Treue ablegen, nachdem der hiesige Pfarrer Kunstmann zuvor die bezügliche Rede gesprochen hatte. Nach Beendigung dieses Akts aber wurde sie gezwungen, Augenzeuge einer die Menschenwürde verletzenden und zugleich den damaligen Stand der Sitten und Gesetze der Krieger bezeichnenden Bestrafung zu sein, welche drei Preuß. Unterthanen auf öffentlichem Markte erleiden mußten, indem der erste die Knute, der zweite die Katzpeitsche und der dritte Podoggen erhielt, worauf sie alle drei wieder auf freien Fuß gestellt wurden. Den 4. August verließ die feindliche Armee das hiesige Stadtgebiet, ihren Marsch in der Richtung nach Insterburg und der Wehlauer Gegend fortsetzend, woselbst sie auf das kampfgerüstete vaterländische Heer stieß u. die Jägersdorfer Schlacht geschlagen wurde. In der Geschichte dieses Orts wird es merkwürdig bleiben, daß derselbe die Reihe derjenigen Preuß. Plätze eröffnete, auf denen im siebenjährigen Kriege die Russ. Armee ein Lager gehalten hat. Hierbei ist einer Thatsache zu gedenken, die sehr leicht ein weit größeres Ungemach über die Stadt hätte herbeiführen können, als wirklich geschah.

Es waren nämlich zwei Russ. Markekender mit Verpflegungs-Gegenständen, und insbesondere mit Speck, hier angekommen, um es ihrer Armee zuzuführen. Der hiesige Fleischer Engel mit einem Genossen aus Gumbinnen, in der Meinung, dem Feinde Abbruch zu thun und zugleich eine patriotische Handlung zu begehen, nahmen diesen Leuten — da es auf eine gefahrlose Weise geschehen konnte — den Speck weg, und brachten solchen unserer unter dem Kommando des General v. Lehwald stehenden Armee zu, der indessen unter den obwaltenden Umständen dieses Benehmen äußerst mißbilligte, und zu erkennen gab, daß solches Bürgern nicht gezieme, sondern es nur Sache der Soldaten sei, dem Feinde Schaden zuzufügen. Russischer Seits wurde nun auf die Auslieferung der Thäter bestanden, die sich aber unsichtbar machten. Dessenungeachtet ward die Stadt gezwungen, als Strafe und Entschädigung für die Marketender ein bedeutendes Kapital herbeizuschaffen, und auf diese Weise diesen unangenehmen Vorfall, der auch sonst im Allgemeinen zu Reactionen geführt haben mag, zu beseitigen.

In diesem Jahre wurde das zur Erhöhung des kirchlichen Gesanges im Gotteshause vorhandene Positiv durch eine angemessene Orgel ersetzt. Zur Deckung der Kosten wurden 100 Thlr. aus dem Kirchen-Aerario gezahlt, und der übrige Geldbetrag durch Sammlung freiwilliger Beiträge aufgebracht. Die Einweihung dieser neuen Orgel erfolgte den 3. Advent-Sonntag deff. J., inmitten der Russ. Invasion. — In diesem Jahre brannten 3 Scheunen und ein Stallgebäude ab.

1760 wurde die von Sr. Majestät dem Könige anno 1736 geschenkte Kaplanei verkauft, und in deren Stelle ein zwar zweckmäßiger gelegenes, aber nicht mehr im besten Stande befindliches Haus auf der Neustadt für 400 Thlr. erkauft.

1763 sind sechs Scheunen abgebrannt.

1765 wurde der Grund zu einer neuen Kirchschule gelegt, da das bis dahin bestandene alte Schulgebäude

für die Zwecke des Schulunterrichts der Jugend nicht mehr ausreichte, und nachdem solches mit einer Branntweinbrennerei-Gerechtigkeit versehen, für 2430 fl. verkauft war. Die Kirchenkasse schoß zu den noch fehlenden Baukosten 166 Thlr. vor.

1766 sind zwei Ställe, ein Lazareth und ein Wohngebäude abgebrannt.

1767 wurde das neue Kirchschulgebäude feierlich eingeweiht.

1769 den 5. Januar starb nach 33jähr. Amtsverwaltung im hiesigen Orte der Salzburgerische Prediger und Diaconus Johann Friedrich Bräuer. In diesem Jahre wurde auf der Dobel eine Ziegelei neu angelegt und in Zeitpacht gegeben. — Die Abtragung des aus zwei Etagen in Fachwerk erbauten Kirchenthurms, der in Folge eines anno 1757 stattgehabten furchtbaren Gewitters sehr beschädigt und baufällig war, kam zur Ausführung, wobei ein junger Mensch, Namens Jacob Dettmann aus Wannagupchen, das Unglück hatte, von einem verfaulten und herabgefallenen Riegel erschlagen zu werden.

1770 wurde der Bau des Thurms vollendet, in der Kugel desselben aber eine handschriftliche „Nachricht von einigen Begebenheiten der Stadt Stallupönen, so wie verschiedene Geldstücke" niedergelegt.

1772 sind 3 Scheunen abgebrannt.

1775 starb der hiesige Pfarrer Johann Heinrich Kunstmann.

1777 erhielten gegen einen an die Stadt-Commune zu entrichtenden Canon, 10 Fleischer und eben so viel Bäcker, unter solidarischer Zahlungs-Vertretung, höhern Orts genehmigte Erbverschreibungen auf Bankgerechtigkeiten, die jedoch kein Exclusiv-Recht begründeten.

1782 wurde das Pfarrerhaus, welches 1168 Tlr. kostete, neu erbaut, nachdem die noch vor Fundation der Stadt anno 1721 erbaute Pfarrer-Widdem verfallen war.

1783 sind 2 Scheunen, 1 Brandhaus, 1 Wohnhaus und der Stall zur Pfarrer-Widdem gehörig, abgebrannt, und da letzterer nicht versichert war, mußten die 382 Thlr. betragenden Baukosten aus der Kirchenkasse hergegeben werden.

1784 brannte ein Stallgebäude ab.

1786 ist die bis dahin in Zeitpacht gestandene Ziegelei auf der Dobel in Erbpacht ausgethan, gegen einen jährlichen Canon von 33 Thlr. 10 sgr.

1788 brannten 4 Wohngebäude ab. Auch nahm die Separation der Ländereien der Ackerbesitzer ihren Anfang.

1789 wurde hier die abgeschiedene Knechtsfrau Elisabeth Haut geb. Elend, wegen doppelter Verheimlichung der Schwangerschaft, zweifacher heimlicher Geburt und zweifachen Kindermordes, ohne Begleitung eines Geistlichen, auf den Richtplatz gebracht, daselbst enthauptet, ihr Körper aufs Rad geflochten und der Kopf auf den Pfahl gesetzt. Die Hinrichtung erfolgte auf der Dobel und war der erste derartige Akt der hiesigen Kriminal-Justiz.

1792 zerstörte eine Feuersbrunst 51 zur Goldapper und Polnischen Straße gehörigen Gebäude — größtentheils Hintergebäude. Der hiedurch herbeigeführte Schade war sehr bedeutend. Auch brannte das Kirchhofsschauer ab.

1793 stellte sich die Nothwendigkeit des gänzlichen Umbaues des hiesigen total baufälligen Rathhauses heraus, der denn auch vorgenommen und durchgeführt wurde; wegen Unzulänglichkeit städtischer Baufonds hat hierzu ein Anlehn von 1230 Thlr. gemacht werden müssen, die auch auf dem Rathhause hypothecirt sind.

1794 wurde durch Feuer ein Brandhaus und

1795 ein Wohngebäude auf gleiche Weise beschädigt.

1796 ist ein Stallgebäude niedergebrannt. Dagegen wurde das anno 1792 abgebrannte Kirchhofschauer wieder neu erbaut, die Mauer um den Kirchhof

reparirt, imgleichen das Kaplanhaus auf Kosten der Kirchenkasse für 1333 Thlr. neu ausgebaut.

1798 wurde Seitens des Kommissarius der Krieges- und Domainenkammer, den Magistrats-Mitgliedern der Eid der Treue für Se. Majestät den König Friedrich Wilhelm III. in loco feierlichst abgenommen und der hiesige Justiz-Bürgermeister Arnoldt, als Vertreter der Collectiv-Städte Stallupönen, Pilkallen und Schirwindt zur Wahrnehmung des den Ostpreußischen Ständen bewilligten Landtages, und der Landes-Huldigung nach Königsberg deputirt. — Ein Wohngebäude erlitt durch einen Blitzstrahl eine wesentliche Beschädigung.

1799 u. 1800 verschlang die Rinderpest eine Menge Vieh; auch traf im letztgenannten Jahre ein Blitzstrahl den Kirchenthurm, ohne jedoch zu zünden. Ein Wohnhaus wurde eingeäschert und die erste Judenfamilie hier aufgenommen.

1804 sind 2 Scheunen und auch das Königliche Magazingebäude durch Feuer vernichtet worden.

1806 gestellte die Stadt zur Mobilmachung der Armee in dem Kriege gegen Frankreich, dem am 9. Oct. 1806 die diesseitige Kriegs-Erklärung voranging, die repartirten Mannschaften und Pferde. Der unglückliche Ausgang des heißen Kampfes bei Jena und Auerstädt brachte jedoch noch im Laufe dieses Jahres die Sieger bis an die Weichsel, und obgleich auf dem rechten Ufer im Verein mit den verbündeten Russischen Kriegern muthvoll gestritten und der Feind bei Preuß. Eylau zum Rückzuge gezwungen wurde, blieben alle diese Anstrengungen doch ohne Erfolg, so daß

1807 der Marschal Ney mit seinem Korps nach der Schlacht bei Friedland im Monate Juni gedachten Jahres hier einrückte, was theilweise hier über vier Wochen lang stehen blieb, nachdem der Befehlshaber selbst mit dem Hauptkorps über Wirballen in Polen eingerückt war. Zum Lazareth mußten einige Bürgerhäuser auf Kosten der Stadt eingerichtet werden. —

Vor der förmlichen Besetzung der Stadt durch den Feind rückte jedoch ein Kommando von 30 Mann Chasseurs zu Pferde, aus dem bei Danzkehmen bezogenen feindlichen Lager, unter Anführung eines Offiziers, in die Stadt ein, besetzte die Thöre derselben und nahm seine Stellung auf dem Markte hinter der Cisterne zu Pferde in drohender Stellung mit gespannten Hähnen ihrer Karabiner, ein, während der kommandirte Offizier unter Begleitung sich auf das Rathhaus begab und eine bedeutende Kontribution in Gelde, und zwar unter der Verwarnung verlangte, daß er im Nichtzahlungsfalle sofort Kanonen vor die Stadt rücken und sie in den Grund schießen lassen würde, worauf der Magistrat in Folge dieser, wenn gleich nur zum Schrecken gemachten Drohung, um weitere Excesse zu vermeiden, sich mit ihm auf 200 Fr.d'or in Gelde und 6 der besten Pferde einigte, und diese Summe durch freiwillige Vorschüsse der Einwohner aufbringen ließ. Dieser Erpressung folgte eine ungeheure Einquartierungslast und ansehnliche Requisitionen an Verpflegungs- und Bekleidungs-Gegenständen, welche im Verein mit obigen Summen baaren Geldes, dem Feinde zum Opfer gebracht, bis 8852 Thlr. stiegen. Unter Menschen grassirte die rothe Ruhr, und unter dem Vieh war die Rinderpest ausgebrochen, die eine große Stückzahl tödtete. — Behufs Berichtigung der den Preuß. Landen von der Französ. Regierung auferlegten Kriegs-Kontribution mußte die Stadt ein Zwangs-Darlehn von 4750 Thlr. einzahlen. — Der im Monat Juli zu Tilse geschlossene Friede befreite endlich die Stadt von diesen Unterdrückern, die sich eben so sehr dem Uebermuthe als der Raubgier überlassen hatten, nachdem sie noch zuvor, selbst nach abgeschlossenem Frieden, versucht hatten, von der Stadtweide einige Pferde gewaltsam zu rauben, wovon sie jedoch durch das Herausströmen der Einwohner gehindert wurden, indem einige zu Pferde vorangeeilte Bürger drei mit Zäumen versehene Franzosen arretirten, einen bereits zu Pferde

sitzenden von demselben herunterwarfen und das Pferd wieder zur Heerde trieben. Unfern der Stadt kamen jedoch diesen transportirten Franzosen drei andere mit Säbeln und Pistolen bewaffnete Chasseurs zu Hilfe, wovon einer eine Pistole nach einem Bürger vergeblich abfeuerte, während dessen die arretirten Franzosen die Flucht ergriffen. Diesseits hatte man sich jedoch den Hauptthäter des Raubversuchs gemerkt, und diesen Vorfall dem Platzkommandanten angezeigt, worauf ersterer mit einer schimpflichen Strafe dergestalt belegt, daß er von zwei Unteroffizieren durch Schläge mittelst Pantoffeln bestraft, ihm sodann das Gesicht schwarz angestrichen wurde, und er noch außerdem mit diesem schwarzen Gesicht zwei Stunden vor der Hauptwache zum Gespötte sitzen mußte. — Eben so dürfte hier die Erwähnung eines von einem Französischen Obristen verübten Excesses nicht unwerth sein. Dieser Offizier hatte nämlich auf seinem Zuge eine Kugelbüchse irgendwo mitgenommen und wollte selbige hier probiren. Er stellte sich demnach mit selbiger in die Hinterthüre des vormaligen General-Lieutenant v. Rembowschen Hauses, sub No. 122. in der Rathhausstraße gerade über dem Rathhause belegen, und sagte zum mitanwesenden Bürgermeister Balk, daß er die Krone vom Haupte des Adlers auf dem Kirchenthurm herunterschießen würde. Der Bürgermeister machte ihm Gegenvorstellungen, daß er nämlich doch nicht der Stadt diesen Schimpf anthun würde, worauf selbiger sich auch deuten ließ, und nur nach der unter dem Adler befindlichen hohlen kupfernen Kugel — worin bekanntlich mehre schriftliche Nachrichten über die Stadt, in einer besondern kupfernen Kapsel aufbewahrt werden — schießen zu wollen erklärte. Er that dies auch und die Kugel traf so richtig in die Mitte der Thurmkugel unter dem darüber befindlichen Reif, daß sie durch die ganze Thurmkugel ging (was noch zur Zeit ganz deutlich zu sehen).

1808 wurde der Anfang mit der Reparatur der hiesigen Kirche und des Schulgebäudes gemacht.

1809 fand die Einführung der neuen Städte-Ordnung vom Jahre 1808, und den 8. Januar die erste Wahl der Stadtverordneten, so wie die der neuen Magistratualen statt. Die ganze städtsche Verwaltung erhielt dadurch eine angemessenere Form, und durch vermehrte Theilnahme an den Interessen der Gemeinde ward ein regerer und edlerer Bürgersinn erweckt. — Nach §. 10. der Städte-Ordnung wurde Stallupönen bei einer Bevölkerung von 2240 Seelen zur Gattung der kleinen Städte klassificirt.

1810 mußte die Stadt 139 Thlr. zur Krieges-Kontribution zahlen. — Der anno 1808 angefangene Reparaturbau der Kirche und Schule wurde in diesem Jahr beendigt und kostete über 1000 Thlr.

1811 wurde der zwischen den Gärten der Poln. und Goldapper Straße mit Leichen überfüllte Begräbnißplatz geschlossen und statt dessen ein neuer Kirchhof außerhalb der Stadt auf dem an der Gumbinner Landstraße belegenen Kämmerei-Acker angelegt und mit einer Bewährung von Feldsteinen versehen. — Hier dürfte es bemerkenswerth sein, daß der Regierungs-Conducteur Friedeborm, ein Sohn des fungirenden Bürgermeister Friedeborm, der den Platz zur Anlegung des Kirchhofes vermessen, und vor Einweihung desselben verstarb, und die Tochter des Mälzenbräuer Ruprecht Meyhöfer, welche im Bette durch den Einsturz der Decke erschlagen, gerade die ersten Leichen waren, die auf diesem Kirchhofe in einem gemeinschaftlichen Grabe begraben und mit denen selbiger eingeweiht wurde.

(Beschluß folgt.)

V. Des verstorbenen General-Lieutenants ꝛc. Freiherrn v. Günther Briefwechsel, mit dem verstorbenen Erzbischof ꝛc. Dr. v. Borowski.

Die mir versprochenen Beiträge zur Lebensgeschichte des verstorbenen General-Lieutenant ꝛc. v. Günther für die Provinzial-Blätter, sind bis jetzt nicht eingegangen; ich nehme daher keinen Anstand, den nachstehenden Briefwechsel desselben mit dem verstorbenen hochwürdigen evangelischen Erzbischofe v. Borowski, welcher mir durch die gütige Vermittelung Sr. Excell. des Kanzler des Königreichs Preußen ꝛc. Dr. Herrn v. Wegnern zu Theil geworden ist, den Lesern dieser Blätter mitzutheilen. Vielleicht ist dies eine Veranlassung, daß sich Diejenigen, welche mir Beiträge zu v. Günthers Leben versprochen haben, dessen erinnern und ihr Versprechen erfüllen. d. H.

Tykoczin, den 4. Februar 1799.

Hochwürdiger, hochgelahrter Herr,
besonders hochzuverehrender Herr Kirchenrath!

Das geneigte Schreiben, womit Ew. Hochwürden mich unterm 30. v. M. zu beehren beliebt haben, würde mir unendliches Vergnügen gemacht haben, wenn es nicht einige gar zu verbindliche Stellen enthielte, die mich beschämt machen, weil mir mein Herz sagt, daß ich sie nicht verdiene, und pflichtmäßige Bescheidenheit mir befiehlt, sie mir nicht zuzueignen; ich verehre solche aber als Beweise eines ganz besonders gütigen Wohlwollens gegen mich, und in dieser Rücksicht erkenne ich solche mit innigster Dankbarkeit.

Was den Herrn Erzpriester Gisevius, unsern gemeinschaftlichen Freund, anbetrifft, so habe ich von selbigem zuversichtlich eben die hohe Meinung, die Ew. Hochwürden zu seinen Gunsten zu äußern belieben, daß er sich so ganz, und Niemand besser als er, zu dem

wichtigen Posten eines Consistorialraths in hiesiger Provinz qualificirt, ich weiß auch, daß die Kammer zu Bialystock schon in diesem Stück eine gleich vortheilhafte Meinung für ihn hegt, und zweifle um so weniger daran, daß, wenn ein solcher Posten sollte etablirt werden, auf den Herrn Gisevius die vorzüglichste Rücksicht genommen werden dürfte, da ich so eben von ihm Abschrift eines Schreibens des Herrn Etatsminister Freiherrn v. Schrötter erhalte, das in den günstigsten Gesinnungen und Ausdrücken abgefaßt ist, und worin ihm aufgetragen wird, einen Entwurf von einer Art Schullehrer-Seminario zu Lyck für die neue Provinz zu entwerfen, und an gedachte Seiner Excellenz einzuschicken. Es dürfte also zwar meiner Empfehlung aus diesem Grunde nicht bedürfen; da aber doch der Brief einmal fertig ist, so mag er immerhin mit der morgenden Post abgehen. Hilft er nicht, so wird er doch auch nicht schaden, vielmehr gedachte Sr. Excellenz in den günstigen Gesinnungen gegen den Herrn Gisevius bestärken. Nur ich besorge immer, daß eben wegen der fehlenden Subjecte zu den Schulbedienungen, und durch deren Vorbereitung noch eine lange Zeit hingehen dürfte, ehe diese ganze Sache, und folglich auch ein förmliches Consistorium oder Kirchen- und Schul-Collegium hier in der Provinz errichtet wird, zu Stande kommt.

Es treten hiebei gar zu viele Schwierigkeiten in den Weg, die alle noch erst gehoben werden müssen; unterdessen kommt man denn doch durch unermüdete Bemühungen weiter und dem Zwecke näher. Da mir nun diese Sache so sehr am Herzen liegt, als irgend Jemand in der Welt, weil sie nicht allein das Wohl der Menschheit, sondern auch das Glück des Preuß. Staats, und die Anhänglichkeit der Einsaßen an die neue Regierung auf künftige Generationen befördern kann und muß: so belieben Ew. Hochwürden sich zu überzeugen, daß Dero geehrtes Schreiben von mir nicht als Zudringlichkeit betrachtet, sondern vielmehr als ein

Beweis Dero edlen, patriotischen, gemeinnützig denkenden, und zur wahren Freundschaft gestimmten Herzens verehrt wird. Wie glücklich sind Dieselben an einem würdigen Nachbar, dem Herrn Kriegesrath Schäffner, dem ich mich zugleich gehorsamst zu empfehlen bitte, zugleich einen vertrauten Freund zu haben, in dessen sympathetische Seele sich die Ihrige ergießen, sich des allgemeinen Wohls der Preußischen Staaten erfreuen, und auf solche Art sich ein wahres ungestörtes Glück und Vergnügen in dieser irdischen unvollkommenen Welt verschaffen kann, das für die Ewigkeit nicht allein fortdauern, sondern auch einen weit ausgebreiteten Zuwachs erhalten wird, und alsdann hoffe ich auch von der Güte Gottes, daß ich an diesem Glücke werde Antheil nehmen können, wenn gleich meine jetzige Lage mir bloß eine schriftliche, und keine persönliche Theilnahme an diesem hohen Glücke erlaubt.

Ganz in zerstreuenden Geschäften, in Einsamkeit und in mich selbst vergraben, habe ich keinen vertrauten Freund, als mich selbst; allein ich bin überzeugt, daß ich deren viele in jener Ewigkeit finden werde. Mit dieser Ueberzeugung verbinde ich auch die Gesinnungen der ausgezeichnetesten Hochachtung und Ergebenheit, mit welcher ich es mir zur Pflicht, Ehre und Freude rechne zu sein Ew. Hochwürden

ganz gehorsamer Diener

Günther.

Tykoczin, den 25. August 1801.

Hochwürdiger, hochgelahrter Herr,
insonders hochzuverehrender Herr Kirchenrath!

Ohne von Ew. Hochwürden persönlich gekannt zu sein, hat mein wärmster Freund, der Herr Erzpriester Gisevius, Mittel gefunden, Denenselben von mir eine so vortheilhafte Meinung beizubringen, daß Dieselben dadurch nicht allein bewogen worden, mich mit Wohlwollen zu beehren, sondern auch gleichmäßige Gesin-

nungen dem Herrn Kriegsrath Schäffner, vorzüglich aber dem Herrn Prediger Lüdke einzuflößen. So viel Ehre und Vergnügen mir nun dieses auch machen müßte, wenn ich mich überzeugen könnte, daß ich ganz der minder unvollkommene Mensch wäre, für den mich Herr rc. Gisevius ausgegeben hat, und wornach Ew. Hochwürden und benannte Herren sich wieder das Ideal von mir formirt haben: eben so sehr muß ich durch die Ueberzeugung gedemüthigt werden, daß ich wirklich noch nicht in dem hohen Grade der gute Mensch bin, der ich sein sollte und sein könnte, wenn ich meine Launen, meine Heftigkeit, meine Hitze, mein Mißtrauen mehr bezähmen könnte; am guten Willen sie zu bekämpfen, fehlt es mir nicht; allein wie Paulus sagt, der Geist ist willig, das Fleisch aber schwach; und dieses Mißtrauen ist um so schwerer zu überwinden, da es nicht ein Fehler des Temperaments ist, sondern bloß erst durch die vielen Quälereien, womit ich seit mehren Jahren heimgesucht worden, und das durch meine hypochondrischen Wehen vielleicht neue Nahrung erhält, bei mir erzeugt worden; und dieses Uebel läßt sich schwerer heben, als Temperaments-Fehler. Unterdessen wir sind in einer Welt, wo wir als tapfere Streiter Christi kämpfen sollen, um dereinst die Krone der Gerechtigkeit um seines Verdienstes willen zu erhalten; so will ich denn auch den Muth nicht aufgeben, um so weniger, da ich auch schon in dieser Welt durch göttlichen Beruf zum Streit pro Aris et focis bestimmt bin, und auch diesem Berufe gerne treu bleiben will, so lange wenigstens als Gott dazu Kräfte schenkt, die aber an Körper und Geist merklich abnehmen. Nun habe ich über mein geringes Ich genug geschrieben, ich hielte es aber für Pflicht, mich mehr nach der Wahrheit zu schildern, als Enthusiasmus der Freundschaft vermögend ist es zu thun. Freundschaft und Liebe haben das mit einander gemein, daß sie an dem Gegenstande, dem sie zugethan sind, Alles vergöttern, oder wenigstens durch das Vergrößerungsglas be-

betrachten; fremde Leute aber entdecken eher den Splitter in des Bruders Auge, als den Balken in ihrem eigenen. Um dergleichen spöttischen Tadlern vorzubeugen gebe ich mir Mühe, den Balken in meinen eigenen Augen zu entdecken, dagegen den Splitter in des Bruders Auge mit Nachsicht und Schonung zu bedecken; denn Christus sagt: wer ohne Sünde ist, hebe den ersten Stein auf.

Es hat mir der Herr rc. Gisevius die ganz außerordentlich schöne Predigt mitgetheilt, die Ew. Hochwürden beim Eintritt des neuen Jahres und Jahrhunderts gehalten haben. Es muß ein Mann von so vielem Geiste sein, als Ew. Hochwürden es sind, um aus einem so kurzen Texte: Werdet voll Geistes, eine so höchst lehrreiche, auf die Gelegenheit und auf die jetzige Stimmung des Zeitalters so zweckmäßig angepaßte Predigt zu halten; so ganz im Geiste der reinen orthodoxen christlichen Lehre. Diese Predigt wäre werth gedruckt und mehr bekannt zu werden, um mehr Segen zu stiften, als bei einer einzelnen Gemeine, vor welcher sie gewiß mit großem Segen gehalten worden.

Auch die Reinhardsche Predigt am Reformations-Gedächtnißfeste zu Dresden hat mir Herr rc. Gisevius mitgetheilt, und sie hat mir außerordentlich gefallen; sie stimmt so ganz mit der reinen Lehre des Christenthums, der ich so ganz aus der Fülle meines Herzens anhänge und beistimme, überein; und sie hat mich so ganz in diesen meinen Grundsätzen bestärkt, und würde alle Zweifel gehoben haben, wenn ich deren noch gehabt hätte; gottlob! die sind mir nie eingefallen, ohnerachtet ich mehre Bücher gelesen habe, die solche Lehre bestreiten; aber nie haben sie auf mein Herz und auf meinen Verstand Eindruck gemacht; ich habe mich zu sehr durch Lesung der Bücher ächt religiöser Denkungsart von der Göttlichkeit der christlichen Religion überzeugt, als daß dergleichen schwankende Wellen an meinem Fels des Glaubens hätten Schaden anrichten können. Ramlers Ode auf den Tod Jesu ist wohl

ein wahres Compendium der christlichen Lehre, und Friedrich der 2te, der sich solche nach der Graunschen Composition verschiedentlich aufführen ließ, muß doch auch Wohlgefallen an dem Texte gefunden haben, wenn er es gleich nicht äußerte; er liebte und schätzte doch alle die Männer und Generals, die Religion hatten und übten, den Herzog Ferdinand von Braunschweig, den General Ziethen, Fouquen, Saldern und mehre.

Ew. Hochwürden haben in einem Briefe an den Herrn Gisevius mehrer Schriften des Herrn D. Reinhard Erwähnung gethan. Noch habe ich Nichts von ihm gelesen, als die jetzige Predigt; sie macht es mir aber wünschenswerth, mehre Schriften von ihm zu lesen. Falls Ew. Hochwürden solche besitzen, so wünschte ich mir denjenigen Jahrgang seiner Predigten, den Dieselben für den besten halten, und sein System der Moral zu haben; wären diese beiden Bücher nebst der Reformations-Predigt im Buchladen zu Königsberg zu haben, so würde ich sie mir ausbitten, wenn Ew. Hochwürden nur dem Buchhändler den Auftrag gäben, sie mir mit Bemerkung des Preises zuzuschicken; ich würde ihm den Betrag sogleich vergüten. Wären aber beide ersten Bücher nicht in Königsberg zu bekommen und Ew. Hochwürden hätten sie in Dero Bibliothek: so würde ich sie mir zum Durchlesen ausbitten, wozu ich aber eine ziemliche Zeit brauchte, weil mir meine Geschäfte sehr wenige Zeit zum Lesen übrig lassen, ich auch keine lange Strecke fortlesen darf, ohne zu bemerken, daß meine Augen dadurch ungleich mehr leiden, als durchs Schreiben; und ich brauche doch solche als Soldat in meinen Berufsgeschäften höchst nothwendig.

Von dem Feuerbüchlein habe ich Herrn ꝛc. Gisevius gebeten, für mich 20 Exemplare zum Gebrauche in den hiesigen Schulen mitkommen zu lassen, und mir Nachricht zu geben, wenn mehre nützliche Schulbücher von seiner vorgesetzten Behörde empfohlen werden, um auch davon Bestellungen machen zu können; sie

sind uns in hiesiger Provinz noch nöthiger, als in den alten, und ist es darum sehr gut, daß solche auch ins Polnische und Litthauische übersetzt werden.

An den Herrn Prediger Lüdke habe ich vor einiger Zeit geschrieben, und von ihm ein sehr herrliches Antwortsschreiben nebst einigen von ihm componirten sehr erbaulichen Liedern erhalten. Er ist ein ganz vortrefflicher Mann, so ganz voll Enthusiasmus für reine christliche Religion; es wird ihm also auch in Berlin und dortiger Gegend an Feinden nicht fehlen, so wie er auch schreibt, daß Herr D. Reinhard viele Feinde habe, weil er die reine Christus-Religion predigt. Was schadet das? Um Christi willen Verfolgung leiden ist Glück, denn daraus fließt desto mehr Lohn und Seligkeit für die Ewigkeit; und Paulus sagt: das kurze Leiden dieser Zeit ist nicht werth der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden.

Nun habe ich wohl lange genug Ew. Hochwürden mit meinem weitläuftigen Schreiben an wichtigen Geschäften behindert; unterdessen machte es mir doch die Pflicht der Dankbarkeit zum wichtigsten Geschäfte, Denenselben meine lebhafteste Erkenntlichkeit für Dero günstigen Gesinnungen und meine aufrichtigste und unbegränzte Verehrung für Dero vorzügliche Anlagen des Geistes und Herzens zu erkennen zu geben, mit welcher ich es mir zur Ehre und Freude rechne zu sein

Ew. Hochwürden

ganz gehorsamer Diener Günther.

Tykoczin, den 12. September 1801.

Hochwürdiger, hochgelahrter Herr,
insonders hochzuverehrender Herr Kirchenrath!

Ew. Hochwürden haben mir in dem hochgeehrtesten Schreiben vom 5. d. so viel Verbindliches gesagt, daß mir kein anderer Ausweg übrig bleibt, als entweder stolz zu werden, oder beschämt zu sein; letzteres paßt besser auf den Fall, worin ich mich befinde, und stimmt

mehr mit meinem eigenen Bewußtsein, und bleibe also bei letzterem. Dieses schwächt aber nicht im mindesten meinen Dank dafür; vielmehr muß er dadurch erhöht werden. Denn so wie unser Dank gegen Gott eben dadurch den höchsten Grad der Ehrfurcht und Liebe erreichen muß, daß uns Gott, ohne unser Verdienst und Würdigkeit, so unendlich viel Gutes gethan hat, noch thut, und ewig thun wird; desto größer muß auch der Dank gegen unsere irdischen Freunde sein, die uns in dieser Welt Gutes thun. Was kann man aber einem Menschen für größere Wohlthaten erzeigen, als wenn man an seiner Besserung arbeitet, und dadurch sein Seelenheil zu befördern sucht. Wenn also meine Freunde das Gute, was ich bei unzähligen Unvollkommenheiten an mir habe, rühmen und preisen: so sehe ich dieses bloß als eine Ermunterung an, solches zu verbessern, und mich zu bemühen dem Ideal näher zu kommen, das man sich von mir macht. Ew. Hochw. haben mir dazu noch besonders eine sehr glückliche Veranlassung durch die zwei schönen Predigten gegeben, die Wohldieselben mir mitzutheilen beliebt haben. Besonders hat die Predigt auf den Feldmarschall v. Lehwald diesem Zwecke entsprochen, weil in selbiger von den Vorzügen eines Helden durch die Religion Jesu gehandelt worden; ich mache zwar keinen Anspruch auf das Wort Held, wie man es im gewöhnlichen Sinn nur von einem großen General zu gebrauchen pflegt; allein in dem Sinne, wo Ew. Hochw. das Wort Held nehmen, wo ein jeder treuer Unterthan das Schwert ergreift zur Vertheidigung des Vaterlandes, und wenn er die Pflicht seines Berufes treu erfüllt, auf den Namen eines Helden, ohne Feldherrnstab Anspruch machen kann, da will ich recht gerne diesen Namen mir zueignen, um so mehr, da nach dieser Erklärung jeder tapfere Streiter ein Held ist, ich mich aber nach der Vorschrift Pauli bemühe, ein tapferer Streiter Christi zu sein, und in Bezwingung meiner Leidenschaften christlichen Heldenmuth zu üben. Ew. Hochw. haben mir durch Ueber-

sendung der beiden Predigten ein recht großes Vergnügen gemacht, und ich muß Wohldenenselben um so mehr für deren Mittheilung meine lebhafteste Erkenntlichkeit bezeigen, da der Augenschein es zeigt, daß Ew. Hochw. solche aus einer eingebundenen Sammlung herausgeschnitten haben, und nunmehro das Buch wieder durch den Buchbinder in Ordnung gebracht werden muß; ich bin lebendig überzeugt, daß diese Predigten müssen damals, als sie gehalten worden, als auch unter denen, die sie gelesen, viel Nutzen gestiftet haben. Ew. Hochw. werden dadurch in jener Ewigkeit einen vorzüglichen Lohn erwarten, und als ein Stern unter den Lehrern der Kirche Gottes glänzen. Sie kommen hiebei zurück.

Die 4 Bände von den Predigten und Auszügen des Herrn D. Reinhardt habe ich wohl erhalten; da ich noch nicht Zeit gehabt darin zu lesen, so kann ich auch noch nicht meine Meinung darüber sagen, ob seine Predigten vor Ew. Hochw. Kanzelreden etwas voraus haben; ich kann es aber kaum glauben, denn ich wüßte nicht, wie dasjenige, was Ew. Hochw. gesagt haben, schöner und lehrreicher gesagt werden könnte, als es wirklich geschehen ist. Jeder Redner hat freilich sein Eigenthümliches; eine Materie ist auch vor der andern günstiger, um Talente der Beredsamkeit geltend zu machen; unterdessen können beide Redner mit ihren Eigenthümlichkeiten gleich groß sein. Von Ew. Hochw. und Herrn ꝛc. Reinhardt bin ich hievon schon überzeugt, ob ich gleich von Letzterm bloß die Reformations-Predigt gelesen habe. Mag doch selbige ihm Gegenschriften, Spott und Bitterkeiten zugezogen haben; desto besser, er leidet sie um Christi willen, und dieser mußte ja auch, weil er göttliche Wahrheiten lehrte, nicht allein Spott, sondern gar den Kreuzestod erleiden. Sehr schön finde ich sein Stillschweigen; es ist eine wahre Größe des Geistes, Spott mit stillschweigender Verachtung zu bestrafen, sobald man von der Rechtmäßigkeit seiner Sache und Behauptungen völlig überzeugt ist; und wer kann dieß mehr sein als Herr Reinhardt?

Ew. Hochw. haben vollkommen Recht, daß ich wenig Zeit zum Lesen habe; viele Sachen nicht lesen kann, aber gerne solche Sachen lese, wo mit Wenigem Viel gesagt wird. Außerdem vertragen meine Augen mehr das Schreiben, als das Lesen; wenn ich viel lese, bekomme ich Krämpfe und unangenehme Empfindungen in den Augen, auch Spannung der Nerven im ganzen Vordertheile des Kopfs; lauter Folgen des Alters und geschwächten Nervensystems. Das ist aber der gewöhnliche Lauf der Natur.

Da Ew. Hochw. schon einen Theil des 7jährigen Krieges mitgemacht: so haben Wohldieselben viele Beobachtungen über den Stufengang der veränderten Meinungen, besonders in Absicht der Religion, anstellen können. Das Vertrauen, das der Herr General von Saldern in Ew. Hochw. gesetzt, macht Wohldenenselben und ihm gleich viel Ehre, indem er in Wohldenenselben den Mann fand, den er suchte, und dieses zu beurtheilen im Stande war. — Ich weiß nicht, ob die Edikte wegen der Religion die verschlimmerten Meinungen in derselben veranlaßt haben; ich glaube fast, diese waren Schuld an den Edikten. Daß diese aber das rechte Mittel gewesen wären, den überhand genommenen Indifferentismus gegen Christenthum und wahre Religion zu steuern, das getraue ich mir nicht zu behaupten. Das nitimur in vetitum ist für solche schwärmende Vernunftköpfe, die sich selbst für klüger wie Gott halten, doppelt reizbar; unterdessen können ihre Sophismen doch da nichts ausrichten, wo das Schild des Glaubens an Christum Kopf und Herz gegen ihre Anfälle deckt; auch dieses ist mein Panier, wozu ich mich halte, und die Zeit wird lehren, wer dabei am besten fährt. Mit diesen unerschütterlichen Gesinnungen verbinde ich auch die Gesinnungen der redlichsten Verehrung, mit welcher ich lebe und sterbe als Ew. Hochwürden

ganz gehorsamer treuster Freund u. Diener Günther.

(Beschluß folgt.)

VI. Mittheilungen in Kirchen- und Schul-Angelegenheiten.

Ueber die sogenannten Gebetverhöre.

Vom Pfarrer Gebauer zu St. Lorenz.

Der Geist der Zeit fliegt jetzt einen andern Flug, denn sonst. Das Eine giebt er, es mit gewaltigen Schwingen niederschlagend, der Vergessenheit anheim; das Andre hebt er in den Himmel. Wir maßen uns kein Gericht über ihn im Vergleiche mit dem früheren an. Zu einem solchen gehört nach unserem Dafürhalten eine reichere Erfahrung, als sie ein Zeitraum von wenigen Jahrzehnten bieten kann, und ein tieferes Eingehen in den Zusammenhang der Dinge und Ereignisse, als es dem menschlichen Geiste während ihrer Entwickelungs-Periode überhaupt gestattet ist. Erst wenn sie der Geschichte verfallen sind, können wir uns über sie hermachen, sie messen, bestimmen und richten; vorher wird unser Gericht nur für eine persönliche Meinung zu erachten sein. Doch dürfen wir, falls diese auch ungünstig ausfällt, uns nicht beunruhigt fühlen, wenn wir, von Religion geleitet, uns dem vollen Vertrauen hingeben, daß der weise und allmächtige Gott auch den Geist der Zeit wird lenken nach seinem Wohlgefallen zum Besten der Menschheit. Ist er nicht aus Gott, so wird er schnell verwehen. Aber auch bei diesem Vertrauen kommt es uns zu, so lange die Entwickelungs-Periode dauert, wie jetzt nach redenden Zeugnissen, vorsichtiglich zu wandeln als die Weisen, die da aufschauen sowohl auf die sich kundgebende Gesammtrichtung des Denkens und Wollens der Menschen — den Zeitgeist selbst — als auch auf die einzelnen Vorgänge, welche in ihr ihre Wurzel finden, um selbst nüchternen und unbefangenen Sinnes zu bleiben.

Unleugbar steht oder fällt nun jede menschliche Einrichtung mit dem Geiste der Zeit. Zu den, wenn nicht gefallenen, so doch scheinbar gerichteten und wirklich sinkenden rechnen wir die sogenannten Gebetverhöre, eine Einrichtung, deren Namen höchst ungeschickt gewählt, deren Gegenstand aber zu wichtig ist, als daß man sie ruhig der Zerstörung preisgeben könnte, daher wir uns erlauben, die Theilnahme der geehrten Leser für einige Augenblicke zu beanspruchen, um ihr Wesen, ihren Ursprung, ihre Wichtigkeit, die Gründe ihres Verfalles und die Mittel ihrer Aufhilfe kurz zu betrachten.

Es wird nicht Vielen bekannt sein *), daß in einem Theile von Ostpreußen, namentlich im Samlande und in Natangen, alljährlich um die Michaelis- und Martinizeit der Pfarrer der Landgemeine hat, nach den einzelnen Ortschaften seiner Gemeine umherfährt **), dort die Jugend, zumal die eingesegnete und die Dienstboten, in Gegenwart der Hausväter und Mütter um sich versammelt, und nach einem kurzen Gesange, Gebete und einigen einleitenden Worten, eine Unterredung über religiöse Gegenstände mit jenen anstellt, mit welcher zugleich eine Prüfung im Lesen der heiligen Schrift und in der Katechismus-Kenntniß verknüpft ist. Ein Gebet und Gesang beschließt die oft mehrstündige Handlung, nach welcher die Jugend und das Gesinde entlassen, der Geistliche aber stets von dem Hausvater, bei welchem gerade die nach der Reihe umgehende Versammlung stattgefunden hat, eingeladen wird, noch bei dem Mittagsessen, dem gewöhnlich alle Nachbaren beiwohnen, und später noch in der Gesellschaft zu

*) Ich bin bei Nennung des Namens sehr oft und neugierig um seine Bedeutung gefragt worden.

**) Dieses geschieht nach mehrhundertjährigem, zum Rechte geheiligten Gebrauche auf Fuhrwerk, das die Ortschaften selbst gestellen, aus dem einfachen Grunde, weil Pfarrer kein amtliches Fuhrwerk besitzt und zu jedem Amtsgeschäfte in seinem Sprengel abgeholt wird.

verweilen. Diese ganze Begebenheit nennt man nun das Gebetverhör, mit welchem zuweilen noch andre Geschäfte, wie die Aufnahme der kirchlichen Seelenverzeichnisse und die Einziehung der Kalende — diese durchaus unpassend — vereint sind. Der Lehrer des Ortes oder der Kantor begleitet jedesmal den Pfarrer zu Besorgung der etwaigen Nebengeschäfte.

Den Ursprung dieses geistlichen Geschäftes leiten wir bis in die ersten Zeiten der Reformation hinauf, den Keim dazu finden wir, wie es scheint, noch in den früheren Zeiten des Katholicismus *). Wenigstens erinnert sich Verfasser während seines Aufenthaltes in Frauenburg in der katholischen Gemeine etwas Aehnliches gesehen zu haben, und bekanntlich besitzt diese schon seit Jahrhunderten ihre feststehenden Einrichtungen. Dort hielt auch der Geistliche in Begleitung zweier Kirchenbeamten und einiger Chorknaben alljährlich um die angegebene Zeit einen Umgang von Haus zu Haus, und ließ sich nach Absingung eines Segenswunsches und Einweihung des Hauses die Kinder und das Gesinde vorstellen, wobei Ermahnungen gegeben, Heiligenbilder ausgetheilt, Geldkalende

---

*) Die Gebetverhöre haben ihren Ursprung in der Instruction, welche der Obermarschall Ahasver v. Brandt, Hofrichter Fabian v. Ostau und Hofgerichtsrath Friedrich v. Götzen entwarfen, die 1639 im Juni der Churfürst bestätigte. Sie steht in Grube's corp. const. prutenic. I. c. S. 34 ff. abgedruckt, und setzt Theil I. Cap. III. fest, daß die Prediger, welche eine Landgemeine haben, jährlich eine Visitation derselben oder ein sogenanntes Gebetverhör halten und jede Person ohne Ausnahme nach den Stücken des Katechismus und des Christenthums befragen sollen. Diese Festsetzung wurde durch die Verordnungen Königsberg den 28. April 1723, den 16. November 1738 und den 4. Februar 1757 erneuert. Unterm 28. November 1742 wurde nachdrücklich untersagt, Erbauungsstunden in den Häusern anzustellen, und befohlen, daß solches nicht einmal den Predigern in ihren Häusern gestattet sein soll. R.

eingenommen u. dgl. Geschäfte ausgeführt wurden *). Ich habe indessen nicht erfahren können, ob dieses auch in den übrigen katholischen Gemeinen des Ermlandes vorkommt, oder es eine allgemeine Einrichtung der katholischen Kirche ist. Doch läßt es sich fast annehmen. Die Aehnlichkeit jener Umgänge mit unsern Gebetverhören ist nicht zu leugnen, nur daß nach dem unterscheidenden Merkmale des Protestantismus ein tieferes Eindringen in die Verständniß der Heilslehre, das eigentliche Lehrelement bei diesen noch mehr vorwaltet.

Unsere Kirchengeschichte weiset es aber genau nach, daß mit der Einführung der Kirchenverbesserung den Seelsorgern dieses Geschäft auferlegt worden ist, wie deutlich aus den ältesten Kirchenordnungen sich ergiebt **). Mir liegt ein Abdruck der Kirchenordnung von 1567 und 68 vor, der aus dem J. 1598 herrührt. In dem demselben angefügten Buche von Erwählung der Bischöfe u. s. w. heißt es unter dem Artikel „Lehr

---

*) Auch mein Haus erhielt einen Besuch. Ich bekenne aber gern, daß ich den Besuch als Zeichen freundlichen Zusammenlebens und den dargebrachten Segenswunsch stets mit Dank entgegengenommen habe. Ein Mehreres fand natürlich nicht statt.

**) Es dürfte eine Uebersicht derselben manchem der geehrten Leser vielleicht nicht unangenehm sein. Die älteste Kirchenordnung für das Herzogthum Preußen wurde, obschon im J. 1525 verfertigt, doch erst 1526 und zwar in deutscher Sprache bekannt gemacht. In die lateinische Sprache übersetzt und durch die an drei Orten gehaltene Synode der Landes-Geistlichen mit Zusätzen und einem Lehrbuche des Glaubens vermehrt, erschien sie 1530 wieder und wurde gewöhnlich die constitutiones synodales genannt. Sie ist als das erste symbolische Buch in Preußen zu betrachten. Im J. 1544 erschien die bloße Kirchenordnung wieder, weil die ältere Ausgabe den Leuten aus den Händen gekommen war; doch fertigte man 1558 ein neues Werk der Art an, welches nicht allein die Kirchen-Ceremonien, sondern auch die Lehrsätze enthielt, jedoch hinderten die damals noch fortdauernden wüthenden Osiandristischen

der Pfarherrn" wörtlich: „Und sollen die Pfarherrn und Kirchendiener, nicht allein für sich in der Lehr unstrefflich sein, Sondern jerlich zu gelegener Zeit, in ire Kirchspiel gewidemete Dörffer visitiren und ire Pfarkinder gebürlich examiniren und verhören und da einer oder mehr das Examen fliehen würden, den, oder dieselben den Bischoffen in straff zu nemen der Herrschaft anzeigen."

Aber schon die Kirchenordnung selbst legt dieses Geschäft auf, wenn sie in dem Artikel „Ordenung des Catechismi in Dörffern" festsetzt: „Und damit das Volk zu solcher Lection und anderer Uebung des Catechismi desto ernster angehalten werde, Soll der Pfarherr, eine jede seine Dorffschaft, eine Wochen nach der andern, so in seinem Kirchspiel begriffen, alle Quartal, ja wenn er es immer schicken kan alle fünf oder sechs Wochen, des Sontags oder anderen gelegnen Tagen, was sie von solchen oben erwenten Stücken gelernet, ein jegliche Person, es sey Mann oder Weib (wo kein Kirch in demselbigen Dorff ist, doch sonst in einem

Streitigkeiten die allgemeine Zustimmung der Geistlichkeit. Diese wurde endlich 1566 errungen, und es erschien nun ein Lehrbuch, Repetitio Corporis Doctrinae Ecclesiasticae oder Wiederholung der Summa und Inhalt der rechten allgemeinen christlichen Kirchenlehre u. s. w., ferner eine Agenda, (barbaro vocabulo, setzt Hartknoch hinzu), endlich noch ein Buch von Erwählung der Bischöfe u. s. w. Die Kirchenordnung, die schon im vorhergehenden Jahre gedruckt war, wurde 1568 mit der Approbation des Pomesanischen Bischofs Dr. Venediger und des eben eingesetzten Samländischen Dr. Morlin versehen, von Neuem ausgegeben. Ueber diese berichtet Hartknoch ausdrücklich, daß sie keine neue gewesen, sondern daß nur die alte von 1544 vorgenommen, revidirt und in einigen Stücken geändert sei. Dieselbe bestätigte 1609 Churfürst Johann Sigismund während der Vormundschaftsregierung für den blödsinnigen Herzog. Bei dieser Kirchenordnung ist es auch bis auf die Einführung der erneuerten Agende 1829 geblieben, wiewohl späterhin noch öfters Abdrücke der Agende allein besorgt wurden.

Schultes oder anderen ehrlichen bequemen Hauß) insonderheit verhören und examiniren. Welche denn verechtlich von der Lection und Predig des Catechismi geblieben und nichts davon können, die soll er ernstlich darumb anreden und zu Besserung ermahnen. Was aber den anderen simpelen frommen Leuten mangelt, mit trewem und höchstem Fleiß unterrichten, wie ein jeder Pfarherr seinem Ampt und Geschickligkeit nach, solchem allem gute Maß zu geben und die armen einfeltigen zu unterweisen und leren, wohl wird wissen."

Kirchenvisitationen kamen in älteren Zeiten nicht regelmäßig und nur selten vor. Die vorhandenen Recesse der abgehaltenen müßten auch über die Gebetverhöre Rechenschaft geben. Mir ist aber kein älterer zu Gesichte gekommen, als der General-Kirchen-Visitations-Receß der Voigtei Fischhausen vom Jahre 1667, der sich leider nicht ganz vollständig bei den hiesigen Akten befindet. Aus ihm hebe ich folgende Stelle des §. 20. heraus: „Die Salaria sollen ihnen (den Pfarrherrn) von den Kirchenvätern alle Viertel Jahr aus den Kirchen-Gefällen richtig gezahlt, die Calende aber von den Landtleuten bei der Verhörung des Gebets, so wie vor Alters gebräuchlich gewest, gereichet werden, dahingegen aber sollen sie jährlich das Examen und Verhörung des Gebets in allen Dörfern fleißig und mit allem Ernst und Andacht halten, die Zeit, die sie dazu anwenden wollen 14 Tage zuvor von der Kanzel abkündigen, und wenn sie dahin kommen, nach allen Inwohnern des Dorffs, Kindern und Gesinde fragen, sie fleißig examiniren und unterrichten, die ohne erhebliche Ursachen abwesende notiren" u. s. w.

So standen in älterer Zeit mit Recht die sogenannten Gebetverhöre in Ansehen. Die trockne, in Dogmatismus und Polemik verknöcherte und dem Praktischen abholde Weise, Theologie und Religion zu behandeln, welche eine lange Zeit hindurch herrschte, mogte aber wohl nothwendig machen, sie je zuweilen

in Erinnerung zu bringen. Als aber um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die katechetische Unterrichtsweise auch in der Kirche zu hohem Ansehen erhoben wurde, wandte sich eine größere Sorgfalt auch auf die Gebetverhöre, die späterhin durch ausdrückliche Nachfrage bei den Kirchenvisitationen und Aufnahme in die Recesse erhalten werden sollte. Der Anfang dieses Jahrhunderts scheint aber gleichwohl den Stab über sie gebrochen zu haben, und erst das seit der Reformations-Jubelfeier höher erwachte religiöse Leben hat auch die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt; selbst das K. Consistorium im Erlasse vom 2. Nov. 1817 empfiehlt sie als äußerst nothwendig und wohlthätig, dennoch scheint man ihnen nicht diejenige Theilnahme zu widmen, die sie mit Recht verdienen.

Nachdem wir nun ihren Ursprung gefunden, und, so weit es möglich war, ihren geschichtlichen Fortgang verfolgt haben, sei es mir erlaubt, ihre Zwecke und Bedeutung näher zu beleuchten. Offenbar sollte dem Seelsorger eine Gelegenheit dargeboten sein, bei welcher er den kirchlichen und religiösen Zustand seiner Beichtkinder am Ehesten erkennen, diesen dagegen eine Gelegenheit, bei welcher sie die schon gewonnene Erkenntniß der christlichen Lehre prüfen, läutern, erneuern und befestigen könnten. Zugleich konnten Winke über die Anwendung der Lehre im Leben, wie sie auf die Kanzel nicht hinpassen, im vertraulichen Gespräche mitgetheilt werden. Besonders war es auf die unverheiratheten Mitglieder der Gemeine und das Gesinde abgesehen. Diese sollten hier zum Fleiße im Christenthume aufgefordert und zur Ausübung ihrer für das häusliche Glück so wichtigen Pflichten ermuntert werden, weil der Besuch der Kirche schon ihrer Verhältnisse wegen nicht regelmäßig stattfinden konnte.. — Wem sollte die Wichtigkeit dieser Einrichtung nicht vor Augen liegen, wenn er bedenkt, daß gerade von der persönlichen Einwirkung des Geistlichen auf seine Kirchgenossen seine Wirksamkeit abhängt? Zehn Predigten, so

erbaulich sie auch sein mögen, wirken nicht was ein einziges Wort, zu der Person und für sie gesprochen, wirkt. Die Predigt kann ja den Einzelnen nicht fassen; sie ist für Alle; wohl aber kann es das Gespräch. Und daß eine möglichst größte Einwirkung des Geistlichen auf seine Beichtkinder erzielt werden muß, Das gilt wenigstens so lange als wahr, als überhaupt die Kirche für die Erziehung der Menschen zum Gottesreiche nothwendig ist, und diese ist nothwendig, so lange noch der Wahn des Geistes und die Verkehrtheit des Herzens den Menschen dem Göttlichen entfremden. Daß nun auch die jetzige Zeit des Wahns und der Verkehrtheit genug gebiert, der Geistliche daher überall Aufforderung und Gelegenheit genug findet, mit allem Fleiße das Licht und den Geist des Evangeliums zu nähren und zu beleben; daß Dieses oft genug der Jugend und der dienenden Klasse noth thut, die sich leider so häufig allein überlassen bleiben und selbst die bis zur Einsegnung gewonnene dürftige Erkenntniß des Christenthums wieder vergessen, kann ja niemand ableugnen, woraus dann gewiß ist, daß die sogenannten Gebetverhöre auch für unsre Zeit höchst zweckmäßig und wichtig bleiben, besonders da viele Umstände eingewirkt haben, dem geistlichen Amte den Karakter des seelsorgerlichen zu entziehen. Und gerade für die Ausübung der sogenannten speciellen Seelsorge scheinen die Gebetverhöre von größestem Nutzen zu sein.

Die Stunden, welche den Pfarrer nach beendigter feierlicher Handlung mit den versammelten Hausvätern und Müttern vereinen, geben ihm vielfache Gelegenheit, auch den geistlichen Zustand der Alten zu prüfen, die Angelegenheiten der Kirche und Schule in Erwägung zu ziehen, ihren Sinn für sie zu beleben, Hindernisse hinwegzuräumen, nützliche Erkenntnisse mitzutheilen, besonders aber seine Kirchkinder näher kennen zu lernen und sie in ihrem häuslichen Leben zu sehen. Da lebt der Pfarrer in seiner Gemeine und kann wohl zuweilen die idyllische Vorstellung von dem Landgeistlichen als

dem Vater seiner Gemeine verwirklicht sehen. Mehr noch, es giebt auch Gelegenheit, die Krankenbette aufzusuchen und dort ein Wort des Trostes zu sprechen, oder auch wohl durch Darreichung des heiligen Abendmahles die ermatteten Gemüther aufzurichten und ihnen so einigermaßen den Verlust der Kirche zu ersetzen. Um so beachtenswerther stellt sich Dieses heraus, je schwieriger, ja unausführbarer die Ausübung der besondern Seelsorge in unsern meisten Gemeinen wird. Sie liegen zerstreut um ihre Kirchlein; oft sind die Ortschaften nur sehr klein, so daß eine nicht gerade bedeutende Gemeine auf weitem Flächenraume ausgedehnt liegt *). Auch ist es anerkannt, daß die Hausbesuche, durch welche allein die specielle Seelsorge sonst ausgeübt werden kann, mit beachtenswerthen Hindernissen zu kämpfen haben und deshalb in ihrer Wirksamkeit unsicher bleiben.

Aber hier ist, was die Hausbesuche ersetzt und die besondre Seelsorge ausüben läßt, und dieser Umstand bewirkt es weiter, daß die Gebetverhöre so äußerst große Wichtigkeit besitzen, so daß zu wünschen wäre, da, wo sie eingeführt sind, würden sie mit äußerstem Eifer betrieben und benutzt, und da, wo sie noch nicht gehalten werden, geschehe es nunmehr. Sie gar eingehen zu lassen, was schon gesetzlich nicht zulässig ist, wäre gar unverantwortlich. Freilich legen sie dem Geistlichen eine große Beschwerde auf. Die böse Witterung, die Fahrten, die Entfernung von dem Hause, die geistige Anstrengung zu einer Zeit, welche

*) So zählt die St. Lorenz'sche Gemeine etwa 1830 Seelen in 33 Ortschaften: Dörfern, Gütern und Abbauen. Ein ähnliches Verhältniß findet bei allen Samländischen Gemeinen, die mir bekannt sind, statt. Noch übler steht die Sache in Litthauen, wo ungeheure Gemeinen von mehren Tausend Seelen in Dörfern vertheilt zu einer Kirche gehören, die meilenweit von ihnen entfernt liegt. Und, wenn ich nicht irre, kommen die so nützlichen Gebetverhöre in Litthauen gar nicht vor.

schon mit Amtsgeschäften gewöhnlich überhäuft ist, bringen Unannehmlichkeiten mit sich. Aber der Geistliche ist seiner Gemeine wegen da, und Alles, was sie fördern kann, muß ihm ein heiliges Werk sein, und wenn es nicht ohne Segen bleibt, wie doch zu erwarten steht, wenn es in rechter Weise betrieben wird, so überwiegt ja die Freude des Gelingens weit die Last. Auch fehlt es in der That nicht an den ermunterndsten Erfahrungen *).

Aber bringen unsre Gebetverhöre nun den gewünschten Segen? gedeihen sie? So müssen wir jetzt wohl fragen. Und wenn Verf. bisher recht beobachtet hat, so muß wohl eine zweifelnde, wenn nicht ganz verneinende Antwort gegeben werden. Es stehen ihnen Hindernisse entgegen, welche die Verwirklichung der schönen Idee überaus schwierig machen. Gönnen mir die geehrten Leser ihre Betrachtung. Im Allgemeinen muß hier zuerst an den Geist der Zeit gedacht werden, der, wie schon oben angedeutet ist, gerichtet und seinen Bannfluch über die Gebetverhöre ausgesprochen hat. Wir hören Geistliche und Laien ihre Zweckmäßigkeit bezweifeln; aber der tiefere Grund davon liegt wohl darin, daß die allgemeine Denkungsweise der Wirksamkeit des Geistlichen als eigentlichen Seelsorgers entfremdet worden ist, wovon die Gründe aufzusuchen hier nicht der Ort sein kann. Wie man im gesellschaftlichen Leben ihn nur einen Prediger nennt, so ist man geneigt, ihn nur zu einem bloßen Prediger, d. h. einem Manne, dessen Amt es mit sich bringt, zu gewissen Zeiten zu predigen und gewisse Handlungen in der Kirche zu verrichten, herabzuwürdigen, ohne ihm die Leitung der Seelen zu ihrer höhern Bestimmung zugestehen zu wollen. Schreiber Dieses ist

*) Der würdige Greis, Herr Superintend. Besthorn zürne mir nicht, wenn ich hier an sein Zimmerbude denke, von dem er mit Begeisterung spricht und das er jährlich zweimal besucht.

ist weit entfernt, ein hierarchisches Kirchenregiment mit Pönitenzien u. dgl. aufleben lassen zu wollen; aber ist auch tief von der Ansicht durchdrungen, daß der Geistliche sich eine gewisse Gewalt über die Gemüther in christlich religiöser Beziehung anzueignen, daß er durch den Geist und das Leben danach zu haschen, d. h. zu leiten und fürs Höhere zu beleben suchen müsse. Weit entfernt bleibt Dieses von jeder unwürdigen Fesselung oder Herrschaft der Geister und der Gewissen. Die wahre Freiheit ist erst da, wo die göttliche Wahrheit wohnt, oder der Geist Gottes. Ihn nun selbst zu tragen, ihm die Bahn bei Andern zu öffnen, dazu ist der Geistliche berufen, wenn sein innerer Beruf mit Demjenigen übereinstimmt, welches ihm äußerlich durch seine amtliche Vocation auferlegt wird, „die ihm anvertraute Gemeine durch fleißigen Unterricht in dem Worte Gottes, so wie solches in der heiligen Schrift enthalten ist, wie auch durch Ausspendung der heiligen Sakramente als ein guter Seelsorger zu lehren, zu trösten, zu warnen, zu strafen, und zu ermahnen." Das Alles begreift das seelsorgerliche Geschäft in sich, dem, wie angedeutet, die Denkweise sich entfremdet hat. Kann es demnach befremden, wenn man auch einem Geschäfte abhold wird, dessen Hauptzweck ein solcher ist? —

Indessen außer dieser allgemeinen Ursache dürfte es an besondern nicht mangeln, welche theils in den Geistlichen selbst liegen, theils andern von ihnen unabhängigen Umständen zugeschrieben werden müssen.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß sich auch des redlichen Geistlichen zuweilen eine Muthlosigkeit und Unlust bemächtigt, welche ihren Grund in der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen um religiöse und moralische Bildung der ihm Anvertrauten findet, und welche nachtheilig auf seine Arbeit einwirkt. Sie ist eine Schwachheit des menschlichen Herzens, welches zuweilen verzagen will, wenn die Ernte verziehet, und welches nicht der inwohnenden Kraft der göttlichen

Wahrheit vertraut, die er verkündet. Wer wollte deshalb den Stab über ihn brechen? — Aber Vieles liegt wohl auch an der Weise, wie das Geschäft bei den Gebetverhören betrieben wird. Es kann nicht die Rede sein von solchen Amtsgenossen, welche die Aeußerlichkeiten derselben für die Hauptsache hinnehmen; sie richten sich selbst. Aber auch wenn wir ihren großen Zweck ins Auge fassen, greifen wir vielleicht fehl in der Art der Behandlung. Wir behandeln sie entweder als eine bloße Katechismus- oder gar Schülerprüfung, vereinen nicht den Ernst mit der Milde des Geistes, den das seelsorgerliche Geschäft erfordert, nehmen nicht auf die augenblicklichen Bedürfnisse der Versammelten genügende Rücksicht, oder gehen nicht genugsam ein auf die Schwachheiten, welche wir im Laufe der Unterredung bemerken. Alles Dieses muß hindernd entgegentreten. Endlich liegt es wohl oft an dem Mangel in der Fertigkeit zu katechisiren. Es darf uns Geistlichen neben der Kunst, erbaulich zu predigen, wohl nicht auch die, erbaulich zu katechisiren, mangeln. Sie giebt den jüngern Theil der Gemeine uns in die Hände; bei den Gebetverhören ist sie unerlaßlich. Jedoch nur keine Katechisation, wie sie der Schule angehört, gilt hier, kein ängstliches Sorgen um Verletzung irgend einer Schulregel darf den freien Erguß in steife Form einzwängen. Hier gilt die gemüthliche Unterredung, die vom Herzen zum Herzen erwecklich spricht, und wenn allerdings diese auch sehr von der eignen Stellung und Stimmung des Innern abhängt, so kommt doch Vieles auf den Besitz angemessener katechetischer Fertigkeit an *).

Es treten indessen auch andre hindernde Umstände noch entgegen; wir müssen dazu nothwendig die sehr

*) Ich glaube nicht Unrecht zu thun, wenn ich hier beiläufig die jungen Männer, die künftig Geistliche sein wollen, aufmerksam darauf mache, daß man nicht früh genug anfangen kann, nach ihm zu ringen.

häufige Gleichgiltigkeit der Eltern und häuslichen Vorgesetzten gegen religiöse Belehrung der Ihrigen rechnen. Ein dürres Schulwissen, oft nur der Lutherischen Hauptstücke, rechnen sie für vollkommene Erkenntniß der christlichen Lehre. Aber daß sie Rechenschaft zu geben im Stande sind Dem, der Grund fordert, von der Hoffnung, die in ihnen ist, daß das Erlernte erweitert werden, ins Herz gehen, dasselbe läutern und befestigen soll in allem Guten, dagegen trösten bei allem Bösen, Das bedenken sie nicht. Wie sie selbst selten mehr, als Dieses mitgenommen haben, lassen sie es auch genug sein, wenn die Ihrigen, mit solcher Kenntniß ausgerüstet, nur die Fähigkeit zur Einsegnung erlangt haben. Wer wollte leugnen, daß es der ehrenwerthen Ausnahmen auch viele giebt? Sie gewähren dem Geistlichen um so größere Freude. Ein neues Hinderniß finden wir in dem Uebermaaß von Festlichkeiten, welches mit den Gebetverhören oftmals verbunden wird. Kostbare Gastgebote werden angestellt, die Verwandten versammeln sich außer den Nachbaren mit den Ihrigen; an einem Tage ist es oft nicht genug, man bleibt noch den folgenden zusammen *). Muß Derjenige es nicht für eine Last erachten, den es trifft, das Gebetverhör bei sich halten zu lassen? Geht da nicht der ehrwürdige Zweck unter? Muß man nicht von Herzen wünschen, daß dieses Ueberbleibsel einer roheren und wohlhabenderen Zeit gänzlich schwindet? Jeder Verständige wenigstens wird es, und wird das Seinige dazu beitragen, daß es geschehe. Ein frugales Mahl kann Jeder ohne nachfolgende Reue und wird Jeder gern seinem Pfarrer

*) So hörte ich wenigstens neulich in einem Dorfe des Kirchspiels Schönwalde, daß außer den siebzehn Nachbaren die Verwandten des Gastgebers mit den Ihrigen zusammenkommen, dort reichlich bewirthet werden, die Nacht hindurch tanzen, am andern Tage die Schmäuserei fortsetzen, und am Ende die Ueberbleibsel des Mahles mit sich nehmen! Welch ein Unfug!

und seinen Nachbaren, wenn es ihn trifft, reichen. An einem solchen ist es völlig genug, um die Versammelten traulich zu vereinen. Nachtheilig wirkt endlich noch der Umstand, daß die Gebetverhöre nicht überall eingerichtet sind. Wir denken hier nicht an ganze Gemeinen, in welchen sie nicht vorkommen, sondern an einzelne Ortschaften solcher Gemeinen, in denen Dieses der Fall ist, welche sie gleichwohl nicht halten lassen. So sind meistens die adlichen und einzeln gelegenen kölmischen Höfe davon frei. Offenbar ein Mißbrauch und ein Nachtheil für die bestehenden Gebetverhöre. Abgesehen davon, daß in der That gesetzlich sie überall gehalten werden sollten, so legen Diejenigen kein gutes Zeugniß für ihren religiösen Sinn ab, die sie gewaltsam von sich weisen.

Aus dem Gesagten wird nun deutlich, daß sich dem Gedeihen des Institutes, von welchem die Rede ist, nicht unbeträchtliche Hindernisse in den Weg stellen, für deren Abhilfe geeignete Mittel ausfindig zu machen dem Menschenfreunde nicht gleichgiltig sein kann. Sie liegen nun zunächst freilich in dem Geistlichen selbst, so weit die Hindernisse in ihm selbst ruhen. Dem Geiste der Zeit kann er nicht widerstehen, wohl aber seinen Einfluß mildern durch innere und äußere Tüchtigkeit, die ihm auch eine ehrenvollere Stellung in der menschlichen Gesellschaft anweist, als es der Nimbus konnte, mit dem ihn eine vergangne Zeit umgab. Sie wird ihm die Weisheit und die Liebe geben, welche den auch in dem Landvolke noch reichlich vorhandenen guten Sinn zu beleben und zu leiten versteht. Mit ihr werden seine Gebetverhöre nicht segenslos bleiben. Das Bewußtsein, das Werk Gottes zu treiben, wird bald seine Muthlosigkeit überwinden und die Hoffnung an ihre Stelle setzen, daß manches Samenkorn dennoch seinen guten Acker findet und manche erfreuliche Ernte vorbereitet. Eine ernste Wachsamkeit wird ihn über seine Art der Behandlung aufklären und ihm den rechten Geist mittheilen, der auf die ganze Versammlung

übergeht. Sein Bemühen um stete Vervollkommnung seiner Lehrgaben wird nicht ohne Erfolg bleiben und hier zunächst ihm lohnen.

Doch so stände er auf sich allein beschränkt da. Er hat aber nicht die Gewalt in Händen, alle Hindernisse zu besiegen, und Derjenige irrt bei Weitem, welcher die Gesittung der Menschheit allein von ihm abhängig macht; er vermag Nichts ohne die Unterstützung der Besseren. Was kann er daher in Betreff jener äußeren Umstände, welche dem Gedeihen der Gebetverhöre hinderlich werden, anders, als Wünsche haben, daß es besser werden mögte? — Ja mögte der wahrhaft ehrwürdige Zweck derselben von Allen, Hohen und Niedern, auf dem Lande erkannt werden; mögten sie, was in ihrer Gewalt steht, zu ihrem Gedeihen beitragen; mögte der seelsorgerliche Wirkungskreis des Geistlichen immer weiter sich ausdehnen! — Doch dazu müssen erst die größeren Gutsbesitzer mit gutem Beispiele vorangehen, ihre Wohnungen auch den Gebetverhören öffnen und zugleich aufhören, ihre Untergebenen durch Beschäftigung an den Sonn- und Feiertagen dem kirchlichen Leben zu entfremden; es würden ihnen Viele folgen. Dazu müssen aus den Dörfern, wo sie stattfinden, auch erst die kostspieligen Gastgebote schwinden, wozu ja überdies die ökonomische Bedrängniß der Zeit hinlänglich mitwirkt; man würde auf Erreichung des wahren Zweckes mehr geben; dazu muß erst die Einsicht allgemeiner werden, daß allein christlich religiöse und moralische Bildung das höchst mögliche Glück jedes Einzelnen und der Gesammtheit bereitet. Mögte es dahin kommen! —

Briefe des Seminarlehrer S. Selwich an die Volksschullehrer und solche, die Volksschullehrer werden wollen.

Erster Brief.

Eng ist die Pforte, die ins Lehreramt führt, und Noth und Elend eines Dorfschullehrers.

Lieber Bruder!

Endlich hast Du Dich entschlossen. Lehrer zu werden, schreibst Du mir, ist Dein fester Wille. Wohlan, ich wünsche Dir Glück dazu. Doch möchte ich, ehe Du einen Schritt weiter thust, gern ein Paar Worte über den Lehrerstand, frei und offen, wie es einem Bruder geziemt, mit Dir sprechen.

Hast Du denn schon einen richtigen Begriff von dem Stande, für den Du Dich erklärst? Ach den hast Du nicht. Unser Vater ist ein Mann aus der alten Schule, der gewiß einer der ersten Schulmeister geworden wäre, wenn er in seiner Jugend Gelegenheit gehabt hätte, etwas Tüchtiges zu lernen. Doch mit wenigen Kenntnissen ausgerüstet, vermochte er, bei allem Aufwande seiner Kräfte, nicht, die Schule über das Mittelmäßige zu bringen, und sein rastloses Wirken und dessen Erfolg sind nicht der Art gewesen, um einen wißbegierigen, aber unerfahrenen und nur äußerst wenig unterrichteten Jüngling auf eine Stufe zu erheben, von welcher aus er richtige Blicke in das Schulwesen thun, und den hohen Zweck desselben begreifen könnte. Deinen Entschluß hat nur der Umstand bestimmt, daß Dein Vater Lehrer ist, daß Dein Bruder gleichfalls Lehrer geworden, daß der Lehrer im Schatten seines Hauses bleibt, während der Landmann in der Sonnenhitze, sauer, und im Schweiße seines Angesichts sein Brot sich verdienen muß, daß der Lehrer keine Abgaben zu zahlen hat u. s. w. Das sind allerdings Vortheile, deren sich andre Leute nicht zu rühmen haben; doch

damit Dein Urtheil nicht einseitig sei, mußt Du auch das Drückende des Standes, dem Du Dich widmen willst, kennen lernen.

Die Gemächlichkeiten und die Annehmlichkeiten dieses Standes bestehen nur in der Einbildung. In den frühern Jahren wurde ein Jeder Schulmeister, der etwas schreiben und rechnen und nothdürftig lesen konnte, und der nicht Lust hatte, sich durch seiner Hände Arbeit zu ernähren. Ein Instmann lernte von seiner Frau lesen, schreiben und rechnen. „Du bist für einen Instmann," sprach er nun, „viel zü gut, du kannst jetzt Schulmeister werden." Gesagt, gethan. Er schenkt einem Erzpriester eine Kuh, und wird Schulmeister. Sein Sohn lebt noch. Dieser hat Gelegenheit gehabt, etwas Tüchtiges zu lernen, und wirkt jetzt als Nachfolger seines Vaters mit besserm Erfolg, als es seinem Vater möglich war.

Ein Pfarrer machte seine Knechte zu Schullehrern, wenn sie ihm lange treu gedient hatten. Mancher ist Schulmeister geworden, der da verstand, in die Wünsche des Gutsherrn, der eine Schule zu besetzen hatte, einzugehen. So wurde auch ein Mann Schulmeister, der nicht einmal lesen konnte. Daß seine Kinder auch nicht lesen lernten, versteht sich von selbst. Gab nun der Herr Erzpriester bei der Kirchenvisitation dem Herrn Schulmeister auf, ein Kapitel aus der Bibel lesen zu lassen, und kam das Kind an einen Namen oder an ein anderes schweres Wort, so rief der Herr Schulmeister ganz laut dem Kinde zu: „wutsch ewer." — Dinter besuchte auf seinen Reisen unter andern auch eine Schule, in welcher das Rechnen seit mehren Jahren nicht betrieben worden war. Er äußerte darüber sein Befremden, und erhielt vom Schulmeister folgende Auskunft: „Als ich Schulmeister wurde, da verstand ich das Rechnen, doch ich habe den letzten Feldzug gegen Napoleon mitgemacht, und alles Rechnen vergessen." „Nun," sagt Dinter, „so müssen Sie das Rechnen von Neuem erlernen." „O das brauche ich

nicht, denn ich bin ja schon Schulmeister," war des weisen Herrn Schulmeisters Antwort.

So wie dieser, sprachen viele Andere, und doch wurden sie nicht selten vom Herrn Erzpriester bei der Kirchenvisitation belobt. Wer hätte da nicht Lehrer sein wollen? Die Kinder nach Gefallen beschäftigen, nebenbei die Schneiderei u. s. w. treiben, bei Hochzeits-, Kindtaufs-, Begräbnißschmäusen auf dem Ehrenplatz sitzen, sich gut bewirthen und „Herr Schulmeister" nennen lassen, Geld, Getreide, Heu, Stroh, auch manchmal Mehl, Fladen, Wurst u. s. w. in Empfang nehmen, und sich durch klugen Rath, oder durch Besprechung des kranken Viehes, des Feuers, den Peter und Michel zu Gegendiensten verpflichten, ist das nicht angenehm? ist das nicht einer kleinen Anstrengung werth?

Diese Zeiten, mein Bruder, sind vorüber, und könnten oder würden die alten und selig entschlafenen Schulmeister auferstehen, und sehen was jetzt geschieht, sie würden glauben, sie träumen, sie würden die Welt nicht wieder erkennen, und ihre jüngern Brüder, die der Tod noch nicht hingemäht hat, herzlich bedauern.

Wie sich doch Alles so sehr verändert hat! Was man früher vom Schulmeister nicht verlangte, das verlangt man jetzt von jedem Bauern-, von jedem Hirten-, von jedem Bettlerkinde; nicht nur von dem Knaben, o nein, auch von dem Mädchen. Da muß jedes Kind nicht nur fertig lesen, rechnen und schreiben können, sondern auch noch Erdbeschreibung, vaterländische Geschichte und vieles Andere, was dem alten Schulmeister nicht einmal dem Namen nach bekannt war, verstehen. Willst Du jetzt Schulmeister werden, so fragt man Dich, ob Du in allen diesen Gegenständen zu unterrichten im Stande seist. Sagst Du „Ja," so schickt man Dich nach Angerburg oder nach Karalena rc. zur Prüfung, und da fängst Du erst an zu merken, was der Lehrerberuf eigentlich auf sich hat. — Zuerst wird Dir eine Aufgabe zur schriftlichen Arbeit, dann eine

zweite, auch wohl noch eine dritte zur Unterredung mit den Kindern, und endlich eine Rechenaufgabe zur schriftlichen Auflösung gegeben. Ueber die zweite und dritte hast Du Zeit nachzudenken, sobald Dir aber die erste und letzte gegeben ist, mußt Du, der Du in Deinem Leben vielleicht noch nie eine Aufgabe dieser Art bearbeitet hast, Dich sogleich an die Arbeit machen. Du sollst schreiben, und weißt nicht was; Du suchst in allen Deinen Vorrathskammern nach, und findest keinen Stoff. — Zu Deiner Seite sitzt ein Anderer, dessen Feder ziemlich schnell über das Papier hinläuft. Du möchtest gern lesen, was dieser geschrieben, doch da steht ein Seminarlehrer, und verbittet sich solches. Deine Angst steigt. Du schreibst endlich etwas hin, doch was Du hinschreibst, ist ohne Werth. — Die Folgen dieser Prüfung sind Dir bekannt. Bestehst Du nicht, so wirst Du abgewiesen. Das macht Dich bekümmert und ängstlich, und raubt Dir den Schlaf.

Du sollst Dich mit den Kindern über eine biblische Geschichte, oder über ein Sprichwort, oder über einen Bibelspruch, vielleicht gar über das Rechnen mit Theilzahlen, oder über Wind, Regen, Blitz und Donner, oder über Schuhmacher und Schneider, über Thier und Pflanze unterhalten. Du bereitest Dich vor; Du erscheinst im Seminar, siehst Deinen Vordermann vortreten, hörst, wie er sich mit den Kindern unterhält, bemerkst die ernsten Gesichter der Lehrer, und wie sie Dich mit den Augen messen, als ob sie sagen wollten: „nun wir wissen schon, weß Geistes Kind Du bist;" Du zählst die Secunden bis zu Deiner Aufrufung; Du vergißt in der Angst, was Du Dir ausgesonnen, und worüber Du mit den Kindern sprechen wolltest. Endlich schließt Dein Vordermann die Unterredung, der Lehrer schreibt sein Urtheil nieder, und Du erhältst den Befehl vorzutreten. Die Unterredung beginnt. Du sprichst mancherlei, wovon Du, weil Du darüber eigentlich nicht sprechen wolltest, hinterher selber nichts weißt. Verlierst Du den Kopf nicht, so sagt der Herr

Schulrath nach einer Weile: „es ist hinreichend;" verlierst Du aber den Kopf, so fragst Du nach unnützen Dingen, weshalb Dich die Kinder, statt Dir eine Antwort zu geben, anstarren, vielleicht gar ihr Gesicht zu einem Lächeln verziehen. Dieses erhöht Deine Verlegenheit; die Unterredung geräth ins Stocken, und — Du mußt abtreten. — Damit glaubst Du, sei die Sache beendigt. Weit gefehlt. Nun geht erst die Plage recht an, denn nun verlangt der eine der prüfenden Herren, Du sollst gleich Luthern die Bibel und alle Katechismen kennen; der zweite verlangt von Dir eine große Fertigkeit im Kopf- und Tafelrechnen, mit ganzen und Theilzahlen; der dritte quält Dich mit der deutschen Sprache, mit Haupt- und Beschaffenheitswort, spricht vom Umstands- und Verhältnißwort, vom Zeit- und Fürwort, und von hundert andern Dir unbekannten Dingen; der vierte will, Du sollst mit der Erdbeschreibung genau bekannt sein, Du sollst die Erdtheile, Länder, Meere, Inseln, Seen, Städte kennen, Du sollst auf der Landkarte von Petersburg nach dem Asovischen Meere, zu Lande und zu Wasser Reisen machen. Das ist noch nicht genug. Du mußt nun noch zeigen, daß die Welt- und vaterländische Geschichte und die Naturkunde, Dir mehr als dem Namen nach bekannt sind, Du mußt noch lesen und singen. Mit dem Singen wird die Prüfung geschlossen. — Die Lehrer wollen sich jetzt über Dich besprechen, und Du wirst mit allen Denen, die mit Dir geprüft worden sind, entfernt. Dein Herz klopft, und Du fragst Dich: wie wird's doch werden?!

Du brauchst nicht lange zu warten, denn bald heißt es: „es kommen Alle wieder herein." Kaum stehst Du auf Deinem Platz, so vernimmst Du auch schon: „der N. muß nach zwei Jahren zu einer zweiten Prüfung kommen," oder: „der N. eignet sich zur definitiven Anstellung im Schulfache nicht," oder: „der N. ist für jetzt zur Beschäftigung im Schulfache nicht geeignet, doch bleibt es ihm überlassen, durch

eine abermalige Prüfung seine Brauchbarkeit nachzuweisen," oder: „der N. kann nicht mit Nutzen unterrichten, und wird abgewiesen." —

Siehst Du, mein Bruder, so stehet es jetzt. Wirst Du ganz abgewiesen, so hast Du, wenn man so unbarmherzig gewesen ist, Dich in der rauhen Jahreszeit, wenn der Regen herunterströmt und die Wege aufgeweicht sind, zur Prüfung zu bestellen, umsonst allerlei Uebel ertragen, so hast Du Dich umsonst zur Prüfung hinbemüht, und mußt Dich obenein noch schämen.

Wolltest Du sichrer gehen, und durchs Seminar zum Ziele gelangen, so gestelle Dich zur nächsten Aufnahmeprüfung in K. Glaube mir indeß, daß auch dieser Weg nicht mit Rosen bestreut ist, und daß Du manche Dorne antreffen und ihren schmerzhaften Stich empfindlich fühlen wirst. Du bist jetzt an ein freies Leben gewöhnt, stehst nach Belieben auf, rauchst vielleicht ein Pfeifchen, hast Neigung zu einem verderblichen Spiel, oder vielleicht auch zum Müßiggange, bist vielleicht mit manchem Uebel befreundet, besitzest nicht felsenfesten guten Willen, nicht frommen, christlichen Sinn, nicht unerschütterliche Ausdauer. In diesem Falle laß Dir die Lust vergehen, durchs Seminar ins Lehreramt zu gelangen. Du würdest, wolltest Du Deiner Lebensweise selbst im Seminar nicht entsagen, schon in der ersten Woche das Seminar verlassen müssen. — Im Seminar stehst Du unter strenger Aufsicht, mußt früh aufstehen, vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht beschäftigt sein, stets gut vorbereitet zur Stunde kommen, Dich der Reinlichkeit, der Ordnung und eines guten gesitteten Betragens befleißigen, manchen derben Verweis, manche Zurechtweisung mit freundlicher Miene hinnehmen, Dich aller schlechten Reden und alles dessen enthalten, was die Gunst Deiner Lehrer Dir rauben könnte, darfst keinen Taback rauchen, keinen Branntwein trinken, keine Kost, so schlecht sie oft auch ist, verschmähen, und überhaupt in keinem Falle gegen die Ordnung des

Hauses fehlen. „Das ist ja viel," wirst Du sagen, „zu erfüllen." Wahrlich viel, und erfüllst Du nicht alles nach Vorschrift, so wirst Du zuerst für einen schlechten Seminaristen erklärt, und wenn Du noch öfter nicht im Sinne Deiner Lehrer gehandelt hast, entfernt.

Doch ich nehme an, Du hast dort die Prüfung glücklich überstanden, uud bist hier nach vielen ausgestandenen Mühseligkeiten, nach großen Anstrengungen und vielen schlaflosen Nächten endlich Schulamtskandidat geworden, was hast Du damit gewonnen? was ist dann Dein Loos?

Man schickt Dich nach irgend einem Dorfe, mit der Weisung, dort die Dorfkinder zu unterrichten, und aus ihnen das zu machen, was aus ihren Eltern und Voreltern nicht geworden ist. — Arm tratst Du ins Seminar, arm verließest Du dasselbe, arm trittst Du Dein Amt an. Die Armuth ist Deine Gefährtin, die am längsten bei Dir ausharrt, und die Dich nicht eher verläßt, als bis Du ins kühle Grab sinkst. Doch ich will nicht zu schnell zu Ende eilen; ich will Dich auf manches Bittre, das Du wirst kosten müssen, auf manche trübe Stunde, die Dir die Nahrungssorgen bereiten werden, auf manchen Stein des Anstoßes, aufmerksam machen, damit Dir nichts unerwartet komme, was Dir begegnen werde.

Im Seminar hast Du etwas Besseres kennen gelernt, und willst dieses Bessere nun auch in Deine Schule verpflanzen. Sehr gut, aber siehe doch erst die Schule, in der Du wirken, siehe die große Menge der Kinder an, die Du zu guten Menschen ausbilden sollst. In der Schule fehlt nichts mehr, nichts weniger, als Alles, was eine Schule zur guten Schule machen kann. Du verlangst von der Dorfschaft, daß sie Bänke machen läßt, und für die Beschaffung der nothwendigsten Lehrbücher sorgt. Was erhältst Du da zur Antwort? „unser verstorbene Lehrer, dem Gott das ewige Leben verleihe, hat unsre Kinder

durch 30 Jahre zu unsrer und unsers Herrn Pfarrers Zufriedenheit unterrichtet, und neuer Bänke u. Bücher nicht bedurft, wozu bedürfen sie denn deren? Wissen sie denn weniger, als unser verstorbene Lehrer gewußt hat? Das sind aber verderbliche Neuerungen, und wir schaffen nichts an." Wirst Du klagbar, und werden die Bauern gezwungen, Deinen Wünschen nachzukommen, so hast Du sie zu Deinen Feinden, und mußt stets auf Deiner Hut sein, denn sie werden geflissentlich jede Gelegenheit aufsuchen, um Dich recht empfindlich zu kränken. Will es das Unglück, daß zu Deiner Schule auch Acker gehört, und daß die Bauern verpflichtet sind, denselben zu bestellen, so bereite Dich nur auf einen weit größern Aerger vor. Ohne Klagen bei den vorgesetzten Behörden geht's auch hier nicht ab. — Du hast von den Bauern Getreide zu erhalten. Du erhältst es, ja, aber welch ein Getreide?! Willst Du besseres Getreide haben, so mußt Du wieder klagen, und willst Du, wenn Du etwa friedliebender Natur bist, nicht klagen, so mußt Du Deinen Aerger verbeißen, und das Getreide annehmen.

Du gehst in die Schule, und findest vielleicht über 100 Kinder beisammen. Aber was für Kinder findest Du da?! schmutzige, mit Lumpen behangen, träge, zänkische, boshafte. Eine zeitlang starren sie Dich an, doch bald fangen sie nach ihrer gewohnten Weise zu lärmen an, daß Dir Angst wird, und Du kaum Dein eignes Wort hören kannst. Du bemühst Dich, Frieden und Ruhe zu schaffen, und gelingt Dir dieses nur auf kurze Zeit, so wirst Du ärgerlich und greifst zur Ruthe. Was ist aber die Folge davon? Der unvernünftige Vater des Kindes, das Du vielleicht zu hart, oder vielleicht nicht einmal hart genug gezüchtigt hast, kommt in die Schule, und behandelt Dich, als wärest Du ein Auswurf der Menschheit, ja er geht sogar zum Pfarrer und klagt: Du habest sein Kind zum Krippel geschlagen. Ist der Pfarrer ein vernünftiger, billigdenkender Mann, und geht ihm die Schulerfahrung nicht ab, so hat die

Klage des Bauern für Dich keine unangenehme Folgen; ist der Pfarrer aber aus der alten Schule, liebt er aus mancherlei Gründen die Seminaristen nicht, und betrachtet er jede Neuerung mit dem Auge des Vorurtheils, dann wehe Dir armer Schullehrer. Du magst die Sache immerhin der Wahrheit gemäß vorstellen, eines kränkenden Verweises bist Du gewiß. In Deinem Innersten verwundet gehst Du nach Hause.

In den Conferenzen giebt Dir der Herr Pfarrer auf, diesen und jenen Lehrgegenstand in der Schule vorzutragen, und die Kinder im Lesen, Schreiben u. s. w. in einer gewissen Zeit so und so weit zu bringen. Was fängst Du aber an, wenn Du findest, daß in Deiner Schule keine Bücher vorhanden sind, daß Deine Kinder auch nur wenige, und was das Schlimmste ist, verschiedene Bücher besitzen, und zum Lesen einige mit der Bibel, andere mit dem Testament, noch andere mit dem Kinderfreunde und wieder andere mit irgend einem andern Buche vortreten, daß Deine Kinder weder Papier, Tinte und Feder, noch Schiefertafeln haben. Du verlangst, daß die Eltern ihnen anschaffen, was ihnen fehlt, und klagst dem Herrn Pfarrer Deine Noth. Dieser bedauert Dich, wenn er nicht freimüthig genug ist, Dir zu sagen, daß es nichts taugt, wenn die Kinder zu viel lernen, indem die Mädchen dessen nicht bedürfen, und die Knaben nicht arbeiten, sondern die Schreiberei, oder die Handlung u. s. w. erlernen wollen, und unausstehliche dünkelhafte Menschen werden; er liebt aber die Bauern, und mag die Kirchspiel-Schulkasse nicht angreifen, und — die Sache bleibt beim Alten. Was geschieht aber, wenn der Herr Schulrath Dir in Deiner Schule von amtswegen einen Besuch abstattet? Er tadelt Dich hart, und mit Recht, und wenn Du, um nicht mit Deinem Herrn Pfarrer zu verderben, ihn nicht damit, was Du in dieser Sache bereits gethan, bekannt machst, so berichtet der Herr Schulrath bei der Regierung, aber mit Unrecht: „Der N. in N. ist ein nachläßiger Lehrer, und muß, wenn er sich nicht

bessert, künftig in Strafe genommen, und wenn das nicht hilft, von seinem Posten entfernt werden." Da wird's Dir armer Lehrer übel zu Muthe, und Dir schwinden fast die Sinne. —

Dein Maaß ist noch nicht voll. Gott sprach: „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei." Du nimmst Dir also eine Gehilfin. Du erhältst 12 Schff. Korn, etwas Gerste, vielleicht etwas Erbsen, Stroh und Heu, 12, wenn's hoch kommt 16 Thlr. Geld, benutzest Deinen Morgen, und dünkst Dir im Besitz Deiner anspruchslosen Gattin ein König. Möchte doch diese goldne Zeit lange währen, möchte doch jeder Kummer, jede Sorge fern bleiben. Ach diese Zeit vergehet nur zu bald. Hat sich Deine Familie vermehrt, hast Du 4, 6, 8, 10 Kinder zu ernähren und zu bekleiden, dann nimmt Dein Vorrath ab, dann schwindet Deine goldne Zeit, dann verrinnt Dein Wohlstand in nichts, dann kommen trübe Stunden, dann quälen Dich Nahrungssorgen. Dann bist Du armer Mann, der Du Dich bemühst Andere zu beglücken, zu bedauern, zu beklagen. Wirft irgend ein Uebel Deine Gattin, Deine Kinder, vielleicht Dich selbst aufs Krankenlager, dann kannst Du sprechen: „ach Herr erbarme Dich meiner und entferne die Tage herben Kummers von mir." — Deine Sorgen, Dein Kummer, hören nur mit Deinem Leben auf, sie hören auf wenn Du ausgekämpft, wenn Du ausgerungen hast, wenn Gott Deinen Geist in seinen Himmel nimmt, und die kühle Erde Deinen Leib empfängt. — —

Lebe, Bruder, wohl, denke über diese aus dem Leben entnommenen Wahrheiten weiter nach, und schreibe mir dann, ob Dein Entschluß, Lehrer zu werden, noch feststeht.

VII. Landwirthschaftl. Mittheilungen.

Ueber die Wirthschaft Masurens

enthält das Oktober-Heft 1835 der Georgine einen Aufsatz, der, unbeachtet gelassen, doch wohl hin und wieder zu der Idee führen könnte, er enthalte nur Wahrheit, was doch in keinem Punkte ganz der Fall, sondern fast immer wenigstens sehr entstellt und übertrieben ist. Der Verfasser desselben hat sich nicht genannt, auch die Schrift, woraus er entnommen ist, nicht angegeben, wahrscheinlich aber rührt er von einem Ausländer her, der geglaubt hat, mit einigen tausend Thalern hier eine große Herrschaft kaufen und so bei Gelegenheit noch großmüthig viel Gutes durch sein Beispiel stiften zu können, und da er sich getäuscht fand, nun Galle über das ganze Land spritzt, von dem ihm nichts gefiel, weil es mehr Sand und Steine als Dukaten, und noch im April mehr Kälte hat, als für den Anbau des Champagners grade gut ist. Ihm ging es wie Herrn Urian in seiner Reise um die Welt, der sich eingebildet hatte, in Mexiko liege das Gold wie Stroh, und er könne so nebenbei einen Sack voll mitnehmen. Er mag gleich ihm nun singen:

Allein, allein, allein, allein,
Wie kann der Mensch sich trügen,
Ich fand da nichts als Sand und Stein
Und ließ den Sack da liegen; —

wir aber wollen seine Nachrichten näher beleuchten.

Darin hat er nun freilich Recht, daß man mit geringen Mitteln in Masuren nicht große Dinge unternehmen kann. Das ist aber wohl im größten Theil der Welt so, und glückt nur hin und wieder und unter sehr begünstigenden Umständen wenigen ausgezeichnet thätigen und einsichtsvollen Menschen, deren wir aber unter den Eingewanderten eben nicht viele bemerkt haben. Für klüger wie wir hier sind hält sich dort

zwar

zwar fast jeder Junge, aber den meisten möchte es am Ende wohl gehen, wie jenem, der, nachdem er schon mehre Jahre im Lande, die meisten ausgezeichneten Männer desselben kannte, doch mit ungebührlicher Zuversicht einem Preußischen Mädchen versicherte, ihm wenigstens sei in Preußen noch kein kluger Mann zu Gesicht gekommen, die Antwort erhielt: das fände sie sehr natürlich, denn in Preußen hätten die klugen Leute die Gewohnheit, den Narren aus dem Wege zu gehen.

Daß der Verfasser übrigens nicht weiß wo Masuren liegt, kann man ihm eben nicht verdenken, denn wir Preußen wissen es selber nicht genau, indem es durch keine politische Eintheilung begränzt wird und gewissermaßen ein Provinzialism ist. Ostpreußen, Litthauen und Masuren laufen bei ihm konfuse durcheinander, weil es ihm unbekannt blieb, daß man zu Masuren den ganzen südlichen Theil der Provinz Ostpreußen, sowohl in dem Regierungsbezirk Königsberg als Gumbinnen, zu rechnen pflegt. In diesem größtentheils bergigen Landstrich ist das Klima freilich rauher, als da wo keine Berge sind, aber nach Verhältniß nicht kälter als in jedem andern Berglande gegen die anliegende Ebene; und auf den Alpen, dem Schwarzwalde, dem Harz, dem Erz- und Riesengebirge rc. ist es noch viel kälter als in Masuren. Daß hier die Vegetation aber erst mit Ende Mai beginnt und daß Anfangs September alle Feldarbeiten beendigt sein müssen, hat ihm wahrscheinlich Jemand eingebildet, der ihn vom Mitbieten auf dem Licitationstermin hat abhalten wollen. Wir im Lande wissen freilich, daß das Klima in der Ebene von der Weichsel bis zum Rheine zu, immer milder ist als hier, wissen aber auch, daß selbst im rauhesten Theile Masurens die Feldarbeiten Mitte April anfangen, gewöhnlich Anfang Mai schon volle Weide für alle Thiere, die nicht schwer arbeiten, sich findet, Ende Mai der Roggen schoßt und die Obstbäume abgeblüht haben, die Kartoffelerndte erst Ende September anfängt und dann

einige Wochen dauert, daß das Vieh in der Regel bis Mitte November gehütet und manchmal noch im December gepflügt werden kann. In den nördlichen Gegenden Ostpreußens säet man oft schon im März Erbsen und Hafer, und in milden Wintern gehen die Schaafe auf dem südlichen Abhange der Masurischen Berge, z. B. in der Gegend von Johannisburg, den ganzen Winter auf die Weide. Ob das nun gut sei, mag ich nicht beweisen; aber gut ist es auch nicht weder an der Elbe, noch am Rheine, weder auf der Eifel, noch in der Lüneburger Heide. — Wohl kommen einzelne Nachtfröste bis in den Juni vor, selbst, aber so selten wie in Deutschland, noch im Juli. Diese haben aber auf die Vegetation viel weniger Einfluß, als die dann gewöhnlich herrschende große Hitze, und unser Getreide leidet weit seltener davon, als das am Rheine, wovon man fast jährlich in den Zeitungen liest. Wie schlecht die Witterung oft in dem gepriesenen Westen ist, davon liefern die Zeitungsnachrichten dieses Jahres noch den Beweis, denn nach ihnen hat es Mitte October in Baiern und andern Theilen Deutschlands so stark geschneit, daß der Schnee einige Tage liegen geblieben ist. Wir Ostpreußen (denn von dem soll ja auch alles gelten, was der Verfasser von Masuren sagt) hatten in der Zeit die schönsten, angenehmsten Tage. Anstatt also, daß bei uns die Sommerarbeiten in 4 Monaten beendigt sein müssen, haben wir dazu reichlich 6, oft 7 Monate Zeit, und unser Vieh können wir reichlich 5, oft 6 Monate im Freien ernähren. —

Der Boden ist ziemlich richtig beschrieben, doch fehlt es ihm nirgends an der nöthigen Kraft, das Getreide zur Reife zu bringen, und nur da, wo er ohne gehörige Düngung tragen soll, sieht man schlechtes Getreide, und das ist in allen andern Ländern derselbe Fall. Hätte der Verfasser sich so genau im Lande umgesehen, wie man es von Jemand erwarten sollte, der seine Bemerkungen darüber drucken lassen will, so konnte er erfahren, daß gerade im rauhesten Theil-

zwischen Goldapp und Oletzko, um den Seesker Berg, auf Gütern, die von ächten Preußen bewirthschaftet werden, 6 Fuß hoher Roggen zu 10fältigem Ertrage, jährlich recht gut reif wird. Hier scheint man seines großmüthigen Beispiels also nicht mehr zu bedürfen.

Daß die Erndtekosten in Ostpreußen beträchtlich höher sind, als in mildern Klimaten, ist wahr, aber mehr eine Folge des allerdings kurzen Sommers, als des Menschenmangels, denn so arg, wie es der Verf. macht, ist es auch hierin nicht, und ich kenne keinen Ort, wo man mehr als den 11ten Scheffel Dreschermaaß giebt, und auch dies würde nicht geschehen, wenn der baare Geldlohn hier nicht so sehr geringe und fast nur $\frac{1}{3}$ von dem wäre, welchen man anderwärts giebt. Man gleicht dies hier auf eine sehr zweckmäßige Art, durch so große Naturalien aus, daß wir ziemlich auf dem Punkte stehen, wohin das Albertsche und andere Wirthschaftssysteme führen sollen.

Die Trägheit und Schlaffheit der hiesigen Arbeiter, ihre Gleichgiltigkeit gegen die Wirthschaft, die er will bemerkt haben, traf er vielleicht auf einem sequestrirten Gute, wo gewöhnlich, hier wie in andern Ländern, alles schlecht hergeht. Wir finden das nicht, sondern im Gegentheil ist der Kartoffeln essende Masur vermöge seiner geringern Körperkräfte, im Vergleich gegen den kräftigern Litthauer, wohl eben kein starker Arbeiter, aber doch ein sehr aufgeweckter, rühriger Menschenschlag, der mit geringer Aufmunterung sich fast zu Tode arbeitet, wenn es darauf ankommt, viel zu leisten.

Der Absatz der Produkte im Großen findet freilich viel Schwierigkeiten; das liegt aber wohl mehr daran, daß wir nur Acker- und keine Fabrikstädte haben, als daß es in Masuren keine Kommunikationswege giebt. Diese sind im Gegentheil nicht nur allenthalben vorhanden, sondern besonders in einigen Kreisen des Litthauischen Masurens (der Kreis Oletzko zeichnet sich dadurch vorzüglich aus) überall 20 Fuß breit und so schön, daß wir die Chausseen entbehren könnten, wenn

die Wege durch den fetten Boden Ostpreußens auch so gut wären. In dem größten Theile Deutschlands findet man, die chaussirten Hauptstraßen ausgenommen, weit schlechtere Wege als in Masuren.

Von den Wiesen sagt der Verfasser: „sie seien beinahe ohne alle Ausnahme theils an sich sehr schlecht, theils im allerschlechtesten Kulturzustande, und von Entwässerung durch Gräben ꝛc. nirgends eine Spur.“ Wohl findet man zwischen den Hügeln Masurens größtentheils nur Torf- und Moorwiesen, also natürlich mageres Heu; daß aber nirgends eine Spur von Verbesserungen zu finden sei, ist eine grobe Unwahrheit und gewissenlose Verläumdung der Landwirthe Preußens. In den 7 Kreisen Litthauens, die man gewöhnlich zu Masuren zählt, werden die Wiesen weit mehr abgegraben, als ihnen und dem Wirthe gut ist, man führt auf den meisten Gütern Torf- und Moorerde auf die Aecker, und von den Aeckern Erde auf die Wiesen, pflügt die Wiesen um, füllt die Gräben mit Strauch und Steinen, und an mehren Orten sind auch underdrains nicht selten. Bloß Stubensand mit Tabacksasche, Papierschnitzel, Filzlappen u. dergl. läppische Düngeringredienzen werden von den Besitzern großer Güter vernünftigerweise verachtet. Daß jedoch Wiesenkultur hier, wie in den meisten andern Ländern, hauptsächlich die schwache Seite des Landbaues ist, wollen wir nicht bestreiten; dies liegt jedoch oft weniger an der Einsicht der Landwirthe, als an dem geringen Betriebskapital der Bewohner eines Landes, das vermöge seiner Lage mehr wie jedes andere von den Prohibitivmaaßregeln der unverständigen eigensüchtigen Nachbaren leidet, und oft auch an der Unmöglichkeit, indem hochliegende Seen und Flüsse oder hohe Berge, deren Durchgrabung mehr kosten als die Wiese einbringen würde, es hindern. Flüsse und große Seen kann aber nur der Staat niedriger legen lassen, weil die Hunderte, die davon vortheilen würden, hier eben so schwer unter einen Hut zu bringen sind, als

die frechen Staatenbesserer in Frankreich und dem südwestlichen Deutschland. Doch aber thut der Staat auch hierin so viel, als es die allerdings schwierigen Zeitumstände gestatten, die allenthalben und in fast jedem Verwaltungszweige große Verbesserungen erforderten. Die Provinz Preußen insbesondere muß es stets anerkennen, was sie ihrem verehrten Oberpräsidenten Herrn v. Schön Excellenz auch in der Landeskultur verdankt, und die Wiesen des Staschwimmer Sees und an der Goldapp sind, wie die ungewöhnlich schnelle Verbreitung der Schaafzucht, segenbringende Zeugen seiner Verwaltung. Derselbe Grund, d. h. die Schwierigkeit der Ausmittelung des Kostentheils, hindert auch gewöhnlich die Verbesserung der Brücher in den großen Dorfskommunen, und es ist kein Wunder, wenn 50 Dorfsbewohner sich nicht einigen können, da man sieht, daß drei Gelehrte es auch nicht thun. Die Bauerwirthschaften können überhaupt nicht gut eher besser werden, bis sie separirt sind. Ungeachtet des herrlichen Kulturedikts ging es hiemit bisher sehr langsam, weil die Kosten, so lange die Generalkommission bestand, so groß waren, daß die Bauern nur mit Schreck daran dachten, auch wenn sie vom Nutzen derselben überzeugt waren. Seitdem dies wohlthätige Geschäft aber unter die Leitung der Regierung gekommen ist, und tüchtige Landwirthe Theil daran nehmen, beginnt es mit neuem Leben und wird bald die schönsten Früchte tragen. Auch die heilsamsten Gesetze bedürfen erst mancherlei Erfahrungen, ehe sie recht und allenthalben passend angewandt werden.

Wo doch der Verfasser die Nachricht her haben mag, daß in Folge schlechten Futters und rauhen Klima's die Viehseuche hier so oft wiederkehre? Wir im Lande wissen davon nichts seit der Zeit, daß ein schützender Zoll auf das Polnische und Russische Vieh gelegt ist, und dadurch die Einschleppung der Viehseuche von daher gehindert wird. Während des Polnischen Insurrektionskrieges fand die Seuche Gele-

genheit, an einigen Orten über die Grenze zu kommen, fand aber so viel Ordnung und gesundes Futter, daß sie wenig andre Orte, als wo sie ausbrach, berührte. Im Regierungsbezirk Gumbinnen unsers Wissens nur in zwei Orten; gewiß wenig, wenn man an die lange offene Grenze denkt. Ein schlagender Beweis für die Güte unserer Verwaltung, wenn man weiß, daß die Viehseuche in Polen noch im 4ten Jahre nach dem Kriege nicht völlig gedämpft war.

Zuletzt sagt der Verfasser noch: „Völlige Umgestaltung der Wirthschaften, mit sorgfältiger Rücksicht auf Boden und Klima, größere Industrie, sorgfältigere Kultur, Benutzung der Hilfsmittel, welche die Natur noch darbietet, dieses sind die Hebel, welche Masurens Wirthschaften heben müssen.“ Hierauf läßt sich erwiedern, daß alle diese Dinge noch fast in allen Ländern, nicht bloß in Masuren und Ostpreußen, sich anwenden lassen, wir die Beispiele dazu aber nicht vom Verfasser herzunehmen nöthig haben, indem wir dem Zwecke nach vollkommene Wirthschaften genug im Lande finden, die größtentheils von gebornen Preußen dirigirt werden. Unvollkommene Wirthschaften machen aber noch in jedem Lande, Belgien vielleicht allein ausgenommen, die Mehrzahl aus, wie man aus Schwarz und fast allen Englischen und Französischen Schriftstellern entnehmen kann. Daß sich deren auch noch sehr viele in Ostpreußen und Masuren finden, liegt so sehr in der Natur der größeren Hindernisse dieser Länder, daß sich nur gedankenlose, unwissende Menschen darüber wundern, und so schief und unwahr urtheilen können, wie der Verfasser des Aufsatzes es auf jeder Seite thut. In allen Ländern richtet sich die Ackerkultur hauptsächlich nach Klima und Menschenmenge, und wird durch sie bedingt; daß hier aber weniger Menschen auf der Quadratmeile leben, als an der Elbe und am Rhein, liegt so tief in Verhältnissen, die der Landmann allein nicht ändern kann, daß Worte darüber zu machen unnütz ist.

An Talenten fehlt es den Preußen gewiß nicht; das beweisen seine großen Geister jeder Art, deren es gewiß so viele aufweisen kann, als irgend ein ander Land mit gleicher Menschenmenge. Aber hauptsächlich an Kapital fehlt es in neuerer Zeit, und dieser Mangel lähmt vorzüglich große Unternehmungen und schnelleres Vorschreiten in der Landeskultur. Am entferntesten vom Mittelpunkte des Staats geht es dieser Provinz, wie den entfernteren Gliedern des menschlichen Körpers; sie enthalten weniger Blut, als die, welche dem Herzen näher sind; diese Provinz am wenigsten Kapital.

Was der Verfasser am Ende über den Gebrauch der Kühe zur Arbeit sagt, ist in unserer Provinz nichts Neues mehr, freilich aber seltener, als gut und zweckmäßig wäre. Besser wäre es, die vielen schlechten Pferde abzuschaffen und mehr Kühe zu halten.

Auch über Mangel an Umgang klagt der Verf. Hätte getäuschte Hoffnung auf ein Eldorado, wo er gleich Urian das Gold wie Stroh zu nehmen glaubte, nicht seine Galle aufgeregt, so würde er ihn allenthalben gefunden haben. Vom Litthauischen Masuren ist es wenigstens bekannt, daß da so viel Geselligkeit und Frohsinn herrscht, wie in irgend einem Lande. Fast auf jeder halben Meile trifft man ein adlich Gut oder eine Domaine, deren Inhaber größtentheils mit allem Neuen der landwirthschaftlichen Literatur bekannt sind, in den Kriegen größtentheils Frankreich und Deutschland, viele auch England gesehen haben, und selbst auf allen größeren köllmischen Gütern findet man Besitzer, die keine Gesellschaft verunzieren. Auch ist das Land doch so bevölkert, daß wohl selten ein Gutsbesitzer mehr als 2 Meilen von der nächsten Stadt entfernt ist, und in jeder Stadt hätte der Verfasser Zeitungen, mancherlei Journale, durch alle Examina gegangene Geistliche, Schullehrer, Polizei- und Justizbeamte, und in den meisten Städten auch schon viel gewerbtreibende Bürger gefunden, an denen er weder geistige noch gesellige Bildung vermißt haben würde. Selbst in vielen Dörfern

findet man jetzt schon Schullehrer, mit denen zu sprechen jedem Vergnügen machen wird, der Sinn für Menschenveredlung hat. Wohl aber fehlen uns Gesellschaften, wie der geistreiche Verfasser des Tutti frutti sie beim Geheimen Rath Barnabas beschreibt, und die Klingeln werden hier im Lande durch Anmeldung fürstlicher Gäste nicht reißen.

Ueber die Räude der Pferde, wie sie sicher zu vermeiden und leicht zu heilen ist.

In besonderer Rücksicht auf den Regierungs-Bezirk Königsberg.

Von dem Departements-Thierarzt Dreßler.

(Forts. und Beschl.)

(B. Nach der zweiten Methode.)

Diese Methode, die Räude zu heilen, ist in hiesiger Provinz die gebräuchlichere. Es läßt sich dafür und dagegen Manches sagen. — Für dieses Verfahren spricht die Leichtigkeit, die Mühlosigkeit der Anwendung; aber durchaus keine größere Sicherheit, Schnelligkeit oder Kostenersparung bei der Heilung. Oft habe ich nach Verlauf von vielen Monaten mehrmalen und nach verschiedenen Vorschriften behandelte Pferde noch räudig gesehen.

Gegen diese Methode, die Räude zu heilen, spricht die Kostbarkeit, der größere Zeitverlust ehe ein Urtheil über den Erfolg der Anwendung möglich, die größere Gefahr für das Leben und die Gesundheit der behandelten Thiere, und die Gefahr der die Arznei in Anwendung bringenden Menschen; der in der Regel damit verbundenen Feuersgefahr gar nicht zu gedenken. Endlich aber spricht noch das moralische edlere Gefühl

im Menschen, welches vermeidliche oft nutzlose Thierquälereien verabscheut, dagegen.

Die Leichtigkeit und Mühlosigkeit der Anwendung dieser Methode besteht darin, daß man die Hoffnung hegt, durch einmaliges Einschmieren die Räude beseitigen zu können, ohne jene, Zeit, Menschenverstand und Menschenkräfte in Anspruch nehmenden Mühwaltungen nach der ersten Methode übernehmen zu dürfen. Diese Hoffnung trügt aber eben so oft, als es unleugbar zu den gemachten Erfahrungen gehört, daß die erste Methode bei einzelnen Pferden nicht auszureichen scheint. — Die Kostbarkeit der anzuwendenden Arzneien ist bei der zweiten Methode immer größer als bei der ersten, und es reichen dabei niemalen Hausmittel aus, was unzweifelhaft bei der ersten Methode der Fall ist. — Der Zeitverlust in Betreff des Urtheiles, ob die Heilung gelungen oder nicht, ist immer größer als bei der ersteren. Man muß 14 Tage, 3—4 Wochen warten, ehe man urtheilen kann, ob Heilung erfolgte oder nicht, wohingegen man bei der ersten Methode täglich seine Entschließungen fassen und sein Verfahren ändern kann. — Für das Leben und die Gesundheit der Thiere kann die Gefahr niemalen ganz vermieden werden; denn die anzuwendenden stark wirkenden, eine allgemeine Hautentzündung verursachenden Mittel haben gar nicht selten die traurigsten Wirkungen.

Jeder Landwirth wird sich erinnern gehört zu haben, daß bald mehr bald weniger Pferde zu Tode geschmiert worden sind. Weil ihnen das aufgeschmierte Euphorbium und die Spanischen Fliegen tödtliche Nierenentzündungen verursachten. Aber noch öfter sind Augenentzündungen die traurigen Folgen dieser Procedur. Aehnlicher Gefahr sind die, die Arzneimittel in Anwendung bringenden Menschen ausgesetzt.

Da mit dieser Methode das Erhitzen von fetten Substanzen, denen in der Regel auch noch ätherische Oele, als Terpenthinöl, Hirschhornöl (Franzosenöl), Schwefel und Theer zugesetzt wird, in Verbindung

steht, so verdient dieselbe auch aus dem polizeilichen Gesichtspunkte eine nicht unwichtige Rücksicht. Es ist daher unverzeihlich, wenn größere Massen dieser Arzneien in Gebäuden, oder, wie es leider öfter von mir gesehen worden, auf Dorfangern oder in den an die Gehöfte angrenzenden Gärten, gemischt und gekocht werden. Immer sollte dies in einer mit den Polizeivorschriften über das Firnißkochen übereinstimmenden Entfernung von allen Gebäuden geschehen, denn ohne diese Vorsicht ist die Feuersgefahr wegen des sehr schnellen Steigens und Ueberkochens dieser leicht entzündlichen Ingredienzien sehr groß.

Endlich wird aber durch diese Methode der Heilung der Räude, das moralische Gefühl der Theilnahme gegen fremden Schmerz, auch wenn es Wesen betrifft, welche weit unter uns stehen, auf die lebhafteste Weise aufgeregt. Denn es werden den armen Pferden bei dem sogenannten Schmieren über Leib und Leben unsagliche Schmerzen gemacht, welche oft nicht unabänderlich nöthig waren, sondern nur die Mittel an die Hand geben sollen, um mit mehr Bequemlichkeit, ohne größere und fortgesetzte Aufsicht dasselbe Ziel zu erreichen.

Leider ist es wahr, daß noch oft dauernd sich gleich bleibende intelligente Aufsicht über die Pferde, diese kostbaren und nützlichen Hausthiere, fehlt, weßhalb es unvermeidlich ist, gesund scheinende und wirklich kranke Pferde zur Tilgung der Räude in einer Heerde gleich zu behandeln, und allen ohne andere Noth denselben Schmerz und dieselbe Gefahr zu bereiten. Ich rede nicht gegen das Verfahren, aber ich rede von ganzem Herzen gegen die mißbrauchliche Anwendung.

Da wo das erste Verfahren nicht zu glücklichen Resultaten führte, oder wo sich eine entschiedene Bösartigkeit der Krankheit ausspricht, was jedoch in der Regel nur bei einzelnen Patienten der Fall, ist die zweite Heilungsmethode vorzuziehen, und ich habe

folgende Verbindungen mit besonders gutem Erfolge anwenden sehen.

1) Nimm: Schweinfett (Leinöl oder Thran) 1 Pfd. oder 32 Loth, erwärme auf Kohlen gelind, thue unter beständigem Umrühren hinzu: Euphorbium-Pulver, Spanisch-Fliegen-Pulver, von jedem ½ Loth, Schwefelblüthe 4 Loth; lasse eine kurze Zeit über Kohlen ziehen, nimm vom Feuer ab und setze, nachdem mäßiges Erkalten eingetreten, hinzu: Terpenthinöl, Hirschhornöl, von jedem 1½ Loth; lasse die Salbe fortwährend rühren und schmiere die Pferde mit einer Bürste sorgfältig ein. Ueber und über räudige Pferde müssen sorgfältigst und durchaus eingeschmiert werden. Oder

2) Nimm: Leinöl 1 Stof, Alaun-Pulver (recht fein), Schwefelblüthe, von jedem 6 Loth, Spanische Fliegen 1 Loth; mische zur Salbe, schmiere die Pferde mit der erwärmten Salbe über und über. — Auch können mit Nutzen statt 6 Loth Alaun, 3 Loth Alaun und 3 Loth weißer Vitriol angewendet werden.

Nach dieser Salbe wachsen besonders schnell und gleichmäßig wieder neue Haare, obgleich die ganze Oberhaut verloren geht.

Die Zahl dieser Schmiermittel ist groß und ihre verschiedenen Zusammensetzungen sehr bekannt, deshalb werde ich ein Mehreres von ihnen nicht anführen. Alle haben Entzündung und Verlust der Oberhaut an den geschmierten Theilen zur Folge. Nach dem Kraftzustande jedes Pferdekörpers löst sich die Oberhaut früher oder später (in der Regel vergehen 8 bis 10 Tage), zerplatzt vielfach und schält sich von der unter ihr neu gebildeten ab. Von der Zeit an, wo die Haut sich zu lösen anfängt, ist es nützlich, die Pferde mit weichen Strohwischen täglich abreiben zu lassen. Während der Heilung sind Nässe und Verwundungen mit dem Putzzeuge sorgfältig zu vermeiden.

Ueber die Anwendung innerer und den gesammten Organismus angreifender Heilmittel bei der Räude.

Die innere Behandlung der Räude, wo sie wirklich erforderlich, gehört eigentlich dem Wirkungskreise des Thierarztes an; es wäre daher angemessen darüber zu schweigen; da ich jedoch möglichst populair belehren will, hier so viel davon.

Es hat sich nützlich erwiesen, wohlgenährten, großen, alten Pferden, einen mäßigen Aderlaß, 1 bis 2 Stof nach der Größe, zu machen. Seltener sind Fontanellen vor die Brust gelegt, bei der Räude nothwendig und von wesentlich gutem Erfolge. Dasselbe gilt von Laxiermitteln; sie sind anwendbar und nützlich bei alten großen Pferden, welche übermäßig wohlgenährt sind und an Unthätigkeit des Darmkanals leiden.

An solchen Stellen, die einzeln bei der Behandlung zurückbleiben, ohne sich zu verändern, leistet das Schröpfen mit der Flitte (Scarification) und diesen folgend die Anwendung einer scharfen Salbe sehr gute Dienste.

Innere Arzneien zur Heilung der Räude sind, bei Appetitmangel, schlechter Verdauung u. Kraftlosigkeit, in den Formeln 1., 2., 3. und 4. angegeben. Ganz besonders empfehle ich No. 3. für solche schwache Pferde, die einer bedeutenden Auslage nicht verlohnen.

No. 5. empfehle ich für solche werthvollere Pferde, die neben der Räude an chronischen Brustbeschwerden leiden. Diesen ist auch jedenfalls ein Fontanel vor die Brust zu legen.

Alle inneren Arzeneien, welche bei der Räude nützen sollen (mit Ausnahme der Laxiermittel) müssen eine längere Zeit gebraucht werden, und zwar z. B. so vertheilt, daß sie 3 Tage vor der eigentlichen Behandlung und 3 Tage während derselben oder nach dem einmaligen Schmieren angewendet werden. Einmal Arznei geben nützt sicher nichts. Die Arznei soll hier einen Zustand beseitigen, der nur allmählig, langsam entstanden ist. Der Natur der Sache nach ist ein

solcher auch nur langsam und bei anhaltendem Wirken dagegen zu beseitigen.

Pferde, die neben der Räude, Wurm, bösen Kropf oder andere bedeutende fieberhafte Krankheiten bekommen, verlohnen selten einer kostspieligen Behandlung; deshalb rathe ich aufrichtig, den gewissen Verlust einem höchst ungewissen Nutzen, der sich sehr leicht in großen Schaden verwandeln kann, frühzeitig vorzuziehen, und solche Pferde sofort tödten zu lassen.

Innere Heilmittel.

1) Nimm: Schwefelpulver, schwarz Spiesglanz, von jedem 1 Loth, Wermuthkraut-Pulver, Kadigbeeren-Pulver, von jedem 2 Loth; mische, gieb jedem Pferde Morgens und Abends die Hälfte auf das Futter.

2) Nimm: Angelika-Wurzel-Pulver, Grindwurzel-Pulver, von jedem 8 Loth, Kalmuswurzel-Pulver 4 Loth, Sodabaumkraut-Pulver 6 Loth, Spiesglanzleber 4 Loth; mische zum Pulver, gieb täglich 3mal 2 Loth, mit Mehl und Wasser oder Honig zur Pille gemacht.

3) Nimm: junge Fichten-Sprossen, Weidenrinde von jungen Aesten, von jedem gleichviel; mache alles möglichst klein und gieb es Handvollweise täglich 3mal auf das Futter. Dieser sehr nützlichen Verbindung setzt man mit Nutzen auf das Pferd täglich 1 Loth schwarz Spiesglanz und 2 Loth Kochsalz zu.

4) Nimm: Lorbeeren-Pulver 8 Loth, Schwefelblumen, Schwefel-Spiesglanz-Pulver, von jedem 4 Loth, Salpeter 6 Loth; mische zum Pulver und gebrauche wie No. 2.

5) Nimm: Fenchel-Saamen-Pulver, Wasser-Fenchel-Saamen-Pulver, von jedem 4 Loth, Goldschwefel 2 Quentchen, Kalomel 1 Quentchen, Alant-Wurzel-Pulver, Schierlingskraut-Pulver, von jedem 2 Loth; mische, mache mit Honig zur Pille, theile in 6 Theile und gieb täglich 3 Theile.

Anm. 1. Ueber die Behandlung des Mähnengrindes und der Pörtzelseuche will ich noch hinzufügen, daß man sie wie Räude behandelt. Zum Einstreuen zwischen die nässenden Falten wende man folgendes Pulver an: Nimm frisch ausgeglühtes Kohlenpulver, Eichenrindenpulver, von jedem 1 Theil, blauen Vitriol ⅛ Theil. Das feine wohlgemischte Pulver wird eingestreut, muß jedoch täglich durch Waschen sauber entfernt werden.

Anm. 2. Man bedient sich ungemein häufig des Leinöls zum Bestreichen der haarlosen Stellen, in der Absicht, dadurch den Haarwuchs zu begünstigen. Auf kleinen Flächen und mit ganz frischem Leinöl, und wenn es früher, als es ranzig wird, wieder abgewischt wurde, hat dies auch seine Richtigkeit. Dagegen schadet es auf größeren Flächen, z. B. über den ganzen Körper eingeschmiert. Man kann leicht ein gesundes Pferd damit krank machen, aber kein krankes gesund. Als ganz unnütz zur Heilung der Räude rathe ich diesen zwecklosen Aufwand zu vermeiden.

Von der Vermeidung wiederholter Ansteckung bei der Behandlung räudekranker Pferde.

Was ist der Grund, daß die Heilung einer Heerde Pferde oft so sehr schwer, so langwierig macht, daß sie sich von einem Jahre in das andere verschleppt und das Unglück vervielfältiget? —

Es ist die nicht gehörig beachtete Vermeidung der neuen Ansteckung. Dieselbe wird vermieden

1) dadurch, daß die Kranken, wenn gleich alle gleich behandelt, doch fortwährend nach den Fortschritten ihrer Heilung von einander abgesondert werden. — Man lasse niemalen ein genesenes Pferd neben einem noch kranken, wenn gleich geschmierten Pferde stehen, es wird leicht wieder angesteckt. Ganz besonders sondere man bösartig kranke Pferde, solche, die den Verdacht erregen, aus inneren Ursachen die Räude bekommen

zu haben, solche, bei denen die Räude so recht zu gedeihen scheint, sorgfältigst ab.

2) Man reinige während der Behandlung Stallungen und Geschirr sorgfältig, und gestatte unter allen Umständen den Wechsel des Geschirres nicht. — Alles dies kostet nur Aufmerksamkeit und Fleiß. —

Vierte Abtheilung.

Von dem Verfahren nach der Räude.

Ist die Räude geheilt, so empfehle ich folgendes Verfahren:

1) Man untersuche und beobachte jedes Pferd auf das Allergenauste, ob sich nicht hier und da noch Pickelchen oder neue gescheuerte Stellen finden. (Die größeste Vorsicht ist besonders im Frühjahre nothwendig; mehrmalen sahe ich oberflächlich geheilte Pferde im Herbst u. Winter wieder offenkundig räudig werden.)

2) Man lasse die genesenen Pferde, wo es angeht, täglich im Flusse oder Teiche schwemmen. Man thut dies sogar mit Nutzen bei kühlem Wasser, wenn die Pferde nachher mit Stroh gut abgerieben werden.

3) Man gebe neues Geschirr zum Gebrauch und reinige das alte auf folgende Weise.

a) Alles Eisengeräth, Halfter u. Brustketten, Schrapen 2c. werden roth warm gemacht (ausgeglüht).

b) Alles Leinen- u. Wollenzeug, Bürsten, Stränge, Leinen, Polster 2c. wasche man mit kochend heißer Lauge von Holzasche.

c) Das mit den Pferden in Berührung kommende Holzgeschirr, Kämme, Deichseln, Joche an den Zoggen 2c. werden mit kochender Lauge abgewaschen, oder abgehobelt. Die Risse im Holz werden mit Kalk ausgeschmiert.

d) Das Lederzeug wird mit lauwarmer Lauge sorgfältig abgewaschen, von anhängenden Schorfen und Haaren gereinigt, und nachdem es einen Tag getrocknet, mit einer Mischung von 8 Theilen

Kammfett u. 1 Theil Dachet eingeschmiert. Unter allen Umständen ist es besser, das Geschirr eine Zeit lang in der Luft aufzuhängen, als es gleich wieder zu gebrauchen.

4) Man reinige die Stallungen dadurch, daß man

a) alles leicht zu ersetzende Holzgeräth daraus ganz entfernt;

b) den Dünger, Stroh ꝛc. sorgfältig wegbringen läßt;

c) alles im Stall zurückbleibende Holzwerk ohne Ausnahme tüchtig mit möglichst heißer Lauge, Strohwischen und Sand sauber abscheuern läßt;

d) den ganzen Stall mit allem was darin fest ist, Wände, Fußboden, Rauffen, Krippen, Thüren, Thürpfosten ꝛc. mit frisch gelöschtem Kalk überstreichen läßt.

5) Man lasse die Wärter der Pferde ihre Kleider ablegen, und reinige sie dadurch, daß man sie, wenn das Brod aus dem Ofen, in denselben hineinbringt, damit sie wenigstens der Siedehitze ausgesetzt werden. Zu bemerken ist noch, daß die Pferde nicht eher in den Stall zurückgebracht werden dürfen, bis alles trocken und ausgelüftet ist.

Anhang.

Gesetzliche Bestimmungen.

Das Allgemeine Landrecht schreibt vor Theil 1. Titel 11. §. 205. Es gilt die Vermuthung, daß wenn sich Räude innerhalb vier Wochen nach der Uebergabe äußert, sie schon vor derselben vorhanden gewesen.

Der Anhang zum Allgemeinen Landrecht §. 14. setzt die Gewährzeit für die Räude auf vierzehn Tage fest.

Allg. L.R. Th. 2. Tit. 20. §. 1506. droht dem, welcher die gegebenen Polizei-Vorschriften vernachlässigt, mit Fünf Reichsthaler Geld- oder verhältnißmäßiger Gefängnißstrafe, und wenn er dadurch, oder sonst

sonst grobe Fahrläßigkeit und Uebertretung der Polizei-Gesetze, zur allgemeinen Verbreitung der Räude Anlaß gegeben, in sechsmonatliche bis dreijährige Zuchthaus- oder Festungsstrafe, die, wenn die Verbreitung der Räude vorsätzlich geschehen sein sollte, bis auf eine sechsjährige Zuchthaus- oder Festungsstrafe auszudehnen ist.

Die erlassenen Polizei-Vorschriften enthalten die Amtsblätter der Königl. Regierung zu Königsberg vom Jahr 1825 No. 31. und 1831 No. 15. Sie befinden sich in Jedermanns Hand und dürfen deshalb nicht wiederholt werden.

Der Drewshöfer Pflug.

Die Menschen sind so sehr geneigt, nur immer das Fremde und Ferne zu suchen, daß sie nicht selten das Nahe, Einheimische, Vaterländische übersehen, welches ihnen oft Freundlicheres und Besseres bietet, als jenes. Diese alte Erfahrung bestätigte sich aufs Neue bei einem vor mehren Monaten in der Allgem. Preuß. Staatszeitung abgedruckten Aufsatz über einen neuen Pflug. Die Nummer der Staatszeitung so wie der Name des Erfinders ist dem Referenten entfallen, aber so viel ist ihm erinnerlich, daß das Resultat des langen Aufsatzes war: der Pflug sei nicht anwendbar. Wir wollen hiemit nun keinesweges einen Tadel darüber ausgesprochen haben, daß man uns von einer neuen Erfindung, selbst wenn sie nicht Probe hält, in Kenntniß setzt; aber darauf wollen wir hindeuten, daß man die Leistungen verdienstvoller Männer unsers Vaterlandes über das Ausländische nicht vergesse, daß man sich mehr bekümmere um das, was bei uns selbst, ich meine in der großen Familie, welche man den Staat nennt, vorgeht.

Geht hin, Ihr Herren Landwirthe, nach Drewshof, einem freien Bürgerhofe unweit Elbing, und sehet die trefflich bestellten Felder dieses Gutes an! Und woher diese vorzügliche Bearbeitung des Bodens? Vermöge der guten Ackerwerkzeuge, welche nach der eigenen Angabe des Besitzers jenes Guts gefertigt wurden. Seine Instrumente sind die Resultate jahrelanger Studien, jahrelanger Erfahrungen und bedeutender Geldopfer. Herr Alsen, so heißt der verdienstvolle Mann, wird Euch mit der größten Menschenfreundlichkeit empfangen, und sich ein Vergnügen daraus machen, Euch seine Erfindungen bis auf die kleinsten Einzelnheiten zu erklären. Was er Euch sagt, darauf könnt Ihr bauen; denn ihm ist es um Wahrheit und um die Verbreitung einer nützlichen Sache zu thun, an welcher er mit der größten Selbstaufopferung arbeitete und fortwährend arbeitet. — Oder ist Euch, Ihr Herren, die Reise zu weit und zu kostspielig, so findet Ihr Belehrung in der von dem Erfinder herausgegebenen Schrift, welche den Titel führt:

Beschreibung und Gebrauchsanweisung des von F. Alsen construirten Drewshöfer Pfluges, vierspännigen Räderpfluges und von demselben verbesserten Beatson'schen Acker-Instruments; nebst 6 lithogr. Abbild. (in Bogen-Format). Elbing, Hartmann'sche Buchh. (Preis 1 Thlr.)

Die Brauchbarkeit und Güte der Alsen'schen Acker-Instrumente sind von dem landwirthschaftlichen Vereine des Elbing'schen Kreises allgemein anerkannt, und die einsichtsvollsten Landwirthe, nicht nur in hiesiger Gegend, sondern auch schon hin und wieder in Ostpreußen und Litthauen, haben die Drewshöfer Pflüge bei sich eingeführt. Ihre Vorzüge vor den bisher bekannten Pflügen bestehen in dem leichtern Gange, der verminderten Kraftaufwendung des Zugviehes, der vollkommenern Bearbeitung des Bodens u. s. w. Die Kosten

zur Herstellung der Instrumente sind nicht bedeutend, und Herr Alsen hat es schon in vielen Fällen, in welchen man sich an ihn wandte, mit seltener Uneigennützigkeit übernommen, die Instrumente unter seiner Leitung anfertigen zu lassen.

Ein Mitglied des landwirthschaftlichen Vereins zu Elbing.

Neue Erfindung.

In dem Dorfe Brotsack, zum Kirchspiele Neuteich im großen Marienburger Werder gehörig, wohnt ein Kölmer, Namens Busenitz, dessen Treiben und Schaffen wohl eine größere Aufmerksamkeit verdiente, als ihm bisher zu Theil geworden ist. Mitten in einer Gegend, deren Verhältnisse die Einführung neuer Entdeckungen und Erfindungen im Gebiete der Landwirthschaft unendlich erschweren, hat er, seit einer langen Reihe von Jahren, auf Alles sorgsam geachtet, was die Produktion des Landes vermehren und erleichtern mag, und keine Kosten gespart, um Versuche aller Art zu machen. Eigenes Talent hat ihn dabei in den Stand gesetzt, mancherlei Maschinen, von denen er die Beschreibung las, selbst anzufertigen, oder unter seiner Leitung anfertigen zu lassen. Es konnte nicht fehlen, daß sein, von der hier gebräuchlichen Art der Landwirthschaft, so sehr abweichendes Treiben, ihm manchen Spott von seinen Nachbarn eintrug, zumal, wenn seine Versuche mißglückten und ihm statt des gehofften Gewinnes, Schaden einbrachten. Doch er ließ sich in seiner Weise nicht stören, und hat nun die Freude, daß mancher Spötter zum Schweigen gebracht ist, und ihm in der einen oder andern Sache nachgeahmt hat. Schon seit funfzehn Jahren säet

er Oelsämereien, hat die Stallfütterung eingeführt u. s. w.

Vor etwa einem halben Jahre hatte dieser Mann das Unglück, durch eine Feuersbrunst nicht bloß seine Gebäude, sondern auch beinahe seinen ganzen Viehstand zu verlieren, weil es bei dem raschen Umsichgreifen der Flamme, nicht mehr möglich war, das Vieh aus den brennenden Stallungen zu retten. Dieß war besonders dadurch verhindert worden, daß die Pferde und Kühe, wiewohl allenthalben, an ihren Krippen und Trögen festgebunden standen. Da sann nun Herr Busenitz auf ein Mittel, solchem Unglücke für die Zukunft vorzubeugen, und erfand eine Vorkehrung, die eben so zweckmäßig als sinnreich ist, wodurch, vermöge eines einzigen Druckes, alles Vieh, das an einer langen Krippe angebunden steht, sogleich von seiner Haft befreit wird. Wie sehr wird diese heilsame Erfindung von allen denjenigen gesegnet werden, die davon Gebrauch machen wollen! — Herr Busenitz ist uneigennützig genug, seine Erfindung einem jeden mitzutheilen, der geneigt ist, sie anzuwenden. Er hat ein kleines Modell angefertigt, wodurch man sich hinreichend über die ganze Einrichtung belehren kann, und es wäre nur zu wünschen, daß dieses Modell durch die Fürsorge der hohen Behörden vervielfältigt würde, um recht allgemein bekannt zu werden.

VIII. Literarische Chronik.

Einladung zur Subscription auf die Gedichte des Herrn Pfarrers Bobrik zu Tapiau.

Unsern geehrten Lesern ist bereits im November-Heft, Jahrg. 1835 der Provinzial-Blätter, davon Anzeige gemacht: daß die Sammlung und Veröffentlichung der Gedichte des Herrn Pfarrers Bobrik zu Tapiau zu hoffen stehe. Diese Hoffnung ist gegenwärtig in Erfüllung gegangen. Die erwähnten Gedichte befinden sich bereits in der Offizin des Herrn Stadtraths Hartung unter der Presse und werden im Commissions-Verlage der Herren Buchhändler Gräfe und Unzer in zwei Bändchen erscheinen. Das erste, im Drucke schon vollendete Bändchen, bringt eine Sammlung kleiner Gedichte unter folgenden Rubriken: Bei Gelegenheit. — Romantisches. — Lieder. — Idylle. Liebesgedichte. — Buntes. — Geistliche Gedichte: I. Altisraelitisches. II. Christliches. — Das zweite Bändchen wird ein Trauerspiel enthalten.

Der Herr Verfasser hat den Weg der Subscription gewählt, und zu dieser die Freunde der Poesie einzuladen, finden sich die Provinzial-Blätter um so mehr veranlaßt, als eines Theils der Herr Verf. bei der Herausgabe seiner Gedichte zunächst die Beförderung milder Zwecke beabsichtiget, und als wir andern Theils eben nicht überreich an einheimischen Dichtern sind, mithin Unternehmungen der gegenwärtigen Art auf heimathliche Unterstützung und Theilnahme wohl vorzüglichen Anspruch haben dürften.

Der Subscriptionspreis für beide Bändchen, ist vom Herrn Verf. auf einen Thaler gestellt, und die Unterzeichnungen können in der Hartungschen Hofbuchdruckerei, bei dem Herrn Regierungs-Secretair v. Wichert und bei dem Herrn Tribunalsrath Dr. Bobrik hieselbst erfolgen. Auch ist die Redaction dieser Blätter zur Annahme derselben bereit. Für ein anständiges Aeußere der auf Velin-Druckpapier erschienenen Gedichte, bürgt übrigens schon der Name der Offizin, aus der sie hervorgehen. Damit aber unsere Leser auch eine Probe dessen, was sie von dem Inhalte zu gewärtigen haben, erhalten, lassen wir hier zugleich drei, dem ersten Bändchen entnommene Gedichte folgen. — Das „ex ungue leonem“ kann freilich auf Werke der Dichtkunst keine strenge Anwendung

finden; denn die Musen sind bekanntlich etwas launische Göttinnen, die dem Dichter bei seinen Productionen nicht immer mit gleicher Huld und Freundlichkeit zur Seite stehen. Auch kommt hinzu, daß bei einer Auswahl von Proben nur der, vielleicht einseitige Geschmack des Auswählenden entscheidet. Eben deshalb werden aber die hier mitgetheilten Gedichte hinreichen, Lesern, welche sich durch dieselben angezogen fühlen, die Gewähr zu geben: daß sie in der Sammlung selbst wohl Manches antreffen dürften, was ihnen noch mehr, als die hier mitgetheilten Proben, zusage. Wir bemerken schließlich nur: daß wir bei der Auswahl weniger auf den dichterischen Werth der einzelnen Stücke, als vielmehr dem Zwecke dieser Blätter gemäß, darauf gesehen haben, unsern Lesern Stoffe mitzutheilen, welche das vaterländische, oder doch das allgemeine menschliche Interesse in Anspruch nehmen.

1.

Kriegesgesang des Ostpreuß. National-Kavallerie-Regiments.

(Der würdige General-Lieutenant ꝛc., Graf v. Lehndorf, errichtete, bei Beginn des Befreiungskampfes, aus Freiwilligen, das schön gerüstete, starke Ostpreuß. National-Kavallerie-Regimeut, welches dem v. Yorkschen Corps einverleibt wurde. Die erste Eskadron führte weiße, die zweite blau und weiße, die dritte grün und weiße, die vierte roth und weiße Lanzenflaggen.)

Was zieht dort zur Schlacht? Wer nennt
Uns das blanke Regiment?
Lauter junges frisches Blut!
Reiter schmuck, die Rosse gut!

Lanze, Schwert, Pistol zur Hand,
Kommen wir vom Bernsteinstrand';
Freien Muthes, Mann für Mann,
Zieh'n wir gegen Frankreich an.

Kampfbewährt, mit Heldensinn',
Führt Graf Lehndorf uns dorthin;
Wie wir's meinen, saget dir
Der Geschwader Lanzenzier.

Weiße Fahnen wallen vor:
Unschuld fleht um Schutz empor!
Denn des Korsen Uebermuth
Schwelgt in Deutschlands Mark' und Blut'.

Treu sind wir dem Throne! Schau':
Dieser Fahnen Weiß und Blau!
Und so lang das Herz uns warm,
Schützt den König unser Arm.

Von den Lanzen weht es dann
Grün und weiß, und deutet an:
Daß die Hoffnung den beseelt,
Dem nicht frommer Glaube fehlt.

Endlich weiß und blutig roth:
Sei's zum Leben, sei's zum Tod';
Muthig zieh'n wir in den Streit,
Weichen keinen Finger breit!

Wer mit uns das Rechte pflegt,
Treue, Muth und Hoffnung hegt;
Muß des Sieges sicher sein:
Brüder, legt die Lanzen ein!

2.

Schlaf und Tod.

Wie wunderbar sind Schlaf und Tod!
Wie gleich und wie verschieden!
Der eine bleich, der andre roth;
Doch beide bringen Frieden.
Der eine warm, der andre kalt;
Doch beide führen Jung und Alt
Zum schönsten Stärkungsquelle,
Und segnend fliehn die Brüder bald,
Vor frischer Morgenhelle.

3.

Am Weihnachtsfeste.

Empor, zu Gott, mit Jubelton,
Empor, ihr frommen Lieder!
Des Vaters Bild, des Höchsten Sohn,
Kam heut zur Erde nieder!
Laut schall' es durch die Christenheit,
Und Alles jauchze weit und breit:
„Der Heiland ist gekommen!“

Er kam, er kam, schon muß die Nacht
Des Irrthums vor ihm weichen!
Denn Christus hat ein Licht gebracht,
Dem keines zu vergleichen!

Der Wahrheit Licht strahlt hell und rein,
Durch seinen wunderbaren Schein
Verklärt es unsre Pfade!

Der Heiland kam! Die Sünde flieht,
Mit Quaal und tausend Schmerzen;
Und jede Tugend siegt und zieht
Beglückend in die Herzen!
Wir thun was Christus uns gebeut;
Und Haß und Zwietracht schwinden heut,
Und Fried und Liebe herrschen!

Von Bruderliebe spricht sein Mund:
O freuet euch, ihr Armen!
Macht, Schwestern, eure Noth uns kund;
Nun findet ihr Erbarmen!
Sagt, Brüder, welcher Schmerz euch quält;
Denn Christus hat uns auserwählt,
Euch brüderlich zu lieben.

Und ist zu klein der Menschen Macht,
Euch, Jammernde, zu retten;
Der Höchste hütet euch und wacht,
Und bricht des Jammers Ketten!
Ihr Trauernden, verzaget nicht;
Der Heiland tröstet euch und spricht:
„Aus Leid erblüht die Wonne!"

Sei uns willkommen, Herr und Hort,
Dir sind die Herzen offen!
Wir nehmen gern dein Himmelswort;
Wir glauben, lieben, hoffen!
Der Freude reinster Ton erschall'!
Die Christenheit jauchz' überall:
„Der Heiland ist gekommen!"

Druckfehler im Januar-Heft.

S. 94 Z. 1 v. o. lies Ehrenrettung statt Ehenrettung.

Inhalt.

Tag der Ausgabe dieses Heftes: Den 1. Februar.

Vaterländisches Archiv
für
Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,
oder
Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben
unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,
von
D. W. L. Richter,
Königl. Preuß. Kriminalrathe.

Funfzehnter Band.
März-Heft.

Königsberg, 1836.
Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.
In Commission bei der Buchhandlung der Gebrüder Bornträger.

Dem Inhalte nach zerfällt diese Zeitschrift in folgende Hauptabtheilungen:

1. Das eigentliche Provinzial-Blatt.

Darin werden aufgenommen:

a) historisch-statistisch-topographische Aufsätze. b) Berichte über gemeinnützige Anstalten, sowohl neu errichtete, als auch über den Fortgang der bestehenden, über Armen- und andere wohlthätige und zweckmäßige Communal-Anstalten, über neue Einrichtungen, Verbesserungen, Vereine für gemeinnützige Zwecke und deren Wirksamkeit. c) Nachrichten über das Kirchen- und Schulwesen, als höchste National-Bildungs-Anstalt. d) Landwirthschaftl. Aufsätze: Berichte über Fortschritte in der Landwirthschaft, mit Inbegriff der Vieh- und Schafzucht, Vorschläge zur Verbesserung einzelner Zweige der Oeconomie, Erndte-Nachrichten 2c. e) Ueber Handel und Gewerbe. Aus- und eingegangene Schiffe in den 3 Häfen. Fabriken, besonders Tuch- u. Leinwandbereitung, Garn- und Wolle-Ausfuhr. Berichte über die vorzüglichsten Märkte und über Marktpreise in allen bedeutenden Städten der 4 Regierungsdepartements. f) Einwirkung der Staatsverwaltung und neuen Gesetzgebung. g) Merkwürdige Naturerscheinungen und meteorologische Beobachtungen. Abhandlungen aus der vaterländischen Naturgeschichte. h) Gesundheitskunde.

2. Vermischtes aus der Heimath und Fremde,

so fern es allgemeines Interesse hat und für die Zwecke dieser Zeitschrift geeignet ist. Die Preuß. Volkssagen und Volkslieder, und unter andern auch Mittheilungen über neue Entdeckungen, Erfindungen und gemeinnützige Anstalten des Auslandes werden hier ihre Stelle finden. — Populäre Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände.

3. Anfragen, Wünsche, Aufforderungen und Antworten.

4. Sach- und Personal-Chronik.

a) Gesetzgebung. b) Verdienstliche Handlungen. c) Jubiläen, — Gnadenbezeigungen. d) Besitzveränderungen adelicher und großer köllmischer Güter. e) Dienstveränderungen. f) Unglücksfälle. g) Verbrechen. h) Geburts- und Sterbelisten.

5. Nekrolog verdienter und ausgezeichneter Männer und Frauen.

6. Literarische Beilage.

a) Ankündigung und Kritik der in Preußen herausgegebenen Schriften. b) Anzeigen und Beurtheilungen gemeinnütziger Bücher. Schriftsteller und Redactoren, Buchhändler und Buchdrucker wer-

I. Geschichte der evangel. Kirche zu Mehlkemen in Litthauen.

Mitgetheilt von Wilhelm Schröder, Prediger.

---

§. 1. Lage und Name.

Das Kirchdorf Mehlkemen liegt im Regierungs-Bezirk Gumbinnen, im Kreise Goldapp, 3½ Meilen von Goldapp, 3 Meilen von Stallupönen, 4 M. von Gumbinnen, 7 M. von Insterburg und 20 M. von Königsberg entfernt, am Pissa-Fluß, welcher aus dem, eine Meile von hier entfernten Wyßtyter See, im Königreiche Polen, entspringt und auf welchem im Frühjahre eine Menge von Brennholz, aus der Nassaver-Forst, nach Stallupönen geflößt wird. Wollte man den Namen Mehlkemen deutsch wiedergeben, so würde die Ableitung aus dem Litthauischen die passendste sein, nämlich von mielas lieb und kiemas Dorf, also: Liebdorf. Doch läßt sich nichts Gewisses ermitteln, woher dieser Name dem Dorfe beigelegt worden ist *).

§. 2. Stiftung der Kirche zu Mehlkemen.

Die Vorfahren dieses Ortes und der Gemeinde waren von jeher getheilt und gehörten zu den nächstliegenden Kirchen Tollmingkemen, Szittkemen, Pillupöhnen und Enzuhnen. Da aber das Bedürfniß eines

---

*) Da bei Mehlkemen mehre Sandberge sich befinden, von denen bei Stürmen sich der Sand, so fein wie Mehl, weithin auf die Felder verbreitet uud selbst in die Häuser eindringt; so glaubt man den Namen auch vom Litth. miltai, Mehl, ableiten zu können. Doch ist auch diese Ableitung nur eine muthmaßliche.

eigenen Gotteshauses mit der Zeit deshalb so dringend wurde, weil wegen der Entlegenheit einiger Dörfer, die 2, 3 bis 4 Meilen zur nächsten Kirche zu fahren hatten, viele Menschen ohne Abendmahl und viele Kinder ohne Taufe dahinstarben, auch im Frühjahr und Herbste, das Anschwellen der großen sowohl als kleinen Ströme, die Menschen an dem Besuche der Kirchen behinderte und deshalb die Unwissenheit und Barbarei im Christenthume unter den Litth. Bauern überaus groß war; so bat der damalige Landschöppe im Mißischen Schulzen-Amt, Daniel Schröter, in dessen Schulzen-Amte Mehlkemen lag, mit dem Wildniß-Bereiter Reichel zu Nassoven, Lieutenant Metalski zu Mehlkemen und dem köllmischen Grundbesitzer Pelk zu Gedminkemen, die Churfürstl. Preußische Regierung zu Königsberg im Januar 1692, die Erbauung einer Kirche zu Mehlkemen zu erlauben und bei dem damaligen Churfürsten Friedrich 3. (dem nachmaligen König in Preußen Friedrich I.) diese Erlaubniß auszuwirken. Die Churfürstl. Regierung ertheilte auf dieses Bitt-Vorstellen, dem Amts-Hauptmann zu Insterburg Teophil v. Lehwald und dem Erzpriester Melchior Becker zu Insterburg, den Befehl sich nach Mehlkemen zu begeben und dort mit Zuziehung der benachbarten Prediger, über die Erbauung einer neuen Kirche und Zutheilung von Dörfern zu diesem Kirchspiele, schriftlich zu verhandeln.

Am 22. März 1692 fand nun diese Verhandlung zu Mehlkemen Statt und waren außer dem Amts-Hauptmann v. Lehwaldt und Erzpriester Becker und den Bittstellern zugegen: die Pfarrer Joh. Sperber aus Tollmingkemen, Martin Hinz aus Szittkemen und Christoph Polle aus Pillupöhnen. Da der Pfarrer von Enzuhnen, Joh. Heinrich Arnoldi, mit Tode abgegangen war, so vertrat die Gerechtsame dieser Kirche der gegenwärtige Petrickische Landschöppe, Johann Stabbert, unter dessen Schulzenamt die Kirche lag. Der Pfarrer aus Stallupönen Joh. Wolfgang Musculus, der auch eingeladen war, wurde durch eine drin-

gende Reise nach Königsberg an seiner Herüberkunft behindert. Da die benannten Prediger mehre Dörfer ihres Kirchspiels der neuen Kirche abtreten sollten, so waren sie Alle gegen die Erbauung einer neuen Kirche, indem sie dadurch in ihren Einkünften sehr geschmälert werden würden. Die Bittsteller suchten die vorgetragenen Gründe der Pfarrer zu widerlegen und meinten, daß die Gründe von selbst dadurch hinfallen müßten, wenn der Zweck dieses Wesens, nämlich die Ehre des Höchsten und Ausbreitung seines heiligen Namens und Wortes in Betracht gezogen würde. Denn Kirchen abschaffen wäre ein unverantwortliches Werk, aber neue Kirchen stiften und den unbändigen Litthauer zu Gott führen, wäre eine Sache, woran der höchste Gott, als auch Se. Churfürstliche Durchlaucht, ein gnädigstes Gefallen hätten. Der Amts-Hauptmann sowohl als der Erzpriester stimmten den Bittstellern bei und fanden die Erbauung einer neuen Kirche hier desto leichter, da das Bauholz zu derselben und zu den dazu nöthigen Gebäuden, von den mit vielem Bauholz bestandenen Hufen der Eingesessenen genommen werden könnte, sich auch zur Bezahlung der Handwerker der Landschöppe Schröter mit 250 Mark *), Pelck mit 150 Mark, Lieutenant Metalski mit 135 M. und Wildnißbereiter Reichel mit 100 Mark freiwilligen Beitrages verpflichteten und die Bauern-Dörfer sich geneigt zeigten von jeder Hufe 1 Gulden Polnisch, in zwei Terminen beizutragen. Es wurde nun ferner schriftlich festgestellt, welche Dörfer und mit wie vielen Hufen von den benachbarten Kirchen abgetrennt und zur neuen Kirche geschlagen werden sollten, nämlich:

*) Nach Mark und Schillingen wurde in früherer Zeit in Preußen gerechnet. Erst seit den 1700 Jahren rechnete man nach Thalern, Groschen und Pfenningen. Eine Mark bestand aus 60 Schillingen und 3 Schillinge machten einen alten Groschen. Also war eine Mark so viel als 20 alte Groschen (oder 6 Sgr. 8 Pf.) 4½ Mark betrugen einen Thaler.

1) Vom Kirchspiele Tollmingkemen, die Dörfer:

1. Szwentißken	mit	25	Hufen.		
2. Gerkupöhnen	=	12	=	8	Morgen.
3. Messetkemen	=	11	=	—	=
4. Gedmingkemen	=	10	=	2	=
Summa		58	Hufen	10	Morgen.

2) Vom Kirchspiele Szittkemen wären abzuwidmen:

1. Groß Nassawischken	mit	24	Hufen.		
2. Klein =	=	16	=		
3. Grigalißken	=	14	=		
4. Krajutkemen	=	14	=		
5. Aschelawken	=	12	=	27	Morgen.
Summa		80	Hufen	27	Morgen.

3) Vom Kirchspiel Pillupöhnen:

1. Szameitkemen	mit	6	Hufen.		
2. Diesellortschen	=	11	=	13	Morgen.
3. Norbuden	=	6	=	29	=
4. Beßdohnlauken	=	10	=	29	=
5. Mehlkemen	=	55	=	—	=
6. Lengmeßken	=	12	=	7	=
7. Szobaitschen	=	8	=	2	=
8. Szeßkemen	=	17	=	14	=
9. Dumbeln	=	16	=	—	=
10. Girnißken	=	11	=	12	=
Summa		155	Hufen	16	Morgen.

4) Vom Kirchspiel Enzuhnen:

1. Auguſtlauken	mit	5	Hufen	6	Morgen.
2. Berßenigken	=	6	=	27	=
3. Antkordupöhnen	=	6	=	12	=
4. Bauölaucken	=	8	=	27	=
Summa		27	Hufen	12	Morgen.

Summa derer Hufen, welche zu der neuen Kirche kommen könnten . . 322 Hufen 5 Morgen.

Szittkemen sollte für den Verlust der Dörfer mit 50 Mark jährlich aus der Kirchenkasse Stallupönen und einen erhöheten Decem von 15 Gr. jährlich von jeder Hufe entschädigt werden; Tollmingkemen dagegen sollte von Enzuhnen, die Dörfer: Lasdehnen mit 8 H. 15 M., Jeszetschen mit 10 H. 9 M., Dedekehmen mit 11 H. 4 M., Klim mit 5 H. 18 M. und Toginten mit 15 H. 18 M., also 51 H. 15 M. als Entschädigung erhalten.

Diese Verhandlung wurde am 23. April 1692 durch den Amts-Hauptm. v. Lehwaldt zu Insterburg, der Churfürstl. Regierung zu Königsberg zugesandt und sämmtliche Oberräthe der Regierung übermachten diese am 27. November 1692 dem Churfürsten Friedrich d. 3., mit der Bitte um Bestätigung. Der Churfürst gab unterm neunten December 1692 von Cöln an der Spree seinen Beifall über die Anlegung der Kirche zu Mehlkemen zu erkennen und bestätigte die am 22. März 1692 zu Mehlk. aufgenommenen Verhandlungen, in allen Stücken. Die Mittheilung der Churfürstl. Bestätigung über die Erbauung der neuen Kirche zu Mehlk. erging durch die Regierung zu Königsberg unterm 22. Decbr. 1692 an den Amts-Hauptmann v. Lehwaldt, mit der Aufforderung, je eher je lieber mit dem Bau dieser Kirche den Anfang zu machen.

Zur einstweiligen Haltung des Gottesdienstes wurde schon im Jahre 1692 von den Eingewidmeten ein kleines Gebäude von Holz mit einem Strohdache aufgeführt, und als erster Prediger dieser Gemeinde Johann Behrendt am 8. Sept. 1692 ordinirt zu Königsberg und am Sonntage Jubilate 1693 hier eingeführt. Doch war dieses geringe Gebäude in der Eile so schlecht erbaut, daß schon 1699 für das Stützen desselben der Zimmermann 2 Mark 15 Schillinge aus der Kirchenkasse erhielt.

Doch da bei der großen Armuth der Eingewidmeten, die Einziehung des freiwilligen Schosses von einem Gulden Polnisch von jeder Hufe — der an den Pfarrer abgezahlt werden sollte — sehr langsam von Statten

ging und der Bau der Kirche — dessen Vorbereitung schon 1692 begonnen wurde — dadurch sehr aufgehalten ward; so berichtete der Amts-Hauptm. v. Lehwaldt zu Insterburg deshalb an die Churfürstl. Regierung zu Königsberg, und diese wandte sich unterm 25. Octbr. 1694 an den Churfürsten, mit der Bitte: daß, da die zu Mehlk. eingewidmeten Kirchspiels-Kinder zwar, weil die nahen auf der Grenze wohnenden Päpstler wegen der so schlechten zum Gotteshause gebrauchten Hütte ihr Gespötte haben, geneigt seien das Ihrige zur Erbauung der Kirche beizutragen, aber das Werk auszuführen unvermögend sind, das ganze Amt Insterburg von jeder Hufe 8 Gr. Poln. zur Erbauung der Kirche zusammenlegen möchte. Diese Bitte genehmigte nun auch der Churfürst (Cöln an der Spree den 13. Novbr. 1694) und die Churfürstl. Regierung zu Königsberg gab unterm 27. Nov. 1694 dem Amts-Hauptm. zu Insterburg den Befehl, diesen Schoß durch die Schoßeinnehmer einziehen und an den Pfarrer zu Mehlkemen zur Kasse abzahlen zu lassen. Da aber von den Chatoulhufen *) des Amtes Insterburg und zwar von dem Kammer-Amte Kiauten und Jurgaitschen, der Schoß von 8 Gr. Poln. nicht eingezogen ward — indem diese von dem Schoß befreit zu sein glaubten — so erging durch die Regierung zu Königsberg am 21. Mai 1696 der Befehl an den Oberforstmeister v. Schlieben, an den Rath und Kammermeister Pegau zu Kiauten und an den Geh. Kammerrath Cupner zu Jurgaitschen, auch von den Chatoulhufen diesen Schoß sogleich einzuzahlen. Da aber die Einziehung des Schosses aus dem Amte Insterburg zu langsam von Statten ging, so erging von der Regierung zu Königsberg am 27. Juni 1697 an die Schoßeinnehmer: Christian Ehrenreich Schwabe, der Baltzerischen, Hanischen, Lobischen und Georgischen

*) Sind diejenigen Hufen, die aus Rodungen der Forsten entstanden und deren Abgaben als Königl. Chatoulgefälle angesehen wurden.

Schulzenämter; an Fabian Kalau, der Kattenauschen, Petrickischen und Stahnischen Schulzenämter; an Leo, der Szabinischen, Mattheischen und Fudeinischen Schulzenämter wie auch in Jurgaitschen; an Mühlpford, des Kammeramts Kiauten und des Mißischen Schulzenamts, der Befehl, die erhobenen Schoßgelder mittelst richtiger Consignation an den Pfarrer zu Mehlk. gegen Quittung einzuhändigen. Doch da ungeachtet des Schosses aus dem Amte Insterburg, der Bau der Kirche zu Mehlk. nicht vorwärts ging, indem die Mittel noch zu geringe waren; so wandte sich der Pfarrer Behrendt und der Kirchenvater Metalski an die Regierung zu Königsberg und baten um Abhaltung einer Collecte in sämmtlichen Kirchen auf den Freiheiten zu Königsberg. Ihre Bitte wurde durch den Befehl v. 30. Juni 1700 des Oberburggrafen an die Prediger der benannten Kirchen zur Abhaltung einer Collecte, genehmiget. Doch daß auch diese Collecten dem Fortbau der Kirche wenig genützt haben, erhellt aus einem Bittschreiben des Pfarrers und der Gemeinde zu Mehlk. an die Königl. Preuß. Regierung zu Königsberg unterm 4. August 1703, wo dieselbe vorstellet: daß in eilf Jahren nur die Mauer aufgeführt sei und jetzt keine Mittel mehr vorhanden wären, das Holzwerk vollends zu verfertigen und solches unter Dach zu bringen; sie bäte daher daß der Befehl ertheilt werden möchte, aus den Aemtern Ragnit und Tilse von jeder Hufe 10 Gr. zum Fortbau der Kirche zu schossen. Diese Bitte wurde durch die Königl. Regierung genehmigt und unterm 8. August 1703 erging der Befehl an die Hauptleute zu Ragnit und Tilse, einen leidlichen Schoß von 6 Gr. von jeder Hufe einzuziehen — auch von den Chatoulhufen aus diesen Aemtern — und das gesammelte Geld an den Pfarrer und Kirchenvater zu Mehlk. gegen Quittung einzusenden.

Wenn nun schon durch das langsame Einsammeln der angeordneten Schosse der Kirchenbau sich sehr in die Länge zog, so war auch eine schlechte Kassenverwaltung ein anderer erheblicher Grund der Verzögerung des

Baues. Dieses erhellt aus einer Churfürstl. Regierungs-Verfügung zu Königsberg unterm 30. Dec. 1700 an den Verweser des Amtes Insterburg, aus der es sich ergiebt, daß im Auftrage der Regierung der Hofgerichtsrath v. Kalnein im Jahre 1699 eine Untersuchung zu Mehlk. abhalten mußte, wo er fand, daß der Pf. Behrendt und der Kirchenvater Metalsky 503 Thlr. 57 Gr. von den Schoßeinnehmern eingenommen, doch nicht mehr als 430 Thlr. 37 Gr. verausgabt hatten und 107 Thlr. 36 Gr. fehlten, welches Geld der Pfarrer und der Kirchenvater zu seinem Privatnutzen verwendet hatte und das durch den Verweser des Amtes Insterburg von den beiden Betheiligten durch wirkliche Exekution beigetrieben werden sollte.

Auch der Maurermeister Andreas Schönwald zu Königsberg, der nach Contract den Kirchenbau zu Mehlk. übernommen hatte, verzögerte durch seine Nachläßigkeit denselben und mußte, auf das Beschwerdeschreiben der Gemeinde zu Mehlk. an die Königl. Regierung zu Königsberg, durch den Reg.-Befehl am 26. Mai 1705 an den Magistrat der Altenstadt, zu seinen Obliegenheiten gezwungen und ihm eingeschärfet werden, daß er alle dem armen Kirchspiele verursachten Schäden und Unkosten ersetzen müßte, wenn er nicht noch in diesem Jahre den Kirchenbau beendigte. Dieses geschah nun endlich, im Herbste des Jahres 1705 war der Bau so weit gediehen, daß der Gottesdienst in der Kirche gehalten werden konnte und im Jahre 1706 wurde durch die Vollendung des Thurmes an derselben *) der ganze Bau beendigt, nachdem derselbe 14 Jahre gewährt hatte.

---

*) Mit der Bemerkung des Revisors: „der Erzpriester nimmt es uff sein Gewissen" ist in der Kirchenkassen-Rechnung von 170⁵/₆ folgende Ausgabe bezeichnet:

4 Mark	30 Sch.	für 2 Schöpse für die Maurer.	
1 „	30 „	zur Freude dem Menschen, der die Fahne auf den Thurm setzte.	
	36 „	zu Fleisch	denen Zimmergesellen zur Freude bei Aufrichtung des Thurmes.
	45 „	zu Bier	

Wie viel an Schoß zu diesem Kirchen-Baue sowohl von den Eingewidmeten, als auch von den Aemtern Insterburg, Ragnit und Tilse und durch die Kirchen-Collecten auf den Freiheiten zu Königsberg eingekommen ist, kann nicht angegeben werden, da, aus den wenigen noch vorhandenen alten Kirchen-Kassen-Rechnungen, dieses nicht ersichtlich ist. Auch über die Menge der verbrauchten Materialien ist nur Weniges zu ermitteln gewesen. Aus der Churfürstl. Forst Massoven wurde nach Reg.-Befehl Königsberg den 29. Januar 1693 an den Oberforstmeister von Schlieben verabfolgt: 36 Stück fichtene Rahnen zu Dielen; 40 Stück fichtene Balken; 4 Schock 30 Stück Tannen Bauholz und 6 Stück Eichen zu Schwellen; das noch fehlende Holz wurde von den Bauern-Hufen der Eingewidmeten freiwillig gegeben. 9000 Fuder Steine sollten von der Gemeinde angefahren werden, doch da das Mehlk. Schulzenamt dazu zu schwach war, so befahl die Churf. Regierung zu Königsberg am 27. Juni 1697 den Landschöppen der Stahnischen, Kattenauischen und Petrickischen Schulzen-Aemter: 3000 Fuder Feldsteine zum Kirchenbau anfahren zu lassen. Dieser Befehl mußte von der Regierung am 22. Januar 1698 wiederholt werden, da die Landschöppen nicht Folge geleistet hatten. Wieviel Ziegel zum Bau verwendet wurden, ist nicht anzugeben, es findet sich nur in der Kirchen-Kassen-Rechnung von 16⁹⁷/₉₈ daß der Ziegler Martin Sperber für 16,000 Ziegel nebst der halben Ausspeisung 100 Mark 34 Schill. 3 pf. erhalten hat und daß für 60 Tonnen Kalk, à Tonne 12 Gr. — 36 Mark 36 Schill. verausgabt wurden. Erwähnt wird ferner noch, daß der Hausvoigt Dewitz zu Insterburg für seine vielfach gehabten Bemühungen bei Fundation dieser Kirche 18 Mark aus der Kirchenkasse erhalten hat.

§. 3. Beschreibung des Kirchengebäudes.

Das Gebäude ist 96 Fuß lang, 44 Fuß tief und 16½ Fuß hoch, massiv von Ziegeln und Feldstei-

nen erbaut und mit Dachpfannen gedeckt; auf der Abendseite befindet sich der massiv von unten angebaute 94 Fuß hohe pyramidenförmige Thurm, der mit Biberschwänzen gedeckt ist. Das Gebäude hat zwei Eingänge, einen unter dem Thurm gegen Abend und einen gegen Mittag; um zu diesem zu gelangen muß man durch Hallen hindurch. Gegen Morgen befindet sich die Sakristei, in der eine Treppe zur Kanzel führt. In der Kirche sind die Chöre: eins an der nördlichen und eins an der südlichen Seite und eins gegen Westen, das sogenannte Orgelchor; doch da der Kirche, seit Erbauung derselben, eine Orgel fehlt, so führt dieses Chor blos den Namen: Orgelchor. Von diesem führt eine Thüre in den Thurm, der vier Treppen hat und in dem sich 2 Glocken befinden. Die Kanzel mit dem Altar vereint befindet sich an der Morgenseite. Das Innere der Kirche ist freundlich, jedoch sehr einfach und allenthalben weiß übertüncht und wird durch 9 Fenster erhellt. Zu den Eingängen der Kirche wurde im Jahr 1832 Steinpflaster gelegt und durch eine Steinmauer im Jahre 1834 eine Bewährung um die Kirche gemacht.

§. 4. Parochial-Verhältnisse.

Nach dem Einpfarrungs-Protokoll vom 22. März 1692 wurden 322 Hufen 5 Morgen zum Kirchspiele gewiesen; jedoch zahlten nach den ältesten Kirchenkassen-Rechnungen nur 296 Hufen 1 Morg. den Decem zur Kirche. 1760 wurde der Decem von 316 Huf. 18 Morg. und 213 Ruth. und 1781 von 345 Huf. 13 Morg. und 264 Ruth. gezahlt, und zwar von 84 Huf. 3 Morg. 7. Ruth. adlichen; von 42 Huf. 20 Morg. 150 Ruth. köllmischen und von 218 Huf. 20 Morg. 107 Ruth. bäuerlichen Landes.

Im Jahre 1834 gehören zum Kirchspiele folgende Ortschaften:

Nro.	Namen der Ortschaften.	Hufenzahl. H.	M.	Rth.	Feuerstellen.	Einwohner-zahl.
1	Dorf Aßlauken (Oßkinnen).	4	7	183	8	107
2	„ Augusten (Augustlauken)	4	—	—	7	45
3	„ Balnunen (Sobeitschen).	4	8	165	7	48
4	„ Baubeln (Baublauken)	5	1	115	11	96
5	„ Bisdohnen (Beßdohnlauken)	4	26	141	6	52
6	Adl. Gut Bredauen (früher Amtshaus) [1] . .	10	17	—	5	79
7	Adl. Gut Cassuben [2] . .	19	1	—	7	92
8	Erbfrei Cassuben	—	3	277	5	22
9	Dorf Damerau [3] (Daminingken).	5	2	—	8	58
	Summa	57	7	281	64	599

1) Der angegebene Hufenstand dieses Gutes enthält nur das Säeland, wovon die Staats-Leistungen entrichtet werden müssen; in der Wirklichkeit umfaßt das ganze Gut: 78 Hufen 7 Morgen 72 Ruthen.

2) Früher Amts-Vorwerk zu Bredauen, doch seit 1812 verkauft — in der Wirklichkeit enthält es an Land: 74 H. 12 M. 85 Rth. —

3) Die Dörfer Damerau, Grünwalde und Neuteich, nebst dem köllmischen Vorwerke Schönbruch haben den gemeinschaftlichen Namen Neusaß oder Neuendorf, (weil es eine neue Anlage war) und gehören zu dem köllmischen Gute Jägersthal. Wo jetzt diese Dörfer sind, war früher eine Wüstenei von 28 Hufen 1 M. 35 Rth. (mit Einschluß von 1 H. 3 M. 36 Rth. Bruchland) welche Eigenthum des Königs waren und unter Administration der Litth. Kammer zu Gumbinnen standen. Unterm 29. Decbr. 1770 trat die Litth. Kammer diesen Strich unkultivirten Landes an

Nro.	Namen der Ortschaften.	Hufenzahl. H.	M.	Rth.	Feuerstellen.	Einwohner-zahl.
	Transport	57	7	281	64	599
10	Adl. Gut Disselwethen (Diesellortschen) (Milchbude) [4])	7	2	—	4	60
11	Dorf Dumbeln.	14	24	—	20	180
12	" Fuchsberg	1	17	18	3	44
13	" Germingkemen (Gedmingkemen) . . .	9	15	74	13	102
14	" Girnißken	6	1	100	12	74
15	" Girnuhnen (Gernupöhnen)	6	—	—	8	51
16	" Grigalißken . . .	6	16	150	16	98
17	" Grünwalde (Zalagirren)	4	—	—	9	70
18	cöllm. Gut Jägersthal (Malonehlen)	5	1	270	4	44
	Summa	117	25	293	153	1322

---

den Oberförster zu Nassoven und Besitzer des cöllm. Gutes Jägersthal Christoph Philipp Witt ab; welche Abtretung die Bestätigung des Königs unterm 12. Juni 1771 erhielt. Witt ließ 20 Hufen urbar machen und gründete daselbst die oben genannten drei Kolonisten-Dörfer, nebst dem cöllm. Vorwerke. Unterm 10. Mai 1773 wurden diese Dörfer durch das Königl. Etatsministerium zu Königsberg dem Kirchspiele Mehlkemen eingewidmet. —

4) Früher Amtsvorwerk zu Bredauen — in der Wirklichkeit besitzt dieses Gut an Land: 43 H. 5 M. 156 Rth., zu den Staats-Leistungen wird es, so wie Bredauen und Cassuben, nur mit dem angegebenen geringen Hufenstande — als dem reinen Säelande — angezogen. — Ueberraschend ist die Aussicht, die man von dem zu diesem Gute gehörenden Berge Horeb, genießt; um so überraschender, da der Weg von Mehlkemen hieher von Bergen beengt ist. Man blickt von diesem Berge tief in Litthauen hinein und übersieht eine Ebene von 5 bis 6 Meilen, in welcher Trakehnen, Stallupönen und eine Menge von Kirchen und Dörfern ausgebreitet, daliegen.

Nro.	Namen der Ortschaften.	Hufenzahl. H.	M.	Rth.	Feuerstellen.	Einwohner-zahl.
	Transport	117	25	293	153	1322
19	Dorf Karklienen (Karklen)	6	19	225	10	66
20	" Kykwyden	9	—	—	10	64
21	" Kinderlauken (Kindern)	6	12	207	8	59
22	" Klingersberg . . .	2	1	46	2	14
23	" Krajutkemen (Krajutschen)	5	20	11	8	52
24	" Leegen	5	14	38	7	53
25	" Groß Lengmeßken .	9	4	135	12	93
26	" Klein Lengmeßken (Lengmestehlen) . . .	9	17	—	11	79
27	" Mehlkemen	36	28	10	40	490
28	" Messeden (Messeikemen)	4	27	131	7	54
29	" Nassaven (Groß Nassaven) mit einer Oberförsterei	12	28	84	18	225
30	" Neuteich (Naugeningken)	5	2	—	7	66
31	" Padern	6	—	95	4	31
32	" Radzen (Szameitkemen)	5	10	247	6	47
33	" Szeßkemen	9	—	—	16	95
34	köllm. Vorwerk Schönbruch	5	4	—	11	97
35	Dorf Szinkuhnen (Klein Nassaven)	9	18	188	14	140
36	" Groß Szwentißken [5])	13	6	100	28	300
37	" Klein Szwentißken (Pilzenkrug) (Grybin) .	2	17	—	11	101
38	" Schakkummen . . .	15	19	104	23	215
39	" Swainen (Pokarklen)	3	18	193	7	24
40	" Wohren	5	15	20	8	47
41	" Gudellen (Zakken) .	6	29	150	10	69
	Summa	314	10	177	431	3803

5) Das Dorf G. Szwentißken (¼ M. von Mehlkemen entfernt) kann man vom Litthauischen Szwentas: heilig, ableiten, also: das heilige Dorf. Wahrscheinlich war dort, zur Zeit der heidnischen Litthauer, eine ihrer Begräbniß- und Opfer-Stätten. Eine muthmaßliche Begräb-

Die Pest, welche in den Jahren 1709 und 1710 in Preußen sehr wüthete, so daß in Ostpreußen und Litthauen 247,000 Menschen dahinstarben; entvölkerte auch die Dörfer dieses Kirchspiels und nur durch ins Land gezogene Nassauer und Salzburger wurde es wieder ziemlich bevölkert. Auch in dieses Kirchspiel wanderte eine Menge Nassauer und Salzburger ein und von den 9597 in Litthauen eingewanderten Salzburgern [6]) kamen in die Aemter dieses Kirchspiels: 1) ins Amt Bredaunen 385 Personen, 70 Wirthe; 2) ins Amt Tollmingkemen 211 Personen, 12 Wirthe und 3) ins Amt Waldukadel 58 Personen, 8 Wirthe. Wieviel hiervon auf Ortschaften dieses Kirchspiels trafen, ist nicht anzugeben. Im Dorfe Schakkummen wurde für die Eingewanderten eine Schule angelegt, an der ein Salzburger, Hans Hoyer [7]), angestellt wurde.

Die Parochie besteht noch jetzt aus zwei Gemeinden, einer deutschen und litthauischen und in beiden Sprachen hält der Pfarrer sonntäglich Vorträge. Die litth. Gemeinde — etwa 1/3 der Bevölkerung des Kirchspiels — (nach einer im Monate Septbr. 1835 ange-

---

niß-Stätte findet man in der Nähe des Schanzenberges, der dicht am Dorfe anstößt. Schanzenberg heißt dieser Berg, von dem man übrigens eine herrliche und überraschende Aussicht tief in Litthauen hinein hat — deshalb, weil man auf dem höchsten Gipfel desselben noch eine wohl erhaltene kleine Schanze findet. Aus welcher Zeit diese herrührt, kann nicht ermittelt werden. Die Länge dieser Schanze von Norden nach Süden beträgt nur 57 Fuß, die Breite 55 Fuß; gegen Osten ist dieselbe gebogen und 67 Fuß lang. In der Schanze selbst ist ein Graben kenntlich und gegen Osten in derselben eine merkliche Erhöhung, so daß von derselben bis zum Ausgange, der gegen Westen sich befindet, nur 24 Fuß Raum sind. —

6) Siehe Gervais Notizen von Preußen. 1ste Sammlung S. 204 f. —

7) V. Haak Geschichte der Auswanderung der evangelischen Salzburger, Gumbinnen 1832 S. 350 und 360.—

stellten Zählung der Mitglieder der litth. Gemeinde, besteht dieselbe aus 523 Erwachsenen und 111 schulfähigen Kindern) wird aber wahrscheinlich in 30 Jahren ganz mit der deutschen vereinigt sein. Aus der früheren Zeit läßt sich über die Bevölkerung des Kirchspiels nichts angeben, da die Kirchenbücher erst mit dem Jahre 1763 beginnen.

Das Preußische Provinzialblatt vom Jahre 1833 enthält S. 728 f. statistische Nachrichten aus dem Kirchspiele Mehlkemen oder eine tabellarische Uebersicht der Getrauten, der Geborenen und Gestorbenen in 70 Jahren von 1763 bis 1832, aus denen sich ergiebt, daß in diesem Zeitraume getraut wurden: 1813 Paare, geboren wurden: 5151 männl. und 4866 weibl. Geschlechts, also im Ganzen: 10017; unter denen 445 unehl. 139 Zwillings= und im Jahr 1825: eine Drillings=Geburt. Die Anzahl der Gestorbenen beträgt 6278 Seelen und zwar 3205 männl. und 3073 weibl. Geschlechts. Bemerkenswerth ist, daß unter den Verstorbenen sich eine große Menge von Personen findet, die ein hohes Alter erreicht und sogar mehre, die das hundertste Lebensjahr zurückgelegt haben; unter den Letzteren sind hervorzuheben: 1) der Hospitalit Joachim Müller, der am 12. Novbr. 1781 zu Szinnkuhnen im 105. Jahr starb und bis zu seinem Tode stets kräftig und rüstig war; 2) der Wirth Thomas Lehnert, der am 24. Oktbr. 1787 zu Dumbeln im 105. Jahr starb; 3) der Losmann Samuel Macht, gest. zu Balnunen am 10. Oktbr. 1790, 102 Jahr alt; 4) die Wittwe Maria Eibel gest. zu Schakkummen am 2. Aug. 1806, 102 Jahr alt; 5) der Wirth Michael Mikolaitis gest. zu Padeck am 21. Aug. 1807, 100 Jahr alt; 6) die Halbmeisterwittwe Christina Wischkia gest. zu Kl. Szwentißken am 19. Novbr. 1807, 100 Jahr alt, und 7) die Wittwe Pukys gest. zu Augusten am 29. Dezbr. 1825, 101 Jahr alt. Die letzten 10 Jahre von 1823 bis 1832 machen ein überwiegendes Zunehmen der kirchlichen Vorfälle dieser

Gemeinde, im Vergleich mit den vorhergegangenen 60 Jahren, sichtbar, denn in diesem 10 jährigen Zeitraume wurden getraut 306 Paar, geboren 997 Knaben und 947 Mädchen, darunter 24 Zwillingsgeburten, im Ganzen also 1944; es starben 618 männl. und 619 weibl. Geschlechts, im Ganzen 1237 Personen; mithin wurden 707 Menschen mehr geboren.

Die kleinste Anzahl der Getrauten findet sich in den Jahren 1779 und 1802, mit 14, der Gebornen im Jahr 1763 mit 96 und der Verstorbenen im Jahr 1764 mit 37. Dagegen findet sich die größte Anzahl der Getrauten i. J. 1808 mit 56, der Gebornen i. J. 1825 mit 209 und der Verstorbenen i. J. 1813 mit 189. Im Jahre 1805 hatte das Kirchspiel: 3100; i. J. 1816: 2400; i. J. 1817: 2282 Seelen und 330 Feuerstellen; i. J. 1818 waren 2726 und i. J. 1834: 3803 Seelen und 431 Feuerstellen.

§. 5. Patronats-Verhältniß.

Da die hiesige Kirche durch den Churfürsten von Brandenburg Friedrich III. fundirt worden ist, so stand sie seit ihrer Stiftung 1692 unter dem Patronate des Churfürsten als Herzogs von Preußen. Da aber am 18. Januar 1701 das Herzogthum Preußen in ein Königreich verwandelt wurde durch den genannten Churfürsten Friedrich III. (als König in Preußen Friedrich I.), so ist die hiesige Kirche von 1701 bis jetzt Königlichen Patronats. Die Rechnungen wurden vom Hofgericht zu Insterburg abgehört, revidirt und dechargirt; später durch die Königliche Regierung zu Gumbinnen und jetzt (da die Einnahme weit unter 300 Thlr. ist) vom Königl. Landrathsamt Goldapp. Der Fiskus giebt bei vorfallenden Bauten das Bauholz. — Ein Fundationsprivilegium ist vom Churfürsten Friedrich III. nicht ertheilt worden; sondern nur eine Bestätigungsurkunde der am 22. März 1692 zu Mehlkemen geschehenen Verhandlungen über die Stif-

Stiftung der Kirche und Zutheilung von Dörfern zu diesem Kirchspiele, vom 9. Decbr. 1692.

Die Bestätigungsurkunde lautet also:

„Von Gottes Gnaden Friedrich III. Marggraf zu Brandenburg u. s. w., in Preußen Herzog u. s. w. Was Ihr unterm 27. Novbr. wegen Anrichtung einer neuen Kirche zu Mehlkemen, im Insterburgschen berichtet, das ist Uns gebührend vorgetragen. Nun gereichet Uns zuvörderst die sonderbare Sorgfalt, welche Ihr in dieser Sache vor die Ehre Gottes und die Ausbreitung seiner Erkenntniß unter Unsern dortigen Litthauischen Unterthanen bezeugen wollen, zu gnädigstem Vergnügen und sind Wir auch der gänzlichen und beständigen Meinung, daß, gleichwie in Eurem Bericht, noch in denen Litthauischen Aemtern, der Kirchen und Pfarrer wenig, der Einsaaßen aber sehr viel und unter denselben eine große barbaries und Ignoranz in ihrem Christenthum sich spüren läßet, also auch die Zahl der Lehrer und Prediger unter denselben billig eher vermehrt, als gemindert werden muß. Daß auch zu Mehlkemen eine neue Kirche angerichtet werde, das lassen Wir Uns aus denen von Euch angeführten Ursachen in Gnaden gefallen; Wir placidiren auch Eure dabei ratione modi gethanen Vorschläge und habt Ihr die Vorsehung zu thun, daß es mit dieser neuen Kirche je eher, je lieber zum Stande komme. Sind Euch in Gnaden gewogen. Gegeben Köln an der Spree den 9. Decbr. (29. Novbr.) 1692.

Friederich. E. Danckelmann.

An die Preußische Regierung zu Königsberg."

§. 6. Nachrichten aus dem Zeitraume von 1693 bis 1800.

1699 wurde die Pfarrerwiddem und die Kirchschule in Fachwerk erbaut und mit Biberschwänzen gedeckt. Für den Grund unter der Widdem zu legen, erhielt der Meister Hans Schmidt aus Tilse 25 Mark

50 Schill. — 1726 im April brannte die Widdem nebst den Wirthschaftsgebäuden, auch die Kirchschule ab. Bei diesem Brande ging ein großer Theil der Kirchen-Registratur verloren. — 1727 wurde die Kirchschule neu erbaut, und zwar wie es in einer alten Nachricht heißt: ex cassa regis. — 1733 wurde die Widdem nach dem Brande neu erbaut, doch „da der Entrepreneur Horn aus Gumbinnen das meiste Geld, so er zum Ausbau der Widdem bekommen, in seinen Beutel gestecket; so ist der Bau so miserabel, daß etliche Wochen nach geendigtem Baue, theils die Mauern stückweise ausgefallen, theils die Schlösser alle nicht zu gebrauchen, theis die Fensterladen mit den Fensterköpfen ab- und herausgefallen sind.“ — 1736 wurde die Kirche reparirt, da aber ganz frischer Kalk, sobald man ihn gelöschet, dazu gekommen und weder mit Kuhhaar melirt, noch geschlagen worden; so ist derselbe sogleich wieder abgefallen, so daß es nach der Reparatur eben so stark eingeregnet, als früher. — 1744 wurde nach einem Anschlage des Kriegsrath Fischer zu Gumbinnen, die i. J. 1733 so schlecht erbaute Widdem, mit einem Betrage von 348 Thlr. 7 Gr. wieder in guten Stand gesetzt. — 1763 wurde die sehr baufällige Kirche repariret. Der Probst Mühlenkampf aus Gumbinnen sagt in dem Kirchen- und Schulvisitationsrezeß vom 11. Juli 1764: die Kirche ist jetzt so wohl repariret, so daß sie unter die dauerhaftesten und schönsten Landkirchen zu rechnen ist. — 1766 zur Zeit des Pfarrers Funk wurde die größere Glocke angeschafft; die Königl. Regierung zu Königsberg bewilligte unterm 22. Mai 1764, 34 Thlr. als Zuschub aus der Kirchenkasse zur Umgießung der zwei geborstenen Glocken. Die Glocke hat folgende Inschrift: Joh. Copinus. Regiomonti 1766 me fecit. Gloria in excelsis deo. Hr. Gottfried Funck, Pfarrer. Hr. Johann Friedrich Schuhmacher, Kirchenvorsteher. — 1770 wurde die Kirchschule neu erbaut. — 1773 wurde das Thurmdach mit 81 Thlr.

74 Gr. in Stand gesetzt. — 1786 wurde mit 102 Thlr. 10 Gr. 6 pf. die Widdem nebst der dazu gehörenden Scheune in baulichen Stand gebracht. — 1797 Reparatur der Kirche und des Thurmdaches mit 151 Thlr. 3 Gr. 10 pf. — (Beschl. folgt.)

II. An die Freunde der Preußischen Flora.

Von Ernst Meyer.

Durch fremdartige Arbeiten abgezogen, säumte ich schon zu lange, den Freunden und Förderern Preußischer Pflanzenkunde für die mannichfaltigen Belehrungen zu danken, die mir theils durch briefliche, theils durch öffentliche Mittheilungen in diesen Blättern, besonders aber durch reichhaltige Pflanzensendungen zu Theil wurden. Letztere werden sämmtlich, mit den Namen der Sammler bezeichnet, im Herbarium des botanischen Gartens so verwahrt, daß sie hoffentlich einigen Jahrhunderten Trotz bieten sollen. Was sich an Neuigkeiten darunter befindet, wird Herr Doctor Lorek nächstens in einem ansehnlichen Nachtrage zu seinen verdienstlichen Abbildungen Preußischer Pflanzen zur öffentlichen Kenntniß bringen.

Es ist mir verdacht, daß ich in dem Verzeichniß Preußischer Pflanzen, welches ich in diesen Blättern mitgetheilt, die Entdecker jeder neu aufgefundenen Art nicht genannt habe. Soll ich aufrichtig sein, so muß ich bekennen, daß ich den Werth der sogenannten Priorität wissenschaftlicher Bekanntmachungen überhaupt etwas geringer anschlage als viele andre. Was die Herren Borbstädt, Boretius, Cruse, Gerecke, Kähler, Kannenberg, Klinsmann, List, Lottermoser, Nowicki, Schlenther, Schuhr und viele andre für die Pflanzenkenntniß einzelner Gegenden von Preußen, so wie Herr Hübener für die früher beinahe ganz vernachläßigte

Kenntniß Preußischer Laub- und Lebermoose geleistet haben und fortwährend leisten, das wird die Geschichte unsrer Flora, als deren Hauptarchiv ich das Herbarium des hiesigen botanischen Gartens betrachten darf, dankbar aufbewahren, und niemand kann geneigter sein als ich, Verdienste der Art zu ehren. Ob aber diese oder jene Pflanze hier oder dort von diesem oder jenem zuerst bemerkt ward, scheint mir ein ziemlich unbedeutender Zufall zu sein. Ich glaubte um so mehr, davon schweigen zu dürfen, als Herr Doctor Lorek für diejenigen, welche anders denken, hinreichend sorgt.

Noch mehr muß ich es beklagen, durch einen Aufsatz, welcher die Freunde vaterländischer Pflanzenkunde einander nähern sollte, grade das Gegentheil veranlaßt zu haben. Herr Oberlehrer Bujack unterwarf in seinen Beiträgen zur Preußischen Flora einige meiner Angaben und Nichtangaben seiner Kritik. Während ich stillschwieg, antwortete ihm, etwas heftiger als billig, Herr Pfarrer Kähler. Gegen diesen erhob sich, außer Herrn B. selbst, ein mit schneidendem Witz bewaffneter Namenloser. Müssen wir nicht besorgen, daß bald irgend ein vierter oder fünfter den unseligen Klimax fortsetze? Es ist also hohe Zeit einzutreten und zu versöhnen, anstatt neues Oel ins Feuer zu gießen.

Zum Glück macht die ehrenwerthe Persönlichkeit aller Streiter die Aufgabe leicht. Nur wo es finster und schmutzig ist, kann sich das Bremsengezücht auf die Dauer einnisten.

Herrn B. kennt fast die ganze Provinz, und folglich der größere Theil der Leser dieser Blätter, seit vielen Jahren als einen vielseitig gebildeten, mit ausgezeichnetem Erfolg thätigen Pädagogen, der, wenn ihm auch als Schriftsteller einige Ausdrücke entschlüpft sein sollten, die den Schein der Anmaßung erregen konnten, doch von wirklicher Anmaßung weit entfernt ist. Herr Kähler ist in Folge seines Alters und Amtes dem größern Publikum noch nicht so bekannt; er besitzt aber, außer dem was er als Pfarrer sein mag, ein so ent-

schiedenes Talent der Beobachtung, daß es ihm auch ohne directe Vertheidigung leicht sein wird, jede Erinnerung an die Unfreundlichkeit, die er erfahren mußte, durch höhere und immer höhere Leistungen zu tilgen. Vor wenigen Jahren fing er an, den Pflanzen um sich her seine Aufmerksamkeit zuzuwenden; und nur durch fortgesetzte sorgsame Beobachtung und Lectüre erwarb er sich einen Schatz botanischer Kenntnisse und eine Sicherheit des Blickes, welche im Vergleich mit der Zeit, die er der Botanik widmen konnte, und der Hülfsmittel, die ihm zu Gebot standen, die vollkommenste Anerkennung verdienen. Die Beläge zu diesem Ausspruch, den ich nicht als ein Kompliment, sondern als den Tribut der Wahrheit zu betrachten bitte, hat er selbst im Herbarium des hiesigen botanischen Gartens niedergelegt, wo sie jederzeit von jedermann, der Beruf dazu fühlt, geprüft werden können. Daß aber das Urtheil der Autodidakten gemeiniglich etwas Schroffes hat, daß der Naturforscher, der ganz in der Natur lebt, den Wust der Büchergelehrsamkeit oft noch geringer schätzt als er verdienen mag, findet bei Billigdenkenden leicht Entschuldigung. Aber auch das Bestreben des Ungenannten, einen ehrenwerthen Mann, vielleicht seinen frühern Lehrer, gegen jede Kränkung in Schutz zu nehmen, ist durchaus löblich, und würde in Verbindung mit etwas mehr Milde, ohne welche sogar Gerechtigkeit ungerecht werden kann, allgemeinen Anklang finden.

Doch genug der Persönlichkeiten, an denen der bessere Theil des Publikums stets den geringeren Antheil nimmt. Suchen wir uns lieber über die Dinge aufzuklären, die bei dieser Gelegenheit als zweifelhaft zur Sprache gekommen. Ein paar Bemerkungen über einige derselben mögen auch mir verstattet sein.

Woher der aromatische Geruch des Heu's? (absichtlich sage ich der aromatische, nicht der Geruch überhaupt). — Daß er von Anthoxanthum odoratum herrühre, liest man in zahlreichen Schriften. In der

That duftet dieses Gras, wie viele Aromata, im getrockneten Zustande weit stärker als im frischen, und wächst häufiger, als es bei seiner niedrigen Statur und frühen Blüthenzeit bemerkt zu werden pflegt; — doch nicht, wie Hr. K. sehr richtig angiebt, auf feuchten Wiesen. Um so häufiger findet sich dagegen auf unsern feuchten Wiesen die auch schon von Hrn. B. erwähnte Hierochloe borealis, die ganz denselben Geruch hat. Auf vielen Wiesen am Pregel, in der Elbinger und Danziger Niederung, bemerkte ich dieses in Deutschland gar seltne Gras in solcher Menge, daß es wohl den zehnten Theil der gesammten Grasmasse ausmachen mochte. Das Heu saurer Wiesen dagegen, denen die Hierochloe fehlt, schien mir oft alles Aroma's zu ermangeln. Noch bemerke ich, daß Journet in der Fruchthülle des Hafers, so wie nach ihm andre Chemiker in einigen andern Gräsern, ein der Vanille ähnliches ätherisches Oel fanden, welches vermuthlich in geringer Menge noch mehren Gräsern zukommt, als wir wissen. Jede Grasart für sich allein auf die Weise behandelt, wie Hr. K. das Phleum pratense behandelte, würde auch ohne chemische Analysen darüber vielleicht einigen Aufschluß geben.

Ueber den Kalmus urtheilt Hr. K., wie es dem unbefangenen Beobachter geziemt. Es scheint ihm unglaublich, daß diese hier in Preußen so sehr gemeine Pflanze hier nicht ursprünglich einheimisch sein sollte. Und schwerlich dürfte sich auch nur ein einziges zuverläßiges Beispiel finden, daß eine Staude, die sich fast nur durch Wurzelbrut fortpflanzt, in dem Maaß, in welchem der Kalmus bei uns wuchert, irgendwo verwildert wäre. Hr. B. neigt sich gleichwohl, auf Dierbachs und Schüblers Zeugniß gestützt, zu der entgegengesetzten Meinung, und hat, wie jeder Schriftsteller das Recht zu fordern, daß wir sie nicht ungeprüft zurückweisen. Indem ich mich dieser Prüfung jetzt unterziehen will, kann ich mich auf Dierbach beschränken; denn was Schübler, ohne Angabe seiner Ge-

währsmänner, von den Wanderungen des Kalmus sagt, ist zur Hälfte von Dierbach entlehnt, zur andern Hälfte ohne Zweifel ein Mißverständniß. Vergebens suchte ich zu entdecken, woher Schübler die Nachricht genommen, Alexander habe den Kalmus aus Ostindien nach Kleinasien versetzt. Ich fand keine Spur davon. Und gesetzt, es wäre mir eine Nachricht der Art bei den Alten entgangen, so wissen wir doch nicht einmal, ob die Alten unsern Kalmus kannten, und wenn sie ihn kannten, mit welchem Namen sie ihn bezeichneten; so daß Schüblers Behauptung jedenfalls höchst gewagt erscheint. Vorsichtiger geht Dierbach zu Werk. Durch sorgfältige Vergleichung älterer botanischer Schriften der neuern Zeit sucht er zu beweisen, daß die Kalmuspflanze bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts im größten Theil von Europa unbekannt war, daß man die Wurzel derselben durch den Handel aus andern Ländern bezog, daß sie sich aber schnell über Deutschland und später auch über die Niederlande, Frankreich und einen Theil von Italien verbreitete, nachdem Busbeck, der Gesandte des Kaiser Maximilian an den Türkischen Sultan, die lebende Pflanze von Konstantinopel nach Wien gebracht hatte. Als das ursprüngliche Vaterland des Kalmus nennt Dierbach Asien und einen Theil des östlichen Europa. Gehen wir nun zu den Quellen selbst zurück, aus denen er schöpfte, uamentlich zu Clusius, dem wichtigsten und zuverläßigsten seiner Zeugen, so ergiebt sich, daß die Umgegend von Wilna zu denjenigen Gegenden gehört, wo der Kalmus von jeher in Menge einheimisch gewesen sein soll. Weiter reichen bekannte und sichre historische Nachrichten nicht in die Vorzeit zurück. Einem neuern Schriftsteller, welcher, wie ich höre, dem armen Kalmus gern auch diese letzte Europäische Zuflucht rauben möchte, soll dazu nur noch die leidige Waffe der Etymologie übrig geblieben sein, der Polnische Name des Kalmus, Tatarskie ziele, Tatarisches Gras. Desselben Namens erwähnt indeß

schon Doctor Paludanus beim Clusius, und erklärt ihn nicht etwa aus der Tatarischen Abkunft der Pflanze, sondern dadurch, daß die Polen den diätetischen Gebrauch der Kalmuswurzel von den Tataren erlernt hätten. Bedenken wir nun, wie nahe Litthauen und Preußen einander liegen, wie ähnlich beide Länder, wie übereinstimmend ihre Floren, so dürfen wir wohl nicht mehr am Indigenat unsres Preußischen Kalmus zweifeln. Im Gegentheil ließe sich noch immer in Frage stellen, ob der Kalmus selbst mitten in Deutschland vor Clusius wirklich nicht existirt habe, oder nur unbeachtet gelassen sei? Indeß erregt diese sonst so piquante Pflanze in all zu häufigen und großen Dosen leicht Ekel.

Unschuldiger ist Galinsogea parviflora. Ich ließ sie nur deshalb aus, weil ich nicht weiß, ob sie wirklich in Preußen wild wächst. So auch einige andre Pflanzen. Diesen Punkt, daß ich nur sichere Bürger unserer Flora aufzählen, und lieber eine Pflanze zu wenig als zu viel nennen wollte, hat Hr. B. übersehen; sonst würde nicht nur sein Urtheil über mich mehrmals anders ausgefallen sein, sondern er würde auch einige Pflanzen seiner Beiträge, wie z. B. Festuca loliacea, entweder gar nicht oder doch minder zuversichtlich aufgeführt haben. Die Zeit, da man es sich zur Ehre rechnete, eine artenreiche Flora zu beschreiben, ist vorüber. Hr. B. selbst erklärt es für die wahre Aufgabe jeder Flora, ein treues Bild der Natur zu liefern. Und zu einer solchen Flora werden wir gelangen, wenn sämmtliche Pflanzenkenner Preußens, anstatt einer den andern zu kritisiren, sich die Hand bieten, ihre Beobachtungen austauschen, und sich stets erinnern, daß die unendliche Mannichfaltigkeit der Natur mannichfaltige Ansichten und Behandlungsweisen gestattet, ja fordert.

So viel, oder richtiger so wenig für diesmal. Alles übrige verspare ich auf die Zeit, da ich mich wieder mit Ernst unsrer Flora widmen zu können hoffe.

III. Bemerkungen zu dem Aufsatze im December-Hefte a. p. dieser Zeitschrift: Ist es möglich und ersprießlich, den Seidenbau auch in Preußen zu betreiben?

Vom Prediger Löffler zu Gerdauen.

Der ungenannte Hr. Verf. glaubt zum Beweise, daß der Seidenbau in unsrer Provinz mit Vortheil betrieben werden könne, zwei Fragen beantworten zu müssen: 1) ob der Maulbeerbaum unser rauhes Klima vertrage, und 2) ob das Geschäft der Abfütterung wirklich so zeitraubend sei, als Mehre glauben?

So erfreulich es ist, daß immer mehr Männer sich finden, welche gegen das Vorurtheil der Einführung des Seidenbaues, demselben das Wort reden, der sicher, früher oder später, auch bei uns, wie er es verdient, allgemeinen Eingang finden wird; eben so sehr muß auch ein Jeder das Seine redlich thun, damit die Sache immer gründlicher ans Licht gezogen werde, und alle wahren Freunde der guten Sache nicht allein von dem möglichen, sondern, wenn es angeht, von dem sichern und vortheilhaften Gedeihen des Seidenbaues überzeugt und nicht etwa überredet werden, kostbare Vorbereitungen und Aufopferungen zu machen, die sie einst bereuen, und die ihnen statt Nutzen, Schaden bringen werden, und in dieser Beziehung erlaube ich mir, — der ich übrigens die gute Absicht des Hrn. Verf. ehre, wie sie es verdient, und Denselben bitte, seine verdienstlichen Bemühungen für die Sache ferner gemeinnützig fortzusetzen, — mit besonderer Rücksicht auf die beiden aufgestellten Fragen nachstehende Bemerkungen über den fraglichen Gegenstand.

Die erste Frage des Hrn. Verf. ist allerdings, wie ich schon im letzten November-Hefte dieser Bl. gezeigt habe, die Hauptfrage und der Hauptpunkt, von dem das Gelingen oder Mißlingen des Seidenbaues

allein abhängt, je nachdem man sie mit ja oder nein beantworten muß; denn wenn auch in früherer Zeit diese Frage im Preuß. Staate trefflich gelöst war und Millionen großer Maulbeerbäume vorzüglich gediehen und dennoch der Seidenbau mißlang und den Todesstoß erlitt, so ist das Gelingen desselben in unsern Zeiten, wenn man die einzig richtige und einfache Methode, die man nun kennt, gut befolgt, höchst sicher und leicht, und derselbe wird aus diesem Grunde wenigstens nie wieder aufgegeben werden. Es ist ausgemacht, daß der Seidenbau in den Ländern, wo er als Industriezweig und ein Theil der Landwirthschaft allgemein eingeführt ist, einen ungemeinen Vortheil, wie nach Verhältniß kein anderer Theil der Landwirthschaft gewährt; er ist zugleich so allgemein im Großen und Kleinen, mit gleichem verhältnißmäßigen Vortheil anwendbar, und bedarf, wenn erst der Maulbeerbaum allgemein angepflanzt ist und angepflanzt werden kann, so wenig kostbarer Auslagen und Vorbereitungen, wie kein andrer Industriezweig, der, wie der Seidenbau, einen verhältnißmäßig sehr großen Gewinn sicher hoffen läßt. Wenn wir nun den Segen bemerken, den der Seidenbau den Ländern zuwege bringt, wo er gedeiht, und sehen, wie immer mehr das herrliche Produkt, die Seide, gesucht und angewendet wird, wie aber dafür große Summen auch aus unserm Staate in fremde Länder fließen: so ist der Wunsch, diesen Industriezweig, wenn es möglich, bei uns allgemein einzuführen und Antheil an dem daraus hervorgehenden Gewinn zu nehmen, gewiß natürlich, und wird von Niemand ohne Grund zurückgewiesen. Daß dieser Wunsch nicht allein, sondern auch das Bestreben, den Gewinn des Seidenbaues zu genießen, schon lange auch bei uns stattgefunden hat, zeigen die vielen und großartigen Versuche, die in älterer und neuerer Zeit in unserm Vaterlande gemacht worden sind, die indeß leider! nicht im Stande waren, den Muth und die Lust für die allgemeine Theilnahme daran gehörig zu beleben,

da besonders die ältern Erfahrungen die Sache in einen Mißkredit brachten, welchen alle neuern Versuche noch nicht wieder haben verdrängen können, und daher die meisten der denkenden Männer und Vaterlandsfreunde, die sonst gewiß einer ausgemacht guten Sache, theils aus eignem, theils allgemeinem Interesse, sich anschließen und sie thätig befördern würden, sich noch nicht zu mißlichen und gewagten Versuchen hergeben und eine Sache unterstützen wollen, von der noch die allgemeine Meinung gilt, daß sie vielleicht höchstens als Versuch und Spielerei, keineswegs aber als allgemeiner Zweig der Landwirthschaft und Industrie, wie in jenen, durch sie gesegneten Ländern, gedeihen könne.

Daß es Niemandem zu verdenken ist, wenn er sich scheut, Versuche und Vorbereitungen mit dem Seidenbau zu machen, so lange die Urtheile darüber noch so getheilt und verschieden sind, und die frühern, ungeheuer kostbaren Erfahrungen sich ganz zum Nachtheil der Sache entschieden haben, leuchtet leicht ein. Wäre dies nicht, und läge der Erfolg dem nöthigen Aufwande und den Vorbereitungen dazu, der Zeit nach näher, und wäre daher die Pflanze, von der der Seidenwurm lebt, eine einjährige oder zweijährige, oder käme doch in dieser Zeit zu ihrer Vollkommenheit, so daß man sie im Großen leicht einmal anpflanzen und nach Gefallen auch sogleich wieder, wie z. B. eine Getreideart, weglassen und also der ganzen Sache bei uns in Preußen auf den Grund kommen könnte: so würden längst thätige und denkende Männer die Sache gründlich untersucht haben, und es würde ausgemacht sein, was davon bei uns zu halten sei; da aber dieselbe mehre, ja zum Theil viele Jahre durch Anpflanzung von Maulbeerbäumen, mitunter auf Aeckern und Landstücken, die zu Baumpflanzungen und Feldfrüchten unterdessen vortheilhaft benutzt werden könnten, vorbereitet, dabei zum Theil, da, wo noch gar kein Anfang, wie bei uns, gemacht ist, für die Nachkommen gearbeitet werden muß, auch die Stämme noch nicht von

gehöriger Größe zu haben sind: so ist es natürlich, da man bisher noch dazu ein richtiges Verfahren bei Behandlung der Seidenwürmer in Deutschland gar nicht kannte, doppelt schwer, sich ohne Weiteres für den Seidenbau bei uns zu entscheiden und dafür thätig zu handeln, und nur erst dann, wenn es uns gelingen sollte, die allgemeine, leichte und sehr vortheilhafte Einführung dazuthun und zeigen zu können, daß wir es mit einer festen, sichern, nicht mit einer Sache zu thun haben, die von unsichern Glücksumständen abhängt, die wir nicht in unsrer Gewalt haben können, werden sich Vaterlandsfreunde, namentlich Besitzer großer und kleiner Güter dafür entscheiden, und wird die allgemeine Einführung dadurch mit raschen Schritten geschehen und sich verbreiten, wie andere sehr nützliche und vortheilhafte Zweige der Landwirthschaft.

Die Hauptfrage der ganzen Sache, worauf alles ankommt, ist also die gründliche Beantwortung der Frage: ob der Maulbeerbaum bei uns unbedingt gedeihe, wie es der vortheilhafte Seidenbau verlangt, oder nicht. Gedeiht er nur unter Bedingungen bei uns, wie auch der ungenannte Hr. Verf. darthut, so ist der Seidenbau als vortheilhafter Zweig der Industrie und Landwirthschaft geradezu zu verwerfen; und wenn wir auch nachweisen könnten, einige, selbst gute Cocons erzielen zu können, so ist dies in Bezug auf das Allgemeine nicht zu beachten, und es müßte gewiß wenigstens ganz zwecklos erscheinen, wenn wir deshalb auf Kosten unserer edeln, feinen Obstarten an Spalieren und geschützten Orten, wie der Hr. Verf. will, durch einige erzielte Maulbeerblätter wenige Cocons erzeugten, die uns so viel als keinen Vortheil brächten; besonders wenn man erwägt, daß 800 Pfd. ganz reine Müulbeerblätter dazu gehören, um die etwa 20,000 Raupen von 1 Loth Grains zum Einspinnen zu bringen, die man doch wenigstens jährlich auslegen müßte, um einigen wahren Vortheil davon zu haben.

Suchen wir uns die erwähnte Frage zuerst vergleichungsweise zu beantworten.

Es ist Thatsache, daß der Maulbeerbaum zum Seidenbau in der Mark Brandenburg so vorzüglich gedeiht, wie es nur immer gewünscht werden kann. Sehen wir nun auf die mittlere Temperatur des Jahres von Berlin und Königsberg, so ist sie zwar (in den letzten Jahren wohl kaum) etwas verschieden; allein der tiefste Thermometerstand, der hier jedenfalls besonders in Betracht kommen muß, trifft eben so gut auf Berlin und nach Umständen auf viel südlichere Gegenden. Daß hierin kein Hinderniß für das Gedeihen des Maulbeerbaums bei uns liegt, geht aus der Vegetation beider Gegenden deutlich hervor, wenn gleich nicht zu leugnen ist, daß dieselbe um Berlin 8—12 Tage früher beginnt; dafür dauert sie aber offenbar bei uns wieder etwas länger. Zum Beweise führe ich an: das Obst ist in jener Gegend Michaeli fast alles von den Bäumen, und vollkommen reif; bei uns hängt das Winterobst in dieser Zeit fast noch durchweg und ist nicht ganz reif, und die Bäume grünen noch mehr. — Die Zeit zum Oculiren aufs schlafende Auge ist dort Anfangs bis Mitte Juli, wo unter vielen Tausenden von Augen mir kein Beispiel bekannt ist, daß eins derselben noch getrieben hätte. Wenn wir bei uns in dieser Zeit oculiren, so treiben sehr häufig die Augen auf Obst und Rosen noch aus. Für Obst ist daher die rechte Zeit nur von der Mitte bis Ende Juli, wo zum Oculiren noch hinreichend Saft vorhanden ist, was aber dort gewöhnlich nicht der Fall ist.

Bei dieser Verschiedenheit nun finden wir, daß die Vegetation in beiden Gegenden doch in jeder Art dieselbe ist, ja, was den Boden betrifft, unser oft große Vorzüge hat. Sehen wir hiebei auf die Obstarten, so finden sich in Preußen in guten Gärten bei Obstkennern fast alle die edeln, feinen Obstsorten aus Frankreich und dem südlichen Deutschlande (in der

neusten Zeit hat die schöne Kohlhoffsche Sammlung in Königsberg um die Verbreitung edler Obstsorten sich gewiß ein großes, bleibendes Verdienst erworben), die noch eben so gut am Geschmack sind als dort, und zwar, was noch mehr ist, zum Theil schon in sehr alten, hochstämmigen Bäumen, die man weit südlicher als Berlin gewöhnlich nur als Zwergbäume ziehen zu können glaubt, vorzüglich die Aepfel, die man deshalb jährlich stark einstutzt. So finden sich bei uns namentlich in den alten guten Gärten adlicher Stammgüter hin und wieder die edelsten Französ. Obstsorten in alten großen Bäumen, vor langer Zeit schon angepflanzt, wo es diese Sorten vielleicht kaum in Deutschland waren; denn auch da sind hauptsächlich erst nach dem Erscheinen der Französ. guten pomologischen Kupferwerke, die für die deutschen guten Obstsorten in der Art noch ganz fehlen, die edeln Französ. Obstsorten in guten Gärten angepflanzt worden, und werden größtentheils auch nur noch daselbst gefunden. Die allgemeine Verbreitung der besten deutschen Obstsorten wird durch die verschiedenen Namen in verschiedenen Gegenden von einer Sorte, und die verschiedenen Sorten von einem Namen daselbst, sehr gehindert. Nur wenige der besten Arten haben, wie z. B. der Borstorfer, überall denselben Namen; denn der ebenfalls sehr vorzügliche Winterapfel, der bei uns den Namen Stettiner führt, heißt in Thüringen u. Franken Pauliner, und man hat daselbst davon 3 Arten, die in der Beschaffenheit seines Fleisches und der Dauer ganz übereinkommen; es giebt nämlich davon den weißen, rothbackigen (mit einer rothen Seite) und den rothen, den wir gewöhnlich nur kennen. In Halle, wo der rothbackige vorzugsweise gefunden wird, hat dieser Apfel wieder einen ganz andern Namen, der mir nur jetzt entfallen ist. Von dieser eben angeführten Gattung von Aepfeln finden sich bei uns in guten Gärten mitunter sehr alte und große Bäume. Unter den Franz. Birnsorten muß die Beurré blanc (weiße

Butterbirne) schon lange bei uns eingeführt sein, da sie schon ziemlich allgemein verbreitet ist und sich alte Stämme davon finden. Will man von dieser edeln Birne kräftige und dauerhafte Stämme und sehr schnell sich verschaffen, so pfropfe man sie auf die Aeste eines andern veredelten, gesunden Birnstammes von 3—6 Zoll im Durchmesser, und derselbe trägt in einigen Jahren schon stark. Mit dem Oculiren auf einen jungen Kernstamm erzieht man von dieser Sorte in zwanzig Jahren kaum einen Stamm von 3—4 Zoll Durchmesser, und sieht zu seinem Leidwesen, daß solche Bäume später häufig am Stamme brandig werden. Diese Veredlungsart genannter Birne wird auf alle edeln Französ. Obstsorten in Bezug auf das stärkere Wachsthum derselben mit Vortheil angewendet. Außerdem findet sich in alten guten Gärten auch, wiewohl selten, die vorzügliche Virgouleuse, eine grüne, glatte, lange, saftige Winterbirne von mittler Größe, auch die ächte Peurré gris. Unter den Aepfeln Französ. Sorten habe ich in alten Bäumen hin und wieder bemerkt: Calville rouge, Calville blanc, diese selten; Pepping d'or, selten; ein kleiner, aber vorzüglicher Apfel, mit einem zarten Reinettenfleisch; Reinette d'or, in großen hochstämmigen Bäumen, wie ich sie in Deutschland nie gesehen; unter den Pflaumen die Reine claude, und die Mirabelle, eine kleine gelbe, runde Pflaume; letztere selten, will auch, wie in Deutschland, etwas geschützt stehen. An allen edeln, süßen und sauern Kirschenarten ist kein Mangel. Pfirschen und Aprikosen wachsen bei uns am Spalier so gut als dort; letztere gedeiht bei uns auch hochstämmig und frei an geschützten Orten. Der Wein bringt in guten Sommern vortreffliche Früchte in Qualität und Quantität, so gut als dort; selbst die gewöhnlichen späten Pflaumen (Zwetschen) werden in guten Sommern bei uns so süß als im südlichen Deutschlande, und die Wallnuß gedeiht bei uns eben so gut als in der Mark.

Sehen wir nun, daß seit alter Zeit alle die guten edeln Obstsorten vortrefflich gedeihen, die Deutschland cultivirt, so bemerken wir schon hier kein Hinderniß, daß nicht auch der Maulbeerbaum gedeihen sollte; ja unsre Vermuthung wird zur Gewißheit, wenn wir einen Blick auf diese Bäume selbst werfen, die als unverwerfliche Zeugen gegen jede Beschuldigung ihrer Empfindlichkeit gegen unser Klima dastehen.

Der Hr. Verf. sagt unter anderm: „Maulbeerstämme auf Plantagen, Wällen oder überhaupt an freien Plätzen angepflanzt, erfroren in harten Wintern, dagegen erlitten die als Sträucher oder am Spalier gezogenen, keinen Schaden, ja selbst die schon nicht, welche an mehr gedeckten Stellen als Bäume gezogen waren.“ — Diese Ansicht kann nur aus einer Verwechselung entstanden sein. Wahrscheinlich verwechselt derselbe den weißen Maulbeerbaum mit dem schwarzen. Dieser letztere verhält sich allerdings ganz so, wie der Hr. Verf. erwähnt, und gedeiht selbst im milden schönen Franken, z. B. in Königsberg und Schweinfurt, nicht durchaus, so daß die schönsten, kräftigsten Bäume in strengen Wintern erfrieren. Diesen Baum pflanzt man gewöhnlich aber nur seiner Früchte wegen. Anders ist es mit dem weißen Maulbeerbaum, der übrigens ebenfalls rothe und rothbraune, wie weiße Früchte trägt, dem schwarzen ähnlich, und den man früher weder als Strauch noch am Spalier jemals gezogen hat. Erst jetzt empfiehlt man Strauchbäume im Freien mit Grund zum Seidenbau. Der weiße Maulbeerbaum erfriert nicht, und verträgt, hochstämmig oder als Strauch, unser Klima, ja noch ein rauheres vollkommen, und so wie er fast mit jedem Boden, den nassen ausgenommen, vorlieb nimmt, so gedeihet er an geschützten und ungeschützten Orten ohne alle Bedingung, und kommt fort, wo nur Bäume fortkommen, wozu wir, da es nicht gewöhnlich in Preußen ist, daß die Landstraßen mit Obstbäumen bepflanzt sind, in unsern geräumigen Gärten, an Zäunen und großen öffent-

öffentlichen Plätzen in Städten und Dörfern, Gelegenheit genug haben, eine Unzahl von weißen Maulbeerbäumen, woran es zur Zeit noch ganz fehlt, pflanzen zu können. Wir können in sehr verschiedenen Gegenden besonders auf Kirchhöfen noch alte Bäume nachweisen, die lange Jahre allen kalten Wintern Trotz geboten haben und ganz gesund sind. In Freudenberg bei Barthen z. B. stehen auf dem erhabenen und frei gelegenen Kirchhofe 8 alte Maulbeerbäume, wovon der stärkste, mit einer großen Krone, gegen anderthalb Fuß im Durchmesser hat, und, so wie die andern, vollkommen gesund ist. Auf einem adl. Gute bei Cremitten steht, wie ich höre, noch eine alte Pflanzung von 100 Bäumen ꝛc. Die alten Anpflanzungen des weißen Maulbeerbaums bei uns sind früher vernachläßigt und als nutzlos vernichtet, wie in der Mark Brandenburg, und das feste Holz häufig zu allerlei Nutzholz verbraucht worden; sonst würden, wie sich dies nachweisen läßt, alte kräftige Bäume noch in Menge vorhanden sein.

Fügen wir noch hinzu, was Hr. Reg.R. v. Türk über das Gedeihen und Aushalten des weißen Maulbeerbaumes im Winter sagt. Pag. 148 seiner Anleit. zum Seidenbau heißt es u. a.: „Was aber den Maulbeerbaum ganz vorzüglich empfiehlt, ist der Umstand, daß er sowohl im südlichen als im nördlichen Deutschland, in Frankreich wie in Schweden, selbst in den kältesten Wintern nie erfroren ist. Zum Beweise mögen folgende Thatsachen dienen.

In Schweden erfroren im Jahre 1739 alle Obstbäume; nur die Maulbeerbäume hatten nicht gelitten.

In Frankreich, in der Gegend von Montauban, erfroren in den strengen Wintern im Jahre 1709 und 1740 alle Oelbäume und Weinreben; die Maulbeerbäume blieben unbeschädigt.

Im Monat Februar 1827 erfroren in der Gegend von Heidelberg bis Freiburg alle Nußbäume, — die Maulbeerbäume blieben unversehrt.

In den strengen Wintern von $17^{88}/_{89}$ und $18^{22}/_{23}$ erfroren bei Berlin und Potsdam im letztgedachten Winter bei einer Kälte von 26 Grad Reaumur alle Nuß- und selbst viele Kirschenbäume; die Maulbeerbäume hatten nicht gelitten.

Diese Eigenschaft, in den strengsten Wintern in unserm Klima auszudauern, ist von der höchsten Wichtigkeit für den Seidenbau, weil sie gegen dessen Mißlingen sichert. Wäre der Maulbeerbaum gleich dem Nuß- und Pfirsichbaume, dem Weinstock u. s. w. dem Erfrieren ausgesetzt, so wäre dann die Seidenernte für mehre Jahre verloren." —

Daraus wird es klar sein, was man vom Gedeihen des weißen Maulbeerbaums bei uns zu erwarten hat. Aus eigner Erfahrung füge ich noch hinzu, daß dieser Baum nicht allein sehr gut gedeiht, sondern auch, daß er sich auch ohne Nachtheil bei uns ablauben läßt, und erst so kann der Seidenbau mit Vortheil betrieben werden.

Ueber die Anpflanzungsart von Maulbeerbäumen sagt Hr. R.R. v. T. Seite 16 des angef. Werkes:

„Die Anpflanzung von sechs-, sieben- oder achtjährigen Bäumen ist also offenbar das sicherste Mittel, um den Seidenbau überall, wo man es wünscht, und wo Klima u. Boden es gestatten, in Gang zu bringen. Es versteht sich von selbst, daß man dabei die Anlegung von Maulbeerbaumschulen, oder die Erziehung der Maulbeerbäume aus Samen nicht verabsäumen darf; vielmehr sollte dafür ohne Aufschub gesorgt werden.

Im Königreich Baiern hat man daher auch beide Wege eingeschlagen, und der Erfolg wird diese Maßregel unstreitig reichlich belohnen.

Möchte man in Preußen hierin nicht zurückbleiben! Schon der Aufschub eines Jahres ist ein großer Verlust." —

Neben dem Pflanzen von hochstämmigen Bäumen ist es sehr wichtig, 4—6jährige Strauchbäume zu pflanzen, die sich sehr bald umstauden und viele Blätter

liefern, die den Raupen in den ersten Altern eine gute Nahrung liefern, während die ausgewachsenen härteren Blätter der hohen Bäume den Raupen in den letzten Altern zuträglicher sind. Der Hr. R.R. v. T. versprach einem Königl. Beamten und Gutsbesitzer in Preußen für dieses Jahr den starken Maulbeerstamm für 8 Sgr. zu lassen, den etwas schwächern für 5 Sgr., wenn wenigstens 30 Stück genommen würden, und ich glaube daher, diesen billigen Preis allgemein für andere Herren Besteller annehmen zu dürfen.

Da Viele es aber doch nicht vermögen, sich viele starke Maulbeerstämme kommen zu lassen, so ist nichts wichtiger, daß von Jedermann, so weit es möglich, recht viel Maulbeersamen ausgesäet werde, damit in wenig Jahren ein Ueberfluß von jungen Stämmen vorräthig sei, und auch der unbemittelte Landmann sie entweder selbst hat, oder doch leicht dazu gelangen kann, und daher überall wo es angeht Anpflanzungen, auch als Hecke, Zaun 2c. entstehen können. Säet man den Samen nur auf Beete, die zubereitet sind, als sollten Gemüsepflanzen darauf gezogen werden, und zwar Ausgangs April oder Anfangs Mai, wo es schon wärmer ist, und begießt bei warmen Sonnenschein das Beet, nach Erforderniß täglich sanft, so geht der gute, am besten in Reihen und nicht tief gesäete Same schon in 14 Tagen auf. Wer von meinen Bekannten nicht anderwärts Gelegenheit hat, guten Samen zu erhalten, dem kann ich für dieses Jahr, da ich mehr als ich brauche, habe kommen lassen, mit etwas davon dienen.

Die jungen Pflanzen wachsen nun im ersten Sommer 12—18 Zoll hoch. Im Herbste werden alle bis auf 1—2 Zoll über der Erde abgeschnitten und das Beet mit Laub bedeckt bis zum Frühling, wo die Bäumchen kräftig treiben. Nachdem sie 2 Jahre im Samenbeete gestanden haben, setzt man sie in die Baumschule und läßt sie beliebig stark werden. — Wer soll die Maulbeerbäume pflanzen? — Alle Diejenigen, welche ein großes oder kleines Stück Land besitzen,

wie in Italien und Frankreich, wo arme Leute ohne Land sich Bäume pachten, oder Blätter nach Gewicht kaufen, oder auch mit den Besitzern den Seidenbau für die Blätter um die Hälfte betreiben. So müßte es natürlich auch bei uns werden, wenn der Seidenbau wahrhaften Segen und Gewinn über das Land verbreiten soll. Dahin wird es kommen, wenn so viel als möglich Bäume gepflanzt und Maulbeersamen gesäet wird. Daß hiebei auch die Schullehrer das Ihrige thun können, ist gewiß; eben so gewiß ist es aber, daß sie nicht so viel thun können, als der Hr. Verf. glaubt. Und wenn alle Schullehrer Seidenbau trieben, oder sonst ein gewisser Stand, so würde der Nutzen für das Land nicht bedeutend sein.

Die Baumzucht aber überhaupt ist ein Feld, auf dem sich ganz vorzüglich der redliche, treue Lehrer ein sehr großes Verdienst erwerben, auf dem er sich den Dank der Mit- und Nachwelt verdienen und das freudige Bewußtsein erlangen kann, das Glück der Mitmenschen thätig gefördert zu haben. — Wie sehr die Baumzucht auf dem Lande besonders, an trefflichen Ausnahmen fehlt es nicht, noch zurück ist, bedarf kaum der Erwähnung. So viele Gärten des Landmanns sind entweder ganz ohne Bäume, oder mit Weiden, Eschen u. dgl., oder höchstens mit Obstbäumen von wilden oder doch ganz schlechten Sorten in alten Bäumen bepflanzt; wie groß sind oft die Plätze in und an Dörfern, wo die segensreichsten Baumpflanzungen stehen könnten und sollten; wie oft sieht man mit Betrübniß, daß von Unkundigen, die aber gern Bäume pflanzen wollen, Stämme gepflanzt werden, deren Krone entweder sehr wenig oder gar nicht beschnitten wird, also meistentheils sicher verloren gehen müssen; wie verkehrt werden sie oft gesetzt, und wie wenig wird nachher für ihr Gedeihen und Wachsthum gesorgt! —

Hier ist es oft allein der treue, menschenfreundliche Schullehrer, der sehr viel Gutes wirken kann, wenn er

die Baumzucht versteht und Lust und Liebe dazu hat; er ist es, der in Kinderherzen einen edeln Keim pflanzen kann, der nur dahin gepflanzt, dauernde, schöne Früchte trägt. Es ist nicht genug, wenn thätige Schullehrer gute Baumschulen unterhalten; sie nützen, wenn schon das Beispiel nicht ohne gute Folgen sein kann, dem Allgemeinen nur dadurch, daß sie dem etwaigen Mangel an Obststämmen abhelfen, die der Landmann oft nicht bezahlen kann, oder auch, weil er keine Kenntniß davon hat, nicht bezahlen mag. — Hier kann der Schullehrer auf dem Lande auf die Kinder ungemein glücklich einwirken, wie ich aus Erfahrung weiß. Um Kinder zum Gartenbau aufzumuntern und ihnen die Lust und Liebe dafür für ihr ganzes Leben einzuflößen, muß er ihre natürliche Liebe zu den Blumen benutzen. Hat er selbst Blumen im Garten und zeigt sie zuweilen den Kindern, so wird er bald genug den Wunsch bemerken, sie ebenfalls an Stöcken zu besitzen. Theilt er nun davon Senker und Pflanzen mit, so wird er bald sehen, wie gerne sich die Kinder mit dem Pflanzen, Gießen und Warten beschäftigen und ein Beet dazu bearbeiten; und so werden sie auch zu nützlichen Gartengewächsen fortgehen, die sie beim Lehrer sehen. Es ist daher sehr gut, wenn derselbe öfters Kinder mit in seinen Garten nimmt und sich beim Graben und Pflanzen helfen läßt. Eben so leicht wird die Lust zur Baumzucht erregt. Mein erster Lehrer verstand vom Veredeln der Bäume nur das Belzen (Pfropfen in die Rinde), war aber sehr bemüht, diese Veredlungsart seinen Schülern beizubringen und sie dafür einzunehmen. Er ließ daher jährlich durch die Schüler aus dem Walde wilde Obststämme holen (man findet nämlich in jener Gegend in den Wäldern wilde Aepfel-, Birn- und Vogelkirschenstämme so viel man nur haben will) und pflanzte sie in seinen Garten, auch wurden immer nur solche von der Dicke eines Fingers genommen. Wenn sie angewachsen waren, so nahm er im Frühling, wenn der Saft in die Bäume getreten und

sie schon etwas ausgeschlagen waren, die größten Schüler mit in den Garten, belzte mehre Stämmchen und ließ es auch die Kinder versuchen. Von Zeit zu Zeit wurde wieder nachgesehen, und da weiß ich, welche Freude derjenige hatte, dessen Reis gerathen war.

Die Knaben gingen nun selbst in den Wald, pflanzten sich Stämme auf ein eignes Beet und belzten sie dann. Daher kam es, daß fast Jedermann belzen konnte und mit Lust und Freude sich selbst die besten Obstbäume erzog, und daß man überall, wo es anging, Obstpflanzungen fand, die treffliche Früchte im Ueberfluß trugen.

Auch hatte die Dorfgemeinde eine Gemeinde-Baumschule. In derselben wurden durch den Baumwärter, wie er hieß, für eine Entschädigung jährlich, so viel edle Stämme gezogen, als die Gemeinde zur Unterhaltung und Anpflanzung von Obstpflanzungen auf Gemeindeplätzen, an Wegen ꝛc., deren Ertrag jährlich von der Gemeinde abgenommen und getheilt wurde, bedurfte. Der Baumwärter war aus der Gemeinde selbst, und zu diesem Nebenämtchen fanden sich taugliche Subjecte genug. Er belzte auch nur und holte sich die Stämmchen dazu aus dem Walde. Diese eine Veredlungsart war in jener Gegend schon sehr lange vorher im Gange und lieferte sehr kräftige Stämme. Und so muß erst die Lust und Thätigkeit in der Baumzucht fast alle beleben, dann steht es gut.

Bei uns wird nun freilich die Sache durch Stämme im Walde nicht so erleichtert, was ein wesentliches Hinderniß ist; allein wenn vom Schullehrer und andern dafür empfänglichen Bewohnern so viel als möglich Kerne gesäet werden, wovon man später die Stämmchen vertheilen kann, so ist der Sache bald abgeholfen. Dann wird man sie aber nicht wachsen lassen, bis sie gebelzt werden können, sondern nachdem man sie, groß und klein, immer nach dem ersten Sommer aus der Samenschule in die Baumschule versetzt hat, dieselben wieder ohngefähr nach einem Jahre, und

zwar $1/2$ Fuß über der Erde oculiren, und was etwa davon nicht gerathen sollte, im Frühling copuliren, damit alle Stämmchen gleich bleiben; dickere, wenn man sie einmal hat, wird man belzen, indem so die Wunde leichter heilt, als bei denen die in den Kern gepfropft werden. Große Bäume, deren Aeste armdick und darüber sind, aus denen man durchs Veredeln die edelsten, tragbarsten Bäume machen kann, pfropft man in den Kern oder Spalt, damit die Reiser, zumal wenn sie hoch stehen, nicht so leicht vom Winde abgebrochen werden, wie es beim Belzen in solchem Falle geschieht.

Das Oculiren verdient bei kleinen Kernstämmen den Vorzug vor dem Copuliren. Bei sehr guten Augen setzt man nur eins, bei einem mißlichen Auge, dem man nicht recht traut, setzt man zwei Augen ein, und so wird unter hundert kein Stämmchen versagen. Um beim Oculiren die Augen abzulösen, bedient man sich am besten eines sogen. Abschiebers, nachdem man sich das Auge im Holz zurecht geschnitten hat, als daß man, nachdem man die Rinde umschnitten hat, dasselbe ausbricht. Indem man das Auge abschiebt, drückt man mit der Spitze des Zeigefingers und des Daumens unter dem Auge selbst stark an, damit innen ein Fäserchen, welches später dem Auge den Saft zuführt, stehen bleibt; ist die abgesprungen, so wirft man das Auge als unbrauchbar weg. Und so geht man durch das Abschieben des Auges weit sicherer, als durch das bloße Abdrücken, welches zwar etwas schneller geht, aber nie so sicher ist. Auch beim Abschieben kann man in einem Nachmittage sehr viel oculiren. Einen solchen Augenabschieber macht man sich aus einem Federkiel, weit haltbarer aber ist ein solcher aus einem Stückchen dünnen Messingbleches, welchen man beim Oculiren an einem Schnürchen ins Knopfloch bindet, um ihn stets bei der Hand zu haben.

Es wäre gewiß sehr zweckmäßig, wenn bei uns Gemeinde-Baumschulen auf Dörfern angelegt würden.

Der Schullehrer könnte vorläufig den Baumwärter machen, und beim Versetzen der Stämme etwa 1 bis 2 Sgr. für seine Mühe von jedem Stamm erhalten, wobei die Gemeinde die Handarbeiten unter Aufsicht des Schullehrers frohnweise besorgte. In diesen Baumschulen könnten sowohl Obst- als Maulbeerbäume gezogen und unter die Mitglieder der Gemeinde vertheilt werden.

Da aber der redlichste Schullehrer ohne gute Kenntnisse in der Baumzucht wenig wirken kann, so wäre es gewiß sehr gut, wenn mit Seminarien gute Gärtnereien verbunden wären, und die Zöglinge durch einen geschickten Gärtner im Gemüsebau, in der Baum- und Blumenzucht unterrichtet würden, was in den Erholungsstunden geschehen könnte. Dann würde er im Amte, was man so nur selten findet, daran auch Lust haben und mit Vergnügen das Gute in die Herzen seiner Kinder pflanzen, welches reichliche Früchte tragen würde. — Doch, wo komme ich hin. —

In Bezug nun auf die zweite Frage, so beschreibt der Hr. Verf. seine Methode bei der Seidenzucht genau, und will dann zeigen, wie gering die Zeit ist, die darauf verwendet werden darf.

Wenn man nur einige Raupen zum Vergnügen erzieht, wie der Hr. Verf. es gethan, so mag die Methode gleich sein; wenn derselbe aber künftig mehr Seide bauen will, so wird er wohl thun, sich genau an die Methode zu halten, die in den neusten Werken über den Seidenbau, von v. Türk, Bolzani, Haumann und dem Baierischen Staatsrath v. Hazzi, einstimmig als die einzig gute, allein zum Ziele führende, empfohlen, und die auch nur in allen Ländern, wo der Seidenbau blüht, angewendet wird. Diese vom Hrn. Verf. angegebene, oder eine ihr ähnliche Methode ist so zweckwidrig und falsch, wie es kaum je eine gegeben, so daß jeder einzige größere Versuch, die viel größere Arbeit dabei nicht zu rechnen, verunglücken müßte, und auf diese Weise der Seidenbau nimmermehr bei

uns eingeführt werden könnte. Indem ich den Hrn. Verf. auf genannte Schriften verweise, will ich vorläufig nichts weiter zum Beweise hinzufügen.

Unter den angeführten Schriften ist die „Vollständige Anleitung zum Seidenbau" rc. vom Hrn. Reg.R. v. Türk in Potsdam in Hinsicht auf Vollständigkeit, Kürze, Klarheit und zweckmäßige Anordnung des Ganzen, besonders in der eben erschienenen zweiten Auflage, bei weitem die beste und vor allen andern zu empfehlen.

Es ist nothwendig aber nicht schwer, einer solchen Anleitung, besonders Anfangs, aufs genaueste zu folgen; hat man sich aber erst durch einige Erfahrung die Grundsätze, die dabei unerläßlich sind, wenn der Seidenbau gelingen soll, eingeprägt, so braucht man kein Buch mehr und es gelingt alles sehr gut.

Zum Schluß der Beschreibung seiner Methode beim Seidenbau sagt der Hr. Verf. noch: „Das ist der ganze Hergang der von mir angestellten Seidenzucht rc. Nun aber frage ich jene oben benannten Zweifler, ob sie die Seidenzucht noch für zu zeitraubend erklären? Jeder Unpartheiische wird ein Geschäft, das 3/4 oder auch eine Stunde des Tages in Anspruch nimmt, gewiß nicht ein zeitraubendes nennen.

Aus der angegebenen Seidenzucht des Hrn. Verf. kann auf die Mühe und Zeit beim Seidenbau überhaupt, nichts gefolgert werden; denn während selbst viele Raupen Anfangs sehr wenig zu thun machen, erfordern sie zuletzt viele Arbeit und Mühe. Da nun die Umstände und Verhältnisse, unter denen der Seidenbau betrieben wird, höchst verschieden sind, so läßt sich im Allgemeinen diese Frage nicht beantworten, nur so viel ist gewiß, daß der Seidenbau auch seine Mühe und Arbeit hat, wie jedes Geschäft, und es kommt vielmehr alles darauf an, in welchem Verhältniß der Aufwand der Zeit mit dem Gewinne steht, den man daraus erlangt. Bei dem großen Gewinn, den der Seidenbau giebt, ist es schon sehr vortheilhaft,

daß er von Greisen, Frauen und Kindern sehr gut betrieben werden kann.

Der Hr. Kunsthändler Bolzani in Berlin brauchte zu der Wartung der Seidenraupen von 24 Loth Grains, woraus er tausend Pfund Cocons und hundert Pfund sehr feine Seide erhielt, folgende Arbeiter, die aber alles, was nur in Bezug auf den Seidenbau zu verrichten war, thun mußten; auch waren die Umstände und Verhältnisse in Berlin sehr ungünstig für das Geschäft.

„5 Personen von der Geburt der Raupen bis zu ihrer ersten Häutung, 6 Tage lang,
6 Pers. bis zur zweiten Häutung, 6 Tage lang,
10 Pers. bis zur dritten Häutung, 6 Tage lang,
12 Pers. bis zur vierten Häutung, 7 Tage lang,
24 Pers. durch 10 Tage, bis die Raupen anfingen, die Einspinnstätten zu besteigen,
2 Pers. für 6 Tage, um die Cocons zu sammeln und die Zimmer zu bewachen.“

Siehe dessen Wegweiser zum Seidenbau für Norddeutschland, Seite 245 sq.

Möge der ungenannte Hr. Verf. mir nicht zürnen über diese Bemerkungen zu seinem gewiß sehr schätzbaren und wohlgemeinten Aufsatze, und überzeugt sein, daß ich sie, bei meiner Freude darüber, keineswegs um ihn zu widerlegen, sondern einzig nur, um die gute Sache mit ihm fördern zu helfen, hergesetzt habe. Möge er fortfahren, fernerhin als ein Freund des Seidenbaues zu wirken und zu handeln, damit einst Wohlstand und reichlicher Segen für das Land daraus erwachse.

IV. Ueber die Zuckerfabrikation aus Runkelrüben.

A.

An
den Herrn Herausgeber deß vaterländischen Archivs.

Seit einiger Zeit enthalten die Korrespondenz-Artikel vieler Zeitungen und Zeitschriften aus mehren Gegenden Deutschlands, Anpreisungen der Zuckerfabrikation aus Runkelrüben. Es sind ferner in der neuesten Zeit besondere Schriften über die Fabrikation des Zuckers aus Runkelrüben erschienen. Endlich werden jetzt sogar in gedruckten Zirkularien von Runkelrüben-Zuckerfabrikanten, Anerbietungen gemacht, Geheimnisse für gutes Geld über Methoden zu offenbaren, bei deren Befolgung ein Ertrag von neun bis zehn Pfund raffinirter Zucker vom Centner Rübenmasse zu erreichen sein soll. Die Aufmerksamkeit der Landwirthe ist daher auch in der Provinz Preußen, in der bis jetzt eine Runkelrüben-Zuckerfabrik nicht existirt, auf diesen Gegenstand von Neuem geleitet worden.

Dem Vernehmen nach wollen mehre Gutsbesitzer Reisen nach Deutschland und Frankreich unternehmen, weniger um den Bau der Runkelrüben im Großen, als um die Fabrikation des Zuckers aus den Rüben, kennen zu lernen. Auch soll in einigen Städten der Provinz die Anlage von Fabrikstätten im Werke sein.

Es fällt daher ein Bericht sehr in die rechte Zeit, den der Herr Amtsrath Koppe zu Wollup, über das Ergebniß einer Reise, Mehren mitzutheilen die Güte gehabt hat, welche von ihm am Schlusse des abgewichenen Jahres in Deutschland und Böhmen gemacht worden ist, um die Runkelrüben-Zuckerfabrikation kennen zu lernen. Eine mir zugekommene treue Abschrift jenes Berichts lege ich bei, mit dem Anheimstellen, solchen in das nächste Monatsstück des vater-

ländischen Archivs einrücken zu lassen. Vielleicht achten Ew. Wohlgeboren auch einige Bemerkungen der gleichzeitigen Aufnahme werth, die ich mir hier zu machen erlaube. Ich bin für diesen Fall aber genöthiget, die Nachsicht der Leser des Archivs in Anspruch zu nehmen, indem mir Zeit und körperliches Befinden nicht gestatten, den Gegenstand mit mehrer Sorgfalt zu behandeln. Auch mangeln mir die mehresten der Kenntnisse, welche die Beantwortung unendlich vieler, bei der Erwägung des höchst wichtigen Gegenstandes sich aufdrängender Fragen, fordern.

Das Vorhandensein des Zuckers in den Runkelrüben, ist bekanntlich schon von Marggraf im J. 1747 entdeckt worden. Es gelang ihm den Zucker aus Runkelrüben darzustellen und einige Hüte zu raffiniren. Der Gegenstand ist damals wenig beachtet worden und beinahe in Vergessenheit gerathen. Von Achard im J. 1796 von Neuem zur Sprache gebracht, wurde derselbe aber der Prüfungen vieler Chemiker und Gewerbstreibender in ganz Europa unterworfen. Die der Fabrikation des Zuckers aus Rüben, hin und wieder in Deutschland im Anfange dieses Jahrhunderts gewidmeten Fabrikstätten sind jedoch nach der Wiederherstellung des allgemeinen Friedens wieder eingegangen. Ich glaube, daß dies auch, mindestens vor einigen Jahren, mit der im größeren Maaßstabe angelegten Anstalt des bekannten großen Fabrikherrn Nathusius zu Altholdensleben der Fall gewesen sei.

In Frankreich hat die Fabrikation des Runkelrübenzuckers aber einen sehr großen und anscheinend sich noch fortwährend steigernden Aufschwung genommen. Der Kürze wegen wird der im Septemberheft der Monatsschrift „der Nationalökonom" abgedruckte, aus den Korrespondenzblättern des Würtembergischen landwirthschaftlichen Vereins 1835. 1. 3. 329. entlehnte Aufsatz, hier eingerückt.

„In Frankreich bestehen jetzt schon über 250 Runkelrüben-Zuckerfabriken mit einem Betriebs-

Kapital von 60 Millionen Franken, wovon allein 4 bis 5 Millionen auf den Bau der Rüben und den Lohn der Fabrik-Arbeiter fallen. Dabei finden 40,000 Menschen Beschäftigung und Verdienst, und zwar größtentheils zu einer Zeit, wo die Feld-Arbeiten eingestellt sind. Der vermehrte Viehstand, und, als natürliche Folge, die Verbesserung der Ländereien und erhöhter Wohlstand der Gutsbesitzer sind fernere Ergebnisse dieses Industriezweiges, welcher somit unleugbar vom wohlthätigsten Einfluß auf die gesammte Bevölkerung ist. Eine Aufforderung weiter, um in Deutschland nicht hinter den Fortschritten Frankreichs zurückzubleiben, dürfte der Umstand sein, daß in Deutschland, trotz der geringeren Einfuhrzölle auf Rohrzucker (während die Französischen Fabriken allerdings durch hohe Einfuhrzölle auf den Indischen Zucker geschützt sind), bereits zwei Fabriken in größerer Ausdehnung bestehen, die eine in Darmstadt und die andere in Quedlinburg. Die Waare der letzteren soll dem Rohrzucker durchaus gleichkommen."

Es kann dahin gestellt bleiben, ob diese Nachricht über den Flor der in Rede stehenden Fabrikation richtig, oder übertrieben, umfassend oder unzureichend sei. Angenommen, es beständen in Frankreich über zweihundert und funfzig Runkelrüben-Zuckerfabriken. Unschwer bleibt dennoch die Erklärung, wodurch die Ueberlegenheit Frankreichs über Deutschland in dieser an sich nützlichen und interessanten Industrie, entstanden sei.

Die Französische Regierung belegt den ausländischen Zucker mit einem Zolle, der den auf Zucker aus den eignen Kolonien gelegten ungeheuer übersteigt. Es wird in Frankreich ferner für ausgeführten Zucker eine hohe Prämie gezahlt. In das Gebiet der Nationalökonomie gehört die Erörterung der Frage, ob dieses Verfahren zweckmäßig sei oder nicht. Nur kurz werde hier berührt, daß der zur Begünstigung

der Kolonien Martinique und Guadeloupe auf fremden Zucker gelegte Zoll, dem Französischen Volke eine bedeutende Zahl von Millionen kostet, und daß die Ausfuhrprämie denjenigen Völkern zufließt, welche den ausgeführten Zucker konsumiren. Auf die Fabrikation des Zuckers von Runkelrüben in Frankreich, welcher bis jetzt einer Konsumtionssteuer nicht unterliegt, müssen aber, der durch den Zoll erhöhete Preis zum größeren, und die Ausfuhrprämie zum geringern Theile, mächtig einwirken. Sodann sind diesem Industriezweige in Frankreich früher schon und insbesondere während der Kontinental-Sperre, sehr große Kapitalien zugewendet worden, die zum Theil verloren gegangen sein, zum Theil nur geringe Zinsen getragen haben mögen, durch die aber große Anfänge in der Sache gemacht, Gebäude und Anlagen errichtet worden, und die Aufmerksamkeit und der Geschmack für diese Fabrikation erregt worden sind. Auch mag das Studium der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie und deren praktische Anwendung, bisher dort mehr als anderweitig zum Flor jener Fabrikation beigetragen haben. Denn so unendlich weit der Volksunterricht in Frankreich sowohl als in England, auch der allgemeinen Bildung bisher nachgestanden hat, welche in Deutschland jedes Kind in den Elementarschulen erhält, so ist dort bisher für die Berufsbildung und bei ihr in den Naturwissenschaften doch unleugbar mehr geschehen. Vielleicht am Mehresten dürfte aber die Beförderung der Runkelrüben-Zuckerfabrikation in Frankreich der niedrigeren Stufe zu Buche stehen, welche der Ackerbau und die Viehzucht im Allgemeinen in Frankreich, gegen Deutschland, einnehmen.

Die ruhige Prüfung des vorliegenden Berichts eines der ausgezeichnetesten Agronomen Deutschlands, dessen Schriften auch in Preußen auf die Bodenkultur den günstigsten Einfluß gehabt haben, wird zu der Ansicht hinleiten, daß es in der Provinz Preußen nicht an der Zeit sei, den Bau der Runkelrüben zum Zwecke

der Zuckererzeugung einzuführen. Gesagt soll damit aber nicht sein, daß dieser Bau durchweg und absolut zu jenem Zwecke unrathsam erscheine. Es mögen im Gegentheil auch in Preußen Lokalitäten, zum Beispiel in den Niederungen (Marsch) oder in deren Nähe, wie etwa in Elbing, Tilsit, Danzig und anderweit, vorhanden sein, wo der Bau der Runkeln im Großen und die Anlage einer Zuckerfabrik, schon jetzt mit Vortheil einzuführen und zu bewirken wäre. Im Allgemeinen ist das aber sicher nicht der Fall. Behauptet soll ferner nicht werden, daß an die Runkelrüben-Zuckerfabrikation in Preußen auch noch auf lange hinaus nicht gedacht werden könne. Zu überschlagen ist nämlich nicht, welche Veränderungen in den Preisen des Rohrzuckers, in den Maximen der Staatsregierungen eintreten können, welche neue Aufschlüsse und Entdeckungen dem mächtigen Fortschreiten in den Naturwissenschaften in sehr naher Zeit zu denken sein werden. Daß aber jetzt und im Allgemeinen die Anpreisungen der Vortheile der Runkelrüben-Zuckerfabrikation in der Provinz Preußen zur Nachahmung nicht reizen könne, dürfte so klar vorliegen, daß darauf eine Warnung leicht zu gründen wäre. In so rein materiellen und klar vorliegenden Verhältnissen, bedarf es der Warnung aber nicht, die auch bei dem, der auf die Prüfung der Ersteren nicht eingehen will, verloren sein würde. Haben denn aber die Landwirthe der Provinz Preußen zu beklagen,

> daß der Bau der Runkelrüben zum Zwecke der Zuckerfabrikation zur Zeit nicht zu ihrem Vortheile gereichen würde?

Daß dies nicht der Fall sei, scheint auf der Hand zu liegen. So wie im Allgemeinen die Gesammtproduktionen mit dem Grade der Civilisation und der Aufklärung eines Volkes im Verhältnisse stehen, so ist auch bei dem Landbaue die Steigerung der ländlichen Gütererzeugnisse eine Folge der steigenden Volksbildung. Der Landwirth findet zur Anwendung seiner

Kräfte zu neuen Produktionen fortwährend Veranlassung und Raum. Für ihn hat das „non plus ultra“ keine Geltung. Es giebt keine ländliche Besitzung, in der nicht Platz zu neuen, den bisherigen Ertrag nicht beschränkenden, sondern erhöhenden Productionen zu finden sein sollte. Findet der Landwirth bei rationell-landwirthschaftlicher Forschung, daß von der ihm zu Gebote stehenden Fläche, nach Abzug des zur Erhaltung des Inventariums, des Nutzviehes, zur Erzeugung des bisherigen Ertrages und zur Erhaltung und Steigerung der Bodenkraft, erforderlichen Landes, Raum zu neuen Productionen verbleibe, oder verbleiben könne, so wird er solchen zu benutzen, solchen sich zu verschaffen suchen. Oft kann es hiebei auf eine Abschaffung, Veränderung oder eine Modification des bisher beobachteten Systems ankommen, oft wird es alles dessen aber nicht bedürfen. Es wird der Landwirth sich aber zuerst die Frage vorzulegen haben, welche Frucht der Lokalität am mehresten angemessen, in der Gegend oder überhaupt am mehresten begehrt sei, und den höchsten Reinertrag nachhaltig zu gewähren verspreche. Gleichgültig wird es im Allgemeinen bleiben, ob die zu kultivirende Fläche Nahrungsmittel für Menschen und Thiere, Oel, Farbestoffe oder Gespinnst oder andere Gegenstände des Bedarfs, Verbrauchs und Handels, liefern. Es kann ferner gefragt werden, ob einigen der bisher erbauten Früchte, andere, den Reinertrag nachhaltig noch mehr erhöhende Gewächse substituirt und kultivirt werden sollen. Wenn es aber, wie vorliegend, nur auf die Wahl zwischen der Kartoffel und der Runkelrübe ankommt, so ist nicht zweifelhaft, daß der erstern der Vorzug gebühre. Denn die Kartoffel gehört

1) zu den sichersten Früchten, und ist beinahe mit noch einmal so großer Sicherheit als die Runkelrübe zu bauen. Der erfahrne und zuverläßige Block nimmt im ersten Bande seiner Mittheilungen im §. 161. bei den Kartoffeln, wenn dieselbe ihren richtigen Standort,

Be-

Bestellung und Düngung erhalten, in dreizehn Jahren nur eine Fehlerndte an, wogegen nach §. 187. am angeführten Orte, eine solche unter acht Jahren einmal bei den Runkelrüben, bei Voraussetzung gleich richtiger Kulturmethoden, vorkomme.

2) Die Kartoffel nimmt, wie Koppe treffend anführt, mit geringeren Bodenarten und geringerer Kultur vorlieb. Daß aber auch in völlig zusagendem Boden und guter Kultur, die Runkelrübe von der Kartoffel unter gleichen Bedingungen übertroffen werde, dürfte von selbst aus der größeren Genügsamkeit der Kartoffeln, die mit einem großen Vervielfältigungsvermögen vereint ist, von selbst folgen. Block veranschlagt bei gleich passenden Standorten, Düngung und Kultur, den Erndtedurchschnittsertrag von einem Morgen

bei den Kartoffeln auf 115 Scheffel
zu 100 Pfund und 3½ Centner trocknes Kraut,
und bei den Runkelrüben
zu 150 Centner Rüben und 35 Centner grüne Blätter,

bemerkt aber dabei, daß die Kartoffel, wenn solche auf Neubruch oder auf ihr ganz anpassendem gedüngten Boden angebaut wird, einen überaus hohen Ertrag gäbe, und daß von ihm selbst in dergleichen Fällen mehremale 250 Scheffel und darüber vom Morgen geerndtet worden seien. §. 166. am angef. Orte.

Diesem Zeugnisse über den hohen Ertrag, welchen die Kartoffeln geben können, wird die Versicherung beigefügt, daß in diesem Jahre von einem Landwirthe in Westpreußen, in höheschem Boden im Felde, auf einer Fläche von 11½ Morgen zu 180 zwölffüßigen Quadratruthen, 240 und von 2½ Morgen 288 Schfl. nach Abzug der Einsaat, erbaut worden sind. Den oben angegebenen Ertrag vom Morgen stellt Block

bei den Kartoffeln mit Einschluß des Krauts
23 Scheffel 1 Metze Roggen

und bei den Runkelrüben mit Einschluß der Blätter
20 Scheffel 9 Metzen Roggen im Werthe gleich.

Bei dieser Werthsermittelung ist weder die Verarbeitung der Kartoffeln zu Alkohol, noch die der Runkeln zu Zucker ins Auge gefaßt, sondern es ist nur die Ausnutzung berücksichtiget worden, welche in jeder Wirthschaft, durch Verfutterung, unter Beobachtung des richtigen Verhältnisses zwischen trockener Fütterung und Einstreumitteln, zu erreichen steht.

3) Die Kartoffeln sind aber auch ein Haupt-Nahrungsmittel für Menschen. Sie liefern bei gleichen Produktionskosten von einer bestimmten Fläche, mehr Nahrungsstoff als irgend ein anderes bis jetzt in Europa gebautes Gewächs. Unendlich mannigfaltiger sind aber außerdem der schon bekannte Gebrauch und die Anwendbarkeit der Kartoffeln, gegen die Verwendungsarten, welche bisher von den Runkelrüben dozirt worden. Das Uebergewicht dürfte in dieser Beziehung bei den Kartoffeln entscheidend sein, wodurch, wie sich von selbst verstehen dürfte, der Anbau der Runkelrüben bei günstigen Lokalitäten zu einzelnen Zwecken, z. B. zum Futter für einiges Vieh und Nebenfutter für Schaafe und Lämmer nicht für ausgeschlossen geachtet werden kann. Die größere Sicherheit und Genügsamkeit der Kartoffeln in ihrem Anbaue, ihre Ueberlegenheit in Betreff der Gebrauchs- und Verwendungsweisen, und die Mittel, welche durch die Kartoffeln und deren landwirthschaftlich-rationellen Anbau, dem auf höherer Stufe der Bodenkultur resp. gegründeten und nach noch höherer Stufe strebenden Betriebe des Ackerbaues und der Viehzucht, so reichlich darbieten, — diese Umstände und Vortheile zusammen führen zu dem höheren Reinertrag, den der besonnene und kompetente Koppe am Schlusse seines interessanten Berichts andeutet.

Daher haben die Landwirthe der Provinz Preußen es nicht zu beklagen, daß für jetzt der Bau der Runkeln im Allgemeinen sich nicht als vortheilhaft darstellt. Denn es gestatten in der Provinz nicht allein alle

Verhältnisse, in großer Allgemeinheit die Ausdehnung des Kartoffelbaues, sondern es werden auch von allen Seiten Aufforderungen zu dieser Ausdehnung laut. Der Führung des Beweises, daß der Ausdehnung des Kartoffelbaues in Preußen noch keine Gränze gesetzt sei, wird es nicht bedürfen. Eben so wenig dürfen die Aufforderungen zu dieser Ausdehnung zusammengestellt werden. Sie liegen Jedem, den sie berühren, zu nahe. Gestattet sei jedoch die Hinweisung auf die sich immer mehr verbreitende Futterung der Arbeitspferde mit rohen oder gedämpften Kartoffeln; auf die „Versuche und Empfehlungen“ von Block „über den Ertrag und Werth der Kartoffeln, so wie über das Dämpfen und Abtrocknen derselben, nebst ihrer Verwandlung in Schroot,“ und auf den Versuch des Professor Körte über die Verwendung der Kartoffeln als Futter für die Schaafe, der, über den letzten Versuch, im dreißigsten Bande zweiten Stückes Seite 439 und folgende der Möglinschen Annalen 1833 abgedruckte Aufsatz, enthält viel mehr, als die Inhaltsangabe verspricht. Es wird in diesem Aufsatze, und zwar zu einer Zeit, in welcher der Alkohol bedeutend höher, die Wolle aber nicht höher, sondern niedriger als jetzt im Preise gestanden haben, bewiesen, daß die Kartoffeln bei einer richtigen Verwendung zum Futter für Schaafe, durch Wolle bedeutend höher als durch deren Verarbeitung zu Branntwein, verwerthet werden. Von einer viel größern Wichtigkeit sind aber die in dem trefflichen Aufsatze, auf den Grund so sorgfältiger als anziehender komparativer Versuche, entwickelten Andeutungen, daß durch die Kartoffeln der Schaafzucht eine sehr große, nicht zu berechnende Ausdehnung gegeben werden könne. Eine über den jetzigen Bestand der Schaafheerde steigende Zahl von Schaafen, mit Kartoffeln und Stroh auf dem Stalle das ganze Jahr hindurch zu halten und zu ernähren, scheint eine, für jeden Landbesitzer, den großen sowohl als den kleinen,

angängige Industrie zu sein. Durch eine solche, in der Regel nicht erhebliche Kapitalsanlage heischende, über das ganze Land verbreitete Industrie, bei der Einer dem Andern nicht in den Weg tritt, müßte der Wohlstand und die Bodenkultur im Allgemeinen, in nicht zu überschlagender Weise gesteigert werden. In der Provinz Preußen könnten in wenigen Jahren einige hunderttausend Schaafe mehr gehalten werden. — Der Körtesche Aufsatz gestattet Auszüge nicht. Es will derselbe gelesen sein.

Das Gedeihen der Schaafzucht in der Provinz Preußen, über welches im Januarstück des Archivs in Beziehung auf Westpreußen Einiges angeführt worden, würde durch den Runkelrübenbau auf Zuckerfabrikation basirt, nicht gefördert, sondern gefährdet werden. In Frankreich und im Westen und Süden Deutschlands, steht die Schaafzucht nicht in solchem Flor, daher auch dort die Runkelrübe einen höhern Ertrag — zu der Summe der Landes-Produktionswerthe — hiezu liefern mag, als dies in Preußen der Fall sein würde, wo dieser Bau nur auf Kosten der Kartoffeln und der Schaafzucht einzuführen sein dürfte. Wiederholt muß werden, um Mißverständnissen vorzubeugen, daß in der Provinz es einige Lokalitäten geben kann, wo auch jetzt mit Vortheil der Bau der Runkelrüben und deren Verarbeitung zu Zucker einzuführen sind. Auch der Amtsrath Koppe hat es, dem Vernehmen nach, nicht gerade aufgegeben, eine Runkelrüben-Zuckerfabrik zu errichten. Es wird vorzüglich darauf ankommen, ob die von ihm angeordnete chemische Analyse von ihm erbauter Runkeln dazu einladet. Günstigere Lokalitäten und Verhältnisse, als diesem verehrten Manne, zum Baue der Runkelrüben zu Gebote stehen, dürften aber auch nicht so leicht anderweit und jedenfalls nur selten zu finden sein.

Marienwerder, den 1. Februar 1836.

Hennig.

B.

Die öfteren Anpreisungen der Zuckerfabrikation aus Runkelrüben in öffentlichen Blättern, bestimmen den Unterzeichneten, seine Beobachtungen über den beregten Gegenstand mitzutheilen, welche er auf einer Reise durch Böhmen, Oesterreich, Baiern, Würtemberg und die Rheinlande in den Monaten October und November des vorigen Jahres gemacht hat.

Nur allein in Böhmen findet man in einem geringen Umkreise mehre Zuckerfabriken, in welchen ein bedeutender Betrieb seit 4 bis 5 Jahren besteht. Hier haben geprüfte Geschäftsleute die Ueberzeugung gewonnen, daß diese Produktion es werth sei, Intelligenz und Kapital an sie zu verwenden. In Böhmen wurde die Zuckerfabrikation aus Rüben durch Hrn. Weinrich, Besitzer des Gutes Rechtenbach bei Wetzlar, eingeführt, einem anspruchslosen, wohl unterrichteten Mann, der sein Verfahren bei diesem Geschäft, offen und freundlich mittheilt, und fern von jeder Geheimnißkrämerei ist. Der nach seiner Methode fabricirte Zucker ist von vorzüglicher Beschaffenheit, so wie seine baulichen Anlagen und Fabrikationsgeräthschaften sehr zweckmäßig zu sein scheinen.

Bis zum Jahre 1835 hat man in Böhmen im Großen nur nach der Methode gearbeitet, bei welcher die Rüben in einen feinen Brei verwandelt werden, um den Saft durch Pressen zu gewinnen. Im vergangenen Herbst fing man an, in einigen Fabriken Versuche nach der Methode anzustellen, bei welcher die Rüben in feine Scheiben zerschnitten und diese ins Wasser gebracht werden, um die Zuckertheile aus ihnen zu gewinnen. Der Unterzeichnete fand leider! keine nach dieser letzteren Methode eingerichtete Fabrik in Arbeit; man war überall noch im Einrichten begriffen.

In Oesterreich, Baiern, Würtemberg und den Rheinlanden, findet man nur einzelne Fabriken, von denen ich die in Pfungstadt bei Darmstadt, dem Herrn

Medizinalrath Rube daselbst gehörig, als ein wohlgeordnetes und großartiges Werk besonders herausheben muß. Viele Anstalten der Art, von welchen in den Zeitungen Aufhebens gemacht wird, sind noch im Experimentiren und so unbedeutend, daß der dort fabricirte Zucker gewiß mehr kostet, als er gilt.

Die in der Schrift des Herrn Dr. Krause als bestehend angeführte Fabrik in Denkendorf bei Stuttgart, fand ich bereits aufgelöset, und die zu Hohenheim war im letzten Drittel des Novembers noch in Reparatur, während die Rüben roh verfuttert wurden.

Die Ausbeute an wirklich cristallisirtem Rohzucker hat in Böhmen in gut organisirten Fabriken nie über 5 pCt. von den zur Fabrikation gekommenen Rüben betragen. Da diese Fabriken von kenntnißreichen Männern geleitet werden, die seit mehren Jahren diesen Geschäften mit Lust und Eifer obliegen, so ist es sehr verzeihlich, an der Wahrheit anderer Angaben so lange zu zweifeln, bis unzweideutige Beweise dafür vorhanden sind, daß 9 bis 10 pCt. cristallisirter Zucker gewonnen wird. Sehr häufig umgeht man die Wahrheit dadurch, daß man sich des Ausdrucks „Zuckertheile" bedient und die Melasse, welche nach der Cristallisation des Zuckers übrig bleibt, auch für Zucker angesehen wissen will. Diese Melasse ist aber in der Regel ein gar schlechtes Erzeugniß, und wird vorzüglich dann schwer verkäuflich sein, wenn erst die Zuckerfabrikation aus Rüben sich weiter ausbreitet. Bis jetzt mag man häufig damit den Indischen Syrup verfälscht haben. Ich glaube indessen, daß die Melasse zur Branntweinerzeugung am nutzbarsten sei, was sich bald ermitteln muß, wenn bei uns erst Rübenzucker in Quantität gewonnen wird. In Böhmen hat man, so viel ich weiß, noch keine Versuche darüber angestellt, weil dort das Gewerbe der Branntweinbrennerei bei weitem nicht so weit gediehen ist, wie hier.

Aus Vorstehendem geht deutlich hervor, daß die Zuckerfabrikation aus Runkelrüben keinesweges unbedingt vortheilhaft ist. In einer von mir besuchten Fabrik, bis dahin unter einem Vorsteher, welcher die Zuckerbereitung in Frankreich mehre Jahre geübt haben soll, lag das Erzeugniß des Jahres 1834 als schlechte, unverkäufliche Waare vorräthig und sollte nochmals umgekocht werden, um dasselbe für Consumenten brauchbar zu machen. In einer andern Fabrik hat man aus den Rüben vom Jahrgange 1834 keinen cristallisirten Zucker erlangen können, und sich deshalb in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, den Betrieb einzustellen.

Zu der hier angedeuteten Unsicherheit des Erfolges der Rüben-Zuckerfabrikation kommt bei einer dergleichen Anlage noch die Kostbarkeit derselben sehr in Betrachtung. Will man bei der Reibemethode verbleiben, und muß man sich das Kohlenpulver selbst bereiten; hat man kein passendes Gebäude, sondern muß ein solches neu errichten, so wird zu einem Betriebe auf 40,000 Ctr. Rüben in einer Campagne *) ein Anlagekapital von 15 bis 20,000 Thlr. erfordert. Um wie viel sich die Anlagekosten ermäßigen werden, wenn die Macerations-Methode sich bewährt, muß die Zeit lehren. Sehr viel geringer können die Einrichtungskosten deshalb nicht werden, weil andere Geräthschaften an die Stelle der bei der Reibe- und Preßmethode gebrauchten, erforderlich sind.

In Böhmen fand ich im vergangenen Herbst mehre Fabriken im Entstehen, in welchen blos Syrup zu 30 Grad Reaumé angekauft und während des Winters zu Rohzucker verarbeitet werden soll. Gelingt es den Rübenproducenten, den Syrup in solcher Beschaffenheit herzustellen, daß jene Fabrikenunternehmer ihn mit Sicherheit kaufen und weiter ver-

---

*) Campagne nennt man bekanntlich in den Französ. Zuckerfabriken den Zeitraum, in welchen diese im Gange sind.

arbeiten können, so wird das ganze Geschäft eine Richtung nehmen, die seiner weiteren Ausbreitung nur vortheilhaft sein kann. Die Landwirthe bedürfen dann nicht die Hälfte des Anlagekapitals, was zu einer Zuckerfabrik erforderlich ist. Es wird dann rathsam sein, auch bei geringen Rübenquantitäten sich auf die Syrupbereitung einzulassen. Das Viehfutter von den Rückständen kann dann auf den Gütern selbst consumirt werden, welche die Rüben lieferten, und es werden bei nicht zu großer Entfernung der Zuckerfabriken, wohin der Syrup geliefert werden muß, ohne Zweifel Fuhrkosten gegen die bisherige Einrichtung gespart, wo man die Rüben aus weiter Entfernung in die Fabrik, und die Rückstände verhältnißmäßig eben so weit zurückfahren muß.

Die Zuckerfabriken selbst, welche den Syrup ankaufen, sind während 5 bis 6 Monaten des Jahres mit dem Versieden des Syrups zu Rohzucker und in der übrigen Zeit des Jahres mit dem Raffiniren desselben beschäftigt. Durch diese Arbeits- und Kapital-Anlage-Theilung muß dieses Gewerbe an Haltbarkeit gewinnen, und ist deshalb sehr zu wünschen, daß sie sich bewähren möge.

Die triftigste Ursache, warum diese Fabrikation in den meisten Gegenden, wo sie begonnen wurde, nur langsame Fortschritte macht, beruhet auf der Schwierigkeit, das rohe Material, die Rüben, herbeizuschaffen. Ich habe durch sorgfältig angestellte Beobachtungen die Ueberzeugung gewonnen, daß kein Landwirth sich auf die Rüben-Kultur einlassen müsse, wenn er nicht tiefen Boden der ersten vier Acker-Klassen (wie ich solche in meiner Schrift: „Anleitung zu einem vortheilhaften Betriebe der Landwirthschaft Bd. 1." näher bezeichnet habe) dazu verwenden kann. Nur auf diesen Bodenarten ist der Rübenbau lohnend. Bei flacher Ackerkrume dagegen und auf allen geringern Bodenarten thut man wohl, Kartoffeln anzubauen und sie auf eine passende Weise zu verwerthen.

Man täusche sich ja nicht mit der Hoffnung, sein Land durch Anbau der Rüben höher als mit Kartoffeln zu benutzen. Die Zuckerfabriken können die Rüben pro Centner nicht höher als zu 5 bis 7 Silbergr. bezahlen, wenn sie bestehen sollen. Die Anpreisungen des Rübenbaues haben größtentheils einen Ackerbau vor Augen, wo man die reine Dreifelderwirthschaft noch nicht verlassen hat, und wo also ein großer Theil des Ackers, als Vorbereitung für die Halmfrüchte, eine Sommerbrache erhält. Unter solchen Umständen ist freilich die Einführung des Rübenbaues schon ein großer Fortschritt in der bessern Ackerbenutzung, wenn der Bruttoertrag eines Preußischen Morgens auch nur 10 bis 12 Thlr. beträgt. Ein solcher ist aber nicht einladend für diejenigen, welche gewohnt sind, durch Kartoffeln den Boden um ⅓ höher zu benutzen.

Den Futterwerth der Rückstände von den Rüben, nach Ausziehung des Zuckers, zu ermitteln, ist mir nicht gelungen. Nur das sprang in die Augen, daß diese Rückstände sich mit der Schlempe, welche die Branntweinbrennereien liefern, gar nicht vergleichen lassen. Sie mögen vielleicht kaum zum dritten Theile den Futterwerth der Schlempe haben, wenn man nämlich das Gewicht der in eine Brennerei gelieferten Früchte mit dem Rübengewicht zum Anhalt der Vergleichung nimmt.

Es wird mich freuen, wenn vorstehende Notizen den einen oder den andern meiner Gewerbsgenossen in den Stand setzen, über die Zuckerfabrikation aus Runkelrüben eine richtige Ansicht zu gewinnen.

Amt Wollup bei Cüstrin, den 21. Januar 1836.

J. G. Koppe.

V. Jahresbericht der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft.

Einige durch den Abgang des Herrn Professors Dr. v. Baer nach St. Petersburg und den dadurch herbeigeführten Präsidentenwechsel eingetretene Störungen in den ordnungsmäßigen Arbeiten, so wie der Ausfall mehrer Sitzungen im vorigen Jahre, veranlaßte die Gesellschaft, die Berichterstattung über ihr Wirken im Jahr 1834 erst am Ende dieses Jahres und mit der desselben vereinigt von dem dazu verpflichteten Sekretair zu erfordern. Der nachfolgende Bericht schildert daher die Leistungen und den Zustand der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in den beiden letztverflossenen Jahren.

Die Gesellschaft hielt im vorigen Jahre sechs öffentliche Sitzungen, in welcher ersten, im Januar, Herr Geh. Rath Prof. Bessel in einem lehrreichen Vortrage die physische Beschaffenheit der Weltkörper, so weit die wissenschaftlichen Forschungen der Astronomie im Vergleich mit unserer Erde sie erkennen lassen, und die bereits zu so außerordentlicher Vollkommenheit gediehenen astronomischen Beobachtungen hierüber sichere Schlüsse zu machen erlauben, erläuterte. In derselben Sitzung zeigte u. erklärte Herr Fabrikant Jungmann einen von ihm zu diesem Zweck aufgestellten kunstreichen Strumpfwebestuhl von der neuesten und vollkommensten Einrichtung.

Wegen plötzlicher Erkrankung wurde Herr Oberlehrer Bujack verhindert, in der zweiten Sitzung am 14. Februar, seinen Vortrag selbst zu übernehmen; es las daher der Sekretair die zu diesem Behuf von dem Herrn Bujack ausgearbeitete und gütigst eingesendete, über das geognostische Phänomen der Geschiebe auf der nordeuropäischen Ebene mit besonderer Berücksichtigung Ostpreußens, sich verbreitende Abhandlung. Herr Professor v. Baer sprach hierauf über die Zähnebildung vorweltlicher Elephanten, mit specieller

Bezugnahme auf einen in dem Lande Westpreußens gefundenen Zahn des sogen. großen Ohiothieres.

In der dritten Sitzung am 14. März las Herr Prof. Dr. Dulk über Essigfabrikation, und beschrieb und erklärte ausführlich die in letzterer Zeit bereits vielfach in Anwendung gekommene sogen. Schnellessigfabrikationsmethode, in Umwandlung des beim langsamen Durchträufeln durch Buchenspähne, einer erhöheten Temperatur und der Einwirkung der Luft ausgesetzten Weingeistes in Essig, bestehend.

Herr Prof. Dr. Rosenkranz hielt in der vierten Sitzung am 2. Mai einen Vortrag über die Entwickelung der philosophischen Naturwissenschaft von Kant bis Hegel.

In der fünften Sitzung am 3. Oct. theilte Herr Prof. Dr. Meyer die neuesten Untersuchungen über die Befruchtung der Pflanzen mit, und zeigte in seinem ausführlichen Vortrage, mit welcher außerordentlichen Genauigkeit die neueren mühsamen Forschungen diesen im Verborgenen vor sich gehenden Akt des Pflanzenlebens, uns kennen gelehrt haben. Herr Baumeister Jacobi sprach hierauf über die Einrichtung u. Wirkung der hydraulischen Pressen bei Vorzeigung eines aus der sehr Vollkommenes liefernden Werkstatt des Herrn Maschinenbauers Steinfurt jun., hervorgegangenen Modells einer solchen Presse.

In der sechsten und letzten Sitzung am 14. Nov. hielt Herr Prof. Dr. Moser einen Vortrag über Klimatologie mit besonderer Berücksichtigung des Klimas von Königsberg; worauf Herr Reg.R. Prof. Hagen einige Worte über die von Caspar in Berlin ausgesprochenen Mortalitäts-Verhältnisse, auf Preußen im engeren Sinne und vorzugsweise auf Königsberg beziehend, sprach.

Die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft vermehrte sich in diesem Jahre durch statutenmäßige Wahl in drei Privat-Sitzungen, um funfzehn. Das durch den Abgang des Herrn Prof. v. Baer erledigte Amt des Präsidenten übernahm nach erfolgter Wahl und auf

den allgemeinen Wunsch der Gesellschaft, der bisherige Direktor, Herr Reg.R. Prof. Hagen, in der Sitzung am 12. Dec., in welcher gleichzeitig die erledigte Direktorstelle durch die Wahl des Herrn Prof. Dr. Dulk und nachdem derselbe sich zur Uebernahme dieses Amtes bereit erklärt hatte, besetzt ward. —

In dem zuletzt entschwundenen Jahre 1835 versammelte sich die Gesellschaft in acht öffentlichen Sitzungen, in deren ersten am 16. Januar Herr Baumeister Jacobi in einem Vortrage über die Benutzung der elektromagnetischen Kraft zur Bewegung von Maschinen sprach, eine von ihm zu diesem Zweck erfundene sehr sinnreich construirte Maschine vorzeigte, und durch die überraschend vortreffliche und sehr bedeutende Kraftäußerung dieser in Gang gesetzten Maschine, seine Eingangs seines Vortrages aufgestellte Behauptung bewies, daß die elektromagnetische Kraft in den meisten Beziehungen jeder andern der zum Betriebe von Maschinen bereits angewendeten Kräfte gleichkomme, in vielen aber ihnen bei weitem vorzuziehen sei. Herr Prof. Dr. Dulk sprach hierauf über die Eigenthümlichkeiten der Meteorsteine, deren Erscheinungen in unserer Atmosphäre und bei ihrem Fall auf der Erde.

In der zweiten Sitzung am 13. Febr. las Herr Oberlehrer Bujack eine Abhandlung über die Höhenzüge und die Gewässer Ost- und Westpreußens mit besonderer Beziehung auf den früheren Zustand des Landes und die jetzige Beschaffenheit der Bodens. Schließlich verbreitete sich Herr Reg.R. Prof. Hagen in einem kürzeren Vortrage über Canalschleusen, und beschrieb und erläuterte eine dieselben vertretende in neuerer Zeit angewendete Vorrichtung den sogenannten Perpendicular Lift, bei Vorzeigung und Erklärung einer modellartigen Zeichnung eines solchen.

In der dritten Sitzung am 3. April erklärte Herr Prof. Dr. Dulk in einem ausführlichen Vortrage die Phänomene der Verbrennung. Sodann sprach Herr Prof. Dr. Moser über das sogen. Drumondsche Licht und zeigte die Wirkung desselben mittelst eines von

dem Herrn Maschinenbauer Steinfurt jun., hiezu angefertigten Apparates.

Am 22. Mai sprach in der vierten Sitzung Herr Prof. Dr. Jacobi über die Entstehung, weitere Ausbildung und jetzige Einrichtung und Leistungen der polytechnischen Schule in Paris. Hierauf theilte Hr. Med.R. Prof. Dr. Burdach in einem Vortrage die durch die Bewegung organischer Theile der niederen Thiere herbeigeführte und von Purkinje und Valentin gemachte Entdeckung der sogen. Wimperbewegung organischer Theile, mit.

Herr Prof. Dr. Rosenkranz bewies in seinem Vortrage in der fünften Sitzung am 26. Juni, die Nothwendigkeit des Luxus, worauf Herr Prof. Dr. Dulk einige Worte über die Größe und den körperlichen Inhalt der verschiedenen Menschen-Raçen sprach.

In der sechsten Sitzung am 2. Octbr. erörterte Herr Prof. Dr. Meyer in seinem Vortrage die verschiedenen Meinungen über die Acclimatisationsfähigkeit der Pflanzen. Herr Prof. Dr. Dulk sprach hierauf über die Wichtigkeit der Stärkezuckerfabrikation bei näherer Erklärung dessen Darstellungsmethode.

Herr Prof. Dr. Dulk hielt in der siebenten Sizzung am 13. Nov. einen Vortrag über die Ursachen der Fäulniß und des Verderbens der zum Bau verwendeten Hölzer; erwähnte des zu Conservirung derselben schon seit dem Alterthum mit Erfolg angewendeten Holzessiges, erklärte und empfahl aber vorzüglich das in England beim Schiffsbau bereits mit vielem Erfolg in Anwendung gebrachte und durch die Franz. Akademie auf Veranlassung der Französ. Regierung vielfach geprüfte Verfahren, dem Verderben der Bauhölzer durch Imprägnirung derselben mit Sublimatauflösung, vorzubeugen. Noch sprach Herr Prof. Dr. Sachs in eindringlicher Rede über die bisher viel zu geringe Beachtung möglicher Fälle des Scheintodes bei nachdrücklicher Empfehlung der Einrichtung und des Gebrauchs von Leichenhäuser, insbesondere für Königsberg.

In der achten und letzten Sitzung endlich am 11. Dec. verbreitete sich Herr Oberlehrer Bujack über diejenigen historischen Nachrichten, welche uns zur Kenntniß des Auerochsen übrig geblieben sind, zeigte die Ansichten der neueren Naturforscher über dessen Eigenthümlichkeit, und wies seine Verschiedenheit von der Stamm-Raçe unseres zahmeu Rindes näher nach. Schließlich und nachdem Herr Oberlehrer Zornow einige einleitende Worte gesprochen, zeigte Herr Hof-Instrumenten-Fabrikant Marty ein nach seiner Erfindung und aus seiner rühmlichst bekannten Werkstatt hervorgegangenes, für kleinere Zimmer vorzüglich sich eignendes Instrument von neuer und höchst gefälliger Construction, ein sogen. Cabinet-Fortepiano, vor. —

Nach dem Vortrage des Herrn Prof. Dr. Sachs über Scheintod und auf dessen Vorschläge zur Errichtung von Leichenhäuser, beschloß die Gesellschaft in Anerkennung der dringenden Nothwendigkeit der Einrichtung solcher Anstalten für Königsberg, in ihrer Sitzung am 13. November, die weitere Erwägung und Ausführung dieser Angelegenheit einem aus ihrer Mitte zu erwählenden Comité zu übertragen. Nachdem der Protektor der Gesellschaft, der Königl. Oberpräsident rc. Herr v. Schön Excellenz, den Vorsitz und die Leitung dieses Comité's übernommen hatten, vereinigte sich dieses Comité, weiter bestehend aus den erwählten Herren Geh. Reg.R. Prof. Bessel, Ober-Reg.R. Ewald, Stadtr. Graf v. Luckner, Dr. Motherby sen., Geh. Reg.R. rc. Müller, Prof. Dr. Sachs und Geh. Commerz.R. Tamnau dahin, diese Angelegenheit in Separat-Conferenzen weiter zu verfolgen. Auf geneigte Veranlassung des Herrn Oberpräsid. v. Schön Excellenz haben die Arbeiten dieses Comité's bereits begonnen, und geben die erfreuliche Hoffnung, unserer Stadt eine so überaus wohlthätige und nothwendig scheinende Einrichtung vielleicht bald gewährt zu sehen.

Dem Unternehmen des Herrn Geh. Raths Prof. Gravenhorst und einem Paar seiner entomologischen Freunde in Breslau, die aus einer früheren Schöpfung

im Bernstein uns erhaltene Insektenwelt einer umfassenden und gründlichen Untersuchung zu unterwerfen und die Resultate dieser Forschung denen in neuester Zeit so umfangsreichen der vorweltlichen Thier- und Pflanzenreste anzureihen, auch nach unseren Kräften förderlich zu sein, wurden die insektenhaltigen Stücke der Bernsteinsammlung der Gesellschaft, über siebenhundert an der Zahl, dem Herrn Geh. Rath Gravenhorst zugesendet. Mancherlei wichtige später eingetretene Hindernisse indessen bestimmten den Herrn Geh. Rath Gravenhorst, das mit seinen Freunden bereits rüstig begonnene Unternehmen wieder aufzugeben, und die Ausführung dieser Arbeit dem in diesem Felde der Naturgeschichte eifrigen Forscher und Sammler, dem Herrn Dr. Berendt in Danzig anzutragen. Herr Dr. Berendt hat diese Arbeit bereits übernommen, ist im derzeitigen Besitz unserer Sammlung, und giebt uns, wenn auch die Erwartung, aus den Händen der gelehrten und so sehr geschickten Breslauer Entomologen ein Werk zu erhalten, welches über einen wichtigen Theil der Naturgeschichte unseres Vaterlandes längst gewünschten Aufschluß zu geben versprach, aufgegeben werden muß, doch andererseits die angenehme Hoffnung von seiner nicht minderen Gelehrsamkeit ein solches für die Naturgeschichte unseres Vaterlandes so wichtige Werk in vielleicht nicht zu langer Zeit erwarten zu dürfen. —

Herr Pfarrer Krause in Niebudschen, ein vieljähriges Mitglied der Gesellschaft, hat unterm 11. Juni d. J. der Gesellschaft ein vollständiges Exemplar der seiner Redaktion unterliegenden Zeitschrift Georgine, ökonomische Mittheilungen der landwirthschaftlichen Gesellschaft Litthauens, zum Geschenk mit dem Versprechen gesendet, die Fortsetzungen dieser interessanten u. belehrenden Zeitschrift künftig nachsenden zu wollen. Dem Herrn Pfarrer Krause ist für dieses angenehme Geschenk und diese Bereicherung unserer Bibliothek unterm 3. Juli gebührendst und mit der Bitte gedankt worden, seine dadurch bewiesene Theilnahme an dem

Gedeihen der Gesellschaft auch fernerhin in der Erfüllung seines Versprechens bethätigen zu wollen.

Durch den Tod verlor die Gesellschaft in dem letzten Jahre die drei hochgeachteten Mitglieder Unger, Schmidt und Mühte. Es zählt die Gesellschaft am Ende dieses Jahres vierundneunzig einheimische und dreißig auswärtige Mitglieder. Sie hatte das Glück, den Königl. Generalmajor ꝛc. Prinzen Friedrich von Hessen Durchlaucht und den Königl. Generallieutenant und Gouverneur von Königsberg, Herrn Köhn v. Jaski Excellenz, zu ihren Mitgliedern zählen zu dürfen, und verkennt nicht das ungemeine Wohlwollen, welches eine so große Zahl hoher und ausgezeichneter Personen durch ihren Eintritt und durch ihre Theilnahme an ihren Arbeiten ihr bisher zu erkennen gegeben haben.

Bei allen Mitgliedern der Gesellschaft muß sich nach dem Angeführten die Ueberzeugung, daß der von der Gesellschaft nun seit vier Jahren verfolgte öffentliche Weg der Mittheilung ihrer Arbeiten der richtigere und nützlichste ist, immer fester stellen. Der zahlreiche Besuch unserer Sitzungen, der Eifer, mit welchem nahe und entfernt wohnende Mitbürger und Landsmänner die in unseren Sitzungen gehaltenen lehrreichen Vorträge und nützlichen Mittheilungen kennen zu lernen trachten und hier und dort Manches davon in Anwendung zu bringen suchen, so wie endlich die Theilnahme, welche Fremde und Ausländer der Gesellschaft in der Anerkennung ihrer, durch den Druck verbreiteten Arbeiten erkennen ließen, mögen der Gesellschaft als Beweis ihrer gemeinnützigen, einflußreichen Wirksamkeit dienen; den hochgeachteten Mitgliedern aber, die durch ihre bereitwilligst gehaltenen Vorträge und Mittheilungen unsere Sitzungen zu so sehr lehrreichen machten, möge neben dem Dank der ganzen Gesellschaft diese vielseitige Anerkennung eine Aufforderung sein, auch ferner die nützliche Wirksamkeit der Gesellschaft nach Kräften bereitwilligst mit befördern zu wollen.

Königsberg, am Ende des Jahres 1835.

VI.

VI. Des verstorbenen General-Lieutenants rc. Freiherrn v. Günther Briefwechsel, mit dem verstorbenen Erzbischof rc. Dr. v. Borowski.

(Beschluß.)

Tykoczin, den 16. Decbr. 1801.

Hochwürdiger, hochgelahrter Herr,
insonders hochzuverehrender Herr Kirchenrath!

Es hat mir mein würdiger Freund, der Herr Erzpriester Gisevius, ein Blatt der Königsbergschen gelehrten und politischen Zeitungen zugeschickt, in welches Ew. Hochwürden die Feier des Stiftungstages des zu Lyck etablirten Schullehrer-Seminarium haben bekannt machen zu lassen beliebt, worin auch meiner Gegenwart erwähnt worden. Herr Gisevius hat dabei bemerkt, daß Ew. Hochwürden dieses Exemplar ausdrücklich für mich auf Schreibpapier hätten abdrucken lassen, und ihm aufgegeben, es mir zuzuschicken; ich muß dieses als einen neuen ganz unverdienten Beweis von Ew. Hochw, wohlwollender und freundschaftlicher Gesinnung gegen mich verehren, und halte mich deshalb verpflichtet, Wohldenenselben dafür meinen gehorsamsten verbindlichsten Dank abzustatten; kann mich aber nicht entbrechen, ein Versehen dabei bemerkbar zu machen, das dabei vorgefallen ist, indem ich als Ritter des schwarzen Adlerordens qualificirt bin, da ich doch eigentlich nur Ritter vom rothen Adlerorden bin. Ew. Hochwürden suchen dadurch wegen meiner Theilnahme an einem so nützlichen und vortrefflichen Institute, das so außerordentliche Fortschritte in so kurzer Zeit gemacht, und so große segensreiche Folgen in Zeit und Ewigkeit in dieser noch sehr uncultivirten Provinz verspricht, meine redlichen und patriotischen Gesinnungen immer mehr zu verbreiten; und würde ich nicht fühllos und undankbar handeln, wenn ich nicht den ganzen Werth von Ew. Hochwürden besonderer Gewogenheit

gegen mich gehörig erkennen und schätzen wollte? Ich kann aber doch nichts als ein lebhaftes Gefühl dieser unverdienten Güte darüber empfinden und nur in wenig Worten ausdrücken, die aber doch nie hinreichend sind, das an den Tag zu legen, was mein Herz so billig dagegen für Ew. Hochwürden empfinden muß. Wenn ich nun gleich in dieser Welt nicht das Glück mir erwerben kann, von Wohldero persönlichen Umgang einen herrlichen Nutzen zu ziehen: so wird doch dieser kleine Briefwechsel Gelegenheit geben, daß wir uns in jener Ewigkeit, der ich mich mit großen Schritten nähere, zusammenfinden, und alsdann vereint den Schöpfer und Erlöser der Welt in seinen Wundern näher erkennen, und von den Geheimnissen der Gnadenwirkungen seines Geistes einen hellern Aufschluß erhalten werden, als unsre eingeschränkte Vernunft hier zu entdecken im Stande ist. Je mehr wir aber hier schon die Abwege zu vermeiden suchen, wohin uns Sophisterei, Stolz und Leidenschaft irre führen kann; je mehr wir uns lediglich an das halten, was die göttliche Weisheit uns dadurch in der heiligen Schrift zu offenbaren für gut gefunden; je mehr wir auf dem geraden Wege des Glaubens fortwandeln, den uns die plane Lehre Jesu vorgezeichnet hat: desto größere Schritte werden wir hoffentlich in jenem Leben in der wahren Erkenntniß der göttlichen Weisheit und Regierung machen können; und diese Gründe beruhigen mich auch bei allen unangenehmen Vorfallenheiten und Prüfungen, die mich in dieser Welt betreffen, geben mir Muth und Kräfte, alles zu überwinden, treu in dem Berufe zu bleiben, wozu die göttliche Vorsehung mich bestimmt hat. Und so schreite ich auch voller Muth zu den Betrachtungen fort, wozu uns die veränderte Stimmung der in der Welt herrschenden Religions-Meinungen so vielen Anlaß geben und Stoff darbieten. Und da stärkt mich in meiner Hoffnung das Wort Christi, wenn er sagt: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht. Also dieses ist der Grund aller Hoffnungen, hierauf müssen wir

das ganze Gebäude unserer Religion und Grundsätze bauen, und werden wir dann nicht ruhig bei allen drohenden Gefahren, bei allen überhand nehmenden Verirrungen der menschlichen Vernunft, die sich über ihre Sphäre versteigt, bleiben können? Hiebei fällt die Anekdote ein aus der alten Griechischen Geschichte, die ziemlich hieher paßt, wo ein Astronom die Bewegung der Sterne beobachtete, und im Gehen darüber in eine Grube fiel und einen Vorübergehenden um Hilfe bat, der ihm aber dabei die Lehre gab: Du willst sehen, was über Dir am Himmel vorgeht, und siehst nicht mal unter Dir auf die Erde? So geht es denen auch, die schon in dieser Welt die Gränzen der Vernunft, die uns Gott vorgeschrieben hat, übersteigen, und die Betrachtung der Ewigkeit anticipiren, und dadurch die göttliche Regierung und den göttlichen Rathschluß, den er zu ewiger Glückseligkeit als den besten zu nehmen für gut gefunden, tadeln wollen. Da ich mich mit einem Lehrer der Religion unterhalte, so glaube ich, ist es erlaubt, über eine solche Materie mich näher auszulassen, ohne dadurch anstößig zu werden.

Nun noch eine ergebenste Bitte. Wo ich nicht irre, wird das Feuer-Büchlein, welches Herr Prediger Weiß so schön und zweckmäßig geschrieben hat, auch in Polnischer Sprache übersetzt. Wäre diese Vermuthung richtig, so bitte ich gehorsamst, daß Ew. Hochw. die Gewogenheit haben zu bewirken, daß mir 50 Exempl. davon zugesandt werden, um sie in hiesiger Gegend zu vertheilen; ich werde den Betrag sogleich an denjenigen senden, von dem ich die Bücher erhalte, und die Kosten nebst Einbinden weiß. Wird nur ein einziges Ställchen dadurch vom Brand befreit, so ist schon die Auslage reichlich ersetzt.

Mit vorzüglichster Verehrung rechne ich mir es zur Pflicht zu sein Ew. Hochwürden

ganz gehorsamer treuer Diener und Freund

Günther.

Darf ich so frei sein, noch eine gehorsamste Empfehlung an den Hrn. Kriegsrath Scheffner beizufügen?

Tykoczin, den 23. Januar 1802.

Hochwürdiger, hochgelahrter Herr,
insonders hochzuverehrender Herr Kirchenrath!

Hätte ich bloß dem frohen und dankbaren Gefühl meines Herzens folgen können, als ich die Ehre hatte Ew. Hochwürden hochgeehrtestes Schreiben vom 29sten v. M. u. J. mit der schönen Bußtagspredigt des Hrn. Oberhofprediger Reinhardt zu erhalten: so würde meine schuldige Antwort und Erkenntlichkeits-Versicherung nicht so lange ausgeblieben sein; allein ich war eben im Begriff, eine Reise nach Grodno und ins Bataillon Towarzyß zu machen, und bin den 19ten d. erst wieder zurückgekommen; ich nahm aber die Predigt mit auf die Reise, und habe sie wenigstens 3 mal bei meiner Morgenandacht mit vieler Erbauung durchgelesen, und sie jetzt unserm Herrn Feldprediger mitgetheilt. Von den bei der Einführung eines neuen Civil-Gouvernements zu Grodno vorgefallenen Feierlichkeiten habe ich dem Herrn Erzpriester Gisevius eine weitläuftige Erzählung gemacht, und gebeten, solche Ew. Hochwürden mitzutheilen, so daß ich mich darauf beziehen kann.

Für alles Gute, was Ew. Hochw. mir wünschen, bin ich um so mehr recht herzlich verbunden, je mehr ich von der Aufrichtigkeit solcher Wünsche überzeugt sein kann. Gott stärke auch Ew. Hochwürden in Dero wichtigem Berufsgeschäfte zum Segen Dero Gemeinde und zur Beförderung des Reiches Gottes und einer richtigen Aufklärung in göttlichen Religions-Wahrheiten, und erhalte Dieselben zur Freude Dero werthesten Familie und aller Ihrer Verehrer, worunter ich gewiß auch vorzüglich gehöre, noch viele Jahre bei dauerhafter Gesundheit und beglücktestem Wohlergehen.

Der Friedenstraktat, den wir gestern in der Hamburger Zeitung zwischen Philosophie und Religion, aus dem Französischen übersetzt (lasen?), beweiset, daß der Französische Witz und Spott jede Gelegenheit noch

immer gerne benutzt, sein Licht leuchten zu lassen; unterdessen ist es hier sehr gut angebracht, und ich glaube, mancher sogenannte Philosoph dürfte sich doch seiner Verirrung vom Wege der gesunden Vernunft schämen, und auf den richtigen Weg derselben wieder zur geoffenbarten Religion zurückkehren, wenn sein Verstand anders nicht zu sehr verblendet und sein Herz nicht zu sehr verstockt und dem Gericht der Verstockung schon übergeben ist; ich hoffe so gerne immer das Beste, und gewinnt in Frankreich der gesunde Menschenverstand und richtiger Begriff von wahrer Religion erst wieder die Oberhand, so werden sich auch dergleichen Gesinnungen wieder weiter verbreiten. Denn aus Frankreich wurde das erste Gift der Irreligiosität durch seine Philosophen, Atheisten und Materialisten verbreitet, wozu die blühende Schreibart des Voltäre sehr viel beitrug, und wodurch das Gift mit einem süßen Vehikel versetzt, desto leichter verschluckt wurde und Geist und Herz verpestete. Unterdessen ist doch auch mehr Wahrheitsliebe dadurch verbreitet worden, und Gott wird alles wieder in das rechte Geleis zu seiner Zeit zurückzuführen wissen, die seine Weisheit dazu bestimmt hat.

Für das mir gefälligst mitgetheilte Schreiben des Herrn Prediger Weiß bin ich Ew. Hochwürden unendlich verbunden; dürfte ich so frei sein, diesem würdigen Manne meine gehorsamste Empfehlung versichern und ihn bitten zu lassen, daß er mir von dem deutschen Feuer-Büchlein noch 20 Exempl. in deutscher Sprache schickt? Ich werde auch an beide Kammern in dieser Provinz schreiben, und es bekannt machen, daß davon eine Polnische Uebersetzung bis Ostern fertig werden wird, um damit sie eine Quantität Exemplarien bestellen und an die Schulzen in der Provinz vertheilen lassen können, damit diese ihren Gemeinden solches bekannt machen und Vorsichtigkeit und Ordnung in Ansehung des Feuers einführen können. Hiedurch hoffe ich einen stärkern Absatz zu bewirken.

Es ist gewiß ein sehr heilsames Geschäfte, was der verdienstvolle Herr ꝛc. Weiß übernommen hat, über die Bekanntwerdung und Verbreitung der Gesetze in den Schulen etwas zusammenzutragen; dieses wird gewiß von nützlichen Folgen sein; denn viele Menschen sündigen gewiß aus Unwissenheit. Selbst ein Geistlicher, sagte Paulus: ich hätte nicht gewußt, daß es Sünde wäre, wenn es das Gesetz mir nicht gesagt hätte, daß es Sünde sei. Wahrscheinlich wird es ebenfalls ins Polnische übersetzt werden; denn in diesen Provinzen, wo vor dem Jahre 1794 bloß Anarchie herrschte, ist dergleichen um so nothwendiger, und wirklich ist der gemeine Mann sehr gelehrig, nimmt gerne was an, wenn man ihn nur von dem Nutzen zu überzeugen vermag. Dieses vermehrt um so mehr meine Hoffnungen von dem Nutzen, den die hiesigen Schulanstalten in der Folge bewirken werden, wenn mehre Seminaristen aus Lyck als Schullehrer angestellt werden können.

Wenn Ew. Hochwürden in den dortigen Buchläden etwas finden, das Moral, Religion und Schulunterricht wahrhaft befördern kann: so belieben Dieselben nur den Buchführern gleich den Auftrag zu geben, daß sie ohne Bedenken mir solches zuschicken können; ich kann mich auf Dero Urtheil sicher verlassen, und deßhalb ist meine Verehrung um so größer, mit welcher ich mit herzlicher Aufrichtigkeit zu sein es mir zur Ehre und Freude rechne Ew. Hochw.

ganz gehorsam = treu = verpflichtetster Diener
Günther.

Tykoczin, den 16. November 1802.

Hochwürdiger, hochgelahrter ꝛc.

Ew. Hochwürden bin ich auf das vortreffliche Schreiben vom 6. Februar d. J., das meinem Herzen so viel Vergnügen, meinem Verstande so viel Nahrung, und meiner redlichen Gottes = Verehrung so viel neue

Kraft geschenkt hat, so lange, so sehr lange die Antwort schuldig geblieben, daß Wohldieselben gewiß geglaubt haben, es wäre dieses längst bei mir vergessen oder verschmissen. Nein, theuerster Herr Kirchenrath, es ist mir ein zu schätzbares Unterpfand von Ew. Hochw. mir gewidmeten Wohlwollen, als daß ich es bis daher nicht immer noch unter meinen Expediendis sollte aufbewahrt haben. Nur in dem Wirbel von zerstreuenden, sich kreuzenden, überhäuften Geschäften, bei den vielen Hindernissen, die meine Berufspflichten, meine herzliche Neigung Gutes zu stiften, Gutes zu wirken, dessen Folgen auch noch alsdann fortdauern mögten, selbst wenn ich aus diesem irdischen Wirkungskreise ausgetreten bin, bin ich immer abgehalten worden, es zu beantworten; um es würdig zu beantworten, dazu gehört freilich mehr, als meine eingeschränkten Geistesfähigkeiten mir erlauben; allein von Ew. Hochw. bin ich auch überzeugt, daß Wohldieselben mit einem Soldaten Nachsicht haben, der es sich wenigstens ernstlich angelegen sein läßt, sein Herz durch Grundsätze der wahren christlichen Religion, so wie sie uns Christus selbst in der Bibel gelehrt hat, zu bessern, seine Ueberzeugung von der Göttlichkeit des Christenthums zu berichtigen und zu befestigen, und so viel als möglich ist dazu beizutragen, daß solche auch auf andere einen heilsamen Eindruck mache. Da auch Ew. Hochw. Beifall, so Wohldieselben den Reinhardtschen Predigten schenken, so ganz mit meiner Denkungsart übereinstimmig, so sehe ich dieses doch als einen Beweis an, daß ich nicht ganz entfernt von dem wahren Wege der praktischen Religion bin, da diese Predigten auch den stärksten Eindruck auf mein Herz machen, und für meinen Geist mir immer mehr Bildung und Ueberzeugung schenken. Des Abends bin ich von den Arbeiten des Tages zu sehr ermüdet, als daß ich solche mit wahrem Nutzen lesen könnte; dagegen aber sind sie mir bei meinen Morgenandachten desto heilsamer, weil alsdann mein durch den Schlaf erquickter Geist

am fähigsten zu wichtigen Geschäften ist; und welches Geschäfte ist wichtiger als das, sich selbst kennen zu lernen, seine Fehler zu verbessern, sich in dem Vorsatz zu bestärken, nach göttlichen Vorschriften zu denken, zu leben und zu handeln; die Berufstreue als die erste Pflicht anzusehen, wozu uns Gott in diese Welt gesetzt hat, Gutes zu wirken und nicht müde zu werden, und auch da nicht zu verzagen, wo wir die segensreichen Folgen unserer Bemühungen noch nicht einsehen? Da Ew. Hochw. den Reinhardtschen Jahrgang von 1801 auch gewiß haben, so ist Wohldenenselben die Predigt am Himmelfahrtstage auch bekannt, und diese stellt dergleichen Grundsätze im reinsten Lichte dar. Wenn wir diese nach dem Vermögen, was uns Gott verliehen hat, treulich ausüben, so wuchern wir mit dem anvertrauten Pfunde ganz nach der göttlichen Absicht, und seine Vatertreue wird auch unsere Kindestreue belohnen, und wenn wir in wenigem getreu gewesen sind, uns über viel setzen. Bilden wir unsere ganze Denkungsart diesen Grundsätzen gemäß, so werden wir uns auch der göttlichen Führung und Regierung ganz unbedingt überlassen, und wir werden dadurch stark genug sein, selbst bei den größten Widerwärtigkeiten dieses Lebens, bei den heftigsten Leiden, die unsere Seele erschüttern, dennoch mit Hiob ausrufen zu können: der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobet! So haben Ew. Hochw. auch gewiß gedacht, auch gewiß gehandelt, als Wohldieselben das große Seelenleiden erlebten, eine ganz vortreffliche, allgemein beliebte, verehrte, hoffnungsvolle Mamsell Tochter zu verlieren. Würde es nicht Mißtrauen in die Stärke Wohldero durch den Trost der Religion befestigten Gesinnungen sein, die Ew. Hochw. Geist über alle Anfälle irdischer Leiden erheben, wenn ich darüber Trostgründe anführen wollte? Ew. Hochw. Ueberzeugung giebt Wohldenenselben solche in größerer Kraft an die Hand, als meine schwache Feder sie auszudrücken vermag. Allein

theilnehmendes Mitleiden ist denn doch allemal für den Leidenden auch ein Trost, der nicht ganz seine Wirkung verliert; das menschliche Herz ist dazu gestimmt, daß es sich bei Unglücksfällen sehr gerne bemitleiden sieht, und findet darum schon Erleichterung selbst in der Erzählung seiner Unfälle. Aus diesem Gesichtspunkte belieben Ew. Hochwürden meine Absicht zu betrachten, daß ich dieses höchst traurigen Vorfalls erwähne, dadurch das Andenken an denselben zwar erneuere, aber auch Wohldenenselben zugleich eine neue Gelegenheit verschaffe, den Eindruck des Schmerzes zu vermindern und mit willigem Herzen Gott das Opfer zu bringen, das seine Weisheit von Ew. Hochwürden gefordert hat. Wir sind nicht im Stande, weder in der nahen noch in der fernen Zukunft die Entwickelung unserer Schicksale vorauszusehen. Aber vielleicht standen der Selig-Verstorbenen noch große Leiden bevor, denen sie durch den Tod entrissen ist. Sie ist frühzeitig zu den Freuden eingegangen, wozu sie sich hier so würdig zubereitet, und wie bald kann die Stunde schlagen, da wir uns wieder mit ihr vereinigen und gleicher Glückseligkeit theilhaftig werden? Da unser würdiger gemeinschaftlicher Freund, der Herr Erzpriester Gisevius, mir Ew. Hochwürden Schreiben über diesen Gegenstand mitgetheilt, so habe ich mich herzlich gefreuet über die Resignation, mit welcher sich Wohldieselben diesem harten Schlage unterworfen haben, und diese Gott wohlgefällige Stimmung des Gemüthes macht Wohldero Religions-Grundsätzen desto mehr Ehre, indem Wohldieselben nicht bloß ein Lehrer, sondern auch ein Thäter des Werts sind. Ein so herrliches Beispiel muß auch auf mich den lebhaftesten Eindruck zur Nachahmung machen; ich kann zwar nie ein solches Leiden erleben, das die Seele so angreift, als der Verlust eines wohlgerathenen Kindes; unterdessen giebt es doch für uns Menschen vielfache Leiden, die unsere Seele um so mehr angreifen, je weniger wir im Stande sind, sie voraus-

zusehen, und deren Ueberraschung unser Gefühl desto mehr reizt. Je reizbarer unser Nervensystem ist, je mehr leidet Körper und Geist, und es gehört viel Standhaftigkeit dazu, sich alsdann über dergleichen Anwandlungen des Temperaments wegzusetzen. In diesem Fall ist auch unser theuerster Freund Gisevius; er läßt alle dergleichen Ränke, die Bosheit und Arglist erdenken, um sein beabsichtigtes Gute behindern, zu sehr zu Herzen gehen, und schwächt dadurch seine ohnedem nicht sehr starke Gesundheit. Gott wird aber seine gute Absichten doch segnen, und die Hindernisse, so man ihm in den Weg legt, werden sicherlich nach Gottes weiser Regierung seinen redlichen Bemühungen mehr förderlich als hinderlich sein. Mich aber kann nichts hindern an der Bereitwilligkeit, bei jeder Gelegenheit die aufrichtigste und vorzüglichste Verehrung thätig zu beweisen, mit welcher ich die Ehre habe zu sein Ew. Hochwürden

ganz gehorsamer treuer Diener

Günther.

N. S. Sollten in den Königsberger Buchläden neue Sachen zu haben sein, oder erscheinen, die Ew. Hochwürden für würdig und für mich passend finden: so bitte ich, in jedem Fall denenselben aufzutragen mir solche zu schicken. Ich habe zwar wenig Zeit zum Lesen, stehe aber lieber des Morgens eine Stunde früher auf, um mir dadurch Nahrung und Besserung für meinen Geist u. meine Denkungsart zu verschaffen.

Gleim an Günthern

(entweder als dieser den rothen Adlerorden erhielt, oder in den Adelstand erhoben ward).

Der beste König hat Verdienst belohnt; erhoben
In höhern Ehrenstand hat er den bravsten Mann!
Den Günther, dem kein Spiel sein Gegner abgewann.
Dies sei genug gesagt. Genug! Man soll nicht loben,
Auch dann ja nicht einmal, wenn man's nicht lassen kann.

Der beste König will's. Den Willen muß man loben.
Und also noch einmal: Genug!
Der alte Grenadier will nur ein Zeichen geben
Daß er noch lebt, sich freut! Und noch einmal, Genug!

Halberstadt, am 6. Juli 1798. Gleim.

Günthers Antwort.

Es sei genug gesagt! Wenn Gleim an seinen Günther
Noch schreibt, Er, der als Grenadier durch Kriegsgesang
Manch Preußisch Herz zu großen Thaten zwang,
Und jetzt bei seines Alters Winter
Noch feuriger als manch Dichterlein,
Glückwünschend, lobend, süß und fein
Die vaterländsche Leyer rühret; —
Wenn mich mein König ehrt, mehr als mir je gebühret —
Dies ist für mich genug! Doch nicht für einen Gleim.
Der muß, den Bienen gleich, mit seinem Honigseim
Der Welt noch nützen, wenn sein Beispiel und sein Reim
Des Vaterlandes Liebe lehrt.

Sonst sehnte ich mich schon nach jener Welt.
Allein da Friedrich Wilhelms Milde
Die Erd vom Pallast bis zum Zelt
Zum hoffnungsvollen Vorgefilde,
Zum Vorhof eines Himmels macht.
Wie wahrer Menschensinn ihn denkt und stets gedacht;
So sollt' es mich beinahe reu'n
Durch Alters Frost zum Tode reif zu sein.

Doch über diesen Punkt sei's auch genug!
Genug gelebt, genug gestritten,
Genug geprüft, genug erlitten!
Jetzt sei mein letzter Athemzug
(Zwar für mein Herz und — ihren Werth nur wenig)
Ein Wunsch für Gleim — für meinen König
Und für Louisens Wohl.

Mein Wunsch für Sie ist reiner Ehrfurchtszoll,
Der Ihr, den Engeln gleich, gebührt!
Weh dem, den Ihr Verdienst nicht rührt;
Und dreifach und ew'ge Schande
Begegne deinem Vaterlande
Und werde seines Undanks Lohn,
Entfernt es je sein Herz von seines Königs Thron.

Tykoczin, am 21. Juli 1798. Günther.

An die Kammer zu Plock.

Tykoczin, den 11. November 1801.

E. K. H. N. O. Kr. u. Dom. Kammer äußern in dem höchstgeehrtesten Schreiben vom 16ten v. M., wobei Hochdieselben mir das Hof-Rescript vom 2ten desselben wegen des der Kolonie Dzierzonka beigelegten Namens zu meinem Andenken *) mitzutheilen geruhen, so außerordentlich vortheilhafte Gesinnungen gegen mich, daß ich solche mit lebhafter Dankbarkeit verehren muß, und jederzeit verehren werde, wenn ich gleich überzeugt bin, daß ich nie dem großen Ideal entsprochen habe, noch entsprechen kann, das E. rc. hierin aufzustellen geruhet haben. Mein Bestreben ist zwar jederzeit gewesen, nach Möglichkeit meine Pflicht zu erfüllen, und wenn die göttliche Gnade mich in günstige Lage brachte, und mir Kräfte gab, solche mit möglichster Treue zu erfüllen, so gebühret nicht mir, sondern eben dieser göttlichen Weisheit, Güte und Macht, und nächst dieser denen mir untergeordneten Königl. Truppen wegen ihres Eifers und Muths die Ehre. Aus diesen Gründen hätte ich wohl gewünscht, daß die Endigungs-Sylbe „Ruhm" nicht angehängt wäre. Da aber ganz ohne meine Veranlassung des Herrn Etatsministers Freiherrn v. Schrötter Excellenz auf Vorschlag des Herrn Kammerpräsidenten Freiherrn von der Reck Hochwohlgeboren, die ich beide als ganz besondere Gönner von mir zu verehren verpflichtet bin, dieses in der Art zu arrangiren für gut gefunden, so muß ich mich dabei beruhigen, es von der Seite betrachten, daß man meinen guten Willen für die That angenommen, und selbigem einen größern Werth beigelegt hat, als er verdient. Um so mehr, da ich nie dasjenige würde haben möglich machen können, was ich bewirkt habe, wenn nicht gedachte Se. Exc. mich in Ansehung des Unterhalts im Feld-

*) Günthersruhm

zuge 1794 aus den Ostpreuß. Grenz-Magazinen so hilfreich unterstützt und die Königl. Truppen sich mit Zufriedenheit viele Strapazen und einen eingeschränkten Unterhalt hätten gefallen lassen. Selbst ohne beträchtliche Beihilfe Einer damaligen hochlöblichen Krieges- und Domainen-Kammer-Deputation zu Plock würden die Bedürfnisse der Truppen in den beiden Wintern 17⁹⁴/₉₆ nicht haben befriedigt werden können, welches mich noch immer mit den Empfindungen der aufrichtigsten Dankbarkeit belebt. Uebrigens geruhen E. ꝛc. sich hochgeneigt zu überzeugen, daß so wie ich bisher den Grundsätzen gefolgt bin, in allen Stücken Hochdero weisesten und erlauchtesten Verfügungen zum Besten der Provinz in dem kleinen auf mich Bezug habenden Wirkungskreise beigetreten bin; ich mir solches auch, so lange Gott und der König mich in dieser Lage zu lassen für genehm halten, zur Pflicht machen werde, diesen Grundsätzen getreu zu bleiben, und dadurch auf die reellste Art meine ausgezeichneteste und unveränderlichste Verehrung und Ergebenheit für E. ꝛc. an den Tag zu legen, und mich dadurch Hochdero fernerer Achtung und Gewogenheit würdig zu machen.

Günther.

VII. Die medicinische Zeitung, die Schule und das Publikum.

Von Dr. H. O. Hamann,
Oberlehrer am Königl. Friedrichs-Gymnasium zu Gumbinnen.

„Auf daß es besser werde
„Auf Gottes schöner Erde."

Erste Abtheilung.

Werthes Publikum! Nach altem guten Brauche wünschte der Biedermann beim Jahreswechsel dem befreundeten ein glückliches neues Jahr, und hütete sich wohl geflissentlich, etwanige wohlbekannte Mißklänge zu berühren, welche das scheidende nicht hatte befriedigend auflösen können. In der Berliner medicinischen Zeitung für 1836 No. 1. (vom 6. Januar) redet Dich nach neuem Brauche zum Willkommen in dem eben erlebten und fortan zu durchlebenden Jahre ein Mann, dem es heiliger Ernst zu sein scheint, Herr Lorinser, nicht unwürdig, aber, um es gleich herauszusagen, keinesweges tröstlich an. Es mag, es darf Euch nicht vorenthalten werden, Eltern des aufsprossenden Geschlechts! ein Arzt malt Euch eine wenig erfreuliche Aussicht.

Der Aufsatz, den Ihr alle gründlich lesen und eifrigst studiren solltet, liebende und besorgte Eltern, wenn Euch Eurer theuren Kinder leibliches u. geistiges Wohl am Herzen liegt, ist überschrieben: zum Schutz der Gesundheit in den Schulen (mens sana in corpore sano).

Herr Lorinser stellt Euch zuerst manches schon oft angeführte, aber noch immer nicht genug beherzigte und in Anwendung gekommene, unter anderem „die allgemeine Einführung neuer Nahrungs- und Reiz-

mittel (Branntwein, Thee, Kaffee, Taback, Kartoffeln), die wachsende Genuß- und Vergnügungssucht, das Revolutionsfieber und was damit zusammenhängt" als mitwirkenden Grund zu der überhand nehmenden Verweichlichung, Versiechung und Vergiftung Eurer Kinder dar; dann schiebt er die weitere Zerstörung der schon im Keime schwächlichen Lebenskraft mit folgenden Worten der Schule zu: „Um diese krankhaften Anlagen des Körpers wie des Geistes zu steigern, und, wo sie nicht vorhanden sind, hervorzurufen, dazu giebt es in der That keine wirksamere Mittel, als diejenigen, welche man heut zu Tage auf den meisten deutschen Gymnasien in Anwendung bringt. Diese Mittel bestehen in der Vielheit der Unterrichtsgegenstände, in der Vielheit der Unterrichtsstunden und in der Vielheit der häuslichen Aufgaben. Das erste ist vorzüglich zur Verwirrung und Abstumpfung des Geistes geeignet, das zweite hält die naturgemäße Ausbildung des Körpers zurück, und durch das dritte wird vorgebeugt, daß diese beiden Wirkungen nicht außer der Schule wieder aufgehoben werden." Hierauf verlangt der eifrige Arzt, gestützt auf die Beobachtungen und Aussprüche älterer Aerzte über die Gesundheit der geistig beschäftigten, entschieden und dringend Erleichterung der Lernenden, findet alle Vorkehrungen „gegen diesen sorglichen Zustand ungenügend und kleinlich, so lange das Sitzen nicht abgekürzt, und die Menge der Unterrichtsgegenstände, der Lehrstunden und häuslichen Arbeiten nicht beträchtlich vermindert wird," und schließt mit Anführung des im Allgemeinen mit seinen Forderungen übereinstimmenden Urtheiles „von dem als Philologen und Schulmann hochgeachteten J. C. Jahn" in den neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, herausgegeben von Seebode, Jahn und Klotz. Bd. XIV. Heft 4. Sept. 1835. p. 478. Anmerkung.

So haben wir denn beide die gebührende Lektion erhalten, das werthe Publikum und die liebe Schule, und es wird nun Beider Sache sein, sich dieselbe zu Herzen zu nehmen und darnach und dazu zu thun. Auf! Vereinigen wir uns zu dem Zwecke, der doch unser gemeinschaftlicher Hauptzweck ist: daß es besser werde, auch in Hinsicht auf die gerügten Mängel. Ich freilich — könnte mich zur schweigenden Vertheidigung der Schule gegen die obigen Beschuldigungen hinter die gesetzlichen, von den hohen und höchsten Behörden bestättigten oder beliebten Festsetzungen und Anordnungen zurückziehen, und hinter diesem unantastbaren Schilde in Seelenruhe abwarten, bis die Stimme des medicinischen Feindes, der sich selbst „fürs Erste davon einen großen Dank nicht verspricht," ohne bedeutenden Erfolg verhallt wäre, etwa vor dem Interesse der Eisenbahnen oder des Runkelrübenzuckers, — wenn ich nur den Mann für einen Feind halten dürfte, der mir in der wichtigsten Angelegenheit des lebenden und des aufwachsenden Geschlechtes die Wahrheit, noch mehr, eine unangenehme, verwundende Wahrheit freimüthig vorzuhalten den Beruf in sich fühlt und die Entschlossenheit besitzt. Nein! ich nehme als Mitglied der Schule, als welches ich mich öffentlich anzuerkennen und auch meine, vielleicht eben so erfolglos verhallende Stimme zu erheben keinen Augenblick anstehe, mein bescheiden Theil der Vorwürfe willig auf mich, so weit ich die Wahrheit der ausgesprochenen Thatsachen nicht leugnen kann und als Einzelner die zuzugestehenden Mängel abzustellen die Macht nicht habe. Zudem ist überhaupt die Schule nicht so unabhängig gestellt, kann so entschlossen nach besten Einsichten nicht über sich verfügen, als das überall hin verbreitete, aber nirgends einzeln zu fassende — Publikum.

Zur Sache. Vielheit der Unterrichtsstunden. Zwei und dreißig Stunden in der Woche, dies ist in Preußischen Landen die Regel, welche den ge-

gemessensten Vorschriften gemäß nicht überschritten werden soll. Darin pflegen indessen die Singestunden als nicht allen, sondern nur denjenigen Schülern ertheilt, welche die Natur mit der Himmelsgabe des musikalischen Talentes und mit Lust und Geschick dafür ausgestattet hat, und die hebräischen als eine speciellste Vorbereitung für schon gewählte bestimmte Berufsarten nicht eingeschlossen zu sein. Auch das Zeichnen als eine selbstständige Kunst wird meistens außerordentlich gelehrt. Treiben es nun einige deutsche Gymnasien, wie Herr Lorinser bemerkt, bis auf zwei und vierzig Stunden, öffentliche und allgemeine Lehrstunden wöchentlich, so ist die erhobene Klage sehr gerecht, trifft aber hinsichts unseres Vaterlandes nicht die Schule an und für sich, sondern diejenigen Behörden, welche solche Uebertreibung unter ihren Augen dulden.

Die Erfahrung der längeren Zeit hat es sattsam erprobt, daß eine regelmäßige Beschäftigung von vier Stunden Vormittags und zwei Stunden Nachmittags — bei welcher Zählung denn doch die Palladien der Schüler-Freiheit, die heiligen zwei freien Nachmittage jeder Woche, absonderlich der ersehnte Sonnabend, in Abzug kommen — der lernenden Jugend nicht gerade zu viel Anstrengung verursacht. Dazu lassen es sich die Vorstände der Gymnasien angelegen sein, von Stunde zu Stunde einen Wechsel der Lehrgegenstände und mehrentheils auch der Lehrer herbeizuführen, welcher letztere allerdings sich nicht unter allen Umständen bewirken lassen mag. Aber das genügt nicht ganz. Viele Gymnasien halten nach jeder vollendeten Lehrstunde eine Pause, während welcher der Lehrer das Klassenzimmer verläßt, indeß zu etwaniger Aufsicht auf dem Flurgange herumwandelt. Beiderseitige Erholung und Erfrischung. Die Schüler erhalten einige Minuten, um sich nach Herzenslust zu erheben, sich auszutreten, frei zu bewegen, zu dehnen, auch wohl beiläufig und unter der Hand einige gymnastische Versuche zu wagen, welche dann in späteren Jahren den

ergötzlichen Theil der theuren Schul-Erinnerungen bilden. Diese löbliche Sitte des Pausirens verdiente von allen Gymnasien nachgeahmt, vor allen Dingen aber durchgängig zwischen den beiden Nachmittags-Stunden eine Unterbrechung zum allgemeinen Luftschöpfen, zum Herumtummeln auf dem Hof- oder Spielplatze eingeführt zu werden, zumal der Königsberger Jugend-freundliche Arzt nur kürzlich die bei der Jugend sich schneller erfüllenden Funktionen in Erinnerung gebracht hat.

An dem Stadt-Gymnasium zu Königsberg dauerten zu den Zeiten, da ich — περιπλομένων ἐνιαυτῶν: Ihr versteht mich doch noch, Alle, die Ihr auf Schulen das Eurige gelernt und es auf der zuweilen ziemlich stürmischen Lebensfahrt nach dem heißersehnten Hafen der Glückseligkeit noch nicht als unnützen Ballast über Bord geworfen! wer mich aber nicht verstehen sollte, der sei so freundlich, diese zwei Worte zu überspringen — Schüler und Lehrer dieser altwürdigen theuren Anstalt war, die kürzeren Pausen Vormittags und um drei Uhr Nachmittags zehn Minuten; in der Mitte des Vormittags gab es die Hauptpause von funfzehn Minuten. Und das mochte vollkommen ausreichen; von manchen wurde es für des Guten zu viel gehalten. An dem Königl. Friedrichs-Gymnasium zu Gumbinnen halten wir nur Eine Pause Vormittags um zehn Uhr. Die anderen kürzeren Pausen Vormittags und um drei Uhr Nachmittags bestehen der Regel nach nur in dem kurzen Aufenthalte, welchen der Wechsel der Lehrer in den verschiedenen Klassen natürlich herbeiführt. Und das mag nicht völlig ausreichen. Es wäre meines Erachtens höchst zweckmäßig, wenn sich diese Anstalt nebst allen denen, welche bisher gleiche Einrichtungen beobachteten, baldigst entschlösse, nach jeder gehaltenen Lehrstunde wenigstens fünf Minuten zu pausiren und der rührigen Jugend in dieser Zwischenzeit mit einem wohlthätigen „Rührt Euch" entgegenzukommen; desgleichen die in dem Cholera-Jahre gebotene, im Brenn-

Sommer 1833 auch ohne ausdrückliches Gebot gewagte Pause um drei Uhr Nachmittags ferner beizubehalten und die Jugend auf fünf bis acht Minuten aus den durchhitzten Zimmern zum Genusse der freien, frischen Gottes-Luft zuzulassen.

Da nun im Allgemeinen der Schule wenig daran liegen kann, in welcher Stellung die Schüler ihre häuslichen Arbeiten anfertigen, ob stehend oder liegend, sitzend oder lustwandelnd, so kann an diesem Orte füglich die Forderung unseres Anklägers besprochen werden: so lange das Sitzen nicht abgekürzt wird. Dieses eifrige Dringen auf Bewegung und Beweglichkeit, ich kann es dem Arzte nicht verargen. Aber, werther Mann, gleichviel, ob Feind, oder Freund, noch weiter, als es bis jetzt zugegeben und zum Theil gefordert ist, werden wir Schulmänner das Sitzen in der Schule schwerlich abzukürzen im Stande sein. Sehen wir zu, ob wir es zu erleichtern, ihm durch kürzere, dabei anregende Unterbrechungen die Schädlichkeit zu benehmen vermögen. Hier treffen wir glücklicherweise zusammen und — sind hoffentlich ausgesöhnt.

Erleichterung ist erreichbar durch die zweckdienlichste Einrichtung der Subsellien, oder, deutsch zu sprechen, der Bänke und Tische. Die Bänke dürfen ja in der Höhe nicht alle gleich sein; es können sich, es müßten sich sogar die hinteren um ein Geringes über die vorderen erheben, um namentlich in den oberen Klassen auch den in schnellem Wachsthume begriffenen füglichе Ausdehnung und naturgemäße Haltung des mächtig aufschießenden Körpers zu gestatten. Und die Schul-Tische! — Welcher langbeinige Schüler kennt nicht die Pein des gerade vor das Knie treffenden Bücherbrettes. Fort mit diesem Brette des Anstoßes! Eine bloße Tafel, hoch genug im Verhältnisse zu der dazu gehörigen Bank, um das Krummsitzen unmöglich zu machen, vielmehr eher zum Geradesitzen, auch beim Schreiben, zu zwingen, und hiezu in unmerklicher Schräge eingerichtet, unterstützt von drei an den

beiden Enden und in der Mitte angebrachten Fußgestellen: und wir haben den wahren, gesunden Schul-Tisch. Aber der gelehrte Apparat der Bücher und Hefte! und die stille Genugthuung an so manchen auf dem ehemaligen Bücherbrette so gemächlich aufgeschlagenen geheimen Hilfsmittelchen, und das selige Schwelgen in den so ungestört genossenen verbotenen Lesebüchern? Für diese weiß ich freilich keinen Rath; sie müssen schon während der Lehrstunden unbenutzt, ungenossen bleiben; dagegen für jenen Raths genug, aber — das bleibt mein Geheimniß.

Nun zum schicklichen Uebergange ein Histörchen. Mein einstiger Musik-Meister erzählte mir öfters, zu seinen Lehrzeiten sei der „Respekt" so weit gegangen, daß er als Lehrling sogar das Instrument, welches der devoteste Kammer-Künstler vor Königen und Kaisern sitzend spielen muß, das Violoncell, habe allezeit im Stehen üben und spielen müssen. „Das wäre! der Mann aus den Respekts-Zeiten müßte dann ungefähr so alt als Methusalem selbst gewesen sein!" — Gewesen? Weit gefehlt, ihr freundlichen Leser; er wandelt noch rüstig und munter und freundlich unter Euch und bereitet Euch die angenehmsten Genüsse. — „Aber Du wolltest ja von der Schule sprechen?" — Nun wohl, wir sind schon wieder da. Wisset! die Schüler haben nicht nur Palladien, deren ich oben Eins berührte, sie haben auch Privilegien, von denen ich sogleich ein recht unglückliches nennen will. Primaner fast überall, Sekundaner in vielen Gymnasien, wir wollen nicht hoffen, daß irgendwo auch schon Tertianer — haben das eben berührte Privilegium der Violoncell-Spieler, daß sie sich während der Lehrstunden durchaus nicht von ihren Plätzen erheben, sondern, wie man auch oft von fleißigen Schülern sagen hört, es indessen vielleicht aus Unkunde nur für eine bildliche Redensart ansieht, wie an die Bank angenagelt sitzen; woher denn auch der bekannte Kunst-Ausdruck: auf Prima, Sekunda sitzen, auf diesen

Klassen erst seine wahre wörtliche Bedeutung erhält. Hätt' ich die Gabe der leichten Darstellung und wollt' ich aus der Schule plaudern, wie ergötzlich könnte ich sogleich den possierlichen Eifer beschreiben, mit welchem hin und wieder ein älterer Sekundaner dem neu auf die Klasse versetzten, der natürlich noch nicht die volle Fertigkeit mitbringt, dieses alles angeborene Gefühl der schicklichen Hochachtung gegen seinen Lehrer verletzende Privilegium in seinem weitesten Umfange geltend zu machen, bei der ersten unwillkürlichen Uebertretung an dem Rockschooße hilfreiche Hand leistet zur Wahrung der gefährdeten Gerechtsame.

Genug des ernsthaften Scherzes. Unter solchen erschwerenden Umständen sitzt der Gymnasiast im regelmäßigen Verlaufe seines Gymnasial-Cursus vier Jahre lang auf den Bänken der zwei oberen Klassen, und erhebt sich, wie aus dem Obigen erhellet, während der vier Vormittags-Stunden nur Einmal, am Nachmittage aber binnen zwei Stunden keinmal; er fühlt fortwährend die Pein der harten zweistündigen Sitzung, der unabänderlich unbequemen Lage seiner Glieder; er sucht auch instinktartig Linderung; bald wird der schwerer werdende Kopf durch das Unterstemmen des Ellenbogens gewaltsam aufrecht erhalten, bald sinkt derselbe gar auf den untergelegten Arm nieder, welches gemeiniglich der Vorläufer zu der Bitte um Urlaub wegen plötzlicher Krankheit zu sein pflegt. Eine ausführliche, verständige Vorstellung, nur von Seiten des leiblichen Wohles, nur mit der schaudervollen Aussicht auf Verkrummen und Verkümmern: und er begreift leicht den bleibenden Nachtheil solcher Unsitte, er wird sich gern in die Aenderung fügen, welche ich im Sinne des Herrn Lorinser vorschlage. Möge das Aufstehen des wirklich Wortführenden wenigstens beim Lesen, Uebersetzen und Erklären der Schriftsteller zum Frommen einer körperlichen und geistigen Anregung allmälig auch auf den oberen Klassen wieder gewöhnlich werden. Es lassen sich außer den genannten

noch viel mehr Vortheile von dieser kleinlich scheinenden Einrichtung erwarten.

Uebrigens habe ich auch davon Etwas gehört, daß man das Kind mit dem Bade ausschütten kann; und wir mußten es nur neulich gedruckt lesen, daß irgendwo die Schüler in der härtesten Kälte ausdrücklich zum Stillestehen ohne Kopfbedeckung aus den Schulzimmern getrieben werden sollen. Solche mehr als moskovitische Abhärtungs-Methode wird wohl schwerlich ein verständiger Schulmann angeordnet haben; und wenn es der Mühe werth wäre, gegen so übertriebene Beschuldigungen das Wort zu ergreifen, so dürfte wohl manchem Schulmanne vor einem Strome von wohlgemeintem Zeter über dieses freiwillige Stillestehen unserer Jugend der beredte Mund lange nicht stille stehen. Aber ziehen wir — apis matinae more modoque — aus Allem redlich Nutzen für unseren Hauptzweck. Ich bin weder derjenige, der mit jugendlichem Ungestüm an allem Althergebrachten auf Tod und Leben gerüttelt wissen möchte, noch auch derjenige, der in halb-ergrauter Wohlgefälligkeit alles Heil in dem Alt-hergebrachten allein zu finden geneigt wäre; ich vermuthe hinter dem besprochenen Mißbrauche doch am Ende etwas Wahres, einen tieferen Grund. Möge ein umsichtiger Arzt gewissenhaft entscheiden, ob es so unbedingt nothwendig, oder nur räthlich sei, dem eben in der schnellen Ausbildung und Entwickelung begriffenen Körper durch gezwungene Bewegung zu viel Unbequemlichkeit zu machen, die Gliedmassen, welche sich in den neu entstehenden Verhältnissen schon an und für sich noch nicht fest zusammenhalten können, zu zwingen, den ungeschlachten Körper frei zu tragen. Jene ziehenden Lenden-Schmerzen, jene überwältigende Müdigkeit, jene allgemeine Unaufgelegtheit des Wachsthums, welche die jungen Leute bald auf das — wenn auch nicht gerade orthopädische — Streckbette werfen, bald in keineswegs ganz anständige Stellungen an

den Schul-Tischen hineinpeinigen, bald in eine Art von Gefühllosigkeit gegen körperliche und geistige Reizmittel versetzen, welcher aufmerksame Schulmann sollte sie nicht kennen, ihre Wirkungen nicht häufig beobachtet und der in dieser Hinsicht nicht gerade ob jeder Nachläßigkeit vollkommen zurechnungsfähigen Jugend zu Gute gehalten haben! Demzufolge finde ich in einer ziemlich auffallenden Unsitte einen versteckten Sinn, der mich bestimmt, meine Forderung wegen des Aufstehens der Sekundaner und Primaner zum mindesten nicht so allgemein auszusprechen, wie sie ein wohlmeinender Jugendfreund wohl fassen möchte, der etwa erst durch obige Darstellung hinter die vollständige Theorie des Schulsitzens gekommen wäre.

Doch, ich bemerke mit Schrecken, wie wir in dieser Materie bereits so fest sitzen, daß ich mich gern oder ungern entschließen muß, Dich, werthes Publikum, dem ich nach meiner Offenherzigkeit über die Schule seine Lektion zu erlassen durchaus nicht Willens bin, schon einen Monat von ein und dreißig Tagen — und das sind doch keine vier Jahre! — darin sitzen zu lassen und es darauf zu wagen, ob Du nach dieser Frist zu einer erneuerten Sitzung noch einige freie Augenblicke, etwas guten Willen und genug willige Hingebung haben wirst.

VIII. Die Wirthschaft Masurens.

In diesen Blättern von diesem Jahre befinden sich zwei Aufsätze über den in der Aufschrift angedeuteten Gegenstand:

a) Masurens Ehrenrettung, von Heinrici, s. Jan.-Heft S. 94;
b) über die Wirthschaft Masurens, von einem anonymen Verfasser, s. Febr.-Heft S. 192.

Beide Aufsätze sind, wie sie gleich im Eingange erklären, gegen einen Aufsatz in der Georgine im October-Heft S. 420 gerichtet. Da beide in einem gemäßigten und liberalen Tone geschrieben sind, so scheint es, zur gehörigen Aufklärung der Sache, nicht unpassend, Folgendes mitzutheilen.

Die Absicht, aus welcher der in der Georgine abgedruckte Aufsatz, in unsrer vaterländischen Zeitschrift für Landwirthschaft, mitgetheilt wurde, ist erreicht. Es war dies keine andere, als die, unsern bessern Landwirthen, welche sich neben ihren praktischen Geschäften auch den theoretischen eifrig widmen, Gelegenheit zu geben, die falschen, schiefen und ungegründeten Ansichten, welche zum Theil wenigstens in jenem Aufsatze liegen, zu widerlegen, und so unsere vaterländische Gegend gegen die Anschuldigungen oberflächlicher Fremden zu vertheidigen.

Der in der Georgine befindliche Aufsatz ist genommen aus einer Rezension der Schrift: die landwirthschaftliche Betriebslehre, vom Oekonomierath Pabst, Darmstadt, Leske, 1834. Der Rezensent theilt eigentlich nur den Inhalt der eben erwähnten Schrift mit und sagt unter andern:

Bei Untersuchung der Frage, ob ein Landwirth besser thue, bei Acquirirung eines Gutes sein Augenmerk auf eins mit besserm, oder mit weniger gutem, oder von geringerm Boden zu richten, hält er die erstere für gewöhnlich zu theuer und deshalb seltener für acquisitionsfähig; die letztere für nie anzurathen, und den Ankauf eines Gutes mittlerer Qualität am gerathensten, und sagt:

Güter, deren Bodenqualität von Natur zu der mittlern oder selbst bessern gehört, die aber durch unverständige Bewirthschaftung und Benutzungsweise in schlechten Ruf gekommen sind, geben oft die vortheilhaftesten Acquisitionen für einen intelligenten Landwirth ab, zumal wenn sie durch Mergel oder sonst angesammelte, aber nicht benutzte Bodenkraft

(Teiche, Weiden, Waldungen ꝛc.) selbst außerordentliche Hilfsmittel zur schnellen Hebung des Guts darbieten.

Auch hierin stimmen wir (der Rezensent) dem Verfasser (Pabst) ganz bei, und warnen vor anscheinenden Rathkäufen bei großen Flächen, wobei selten Heil zu finden ist.

Wir (der Rezensent) glauben, uns (uns eine Abschweifung von der Beurtheilung des Pabstischen Werkes erlaubend) den Beifall unsrer geehrten Leser zu erwerben, wenn wir zum Beläge des hier angeführten aus unsrer eignen Erfahrung dasjenige mittheilen, was eine im vorigen Jahre zurückgelegte Reise in die östlichen Provinzen der Preußischen Monarchie uns gelehrt hat.

Wir wollen damit intelligente, mit den nöthigen Fonds und Kenntnissen versehene Landwirthe keinesweges von Unternehmungen in jenen Ländern abschrecken oder zurückhalten, glauben vielmehr, daß allerdings dort für einen rationellen und thätigen Landwirth noch viel zu wirken und zu gewinnen ist, wollen jedoch zur Vorsicht nur gerathen und erinnert haben; wir wollen vor dem Fehler gewarnt haben, mit zu geringen Mitteln eine solche Unternehmung zu machen; und nun also zur Sache.

Hierauf folgt der gerügte Aufsatz, welcher in der Georgine nur deshalb mitgetheilt ist, um die Wahrheit an den Tag zu bringen. Sehr wünschenswerth wäre es, wenn eine tüchtige Widerlegung in einer landwirthschaftlichen Zeitschrift in Deutschland erscheinen möchte. Die oben angeführte Rezension steht in den landwirthschaftlichen Berichten aus Mittel-Deutschland, von Gumbrecht, 8tes Heft, 1835, S. 28.

Sâmvatsaras.

IX. Die Jagd.

Die jetzt gewöhnliche Verpachtung der Feldmarken solcher Landbesitzer, die mit der Berechtigung zur eigenen Jagd nicht beliehen oder solche durch Uebernahme eines Erbpachts-Kanons noch nicht erworben haben, scheint dem Schreiber dieses nicht in dem Geist unserer liberalen vaterländischen Gesetzgebung ihre Begründung zu finden.

Einmal, weil es zu Tage liegt und die Erfahrung es überall gelehrt haben muß, daß die allgemeine Landeskultur durch die in Meistgebot berechtigt gewordenen Jäger und Schützen, größtentheils aus den Kaufmannsläden u. Handwerkerstätten hervorgehend, durch Nichtachtung der Fluren u. Felder gefährdet wird.

Dann aber auch den Jagdlustigen aus dem unvermeidlichen Schaden der armen Landleute zwar augenblickliches Vergnügen, jedoch kein reeller Vortheil erwachsen kann, wohl aber hin und wieder Nachtheil, durch Versäumniß ihrer gewerblichen Geschäfte.

Wenn aber nur größere Gutsbesitzer, zu denen Schreiber dieses mit seinen Paar Hufen Land nicht gerechnet werden kann und will, die Jagdberechtigung auf fremden Feldmarken erwerben wollen, so dürfte es angemessener erscheinen, daß sie diese Berechtigung von den Besitzern der zu bejagenden Feldmarken privatim sich verschaffen möchten, wozu allerdings gehört und vorangehen müßte: daß die Gesetzgebung die Verpachtung privater Feldmarken zur Jagdbenutzung an jeden Meistbietenden ferner nicht gestatte, vielmehr verordne: daß jeder Landbesitzer, nach einer Fractions-Berechnung mehre Jahre hindurch im Meistgebot gezahlter Jagdpachten, seine Feldmarken selbst in Pacht nehmen müsse und dann solche selbst verpachten könne oder nicht.

R. z. E.

X. Literarische Chronik.

Verzeichniß der im Jahre 1835 in Königsberg erschienenen Schriften.

In den Provinzial-Blättern ist eine eigne Rubrik der vaterländischen (d. h. provinziellen) Literatur gewidmet; es sind aber für diese Abtheilung des Journals nur zufällig, und häufig kleine ephemere Schriften betreffende Beiträge eingegangen, größere Werke dagegen unbeachtet geblieben.

Um auf diese Lücke aufmerksam zu machen, sei es erlaubt, hier ein Verzeichniß derjenigen Werke aufzustellen, welche im Jahre 1835 in Königsberg erschienen sind. — Es sind kurze Notizen, die Schreiber dieses, im Auftrage der verehrl. Redaction, sich mit Mühe verschaffte, beigefügt worden, die vielleicht hin und wieder eine Anregung geben werden, manches der genannten Werke ausführlicher zu besprechen.

I. Im Verlage der Unzerschen Buchhandlung sind erschienen:

1) Geschichte Preußens für das Volk und die Jugend, von Dr. Ed. Heinel. 3te Aufl. Preis 1 Thlr. 10 sgr. Uebersicht derselben. Ein Auszug aus Obigem für Schulen, von dems. Verf. 3te Aufl. Preis 4 sgr.

Der Werth dieser Werke ist bereits allgemein anerkannt, und sprechen für denselben die nöthig gewordenen neuen Auflagen.

2) Historische Schuldisciplinen und Repetitionsbuch für Schulen und Freunde der Geschichte, von Dr. K. F. Merleker. 2ter Band. Preis 3 Thlr.

Ist erst kürzlich erschienen und wird in diesen Blättern wohl ausführlicher beurtheilt werden.

3) Ueber das Verdienst der Deutschen um die Philosophie der Geschichte, vom Prof. K. Rosenkranz. Preis 15 sgr.

Ist ausführlich und mit voller Anerkennung des Werthes in den Blättern für liter. Unterhaltung beurtheilt worden.

4) Wissenschaftlicher Abriß der christlichen Sittenlehre, vom Consist.-Rath Dr. Kähler. 1ster Theil. Preis 22½ sgr.

Ein Auszug aus dem größeren Werke über die Sittenlehre des geistvollen Verfassers; es ist derselbe zum Gebrauche bei dessen Vorlesungen bestimmt.

5) Biblischer Commentar über sämmtliche Schriften des Neuen Testaments, von Dr. Herm. Olshausen. 3ter Theil, 1ster Band. Preis 1 Thlr. 15 sgr.

Von den ersten Bänden ist die zweite Auflage nöthig geworden, — ein Beweis für die große Verbreitung des Werkes.

II. Im Verlage der Gebrüder Bornträger sind erschienen:

1) Die Genesis, historisch-kritisch erläutert vom Prof. P. v. Bohlen. Preis 3 Thlr. 15 sgr.

Ein competenter Gelehrter spricht sich wie folgt darüber aus, nachdem er weitläuftig die Verdienste des Werkes auseinandergesetzt hat: „Möge dies vortreffliche Werk bald in den weitesten Kreisen Licht und Wahrheit fördern helfen, er selbst aber durch die böswilligen Angriffe und Verleumdungen der Gegner nicht abgehalten werden, unerschüttert und freudig in seiner Wirksamkeit für das Gute zu bleiben.“ Diese Gegner haben sich auch bereits gefunden, und namentlich in der evangelischen Kirchenzeitung; ob das nicht für das Werk sprechen möchte?

2) Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung u. s. w., vom Prof. W. Drumann. 2ter Band. Preis 3 Thlr. 7½ sgr.

Viele Beurtheilungen dieses vortrefflichen, noch nicht beendigten Werkes sind bereits erschienen. Eine besonders ausführliche Recension des Geh. Rath Schlosser beginnt mit den Worten: „Die Verdienste des Verfassers sind zu bekannt, als daß das Buch noch einer Empfehlung bedürfte“ u. s. w.

3) Lexicon Sophocleum, adhibitis veterum interpretum explicationibus, grammaticorum notationibus, recentiorum doctorum commentariis composuit Frid. Ellend, Professor etc. 2 Volumina. Preis 10 Thlr. 20 sgr.

welches nun vollendet vor uns liegt. Einer der wenigen Gelehrten, denen der Autor ein Urtheil über sein Werk zugesteht, der Prof. G. Herrmann in Leipzig, sagt in einer sehr ausführlichen Recension über dasselbe: „Das hauptsächlichste Lob, welches diesem mit eben so viel Fleiß und Gelehrsamkeit als Verstand und Ueberlegung gearbeiteten Werke gebührt, ist das, sich gänzlich von den Wörterbüchern zu unterscheiden, die jetzt eine Art von Modeartikel geworden sind“ ꝛc.

4) Arithmet. Uebungsbuch zum zweckmäßigen Unterrichte in der Zahlenrechnung, Buchstabenrechnung und Algebra, vom Prof. Förstemann. Preis 1 Thlr. 15 sgr.

Ist noch nicht recensirt, allein gewiß ein sehr brauchbares Lehrbuch, indem der Verfasser seit Jahren Mathematik an Gymnasien gelehrt hat.

5) Das Buch Daniel, übersetzt und ausgelegt vom Prof. Caesar v. Lengerke. Preis 3 Thlr.

Es wird in einer Beurtheilung darüber gesagt: „Eine gründliche Sprachkenntniß, ausgezeichnete Gelehrsamkeit, gesundes Urtheil und partheilose Kritik zeichnen diese Arbeit aus" u. s. w. Im Uebrigen wird dieses Buch so wie das Werk des Prof. v. Bohlen von einer gewissen Parthei sehr angefochten werden.

6) Ausführliches polnisch-deutsches Wörterbuch, von C. C. Mrongovius. Preis 4 Thlr. 15 sgr.

Die Verdienste des Verfassers um die polnische Sprache sind allgemein bekannt, und deshalb zu hoffen, daß sein Werk, welches besonders für unsere polnisch sprechenden Landsleute von Wichtigkeit sein dürfte, günstige Aufnahme finde.

7) Preußische Landes- und Volkskunde, oder Beschreibung von Preußen. Ein Handbuch für die Volksschullehrer der Provinz Preußen, so wie für alle Freunde des Vaterlandes, vom Director A. E. Preuß. Preis 1 Thlr. 10 sgr.

Ein Auszug daraus für die Landschulen. Preis 5 sgr.

Beide Bücher sind in diesen Blättern Jahrg. 1835 April u. Juni ausführlich besprochen worden, — es ist zu wünschen, daß sie in dem Kreise, für welchen sie geschrieben wurden, beachtet werden möchten.

8) Beiträge zur Kunde des deutschen Rechts, von Dr. L. M. Riedel. 1ster Beitrag, über die Dorfschulzen in den Ländern östlich der Elbe. Preis 1 Thlr. 5 sgr.

Ist noch nicht recensirt und behandelt einen speciell noch nicht bearbeiteten Abschnitt des deutschen Rechts.

9) Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa, vom Professor F. W. Schubert. 1ster Theil. Preis 1 Thlr. 20 sgr.

Ist von den Professoren Pölitz und Hasse u. a. ausführlich beurtheilt und als ein Werk bezeichnet worden, welches eine lange gefühlte Lücke in unserer Literatur ausfülle und das Interesse jedes Gebildeten in Anspruch nehmen müsse. Ueber den Werth des Werkes ist nur eine Stimme und derselbe im vollsten Maße anerkannt.

10) Die Krankheiten des Rindviehes und ihre Heilung, von Dr. L. Wagenfeld. Mit 1 illum. Kupfer. Preis 1 Thlr. 7½ sgr.

11) Die Erkenntniß, Vorbeugung und Kur derjenigen Krankheiten der Hausthiere, welche in polizeilicher Hinsicht in Betracht kommen, mit Anführung der K. Preuß. Verordnungen in dieser Beziehung, von Dr. L. Wagenfeld. Preis 1 Thlr. 5 sgr.

In der landwirthschaftlichen Zeitung wird im December-Hefte über diese beiden Werke gesagt: „Beide Erscheinungen sind gerade jetzt Bedürfniß, auch werthvoll durch die populaire Darstellung des in seinem Fache als Thierarzt und Schriftsteller berühmten Verfassers, der sich gemeiniglich auf eigne Erfahrung stützt.

III. Im Verlage von Gräfe und Unzer erschien:

1) Uebersicht der Hylologie des menschlichen Körpers zum Gebrauche bei Vorlesungen über Anatomie, von K. F. Burdach. Eine Tabelle. Preis 10 sgr.

2) Lateinisches Lesebuch zum Gebrauche der letzten Klasse in einer höhern Bürgerschule. 3te Aufl. Preis 5 sgr.

IV. Im Verlage der Bonschen Buchhandlung erschien:

1) Fürstenspiegel, verfaßt von Anna Maria, Markgräfin von Brandenburg ꝛc., für ihren Sohn, den Herzog Albrecht Friedrich. Herausgeg. vom Prof. Nicolovius. Preis 15 sgr.

2) Volkskalender für das Jahr 1836. Preis 10 sgr.

Außer diesen Werken erschienen auf Kosten der Verfasser eine große Zahl akademischer und Gelegenheits-Schriften, Abhandlungen ꝛc., über welche es uns nicht gelungen ist vollständige Nachweisungen zu erhalten.

Benedict Spinoza's Randglossen zu seinem Tractatus theologico-politicus, aus einer in Königsberg befindlichen noch ungedruckten Handschrift bekannt gemacht von Dr. Wilh. Dorow, Königl. Preuß. Hofrathe ꝛc. Mit einer Steindrucktafel, ein fac simile der Handschrift des Spinoza enthaltend. Berlin 1835. Verlag der Buchhandl. von W. Logier. 45 pp.

Benedict Spinoza, so vielfach mißverstanden und verkannt, stets aber von Unbefangnen hochgeschätzt und ganz besonders in unsern Tagen in seiner hohen Bedeutsamkeit für die Entwicklung der Philosophie anerkannt, und, wir können hinzusetzen, auch fleißig benutzt, verdient gewiß im vollsten Maaße die ihm gewordne Berücksichtigung, und mit aufrichtiger Freude werden wir jeden Beitrag zum tieferen Verständnisse seiner Schriften zu begrüßen ein Recht haben. Auch die vorliegende Abhandlung bietet einen solchen Beitrag und wird in den Provinzial-Blättern eine Anzeige in Anspruch nehmen können, da sie in gedoppelter Rücksicht mit unsrer Provinz, oder vielmehr mit der Hauptstadt derselben in Verbindung steht: denn einmal ist der eigentliche Verfasser ein in unsrer Mitte lebender geachteter Schriftsteller, und dann sind die Ergebnisse des Büchleins aus einem auf der hiesigen Wallenrodschen Bibliothek befindlichen Exemplar von Spinoza's Tractatus theologico-politicus geflossen. Der Zweck dieser Anzeige ist übrigens mehr, die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Publikums auf die obige Schrift zu lenken, als eine umfassende und ins Einzelne gehende Beurtheilung zu liefern, für welche sich andere Blätter mehr eignen würden.

Herr Raphael Bock, Secretär und Bibliothekar, entdeckte in der seiner Inspection anvertrauten Wallenrodschen Bibliothek den erwähnten Tractat Spinoza's, schrieb darüber seine Bemerkungen nieder, und theilte dieselben seinem Verwandten, dem Herrn Hofrath Dorow in Berlin zur Veröffentlichung mit. Herr Dorow ist daher eigentlich nur der Vorredner und Herausgeber der Schrift des Hrn. Bock, was allenfalls wohl auf dem Titel hätte bemerkt werden können. Gleich auf dem Titelblatt des Tractatus stehen die Worte: Nobilissimo Do. Do. Jacobo Statio Klefmanno Dono D. Autor, et nonnullis notis illustravit illasque propria manu scripsit die 25. Julii Anno 1676; die Ausgabe des Tractatus selbst ist aber die zu Hamburg,

oder vielmehr zu Amsterdam 1670 in 4to erschienene. Die auf der Seite 2, 70, 93, 116, 117, handschriftlich hinzugefügten Anmerkungen sind von Herrn Bock mitgetheilt, und dazu die Varianten aus einem andern, dem Buchdrucker Joh. Rieuwertsz in Amsterdam einst zugehörigen, gleichfalls handschriftliche Noten Spinoza's enthaltenden Exemplare derselben Ausgabe hinzugefügt*). Es wäre nicht uninteressant gewesen, wenn die Herren Herausgeber darüber eine besondere Untersuchung angestellt hätten, ob die erwähnten Anmerkungen wirklich von Spinoza herrühren, was eben so aus der wo möglich zu bewirkenden Vergleichung der Handschrift des Verfassers in dem Exemplar der Wallenrodschen Bibliothek mit einer sonst irgend vorhandnen, als aus dem Inhalte der Noten selbst zu bewirken gewesen wäre. Wir müssen daher auf Treue und Glauben Spinoza für den Schreiber der nachgetragenen Noten halten. Jene Untersuchung wäre übrigens gerade für den Tractatus theologico-politicus um so wichtiger gewesen, als bekanntlich diesem ähnliche Arbeiten, welche nicht von Spinoza verfaßt sind, als dessen Werke angegeben worden sind.

Außer der Mittheilung der Randglossen finden wir in Herrn Bocks Abhandlung noch allgemeine Betrachtungen über das System Spinoza's, welche den Kenner verrathen, und welche der Lektüre empfohlen werden können. Eine Anzeige des Einzelnen gestattet nicht der Raum der Prov.-Bl.

In den S. 41 folg. hinzugefügten Anmerkungen macht Herr Dorow bekannt, daß Herr Bock damit umgehe, weitere Nachrichten über die Wallenrodsche Bibliothek und deren interessante Manuscripte dem Publikum zu übergeben. Möchte Herr Bock diesen schönen Vorsatz recht bald ins Werk setzen! Sodann finden wir die Beschreibung eines das sog. Volumen des Corpus Juris civilis enthaltenden Codex der genannten Bibliothek. Endlich sind auch biographische Notizen über Herrn Bock, ein Verzeichniß der bereits von demselben gelieferten und noch zu erwartenden Schriften hinzugefügt, und auf einem Anhangsblatte ein Fac simile, das mit der Handschrift höchst genau übereinstimmt.

Die äußere Ausstattung macht dem Verleger alle Ehre. P. J.

---

*) Dieselben finden sich in der Ausgabe von Murr, Hagae 1802, und wiederholt in dem Corpus Philosophorum ed. Gfroerer. Tom. III. Stuttgart. 1830.

XI.

XI. Gedichte.

Der Sündenfall.

Es lächelte aus Blüthenlauben
Das Kind den Morgenhimmel an,
Und seine Seele war voll Glauben
Der Welt der Wunder aufgethan;
Rein, wie der Frühlingsblumen eine,
Eh' sie der Knospe noch entschlüpft,
Froh, wie das Vöglein, das im Haine
Durch Laub und Blüthe singend hüpft.

Doch die Vernunft lag noch in Banden,
Geschlossen war des Geistes Blick,
Und unbewußt und unverstanden
Umfing es jener Tage Glück;
Es ruhte noch in Gott, das Leben
War halb erst, träumend in ihm wach,
Und ohne Wunsch und Widerstreben
Ging's den Geboten Gottes nach.

Da sprach zu ihm in nächt'ger Stille
Ein Geist: O Mensch, von Gottes Art,
Sei göttlich, aber frei! Erfülle
Was über dir geordnet ward!
Willst du dem Ziel entgegenreifen,
Des Göttlichen dich würdig sehn,
Mußt du's aus eig'ner Wahl ergreifen,
Den Geist der Welt und dich verstehn!

Es sprach der Mensch, dies Wort bedenkend:
So war mein Wille fremde That?
Mir fremd die Regung, die, mich lenkend,
Bisher in mir gewaltet hat?
Und was der Geist, der mich getrieben,
Der göttliche, in mir geschafft,
Das darf, gleich ihm, der Mensch verüben,
Und göttlich sein aus eig'ner Kraft?

Wohlan! mir bürgt, du Schattenwesen,
Dein Wort! Frei will ich, göttlich sein!
Drum setz ich, kühn die Pflicht zu lösen,
Die eig'ne Kraft des Willens ein!
Er sprach's, und kühner, immer freier
Warf er das Aug umher, die Brust
Durchströmt von unbekanntem Feuer,
Riß ihn hinaus des Kampfes Lust.

Schön lag das Leben da! Es blühte
Vor ihm ein neues Dasein auf
Und nie gefühlte Regung glühte
Durch seines Blutes schnellern Lauf.
Doch wie befangen, wie geblendet,
So steht er an dem Augenblick,
Wo jetzt der Pfad sich theilt und wendet,
Und wählt, wie träumend, sein Geschick.

Wie sich die beiden Pfade trennen,
Er weiß es nicht; kann hier die Qual,
Kann dort den Himmel nicht erkennen,
Und dennoch lenkt ihn eigne Wahl.
Wer hilft? Es steht an seiner Seite
Kein Wächter warnend da, der ihn
Im schweren Augenblick bedeute,
Nur dunkle Regungen erglühn.

Nur die Begierde, wenn verzehrend
Sie schon die Kraft verschlungen hat,
Der Wange Glühn nur mahnt belehrend
Ihn an die nahe Schuld der That;
Nur leise Kläng' aus fernen Weiten
Wie Engelsstimmen zu ihm wehn,
Er aber weiß sie nicht zu deuten
Und kann die Warnung nicht verstehn.

Der Wunsch tritt dem Gesetz entgegen,
Und halb gewahrt er und erkennt
Den Gegensatz, der auf zwo Wegen
Sich in ihm, nie sich einend, trennt.
Erst halb, verwirrt noch und befangen,
Tagt das Bewußtsein, seine Nacht
Entflieht erst, wenn die That begangen
Und wenn die dunkle Wahl vollbracht.

Da lockt die Frucht, es lockt die Sünde
Und lieblich reizet das Verbot;
Er wählt, daß er die Freiheit finde,
Er wählet — und fällt ab von Gott. —
Da wacht er auf aus schweren Träumen,
Er schauet seine Tiefen an,
Gedanken mächtig in ihm keimen
Und Alles liegt ihm aufgethan.

Da flammt ein leuchtender Gedanke
Des Lichts durch den erwachten Geist,
Der ihn, weit über jede Schranke
Auf seines Daseins Quelle weist;
Er ahnet nun der Menschheit Würde,
Die Freiheit denket sein Verstand,
Doch fühlt er auch zugleich die Bürde
Der Sinnenfessel, die ihn band.

Frei ist er nicht! — „Als lieblich schmeichelnd
Des Geistes Stimme mich beschlich —"
So ruft er aus — „und Wahrheit heuchelnd,
Mich überredend, dann entwich,
Konnt ich da zweifeln? Anders deuten
Was jener sprach: Du sollst fortan
Dich selbst mit freiem Willen leiten,
Frei sei das Göttliche gethan?"

„Und wollt' ich nicht das Ziel erringen?
Vermocht ich's? Konnte meine Kraft
Die neue Gegnerin bezwingen,
Des Herzens wilde Leidenschaft?
O warum zeigtest du aus Fernen
Die Würde, die ich nicht errang,
Und warum mußt' ich kennen lernen
Die Feindin, welche mich bezwang!

Ach, wo ist jenes Thal geblieben,
Drin meine Wiege stand? Warum
Sind nun die Engel, die mich lieben
Und leiten durften, fern und stumm?
Was muß ich jenes Gut, den Frieden
In Gott, der mich beseligt hat,
Der mein war und mich nun gemieden,
Erstreben durch vergebne That?

So rief der Mensch und sank in Thränen
Dahin, da schwebt das Geisterbild,
Das er geschaut, zu ihm mit Tönen,
Wie Abendlispeln weich und mild:
„O Mensch, was soll die wilde Klage,
Die frevlerisch zu richten strebt,
Was doch wie eine große Frage
Unlösbar vor dem Geiste schwebt!“

„Dein war die That, du konntest wählen!
Du fielst! Drum sollst du Menschenkind
Im Schweiß des Angesichts dich quälen,
Bis deine Pilgerzeit verrinnt.
Das Ziel erschein' in fernen Weiten,
Du sollst durch mühevolle That
Das Räthsel der Natur bestreiten,
Das sich in dir erhoben hat.“

„Aus deiner Kindheit fortgetrieben,
Sei dir von ihrer Wonn' und Lust
Selbst die Erinnrung nicht geblieben,
Nur stille Wehmuth in der Brust.
Nach ihren blauen Fernen sehne
Sich deine Seele tief und bang,
Und selten nur herübertöne
Aus ihnen ein verlor'ner Klang.“

„Allein, um halb den Schmerz zu stillen,
Wird mit den Wonnen meine Hand
Zugleich den Augenblick verhüllen
In dem dein Friede von dir schwand;
Den Augenblick soll keiner kennen
Und sagen, drin zuerst mit That
Und Wunsch, um sich von Gott zu trennen,
Er dem Gesetz entgegentrat.“

Drum auf, o Mensch! Vernimm und höre
Das Wort, das die Verheißung spricht:
O kämpfe, göttlicher dann kehre,
Und frei, zurück zu Gottes Licht!
Einst steht die Ferne wieder offen,
Der Kindheit Thal im Morgenschein!
Unnennbar, über alles Hoffen
Und Denken, wirst du selig sein!

Caesar von Lengerke.

Das Lager bei Bunzelwitz (1761).

Seht ihr dort die Zelte schimmern zahllos dicht in Reih'n geschaart,
Gleich erhobnen Meereswogen, die zu Eis der Frost erstarrt?
Jede Woge bringt Verderben, scharfe Schwerter, spitze Lanzen,
Und sie harren nur des Sturmes, wilderregt emporzutanzen.

Und in weiten Kreisen flattern überm starren Waffenmeer
Doppelköpfge Kaiseradler von den Fahnenschaften her;
Von der Newa Eisgestaden rauschte mit beschneiten Flügeln
Jener; dieser sonnt den Fittig auf der Donau Rebenhügeln.

Hunderttausend Schwerter blitzen jedem nach auf seinem Zug,
Hunderttausend Männer folgen eines jeden stolzem Flug. —
Und was führte sie zusammen hier auf Schlesiens Gefilden? —
Ist's ein lustig Freudenlager, Krieg im Spiele nachzubilden? —

Sehet dort das Eiland ragen aus dem Zeltenmeer empor!
Donnerschlünde blicken drohend von den Wällen ernst hervor.
Sehet dort den Königsadler stolz und muthig zum Gefechte!
Einen Kopf nur trägt er, aber dieser eine ist der rechte.

Das ist Preußens Königsadler, das ist unser Vater Fritz!
Und die zweimal hunderttausend drohen ihm mit Sturm und Blitz,
Drohen nur und scheuen zagend seine sieggewohnten Fänge,
Wollen kämpfen nicht; ersticken soll er in der furchtbarn Enge.

Heldenaar! durch Sturm und Donner, ringsumheult von wildem Tod,
Trug dich oft dein stolzer Fittig kühn aus Untergang und Noth;
Fünf der Jahre wälzten blutig ihre Flut hinab, zu melden
Dort der Ewigkeit vom großen, wunderbaren Preußenhelden.

Doch so furchtbar eingeschlossen warst du nimmer! offen stand,
Frank und frei hinauszufliegen, immer sonst dir Luft und Land.
Aber jetzt, umgarnt, umsponnen rings von fürchterlichen Schlingen —
Nein, du kannst dich dem Verderben, kannst dich nimmer ihm entringen! —

Und die Feinde jauchzen fröhlich manches freche Wort des Spott's:
Laßt ihn ruhig Hungers sterben, oder beug' er seinen Trotz!
Ruhig auf den Waffen lehnend, schauen wachsam wir nach drüben,
Bis sie endlich doch ermüden, sich im Fasten fortzuüben! —

Aber auf des Königs Stirne wälzt, ein ungewohnter Gast,
Finstrer Mißmuth banger Zweifel schwerer Sorgen schwere Last.
Und er schaut mit düstern Blicken auf die sturmerprobten Krieger:
Die mit Schwert und Lanze siegten, sind sie auch des Hungers Sieger?

Des geringsten Kriegers Mühe theilt der Held, in kalter Nacht
Hält er bei den Feuerschlünden, auf der Erde lagernd, Wacht,
Theilt das Brot mit seinen Treuen, harten Mangel so versüßend,
Und mit schwererzwungnen Scherzen die benarbten Männer grüßend.

Doch umsonst! kein freundlich Lächeln zeigt das zürnende Geschick.
Hoffnungstern sinkt immer tiefer, tiefer auch des Königs Blick.
Hagre Wangen, hohle Augen ringsum in des Lagers Runde,
Finstres Schweigen rings verkündet nah des Unheils schwerste Stunde.

Einen nur erschau ich heiter in der Männer trübem Kreis,
Muthig froh nach oben blickend, einen kräftgen Heldengreis.
Vater Ziethen ist's, der alte, jugendstarke, kühne Ritter,
Demuthvoll vor Gott und gläubig, doch im Kampf ein Ungewitter.

Und der König sieht dem Alten in das Heldenangesicht,
Sieht die Miene, frei und heiter und voll hoher Zuversicht,
Und des Greises sorglos Antlitz hat den König schier verdrossen:
Ziethen, spricht er, fand Er etwa einen neuen Bundgenossen?

Keinen neuen, Herr! — entgegnet ihm des Helden frommes Wort —
Nur den alten dort im Himmel, und ihm trau' ich fort und fort! —
Ziethen, glaub' Er! — spricht der König — sein Vertraun täuscht ihn jetzunder!
Denn der Alte dort im Himmel thut auf Erden nicht mehr Wunder. —

Sprichts und geht. Und immer trüber wird der Hoffnung bleicher Stern,
Tag um Tag verlöscht die Fackel und die Rettung bleibet fern,
Und des Hungers grimme Schrecken ziehn, als schauerliche Gäste,
Wie Gespenster in die enge, ringsumschloßne Lagerfeste.

Wohl noch weht am Fahnenschafte Preußens königlicher Aar,
Wohl noch stehet unter Waffen Friedrichs sturmerprobte Schaar;
Doch du kannst im Stundenglase schon die raschen Körner zählen,
Bis Gefangenschaft und Tod nur ihnen übrig bleibt zu wählen. —

Aber in der Feinde Lager welch Bewegen hin und her?
Rüstet endlich sich zum Sturme dort das starre Waffenmeer?
Nur der Kaiseraar von Rußland spannt den Fittig, läßt ihn wallen,
Und ich seh' um ihn der Zelte Wogen eilig niederfallen.

Und er weht und fliegt von dannen, und ihm nach, im Waffenzug,
Seine hunderttausend Streiter. — Ist's ein schlau erdachter Trug,
Preußens Aar herauszulocken aus des Lagers starken Wällen,
Um mit Uebermacht ihn fassend, ihn durch List und Schwert zu fällen?

Nein! den Kaiseraar von Rußland zwang zum Rückzug böse Mähr,
Die von Polen ihm erschallte, und sein Horst bleibt hier nun leer.
Freudig staunend sieht der König seiner Flügel fernes Schweben,
Alle Noth ist aus! zur Rettung Luft und Land nun freigegeben. —

Und sein Auge, hell und heiter, wie der Sonne Morgenlicht,
Strahlt dem frommen Ritter Ziethen in das treue Angesicht,
Und er klopft ihm auf die Schulter: „Er hat recht mit seinem alten
Bundsgenossen droben! treulich hat er uns sein Wort gehalten!"

H.

en daher hiemit ergebenst eingeladen, der Redaction ihre gedruck-
en Werke einzusenden, welche für gründliche Beurtheilung derselben
forgen, sehr gerne bereit sein wird. c) Erinnerung an ehren-
erthe, ins Ausland gegangene Landsleute und Nachrichten über
re Schriften.

7. Anhang.

In Schlesien ist die rühmliche und empfehlungswerthe Sitte
llgemein geworden, dem Verstorbenen in den Provinzial-Blättern
n ehrendes Andenken zu erhalten. Es ist eine heilige Schuld,
ofür sie auch wohl in Preußen anerkannt werden wird. Die
heilnahme der Freunde und Bekannten in Anspruch zu nehmen,
ein Trost für den Zurückgebliebenen, und die Biographie eines,
enn auch schlichten, aber redlichen Mitbürgers erregt allgemeines
nteresse, denn wie wunderbar, belehrend und erheiternd sind oft
e Geschicke des Einzelnen. Solchen Anzeigen wird der Anhang
ewidmet sein. Alle übrigen, blos persönlichen Nachrichten und An-
igen aller Art, werden gleichfalls in diesen Anhang aufgenommen.

Diese Zeitschrift, deren Plan ursprünglich Herr Stadt-
ath Hartung entworfen, dann aber wohlwollend der Anstalt
ur Rettung verwahrloster Kinder überlassen hat, wird in
hrer jetzigen Gestalt von dem Unterzeichneten zum Besten der
nstalt gedachten Vereins herausgegeben, so daß der Ueber-
chuß der Einnahme der Kasse derselben zufließt. Aufsätze,
elder, Notizen u. s. w. außerhalb Königsberg bitte ich
nmittelbar an den Verein zur Rettung verwahr-
oster Kinder sub rubr. „Erziehungs-Verein"
u senden, da unter dieser Adresse der Kasse das Porto von der
Post wiedererstattet wird, in Königsberg aber die Aufsätze
n der Expedition dieser Zeitschrift, Fleischbänkenstr. No. 24.,
bgeben zu lassen.

Beiträge zu dieser Zeitschrift werden stets willkommen
ein. Ich wünsche nicht, daß dieselbe nur des wohlthätigen
Zwecks wegen, welchen sie mit fördern hilft, gehalten werde,
ondern nur allein ihres Inhaltes wegen. Wer sie nur des
rsteren wegen hält, wird besser thun, der Kasse des Vereins
inen Beitrag zuzuwenden.

Richter.

Inhalt.

Tag der Ausgabe dieses Heftes: Den 3. März.

Vaterländisches Archiv
für
Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,
oder
Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben
unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,
von
D. W. L. Richter,
Königl. Preuß. Kriminalrathe.

Funfzehnter Band.
April-Heft.

Königsberg, 1836.
Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.
In Commission bei der Buchhandlung der Gebrüder Bornträger.

Dem Inhalte nach zerfällt diese Zeitschrift in folgende Hauptabtheilungen:

1. Das eigentliche Provinzial-Blatt.

Darin werden aufgenommen:

a) historisch-statistisch-topographische Aufsätze. b) Berichte über gemeinnützige Anstalten, sowohl neu errichtete, als auch über den Fortgang der bestehenden, über Armen- und andere wohlthätige und zweckmäßige Communal-Anstalten, über neue Einrichtungen, Verbesserungen, Vereine für gemeinnützige Zwecke und deren Wirksamkeit. c) Nachrichten über das Kirchen- und Schulwesen, als höchste National-Bildungs-Anstalt. d) Landwirthschaftl. Aufsätze: Berichte über Fortschritte in der Landwirthschaft, mit Inbegriff der Vieh- und Schafzucht, Vorschläge zur Verbesserung einzelner Zweige der Oeconomie, Erndte-Nachrichten ꝛc. e) Ueber Handel und Gewerbe. Aus- und eingegangene Schiffe in den 3 Häfen. Fabriken, besonders Tuch- u. Leinwandbereitung, Garn- und Wolle-Ausfuhr. Berichte über die vorzüglichsten Märkte und über Marktpreise in allen bedeutenden Städten der 4 Regierungsdepartements. f) Einwirkung der Staatsverwaltung und neuen Gesetzgebung. g) Merkwürdige Naturerscheinungen und meteorologische Beobachtungen. Abhandlungen aus der vaterländischen Naturgeschichte. h) Gesundheitskunde.

2. Vermischtes aus der Heimath und Fremde,

so fern es allgemeines Interesse hat und für die Zwecke dieser Zeitschrift geeignet ist. Die Preuß. Volkssagen und Volkslieder, und unter andern auch Mittheilungen über neue Entdeckungen, Erfindungen und gemeinnützige Anstalten des Auslandes werden hier ihre Stelle finden. — Populäre Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände.

3. Anfragen, Wünsche, Aufforderungen und Antworten.

4. Sach- und Personal-Chronik.

a) Gesetzgebung. b) Verdienstliche Handlungen. c) Jubiläen, — Gnadenbezeigungen. d) Besitzveränderungen adelicher und großer köllmischer Güter. e) Dienstveränderungen. f) Unglücksfälle. g) Verbrechen. h) Geburts- und Sterbelisten.

5. Nekrolog verdienter und ausgezeichneter Männer und Frauen.

6. Literarische Beilage.

a) Ankündigung und Kritik der in Preußen herausgegebenen Schriften. b) Anzeigen und Beurtheilungen gemeinnütziger Bücher. Schriftsteller und Redactoren, Buchhändler und Buchdrucker wer-

I. Geschichte der evangel. Kirche zu Mehlkemen in Litthauen.

Mitgetheilt von Wilhelm Schröder, Prediger.

(Beschluß.)

§. 7. Nachrichten aus dem Zeitraume von 1801 bis 1835.

1806 Instandsetzung und Umlegung des Kirchendaches, welches 272 Thlr. 62 Gr. kostete. — 1806 bis 1807 wurde die Präcentorwohnung ganz neu massiv, jedoch mit einem Strohdache erbaut. Entrepreneur war der Kammerrath Nitschmann zu Tollmingkemen; die Kosten für diesen Bau betrugen: 1214 Thaler 81 Gr. 6 pf. Während des Baues bezog der Präcentor 15 Thlr. Wohnungsmiethe aus der Kirchenkasse. — 1806 wurde die Widdem für 24 Thlr. 60 Gr. neu in Stroh gedeckt. — 1807 wurde der Stall beim Präcentorate mit 26 Thaler 12 Groschen reparirt. — 1808 Reparatur der Wirthschaftsgebäude bei der Pfarre mit 39 Thlr. 78 Gr. 9 pf. — 1808 mußte schon das in den Jahren 1806 und 1807 neu erbaute Präcentorhaus reparirt werden, die Kosten betrugen 26 Thlr. 12 Gr. — 1811 wird die Scheune beim Präcentorat mit 111 Thlr. neu erbaut. — 1811 wurden mit 54 Thlr. 45 Gr. die Feuerlöschgeräthschaften bei den Kirchengebäuden neu angeschafft. — 1811 die Fenster und Thüren bei der Pfarrwiddem werden mit 67 Thlr. 72 Gr. in Stand gesetzt. — 1815 die Dächer auf der Pfarrwiddem und den dazu gehörigen Wirthschaftsgebäuden, auch auf den Ställen beim Präcentorate wurden mit 137 Thlr. 60 Gr. 3 pf. reparirt. — 1817 Instandsetzung des Kirchendaches mit 135 Thlr. 57 Gr. auch die Präcentorwohnung wird mit 42 Thlr. 18 Gr., reparirt. — 1818 wird die Kirche mit dem Thurme, der durch den Sturm am 17. Januar sehr

gelitten hatte, mit 310 Thlr. 74 Gr. 12 pf. wiederhergestellt. — 1819 Reparatur der Scheune und Instwohnung auf dem Pfarrhofe mit 64 Thlr. 64 Gr. 6 pf. — 1822 wurde die Präcentorwohnung mit 103 Thlr. 4 Gr. 4 pf. reparirt; auch der Stall bei derselben mit 90 Thlr. neu gebaut. — Auch wurden in diesem Jahre zur Sicherung des Berges, auf dem die Pfarrerwohnung liegt, und an welchem der Pissafluß vorbeifließt, 38 Thlr. 32 Gr. 9. pf. verwandt. — 1827 wurde die kleinere Glocke angeschafft; wozu die Gemeinde seit dem Jahre 1796, 49 Thlr. 29 Sgr. freiwillig zusammengelegt hatte. Die Glocke hat folgende Inschrift:

Zur Zeit der Herren Pfarrer Albrecht George Settegast. Der Kirchenvorsteher Ernst Ehlert. Michael Fuchs. Wurde gegossen von Joh. Ludwig Copinus. 1827. Regiomonti. —

1828 die Fenster der Pfarrerwiddem wurden mit 31 Thlr. 22 Sgr. 8 pf. reparirt. — 1832 wurde die, i. J. 1802 begonnene Separation der vier Pfarrerhufen, so wie auch der Präcentor- und Pfarrerwittwen-Hufen beendigt; die Kosten dafür betrugen 128 Thlr. 22 Sgr. 10 pf. — 1833 Reparatur der Feuerlöschgeräthschaften bei den kirchlichen Gebäuden mit 28 Thlr. 14 Sgr. — Die schon im Jahre 1827 begonnene Hauptreparatur der Kirche, wurde i. J. 1833, mit einem Kostenaufwande von 541 Thlr. 26 Sgr. 2 pf. beendigt. — 1834 wurde auf freiwilligen Antrieb der Gemeinde eine Steinmauer um die Kirche gezogen und der Kirchenberg geebnet. Die Kosten von 61 Thlr. 5 Sgr., so wie das zu den Thören erforderliche Holz, wurden freiwillig zusammengebracht. —

Die im Jahre 1733 neu erbaute und im Jahr 1744 wiederum von Grund aus reparirte Pfarrerwohnung, brannte am 19. Oktbr. 1835 Vormittags 10 Uhr ab. Troß der Schnelligkeit, womit das Feuer um sich griff, besonders da das Dach eine Strohbedeckung hatte, gelang es doch, die Kirchenregistratur, das

Kirchensilber und die Kassen zu retten. Bei der Untersuchung, welche über die Entstehung des Brandes angeordnet wurde, ermittelte es sich, daß das Feuer durch den einen Schornstein entstanden war, in welchem Balken eingemauert waren und daß in diesen hineingesprungene Funken, das Feuer allmählig zum Ausbruch gebracht hatten. Das Haus, aus Feldsteinen erbaut, war allenthalben so geborsten, daß wenn es nicht durch Feuer eingeäschert worden wäre, es jeden Tag zu befürchten gestanden hätte, daß es einstürzte. Wegen dieser Baufälligkeit des Gebäudes, war es nur mit 550 Thlr. in der allgemeinen Feuer-Versicherungsanstalt versichert. Der eine auf Balken stehende Schornstein stürzte unvermuthet, noch während des Brandes ein, und erschlug einen beim Löschen thätigen Familienvater aus Mehlkemen. Zur einstweiligen Wohnung des Predigers, bis der Neubau vollendet ist, ist eine Wohnung im Dorfe, von einer Stube und Kammer, für 40 Thlr. jährlicher Miethe, gemiethet.

§. 8. Nachrichten über den Pfarrer-, Präcentor- und Pfarrer-Wittwen-Wald.

Zu den Ländereien der Pfarre, des Präcentors und der Pfarrerwittwe, gehörte seit Stiftung des Kirchspiels, ein wohlbestandener Wald; der aber 1785 zur Forst Nassoven gezogen wurde. 1798 zeigte der Pfarrer Settegast die widerrechtliche Einziehung dieses Waldes dem Hofgerichte zu Insterburg an. Das Forstamt Nassoven versprach, bei Regulirung der Gränzen der Forst, diesen Wald wieder herauszugeben. Doch da dieses dennoch nicht geschah, so reichte der Pfarrer Settegast unterm 5. Oktbr. 1799 eine Vindikations-Klage gegen das Forstamt beim Hofgerichte ein, und dieses entschied durch einen gerichtlichen Vergleich unterm 2. März 1802, daß das Forstamt den Wald herausgeben sollte, welches auch am 8. Oktbr. desselben Jahres mit dem Pfarrerwalde geschah. Erst am 29. Juli 1809 wurden jedoch die Antheile des

Waldes, die dem Präcentorate und den Pfarrerwittwenländereien gesetzlich zukamen, von der Forst Nassoven an diese abgetreten. Nach einer Vermessung vom 22. Mai 1801 bestanden die Antheile des Waldes,

an den Pfarrer aus:	13	Morg.	15	Ruth.
an den Präcentor "	3	"	190	"
an die Pf.-Wittwe "	3	"	190	"
Summa	20	"	95	"

Oletzkoischen oder 41 Morg. 90 Ruth. Magdeburgischen Maaßes. Dieser Wald, der größtentheils auf einem Berge lag, wurde durch den Orkan, am 17. Januar 1818, ganz darnieder geworfen, und ist nach der Separation i. J. 1832 den Bauerländereien als Weideabfindung zugetheilt.

§. 9. Nachrichten über den Wittwensitz.

Obwohl gleich nach Einrichtung des Kirchspiels eine Pfarrerwittwenwohnung, der kümmerlichen Zeitumstände wegen, nicht erbaut werden konnte; so wurde doch eine Hufe zum Nießbrauch für eine dereinstige Wittwe abgeschnitten und so lange diese nicht da war, die Pacht von derselben zur Pfarrerwittwenkasse geschlagen. Doch konnte anfänglich keine Pacht für dieselbe gezahlt werden, da sie fast ganz mit Wald bestanden war und man sie nur unentgeldlich Demjenigen überlassen mußte, der sich bereit erklärte, dieselbe urbar zu machen. Im Jahr 1737 war sie noch so wenig in Cultur, daß nur 10 fl. Pacht dafür gegeben wurde. Nur eine Wittwe hat bis jetzt diese Hufe benutzt; nämlich die Wittwe, des am 9. Juni 1753 hier verstorbenen Pfr. Peter Gottlieb Mielke. Als diese 1777 gestorben war, wurde die Hufe entweder auf ein, drei oder sechs Jahre verpachtet. Die Pacht betrug jährlich abwechselnd bald 12 Thlr., bald 14 Thlr. 20 Sgr., bald 17 Thlr., bald 20 Thlr., bald 31 Thlr., und seit Michaeli 1832 (wo sie separirt ist) 40 Thlr.

Der Bau eines Wittwenhauses unterblieb, durch Mancherlei behindert; obwohl die Pfarrer eine Baustelle dazu hergeben wollten, die vor Zeiten zu einem Gärtnerhause angewiesen war und die am andern Ende des Dorfes lag. Da nun auf ihre Anträge nicht eingegangen wurde, so gab einer der hier gewesenen Prediger diese Baustelle mit dem dazu gehörigen Garten (etwa 2 Morgen groß) einem Losmanne, der sich hier ein Häuschen aufbaute und an den jedesmaligen Pfarrer 2 Thlr. jährlich als Grundzins dafür zahlte. Dieses Häuschen hatte nun, in der Reihe der Jahre, verschiedene Besitzer; bis endlich am 5. Mai 1772 ein Salzburger, Joh. Embacher, es für 150 Thlr. von dem früheren Besitzer, Christian Stegenwallner, erstand, welchen Verkauf auch der damalige Pfarrer Funck genehmigte. Erst 1796, da die Embacherschen Eheleute ohne leibliche Erben gestorben waren und die Geschwister derselben es wieder veräußern wollten, wurde diese Angelegenheit durchs Kirchenkollegium in Anregung gebracht. Die Kirchenkommission zu Insterburg befahl unterm 5. März 1799 eine Vindikationsklage an das Hofgericht gelangen zu lassen; da diese Bau- und Gartenstelle eigenmächtig und widerrechtlich veräußert worden war. Erst am 19. Septbr. 1812 wurde durch das Justizamt Tollmingkemen ein gerichtlicher Vergleich mit den Geschwistern der Embacherschen Eheleute und dem Kirchenkollegio geschlossen, wornach die Kirche 80 Thlr. als Werth des Wohnhauses und Stalles zahlte — mit Einschluß der Kosten mußten 110 Thlr. 5 Gr. 11 pf. von der Pfarrerwittwenkasse gezahlt werden. Auf dieser Baustelle ließ 1818 der Pfarrer Settegast, nach Abbruch der alten baufälligen Gebäude, auf eigene Kosten, ein Loshaus erbauen, welches er am 28. Juli 1821 der Kirche als Pfarrerwittwenhaus überließ und wofür ihm 343 Thlr. 12 Gr. aus der Pfarrerwittwenkasse bezahlt wurden. Die Miethe von demselben mit jährlich 12 Thlr. fließt zur Pfarrerwittwenkasse, welche ein Vermögen von 150 Thlr.

in einer Banco-Obligation besitzt. Das Haus ist i. J. 1834, einer bedeutenden Reparatur wegen, fast ganz abgebrochen und soll dieselbe in diesem Jahre stattfinden.

Im Sommer 1834 sollte das Gebäude von Grund aus reparirt werden; der Entrepreneur der diesen Bau in einer Minus-Licitation erstanden hatte, fing wohl den Bau an, doch ließ er ihn liegen, da, nach seinem Vorgeben, zu wenig Holz veranschlagt worden war. Die Vollendung des Baues verzögerte sich, durch die Nachlässigkeit des Entrepreneurs, so sehr, daß im Spätherbste des Jahres 1834 nichts mehr daran geschehen konnte. Eine Folge davon war, daß der bei dem Pfarrerwittwenhause befindliche Stall, durch Diebe abgetragen und aus dem Hause selbst Thüren, Fenstern, Oefen, ja selbst das neue Füllholz entwandt wurde. Um das Haus, das nun auf der einen Seite untergebaut war und auf der andern Seite auf Stützen ruhete, vor gänzlicher Demolirung zu sichern, mußte ein Wächter für monatlich 1 Thlr. 20 Sgr. bestellt werden. Auch i. J. 1835 konnte wegen zu später Eingehung der Anschläge und besonders wegen Mangel an Holz, das Haus nicht reparirt werden, und um der Kasse mehre Kosten zu ersparen, wurde das Gebäude, auf Anordnung des Landrathsamtes Goldapp am 26. Novbr. 1835, bis auf den Schornstein, ganz abgebrochen; das noch taugliche Holz auf dem Pfarrerhofe aufgestapelt, das unbrauchbare aber nebst dem Dachstroh verkauft.

§. 10. Nachrichten über das Glöcknerhäuschen und die Glöckner.

Im Jahr 1744 bat der Glöckner Bartholomäus Jäger den Pfarrer Peter Gottlieb Mielke, daß er sich von altem Holze, nur auf Lebenszeit, auf Kirchengrund, nahe den Wirthschaftsgebäuden des Pfarrers, ein Häuschen aufbauen könnte. Da der Glöckner schon ein alter Mann war, so gestattete es ihm der Pfarrer. Doch dieser überlebte den Pfarrer und so kam nach

dem Tode des Glöckners das Häuschen an einen andern Besitzer, bis es 1771 der Salzburger Schlemminger durch Kauf an sich brachte und 30 Thlr. dafür zahlte. Der Besitzer vergrößerte seinen erkauften Boden von Zeit zu Zeit durch Weitersetzung der Zäune, so daß dadurch dem Pfarrergrund Abbruch geschah. Darüber berichtete endlich der Pfarrer Gottlieb Funk dem Etats-Ministerium zu Königsberg, und dieses entschied unterm 23. Septbr. 1776, daß, nach dem Absterben des Schlemminger, der Kaufschilling von 30 Thaler nicht von der Kirche zurückgezahlt werden sollte, und der Besitzer für jeden Schaden durch Brand verantwortlich bleiben, und zum Wiederaufbau der Pfarrergebäude verbunden sein sollte. Da Schlemminger das Häuschen nach seinem Tode nicht der Kirche übergeben wollte, so ließ er sämmtliche Gebäude im Septbr. 1777 abbrechen.

Seit Stiftung der Kirche wurden auch Glöckner hier angestellt, deren Gehalt aber nur in 2 Mark (oder in 40 alten Gr. = 13 Sgr. 4 pf.) und zwar für Reinigung der Kirchenkleider, bestand. Seit 1692 verwalteten folgende Glöckner die Geschäfte an der Kirche: 1) Friedrich Fröhlich bis 1730. 2) Daniel Götz bis 1740. 3) Barthel Jäger bis 1760. 4) George Kasemeikatis bis 1767. 5) Erdmann Oßkinatis bis 1774. 6) Heinrich Reimann gest. den 2. März 1790, 67 Jahr alt. 7) August Reimann, des vorigen Sohn, gest. den 8. Novbr. 1810, 51 J. a. 8) Martin Carius gest. den 1. März 1834, 57 J. a. und 9) der invalide Dragoner Joh. Gottlieb Waschoen seit dem 7. Septbr. 1834. Jetzt erhält der Glöckner an Gehalt aus der Kirchenkasse: 5 Thlr. 20 Sgr.

§. 11. Nachrichten über die Prediger bei der Kirche zu Mehlkemen.

Ein Verzeichniß, der an dieser Kirche angestellt gewesenen Prediger, befindet sich in des Oberhofpredi-

gers Arnoldt: kurzgefaßte Nachrichten von allen, seit der Reformation, an den lutherischen Kirchen in Ostpreußen gestandenen Predigern. Königsberg 1777 4. S. 119. Diese Nachrichten sind fortgesetzt bis 1834, auf Veranlassung des Konsistoriums, durch den Konsistorialrath Dr. Rhesa zu Königsberg. Siehe Seite 71.

Auch finden sich mehre Nachrichten von hier gewesenen Geistlichen, in Pastenaci Nachrichten vom Insterburgschen Erzpriesterthum. Königsberg 8. 1757.

Folge der Prediger.

1) Johann Behrendt, geb. in Insterburg 1667 den 18. Januar, studirte in Königsberg, wurde als erster Pfarrer in Mehlkemen ordinirt, am 8. Septbr. 1692, und 1693 am Sonntage Iubilate daselbst introducirt. Wurde 1709 am 12. Sonntage nach Trinitatis als Pfarrer in Enzuhnen introducirt, und 1711 am 1. Sonnt. nach Trinit. Erzpriester in Insterburg, wo er 1737 am Palmsonntage starb. Er war ein großer Kenner der Litth. Sprache; er hat mehre Lieder in diese Sprache übersetzt, auch eine Vorrede zu dem von Dr. Quandt herausgegebenen Litth. Gesangbuche geschrieben; wie auch die Litth. Bibel, von ihm und einigen andern Predigern, in der Sprache verbessert und mit einer Vorrede versehen wurde [8]).

2. Johann Christoph Möhlenfeldt aus Prökuls, wurde 1708 den 30. August ordinirt und am 20. Sonnt. nach Trinit. hier introducirt; starb im Juli 1710 an der Pest, die hier große Verwüstungen anrichtete.

3. Gabriel Engel, geb. zu Tilse 1685 den 5. März, ward den 26. Mai 1710 als Pfarrer nach Tolmingkemen ord., ging aber im August d. J. nach

8) S. Pastenaci an dem angeführten Orte S. 28 und S. 52. — Ostermeier Litth. Lieder-Geschichte S. 241. — Dr. Rhesa Geschichte der Litth. Bibel Königsberg 1816 S. 40.

Mehlkemen, und wurde am 17. Sonnt. nach Trinit. desselben Jahres als Pfarrer in Zillen eingeführt. 1725 ward er Probst der damals neu gestifteten Stallupöhnschen, nachgehends Gumbinnenschen Inspektion. Am 2. Adventssonntage 1731 wurde er als Pfarrer in Deutsch-Crottingen bei Memel introd., wo er 1761 am 19. März als Jubelprediger starb, nachdem ihm der dortige Präcentor Jacob Preuß, ord. am 8. Aug. 1749, als Adjunkt zur Seite gestellt worden war [9]).

4. George Friedrich Pusch, nach Arnoldt aus Brandenburg in Preußen, nach Pastenaci aus Insterburg, wo sein Vater Litth. Pfarrer gewesen sein soll, gebürtig; ward 1711 am Sonntage misericordiae hier introd., kam 1776 nach Kussen, wo er 1751 am 22. April, 63 Jahr alt starb.

5. George Adam Meißner, geb. zu Schreitlauken 1692 den 15. Septbr. Seine Vorfahren stammten aus Sachsen. Der letzte Sächsische Stammvater war Oberforstmeister in Wildenhain und ein Bruder des berühmten Theologen, Dr. Balthasar Meißner, zu Wittemberg. Ein Sohn des genannten Oberforstmeister zog nach Preußen und ward Förster in Trappönen, von welchem Wilhelm Meißner, Förster in Uzballen, abstammte, dessen Sohn unser M. war. Dieser verlor seinen Vater sehr frühe und bald nachher kam die Pest. Er verließ daher die Schule zu Tilse und begab sich mit seiner Mutter und seinen Geschwistern nach Paklidim. Im Jahr 1716 bezog

---

9) Borowski im Verzeichnisse der Jubelprediger von Ostpreußen, Königsberg 1794 S. 81, sagt von ihm: er war ein Mann (Engel) den besonders die Gnade und das Zutrauen des Königs Fried. Wilh. I. auszeichnete und der gerade dadurch um so nützlicher für seinen Wirkungskreis hätte werden können, wenn er allemal recht ernstlich gewollt hätte. — S. Pastenaci am angef. O. S. 103. — Borowski, neue Preuß. Kirchen-Registratur 1789 Königsberg S. 176 f. —

er die Universität zu Königsberg, ward 1717 Präcentor in Mehlkemen, und wurde 1718 am 28. Febr. als Pfarrer daselbst ord., und am Sonntage Invocavit introd., 1725 am 13. Sonntage nach Trinit. ward er als Pfarrer in Enzuhnen introd. und lebte daselbst bis 1767 ohne Gehilfen, wo ihm der dortige Präcentor Otto Thierbach — ord. den 16. Januar 1767 — als Adjunkt gesetzt wurde. Er starb am 8. Februar 1769 im 52. Amtsjahre. Er hat mehrere Lieder in Litth. Sprache drucken lassen, und besaß in hohem Grade die Liebe seiner Gemeinde [10]).

Sein Sohn Ephraim Friedrich Meißner, geb. zu Enzuhnen 1731 den 26. Aug., ord. den 15. Mai 1752 und introd. am 2. Sonntage nach Trinit. als Pfarrer in Schirwind, feierte auch sein Amtsjubelfest 1802 den 28 Juni, und starb den 19. Mai 1815 im 84. Lebens- und 63. Amtsjahre [11]).

6. Johann Friedrich Funk aus Insterburg, vorher Präcentor in Prökuls, ward 1726 den 8. März ord. und am Sonntage Judica hier als Pfarrer introd., kam aber, da er das Unglück hatte, daß die erste Widdem im April 1726 abbrannte, 1727 am 2. Sonntage nach Trinit. nach Zirgupönen, wo er 20 Wochen darauf starb.

7. George Jacob Großjohann, seit 1717 Kantor in Nordenburg, wurde als Diakonus dahin 1719 den 23. Oktbr. ord., 1727 Pfarrer in Mehlkemen; ging aber nach wenigen Wochen als Pfarrer nach Pillupönen, wo er 1743 den 1. April starb.

8. Samuel Schöneich aus Königsberg, ord. 1728 den 13. Decbr., und 1729 am 1. Sonntage nach Epiph. hier introd., ward am Sonntage Cantate 1730 als Pfarrer nach Darkemen intrd., wo er im Decbr. 1731 seines Amtes entsetzt wurde. Hierauf ward er Präcentor

---

10) Borowski Verzeichniß der Jubelprediger in Ostp. S. 108. Ostermeier Litth. Liedergeschichte S. 252. —

11) Preuß. Provinzial-Blatt 1832 Bd. 8. S. 35.

in Heinrichswalde, nachher in Joneikischken oder Neukirch, wo er im Juli 1750 starb.

9. Johann Christoph Pohl aus Bilderweitschen, war vorher Kantor in Gumbinnen, dann hieher als Pfarrer ord. am 12. Januar 1731, und am 3 Sonntage nach Epiphan. introd., ging am 23. Sonntage nach Trinit. desselben Jahres als Pfr. nach Gilge, wo er 1744 am 4. Oktober starb.

10. Peter Gottlieb Mielke aus Tilse, ward 1726 den 11. Febr. als Pfarrer nach Georgenburg ord. und am Sonntage Remisc. introd., kam aber 1736 hieher, wo er am 3. Sonnt. nach Epiphan. introd. wurde, und starb 1753 den 9. Juni. Er war im Litth. sehr stark; war Correktor bei der ersten Bibelausgabe und Mitarbeiter an dem, vom Pfarrer Behrendt herausgegebenen Litth. Gesangbuche [12]).

11. Theodor Gabriel Mielke, des Vorigen Sohn, geb. zu Georgenburg am 28. März 1728, war vorher Kantor an der Litth. Kirche zu Königsberg, wurde hieher als Pfarrer ord. 1753 den 1. Oktbr., und 28. Oktbr. dess. J. introd., ging am Sonntage Trinit. 1755 als Pfarrer nach Pilkallen, wo er 1762 den 19. März starb.

12. George Wilhelm Gadzali, geb. zu Lyck 1726 den 4. Januar, ward 1749 Präcentor und 1752 den 21. Januar Pfarrer in Gerwißkemen, von da kam er 1755 im Febr. nach Pilkallen, im März desselben Jahres nach Mehlkemen und 1759 am 18. Sonntage nach Trinit. nach Kussen, wo er wahrscheinlich gestorben ist [13]).

---

12) S. Pastenaci am angef. Orte S. 58 und Ostermeier Litth. Liedergeschichte S. 253. —

13) Zur Zeit dieses Pfarrers erregte großes Aufsehen und allgemeine Verwunderung unter den lutherischen und reformirten Predigern Ostpreußens, der Vergleich, den der Pfr. Gadzali und der Pfr. zu Szittkemen, Gottfried Christian Baering, mit dem reformirten Prediger zu Göritten, Carl Ernst Suasius, wegen der Taufen reformirter

13. Gottlieb Funk aus Tilse, wo er seit 1748 Subrektor war, wurde als Pfarrer nach Mehlke-

Kinder geschlossen hatte. Es hatte nämlich das Lith. Hofgericht zu Insterburg unterm 7. Juni und 27. August 1742 eine Verordnung erlassen, nach welcher die luth. Prediger nur dann Kinder reformirter Eltern taufen sollten, wenn vorher die Erlaubniß dazu durch den ref. Prediger schriftlich gegeben worden wäre. Auf die Beschwerde des ref. Predigers Suasius zu Göritten, daß diesem Befehle von den luth. Predigern zu Mehlkemen und Szittkemen nicht nachgekommen würde, bestätigte das Etats-Ministerium zu Königsberg unterm 15. Februar 1757, die vom Hofgerichte früher erlassene Verordnung. Dieser Befehl wurde durch das Etats-Minist. zu Kgsb. unterm 12. Okt. 1757, auf wiederholte Beschwerden des rc. Suasius, wiederholt, mit dem Bemerken: daß das Opfergeld der von ref. Eltern gebornen Kinder, dem luth. Prediger, wenn er diese Kinder taufte, zukäme; die freiwillige Gabe aber dem ref. Prediger. In dem Anschreiben des rc. Suasius vom 23. Okt. 1757, wo er den Predigern in Mehlkemen und Szittkemen diese Verordnung mittheilte, äußerte sich dieser also: „Es ist ein Elend, daß einige luth. Pfarrer weder den Prediger noch Schulmeister zufrieden lassen, da doch dieß vor Gott angenehm, daß wir als Friedens-Prediger Anderen mit gutem Exempel vorgehen. Doch ein Glück daß wir keine Russische, sondern Königl. Preuß. gerechte Collegia haben, die mir gnädigst assistiren und diejenigen ansehen wollen, welche mich bei meinem weitläuftigen Amte kränken wollen." Die fortwährenden, oft blos aus Eigennutz herrührenden Beschwerden des rc. Suasius erbitterten diese Prediger und der Pfr. Băring zu Szittkemen erwiederte ihm darauf, daß er seine Aeußerung vom 23. Oktober 1757 dem damaligen Kaiserl. Russischen Gouvernement zu Königsberg mittheilen würde und er demselben die Schlichtung der Streitsache überlasse. Suasius ward durch diese Drohung so sehr in Schrecken gesetzt, daß er am 26. Juli 1758 mit dem Pfr. Băring und dem Pfr. Gadzali folgenden Vergleich feststellte, der zu Mehlkemen von den dreien Predigern geschlossen wurde. Er lautet also:

Nachdem Herr Prediger Suasius aus Göritten sich entschlossen, die zu unterschiedenen malen angestrengten Klagen, wegen strittiger Taufen der in der Szittkemenschen und Mehlkemenschen Gemeine, von ganz ref. Eltern gezeugten

men ord., 1759 den 9. Novbr., und kam 1775 nach Stallupönen, wo er im Mai 1787 starb.

Kinder in der Güte beizulegen; so ist derselbe den 25. Juli nach Szittkemen, und den Tag darauf in Gesellschaft des dasigen Pfr. nach Mehlkemen gekommen und Folgendes zur Erlangung obigen Zwecks, aus eigenem Triebe, freundschaftlich proponiret:

1. erklärt besagter Herr Prediger sich freiwillig, wie das letzte Rescript E. Hochwürdigen Consistorii vom 12. Okt. v. J. nur die Herren Pfarrer zu Enzuhnen, Tolmingkemen, Pillupöhnen und Bilderweiczen, nicht aber, als es auch der wahre Anschein offenbar zeiget, Szittkemen und Mehlkemen mit angehe, dabei er denn auch aufrichtig versichert, keine Klage, in seiner zu Königsberg persönlich überreichten Vorstellung über uns Beide damahlen geführet zu haben;
2. bezeuget er mit seinem guten Gewissen, daß wir Beide in der letzten an Eine Erlauchte Regierung abgelassenen Beschwerde, den 27. Juni 1758 Göritten, nur aus bloßem Versehen mit angeführet worden;
3. submittiret sich besagter Hr. Pred. Suasius, der auf unsere beiderseitige Vorstellung d. 20. April 1757 erfolgte, uns allein angehende Consistorial-Verordnung, erkennt dieselbe pro norma in dieser Sache zwischen uns freiwillig und giebet, nach reiferer Ueberlegung, wegen der weiten Entfernung unserer Oerter von ihm (da die nächsten Dörfer 2 und die übrigen 3 und 4 Meilen abgelegen) von selbsten willigst nach, daß die Kinder von beiden reformirten Eltern, in unseren Gemeinen geboren, auch ohne sein Attest von uns jederzeit auf Verlangen getaufet werden können und uns das, in nur erwähnter Consistorial-Verordnung zugestandenen Tauf-Accidens, vor unsere hiebei gehabte Mühe privative verbleiben soll; nur daß wir den Vätern die schriftliche Anzeigung des getauften Kindes und dabei gewesenen Pathen mit der nachdrücklichen Instruktion einhändigen, daß sie bei Gelegenheit, wenn sie nach Stallupönen, Göritten vorbei passiren, das von uns gegebene Zeugniß selbsten dem Hrn. Prediger einreichen, damit ihm auch dadurch Gelegenheit verschaffet werden könnte, sich nach den Umständen seiner unter dessen Sorge stehenden Leute und Schulen zu erkundigen. Wenn aber auch dieses nicht allemal thunlich sein sollte, ersuchet uns derselbe, quartaliter ein genaues Verzeichniß der ref. Täuflinge

14. Daniel Friedrich Mielke, geb. zu Mehlkemen am 11. Januar 1739, war vorher Präcentor

---

durch seine uns am nächsten liegenden Schulmeister ihm zukommen zu lassen.

Diesen freundschaftlichen und unvermutheten Antrag haben wir, da uns Liebe und Eintracht zur Erbauung und Exempel unserer Gemeinen sehr am Herzen lieget, willig und mit Freuden anzunehmen, kein Bedenken getragen, acceptiren denselben hiemit auch aufs feierlichste, ja wir wünschen und hoffen zugleich insgesammt, daß diese jetzo gestiftete Vereinigung, eine Anlage zur gänzlichen Vergessung des vorigen, und zu einer dauerhaften und beständigen Einigkeit zwischen uns seyn und uns, da wir vor dem Herrn ein Werk treiben, genau verbinden möge.

Zur Bekräftigung und Festhaltung dieser unserer aufrichtigen und alle bisherige Streitigkeiten völlig hebenden brüderlichen Verabredung, haben wir insgesammt dieses eigenhändig unterschrieben, zu jeder von diesen dreien Kirchen ein Exemplar zur Registratur und eines E. Hochwürdigen Consistorio zur gnädigsten Wissenschaft und Approbation ausfertigen, auch mit unseren Petschaften besiegeln wollen.

So geschehen Mehlkemen, den 26. Juli 1758.
Carl Ernst Suasius, Prediger zu Göritten. Gottfried Christian Bäring, Pfarrer zu Szittkemen.
Georg Wilh. Gadzali, Pfarrer zu Mehlkemen.

Die Consistorial-Bestätigung dieses Vergleiches erfolgte zu Königsberg am 22. August 1758. — Doch nach dem Abzuge der Russen aus Preußen im J. 1762, wollte der Prediger Suasius diesen Vergleich als einen erzwungenen, obwohl er aus freiem Antriebe denselben, zur Vermeidung von andern Unannehmlichkeiten, den Predigern gleichsam aufgedrungen hatte, aufgehoben wissen und berief sich wieder auf die Verordnung vom 12. Okt. 1757, die jetzt wieder in Kraft treten sollte. Die brieflichen Mittheilungen von rc. Suasius an Pfr. Bäring in Szittkemen und von diesem an ihn, beweisen aber zur Gnüge, daß bei dieser Angelegenheit rc. Suasius unrecht hatte und rc. Bäring war es zufrieden, um der endlosen Beschwerde dieses Mannes überhoben zu werden, den Vergleich aufzuheben. Das Etats-Ministerium zu Königsberg ließ durch Verfügung vom 19. Juli 1764, die Verordnung vom 12. Okt. 1757 wieder in Kraft treten. —

in Saalau, wurde 1769 den 17. März nach Szittkemen ord., ging 1776 nach Mehlkemen und wurde 1788 Erzpriester in Ragnit. Hier feierte er 1817 sein Amtsjubelfest als Schullehrer und Prediger und starb 1818 den 21. März [14]).

15. Johann Friedrich Rosenbaum, Sohn des berühmten Kantors zu Ragnit, war über 20 Jahr Präcentor in Karklen, wurde 1788 Pfarrer in Mehlkemen und 1792 Erzpriester in Tilse, wo er 1817 den 4. Mai sein Amtsjubelfest als Lehrer und Prediger feierte und am 4. Mai 1818 starb [15]).

16. Albrecht George Settegast, geb. 1755 den 10. Octbr. zu Galingen bei Bartenstein (wo sein Bruder Karl Friedrich am 10. April 1832 im 60. Amts- und 85. Lebensjahre starb) war seit 1778 Präcentor beider Litth. Kirche zu Memel, wurde am 19. April 1792 als Pfarrer nach Mehlkemen ord. und am 23. Juli (Dom. 7. post T.) desselben Jahres (am 100jährigen Jubelfeste nach Erbauung der Kirche) introducirt. Im Jahr 1829 wurde er, nachdem er 50 Jahre als Lehrer und Prediger gedient hatte, durch die Gnade Sr. Maj. des Königs mit 150 Thlr. pensionirt und ihm ein Adjunkt beigeordnet. Er starb am 2. Febr. 1836, im 81. Lebens- und 58. Amtsjahre.

17. Junius Julius Stolzenberg, geb. 1798 zu Tilse, wurde 1823 Präcentor in Walterkemen, nach Mehlkemen ordinirt am 22. Aug. 1828, und den 11. Januar 1829 introducirt, ging im Juni 1832 nach Popelken.

18. Johann George Wilhelm Schröder, geb. zu Goldapp 1802 am 16. April, wurde Rector in Goldapp am 21. Juli 1826, am 24. August 1832 nach Mehlkemen ord. und am 16. Septbr. (am 13. Sonnt. nach Trinitatis) desselben Jahres daselbst eingeführt.

---

14) S. Preuß. Prov.-Bl. Bd. 8. S. 39. —
15) S. Preuß. Prov.-Bl. Bd. 8. S. 40. —

§. 12. Nachrichten über die Schulen im Kirchspiele Mehlkemen.

Das Kirchspiel hat jetzt 8 Schulen; es sind folgende:

I. Die Kirchschule zu Mehlkemen. Ihre Stiftung fällt ins Jahr 1693; das Schuleinrichtungsprotokoll ist aber erst vom 10. und 11. Oktbr. 1737. Das erste Schulhaus wurde im Jahr 1699 erbaut, dann nach dem Brande im April 1726, i. J. 1727. In den Jahren 1770 und 1806 bis 1807 geschah es wieder. Zur Schulsocietät gehören 5 Ortschaften: Mehlkemen, Kl. Lengmeßken, Girkuhnen, Messeden und Belnunen mit 63 Hufen 21 Morgen 6 □Ruthen. Die Schule besuchen jetzt 105 Schüler, unter denen 8 Litthauische. Zur Nutznießung für den Kirchschullehrer gehört eine, seit 1832, separirte Hufe Land.

Folge der Kirchschullehrer (Präcentoren).

1. Johann Schumacher von 1692 bis 1716; er wird in den Kirchenrechnungen noch Schulmeister genannt und erhielt an Gehalt aus der Kirchenkasse 50 Mark (oder 19 Thlr. 3 Sgr. 4 pf.).

2. George Adam Meißner wurde 1717 Kirchschullehrer und 1718 Pfarrer hierselbst.

3. Schönberger von 1718 bis 1727 wo er starb.

4. Andreas Christian Keßler von 1728 bis 1759 wo er starb. Er hatte im Jahr 1730 einen Prozeß mit dem hier gewesenen Pfarrer Schöneich wegen entzogener Accidentien.

5. Johann Christlieb Enders hatte Theologie studirt, war vorher Präcentor in Zabienen 1½ Jahr lang, und kam hieher 1760. Wegen Mißhandlungen der Schüler, wegen seiner Prozeßsucht und seines unmoralischen Lebens ward er 1772 seines Amtes entsetzt.

6. Johann Jacob Jerosch, früher 4½ Jahr Präcentoradjunkt des Dubeningker Präcentors, Michael

chael Sperling, der dort 73 Jahr im Amte war [16]; wurde hier am 18. Januar 1773 introd. und ging 1782 als Diakonus nach Nordenburg, wo er 1802 starb.

7. Samuel Gottlieb Kempfer, war hier Lehrer von 1782 bis 1797, wurde am 7. Januar 1798 als Pfarrer in Puschdorf ord. und starb dort schon am 19. Juni 1798, 39 Jahr alt.

8. Johann Bernhard Wach, geb. zu Goldapp den 13. Juni 1769, wurde am 11. Dezbr. 1797 hier als Präcentor berufen. Ging dann als Pfarrer nach Kletzoven, am 24. Oktbr. 1802; wurde im Novbr. 1818 als Pfarrer nach Tollmingkemen versetzt, wo er am 16. Januar 1819 starb.

9. Johann Gottlieb Rakowski, geb. den 1. Septbr. 1782 zu Gumbinnen, als Präcentor hier am 14. Novbr. 1802 introd., wurde am 29. Septbr. 1809 als Litth. Pfarrer nach Labiau ord. und am 22. Decbr. 1820 als Pfarrer nach Lamgarben versetzt, wo er am 24. Decbr. 1831 an der Cholera starb.

10. Johann Leopold Fleischmann, geb. zu Willuhnen am 9. Januar 1785, als Präcentor hier eingeführt am 9. Novbr. 1809, wurde dann 1812 Präcentor in Coadjuthen, und als Pfarrer in Berßkallen ordinirt, am 11. Oktbr. 1829, und am 20. Dezember introducirt.

11. Johann Christian Silla, geb. in Pilkallen, studirte Theologie zu Königsberg und Frankfurt an der Oder, ward Lehrer am Friedrichskollegio zu Königsberg und dann an der Provinzialschule zu Gumbinnen; unterm 26. Novbr. 1812 hieher als Präcentor berufen, wurde er am 18. Juni 1819 als Pfarrer nach Inse ordinirt.

12. Joh. Christian Ludwig Reyländer, geb. zu Ragnit am 16. Febr. 1796, ward in Neukirch zum Lehrer gebildet, war dann 6 Jahre Elementar-

16) S. Preuß. Prov.-Bl. Bd. 8. S. 450. —

lehrer in Pilkallen und wurde am 7. Juli 1819 als Präcentor hieher berufen. Durch Ministerialreskript Berlin den 22. Juli 1834 ward er seines Amtes entsetzt.

13. Christian Reimann, geb. am 4. Juli 1801 zu Benullen (Kirchspiels Enzuhnen), wurde im Seminar Karalene zum Lehrer gebildet, dann 1823 Lehrer in Heydekrug und 1831 Präcentor in Werden, ward am 19. Januar 1835 hier eingeführt.

II. Die Schule zu Szinkuhnen. Das Schuleinrichtungsprotokoll ist vom 7. Dezbr. 1739. Die Schule ist im Jahr 1740 erbaut; im Jahr 1765 wurde sie neu erbaut und 1795 von Grund aus in Stand gesetzt. Es gehören zur Schul-Societät 5 Ortschaften: Szinkuhnen, Aßlaucken, Nassoven, Krajutkemen und das köllmische Gut Jägersthal mit 37 Hufen 16 Morgen 136 □Ruth. Die Schule wird von 62 Schülern besucht, unter denen 29 Litth.

Folge der Lehrer.

1. Christian Mollerus von 1739 bis 1750.

2. Hans Melankeit, von ihm sagt der Probst Mühlenkampf aus Gumbinnen in dem Schulvisitationsrezeß vom 11. Juli 1764: „derselbe hat ohne Vorübung Deutsche Lieder ins Litth. übersetzt, obwohl er ein geborener Litthauer ist, und zwar solche Lieder, die noch Niemand vertirt hat und die in einer neuen Auflage des Litth. Gesangbuches aufgenommen werden könnten, wenn sie durch den Pfarrer Lowien in Georgenburg oder Pfarrer Ostermeier in Trempen nochmals revidirt würden." Er wurde seines Dienstes 1784 entsetzt, da er sich dem Trunke ergeben hatte, und starb 1795.

3. Gottlieb Petri war seit Mai 1780 Adjunkt des Melankeit, starb den 6. Februar 1809.

4. Martin Kalweit, geb. 1770 zu Wanagupken bei Stallupönen, folgte ihm seit dem 9. März 1809. Ihm wurde adjungirt:

5. Friedrich Puttinatis, geb. zu Johannisberg (Kirchspiel Goldapp) am 6. Mai 1804, seit 12. Januar 1824, und nach dessen Abgange nach Jörkißken (Kirchspiels Goldapp):

6. Gottlieb Herfeldt, geb. zu Wizainen (im Königreich Polen) den 30. Juli 1802, seit 1. Februar 1826.

III. Die Schule zu Dumbeln. Das Schuleinrichtungsprotokoll ist vom 10. und 11. Oktober 1737. Die Schule wurde 1738 erbaut; 1766 und 1813 wurde sie neu erbaut und soll jetzt erweitert werden, da das Schulzimmer, die 106 Kinder, unter denen 30 Litth., nicht fassen kann. Es gehören 7 Dörfer dazu: Dumbeln, Grigalißken, Girnißken, das adl. Gut Bredauen [17]), aus dem Kirchspiele Pillupöhnen sind Daugelißken, Sodeiken und Baibeln dazu geschlagen, mit 46 Hufen 28 Morgen 250 □Ruthen.

Folge der Lehrer:

1. Johann Christoph Fritz von 1738 an.

2. Johann Joachim Schröder seit 1740.

3. Johann Ulrich Ross seit 1749.

4. Christian Mollerus seit 1762, starb den 14. April 1813, 76 Jahr alt und 51 Jahr im Amte.

5. Seit 2. März 1796 ward sein Adjunkt, sein Sohn Friedrich Erdmann Mollerus, geb. zu Dumbeln den 22. Septbr. 1769.

IV. Die Schule zu Schakkummen. Das Schuleinrichtungsprotokoll ist vom 10. und 11. Oktober 1737. Das Schulhaus ward im Jahre 1738 erbaut. In den Jahren 1778 und 1820 wurde es wieder neu erbaut. In diesem Jahre (1835) soll es durchweg in Stand gesetzt und vergrößert werden,

---

17) Das adl. Gut Bredauen (früher Amt) strengte wegen der Schul-Leistungen zu Dumbeln einen Prozeß an, den es aber durch drei Erkenntnisse i. J. 1826 verlor, und muß von 10 Hufen 17 Morgen alle Leistungen zur Schule geben.

damit in 2 Klassen der Unterricht den 144 Schülern, unter denen 11 Litth., ertheilt werden könnte. Nach Vollendung des Baues soll ein zweiter Lehrer angestellt werden, da eine Abzweigung dieser Societät und Anlegung einer neuen Schule zu Gr. Szwentißken (welche schon seit dem 10. Juni 1774 im Werke war) dadurch sich zerschlagen hat, weil die Societät der neuen Schule zu klein wäre und nicht im Stande ist, einen Lehrer ohne bedeutende Hülfe vom Staate, zu unterhalten. Zur Schulsocietät Schakkummen gehören 10 Dörfer: Schakkummen, Baubeln, Wohren, Groß und Klein Szwentißken, Fuchsberg, Klingersberg, Germingkemen und Leegen; (Werxnen gehört auch zu dieser Schule, obwohl es der Kirche Tollmingkemen eingepfarrt ist,) im Ganzen mit 68 Hufen 16 Morgen 215 □Ruthen.

Folge der Lehrer:

1. Hans Hoyer seit 1734, ein eingewanderter Salzburger. Da diese Schule vornemlich für die Salzburger Kolonisten gegründet ward, so erhält bis jetzt noch der jedesmalige Lehrer, jährlich 30 Thlr. aus der Salzburger Hospitalskasse zu Gumbinnen, durch die Regierungshauptkasse. Ihm folgte seit 1738:

2. Martin Weissenfeldt, starb am 18. Januar 1779.

3. Dessen Adjunkt war sein Sohn Martin Weissenfeldt, seit März 1772, der am 14. April 1828, im 56. Amtsjahre starb.

4. Dessen Adjunkt war wieder sein Sohn Joh. Weissenfeldt, seit dem 30. Oktbr. 1812, der 1824 — wegen Liebe zum Trunk — seines Amtes entsetzt wurde. In seine Stelle trat:

5. Der Schullehreradjunkt aus Cassuben, Friedrich Wilhelm Lamprecht, seit dem 24. November 1824.

V. Die Schule zu Kassuben. Diese Schule war bis zum Jahre 1786 in Kykwyden und wurde von da nach Kassuben verlegt. Das Schuleinrichtungs-

protokoll ist vom 10. und 11. Oktober 1737. Die Schule in Cassuben wurde 1786, 1815 und 1827 neu erbaut. Es gehören zu ihr neun Ortschaften mit 65 Hufen 19 Morgen 195 □ Ruthen, nämlich: adl. Cassuben [18]), adl. Disselwethen [19]), Kykwyden, Kindern, Swainen, Padern, Augusten, Girnuhnen [20]), köllmisch Kl. Lengmeßken [21]). Es besuchen diese Schule jetzt 73 Schüler, unter denen 4 Litth.

Folge der Lehrer:

1. Johann George Stöhler seit 1737; starb den 21. Dezbr. 1755.

2. Philipp Wieser seit 1756; starb den 26. Oktober 1787.

3. Dessen Adjunkt war seit Dezbr. 1786 Gottlieb Lamprecht, welcher am 7. März 1825 starb.

4. Sein Adjunkt war sein Sohn Friedrich Wilhelm Lamprecht, seit Februar 1818, geb. zu Cassuben am 11. Januar 1796, ging am 24. Novbr. 1824 als Schuladjunkt nach Schakkummen.

5. In seine Stelle trat Johann Friedrich Mollerus, geb. zu Dumbeln am 2. Oktober 1802.

VI. Die köllmische Schule zu Damerau. Das Schuleinrichtungsprotokoll ist vom 16. Mai 1775. Der am 2. August 1795 verstorbene Oberförster von

---

18) Das adl. Gut Cassuben (früher Amtsvorwerk zu Bredauen) weigerte sich die Schul-Leistungen für Cassuben zu geben und nach angestrengtem Prozesse wurde es durch drei Erkenntnisse von allen Leistungen entbunden.

19) das adl. Gut Disselwethen (früher Amtsvorwerk zu Bredauen) strengte ebenfalls wegen Schul-Leistungen einen Prozeß an und wurde eben so wie Cassuben von denselben entbunden — obwohl adl. Bredauen wegen Dumbeln zu diesen Leistungen verpflichtet wurde!!

20) Girnuhnen gehört zur Kirchschule Mehlkemen — gibt aber nach Cassuben Kalende und Schulfutter.

21) Die köllmischen Besitzer zu Kl. Lengmeßken — obwohl sie nach Mehlkemen zur Schule gewiesen sind — geben Schul-Getreide und Futter nach Cassuben. —

Massoven und Gutsbesitzer von Jägersthal, Christoph Philipp Witt, legte diese Schule im Jahr 1772 an, und der jedesmalige Besitzer des köllmischen Gutes Jägersthal ist Patron derselben. Es gehören zur Schule 4 Dörfer mit 19 Hufen 18 Morgen nämlich: Damerau, Neuteich, Grünwalde und das köllmische Vorwerk Schönbruch. Zur Nutznießung ist dem Schullehrer eine Hufe Land überwiesen, bei deren Bearbeitung die Societätsmitglieder zweimal im Jahre Hilfe leisten sollen, was aber bis jetzt noch nie geschehen ist. Außer 24 Fuder Sprockholz, erhält der Lehrer sowohl an Schulgeld als an Kalende gar nichts — die Hufe sehr mittelmäßigen Bodens muß ihm allein seinen Unterhalt darreichen. Der Ertrag der Hufe kann hoch angeschlagen, nur 12 Thlr. sein. Es besuchen jetzt diese Schule 41 Kinder, unter denen 1 Litth.

Folge der Lehrer:

1. Johann Fritzler seit 11. Novbr. 1772, starb am 12. Februar 1822, fast 50 Jahre im Dienste.

2. Ihm wurde seit dem 11. Novbr. 1814 adjungiret, sein Sohn Johann Fritzler, geb. zu Damerau den 3. Juni 1779.

VII. Die Schule zu Bisdohnen. Zu Podzohnen (Kirchspiels Pillupönen) waren zwei Schulen, eine lutherische und eine reformirte, zu letzterer gehörte auch das Dorf Bisdohnen. Doch wurde diese reformirte Schule 1819 aufgehoben und nun in Bisdohnen eine neue Schule gestiftet. Das Schuleinrichtungsprotokoll ist vom 23. März 1820. Das Schulgebäude wurde 1820 erbaut und im Jahr 1834 von Grund aus in Stand gesetzt. Es gehören zur Schule 4 Dörfer mit 26 Hufen 6 Morgen 238 □Ruthen nämlich: Bisdohnen, Szeßkemen, Zacken und Radzen. Im Jahr 1833 wurde bei dieser Schule der Schulmorgen separirt, was in diesem Kirchspiele die erste Separation bei einer Schule war; außer dem Dienstlande wurden 7 Morgen 100 □Ruthen Preuß. Maaßes als Wei-

deabfindung und Hirtenlohnsentschädigung gegeben. Die Schule wird von 44 Schülern besucht, unter denen 17 Litth. Die Einweihung der Schule und Einführung des ersten Lehrers an derselben: Johann Christian Kalweit, geb. zu Mehlkemen am 20. Dezbr. 1798, erfolgte am 19. Februar 1821. Kalweit war bis zum 16. Februar 1828, wo der ehemalige Lehrer der reformirten Schule zu Podzohnen, Heinrich Jung starb, Adjunkt desselben.

VIII. Die Schule zu Gr. Lengmeßken. Das Schuleinrichtungsprotokoll ist vom 16. Dezbr. 1818. Früher unterrichteten in Gr. Lengmeßken und Karklienen ambulirende ref. Schullehrer. Die Schule ward im Jahr 1821 erbaut und 1834 von Grund aus reparirt. Es gehören zu ihr drei Dörfer mit 24 Hufen 9 Morgen 60 □Ruthen, nämlich Gr. Lengmeßken, Karklienen, und aus dem Kirchspiele Enzuhnen, das Dorf Anstodehnen oder Roganehlen. Es besuchen jetzt diese Schule 40 Kinder, unter denen 1 Litth. Der erste Lehrer bei derselben ist seit 19. August 1819 Karl Ludwig Jung, geb. zu Podzohnen den 9. Juni 1795.

§. 13. Verzeichniß der Superintendenten.

Von 1692 bis 1737 wurde die Kirche Mehlkemen von den Erzpriestern aus Insterburg beaufsichtiget; von 1737 bis 1811 durch die Pröbste aus Gumbinnen und seit 1811 durch die Superintendenten des Kreises Goldapp.

Folgende geistliche Inspectoren haben die hiesige Kirche beaufsichtiget:

1. M. Christian Gottfried Tilesius, geb. zu Rastenburg 1661 den 10. Septbr., hatte zu Rostock magistrirt und war seit 1691 Con-, und 1692 Prorektor bei der Domschule zu Königsberg gewesen. 1695 am 25. Sonntage nach Trinitatis wurde er als Pfarrer und Erzpriester zu Insterburg, durch den Oberhofprediger, nachherigen Bischof Dr. Bernhard v. Sanden

den älteren aus Königsberg eingeführt und starb daselbst 1699 den 15. März.

2. M. Johann Mathäus Grünmuller, geb. zu Worms 1669 den 16. Mai, wurde 1690 Diakonus zu Wehlau und 1695 Erzpriester daselbst; magistrirte den 27. April 1696 zu Königsberg und wurde 1699 Erzpriester zu Insterburg, wo er 1706 den 10. Novbr. starb.

3. Jacob Perkuhn, geb. 1665 den 3. Februar zu Jßdaggen, ordinirt 1689 den 14. Oktober zum Adjunkt seines Vaters in Jßdaggen, wurde 1690 Pfarreradjunkt in Walterkemen des Ernst Ditzel, dem er nach seinem Tode 1692 den 17. Mai folgte, wurde 1707 den 4. April als Erzpriester in Insterburg eingeführt, wo er 1711 am 12. März starb.

4. Johann Böhrendt war seit 1693 erster Pfarrer in Mehlkemen, dann 1708 Pfarrer in Enzuhnen und wurde 1711 Erzpriester in Insterburg, wo er am Palmsonntage 1737 starb.

5. Erhard Wolf, geb. zu Kreuzburg in Preußen, als Pfarrer nach Schirwindt ordinirt 1729 den 13. Juni, wurde 1731 am 14. Sonntage nach Trinitatis als Litth. Pfarrer und Diakonus in Labiau introducirt, und kam von da 1736 am 3. Sonntage nach Trinitatis als Probst nach Gumbinnen, wo er am 8. August 1759 starb.

6. Gerhard Ludwig Mühlenkampf, geb. zu Salzliebenhalle in dem Hildesheimschen am 8. Mai 1709, wurde als Pfarrer nach Schirwindt ordinirt den 24. Mai 1734, ging 1736 nach Trempen, wurde 1751 am 20. Sonntage nach Trinitatis Pfarrer in Kussen und 1759 Probst des Stallupöhnschen Distrikts und Pfarrer in Gumbinnen, wo er 1766 den 9. April starb.

7. Reinhold Ortlieb, ohnweit Tilse geb. am 20. Novbr. 1723, wurde als Litth. Pfarrer nach Labiau am 18. Juli 1749 ordinirt, ging 1758 als Litth.

Pfarrer nach Tilse und wurde 1766 am 17. Sonntage nach Trinit. als Probst in Gumbinnen introd., wo er 1786 den 12. Dezbr. starb.

8. Karl Gotthard Keber, geb. zu Gerdauen 1756 den 25. Oktober und gestorben am 7. Januar 1835. (Vergl. Preuß. Provinzial-Blatt Band 13 Seite 413 f.) wurde als Feldprediger des schwarzen Husaren- und des Bosniakenregiments des General-Lieutenant v. Lossow, der in Goldapp in Garnison stand, am 7. November 1781 vocirt, am 23. Februar 1782 in Berlin ordinirt, aber 1787 am 23. Sept. als Probst und Pfarrer in Gumbinnen eingeführt. Zum Consistorialrath 1810 ernannt, erhielt er im Jahr 1831 den rothen Adlerorden 3. Klasse und starb am 7. Januar 1835 [22]. Er war Inspektor der Kirche Mehlkemen bis zum Jahr 1811.

9. Johann Gottfried Jordan, geb. zu Norkitten am 30. Januar 1753 — war seit 1778 Pfarrer in Walterkemen und wurde 1811 der erste Superintendent der Goldappschen Diöcese. Er starb zu Walterkemen 1822 den 31. August [23].

10. Daniel Wilhelm Schröder, geb. zu Goldapp am 2. April 1770, wurde Rektor in Goldapp den 8. März 1792, am 31. Januar 1808 als Pfarrer nach Goldapp ordinirt und den 20. März, desselben Jahres introducirt, und am 21. November 1821 zum Superintendenten des Kreises Goldapp ernannt.

§. 14. Einkünfte der Kirche.

Die Verwaltung des Vermögens bei hiesiger Kirche ward seit 1692 außer dem Pfarrer zweien Kirchenvätern (später: Kirchenvorstehern) anvertraut. Als die ersten Kirchenväter werden genannt: der Lieu-

---

22) S. Preuß. Prov.-Bl. Bd. 8. S. 37.

23) S. Goldbecks litterarische Anzeigen und Notizen 2 Thl. S. 40. — Rhesa Geschichte der Litth. Bibel S. 53 und die Vorrede zu den Jahreszeiten von Donalies S. IX.

tenant Mekalski und Hans Dischereit, beide aus Mehlkemen. Folgende Kirchenvorsteher können noch namhaft gemacht werden: Amtmann Lütkens aus Mehlkemen, gestorben den 24. März 1762. Johann Meihöfer aus Schackummen, gest. den 3. Oktbr. 1782; Johann Friedrich Schumacher aus Padern; George Schneider aus Cassuben, gestorben den 18. Juni 1778; Adler aus Mehlkemen; Johann Herzog aus Mehlkemen, gest. den 13. Februar 1813; George Seidel aus Mehlkemen, gest. den 4. April 1813; Lorenz Schachtner aus Gr. Lengmeßken, gest. den 8. Mai 1812; Ernst Bratschke aus Mehlkemen; George Herzog aus Schackummen, gest. den 23. März 1830; George Schachtner aus Messeden; Johann Reuter aus Kl. Szwentißken, gest. den 13. Juni 1829; Mathias Saalecker aus Lengmestehlen, gest. den 19. Juni 1823; Ernst Ehlert aus Cassuben, gest. den 29. Januar 1827; Michael Fuchs aus Kykwyden von 1821 bis zum 24. Juli 1833, wo er sein Amt niederlegte. Seit 1830 ward Kirchenvorster, Johann Brandtstätter, aus Messeden, der noch jetzt dem Amte vorsteht; in die Stelle des ausgeschiedenen Fuchs, trat seit dem 25. Juli 1833, Haupt aus Nassoven.

Der Realdecem betrug bis Michaeli 1821 jährlich 63 Thlr. 20 Gr. 9 pf. altes Geld, mit Einschluß von 5 Thlr. 73 Gr. 13 pf. als dem Dezem von den Königl. Amtshäusern und Vorwerken Cassuben, Bredauen und Disselwethen. Nachdem am 1. Juni 1812 diese Amtsvorwerke verkauft worden waren, so bestimmte die Geistliche und Schuldeputation der Litth. Regierung zu Gumbinnen, mittelst Verfügung vom 28. August 1813, daß die ehemaligen Amtsvorwerke, jetzigen adlichen Güter, den Dezem à 6 Sgr. 8 pf. pro Hufe und zwar Bredauen von 36 Hufen

Cassuben	= 35	=	und
Disselwethen	= 21	=	
im Ganzen von	= 92	=	Oletzkoisch M.

mit 20 Thlr. 13 Sgr. 4 pf. zur Kirchenkasse zahlen sollten. Von Michaeli 1812 an betrug daher der Realdecem: 78 Thlr. 8 Sgr. 6 pf. Die 3 adlichen Güter bezahlten nun auch diesen Dezem bis Michaeli 1818; seit dieser Zeit weigerten sie sich aber denselben zu entrichten, indem sie vorgaben, daß die übrigen Eingewidmeten des Kirchspiels, nicht von dem ganzen Besitzstande den Decem bezahlten, sondern nur von reinem Säelande; sie würden aber keine Ausnahme davon machen und allein nur vom ganzen Besitzstande den Decem entrichten. Die Königl. Regierung zu Gumbinnen ertheilte nun unterm 6. April 1819, dem Landrathe zu Goldapp den Auftrag, Ermittelungen aufzustellen, ob die Angabe der adl. Güter gegründet sei und derselbe berichtete unterm 27. April 1819, daß es seine Richtigkeit damit habe und stellte das reine Säeland der adl. Güter in folgender Art fest, daß

nämlich	Cassuben	19 Huf.	1 Morg.	217 □Ruth.
	Bredauen	10 „	17 „	57 „ und
	Disselwethen	7 „	21 „	131 „
im Ganzen also:		36 „	21 „	105 „

an reinem Säelande besitze, wovon also noch der Real-Decem mit 6 Sgr. 8 pf. pro Hufe zu entrichten wäre, und 8 Thlr. 4 Sgr 8 pf. betrage. Doch ist seit 1818 bis jetzt weder von den 92 Hufen, als dem ganzen Besitzstande der adl. Güter, noch von 36 Hufen 21 Morgen und 105 □Ruthen Olezkoischen Maaßes, als dem reinen Säelande, der Realdecem bezahlt worden, obwohl in dieser Angelegenheit sehr viel und Mancherlei hin und her geschrieben worden ist, und es ist noch immer kein Ende abzusehen; wenn nicht auf gerichtlichem Wege vielleicht ein befriedigendes Endresultat herbeigeführt werden könnte. Durch die lange Verzögerung dieser Angelegenheit und die Verweigerung des Realdecems von den 92 Hufen, ist der Nachtheil der hiesigen Kirchenkasse erwachsen, daß bis Michaeli 1834: 327 Thlr. 3 Sgr. 4 pf. Reste dadurch entstan-

den sind, wozu noch 34 Thlr. 20 Sgr. 8. pf. verweigerte Baubeiträge aus dem Jahre 1818 kommen. Der Realdecem beträgt seit dem Jahre 1818 nur noch 57 Thlr. An unbeständigen Gefällen, nämlich an Personaldecem, Glocken-, Kollekten- und Klingbeutelgeld und den Bankenzinsen ist die jährliche Einnahme der Kirchenkasse etwa zwischen 110 bis 130 Thlr. Doch diese Einnahme reicht in keinem Jahre aus und es entsteht jährlich ein bedeutender Vorschuß. Auf diese Art kann die Kirche zu keinem Vermögen gelangen, obwohl es früher der Fall war; denn im Jahr 1770 wurden 40 Thlr.; 1784: 100 Thlr. und 1795 auch 100 Thlr. in die Königl. Banke zu Königsberg gegeben, welche aber wegen Kirchenbauten wieder eingezogen werden mußten.

II. Bruchstück aus „König Rother," einem altdeutschen Gedichte aus dem 12ten Jahrhunderte.

Von Dr. Lewitz.

Zur Einleitung.

Nicht für die Männer vom Fache, noch für Gelehrte, sondern für die Gebildeten unter den Lesern der Prov.-Bl. ist dieser Versuch bestimmt, den ich aus folgendem Gesichtspunkte zu betrachten bitte. — Seit etwa 30 Jahren hat das Studium der altdeutschen Dichter unter den Gelehrten neues Leben gewonnen und die Kenntniß ihrer Literatur sich bis in die Schulen verbreitet. Aber wie viel davon ist unter uns zum Gemeingute geworden? In der That, wenn wir zugeben, daß Viele die Niebelungen dem allgemeinen Inhalte nach, und Manche die Titel andrer altdeutschen Ge-

dichte kennen, so sind die übrigen reichen Schätze unseres eigenen Volkes immer noch ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch. Dichter aber leben nur, wenn sie gelesen, verstanden, empfunden werden. Und wer lauschte nicht gern den alterthümlichen Lauten uralter Sage, wie sie durch Jahrhunderte sich fortzieht, jener Schlingpflanze vergleichbar, über Zeiten, die durch weite Kluft geschieden sind, aus kräftiger Wurzel eine stets lebendige Brücke bildend? Wenn nun gar diese Sage in deutscher Zunge zu uns hinübertönt, sollte es da nicht einiger Mühe lohnen, ihr näher zu treten? Sollte man nicht auch gerne sich auf Augenblicke aus den oft verworrenen und öfter noch unerquicklichen Bestrebungen der Gegenwart in das heitre Gebiet einer naiven, einfachen Zeit begeben wollen, wo noch in Staat, Religion und geselligem Leben kein haltendes Band locker geworden war? — Der Deutsche liebte es von jeher auch in der Poesie, das Entfernteste selbst sich anzueignen, und zumal im Spiegel der unbewußt die innersten Herzensregungen aussprechenden Volkspoesie das Leben und den Geist der Nationen sinnig zu betrachten. So haben wir die Volkslieder Schottlands, Serviens, Lieflands, ja selbst die finnischen in unsere Mundart übertragen. Wie unpatriotisch, um nicht zu sagen unnatürlich ist es daher, daß selbst den Gebildeten die Dichtungen unserer eignen alten Volkspoesie so gänzlich fremd bleiben, einer Poesie, die, wie mit Ausnahme der griechischen vielleicht keine andere, so tief dem eigenthümlichen Leben der Deutschen angehört, so ganz den geschichtlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen derselben entsprossen ist!? —

Denn aus den Wäldern Germaniens hervorbrechend (5tes Jahrh. nach Chr.), ergossen sich die deutschen Stämme über den Süden und Westen Europa's, und schienen in wildem Sturme Alles zerstören zu wollen, was von alter Bildung in den weiten Gränzen des weströmischen Reiches sich erhalten hatte. Mit welchen Empfindungen mußten damals wohl die we-

nigen Männer, die ihren Sinn für den Fortschritt der Menschheit sich bewahrten, auf die Trümmer blicken, mit denen ein wildes, und, wie es ihnen schien, für Bildung unempfindliches Geschlecht die kultivirtesten Länder ihrer Zeit rings bedeckte? Doch die Vorsehung wachte auch damals über das Menschengeschlecht, und bald hatte sich über den Ruinen der alten Welt eine neue Kultur erhoben, die ihre Elemente im Christenthume und im Ritterthume fand. — Als nun gar späterhin (um 1096) die Ungläubigen aus den Stammsitzen des christl. Glaubens verdrängt werden sollten; als viele Hunderttausende aufbrachen, um die Länder zu befreien, wo Jesu Fuß gewandelt: da erhob sich das Ritterthum zu seiner höchsten Blüthe und bewirkte auch unter den Deutschen in der Poesie einen Aufschwung, der um so natürlicher war, je mehr dichterische Elemente das Leben jener Zeit schon in sich trug. Niemals war unter den Deutschen die Poesie ganz verklungen. Zu Tacitus Zeit sangen sie in ihren Wäldern Erinnerungen an Stammheroen, an Hermann u. a. Helden. Die Völkerwanderung, welche germanische Stämme in die schönsten Länder der alten Welt, nach Italien, Frankreich, Spanien, dem nördlichen Afrika gebracht hatte, trug in ihren großartigen Veränderungen unter den siegenden Völkern das Ihrige zur Erweckung und Erhaltung eines gewissen dichterischen Schwunges bei. Kühne Helden betraten eine gefährliche, aber ihrem Sinne wohl zusagende Laufbahn; verschiedene Völker, die manche alte Sage aus ihren Stammsitzen mitgebracht haben mochten, kamen in Verbindung mit einander. Und als nun die Longobarden in den schönen Ebenen des Po, die Burgunden an den Ufern des Rheins und in den Thälern des Jura, die Franken in dem wohlbebauten, fruchtbaren Gallien feste Wohnsitze sich erworben hatten; als das gesellschaftliche Leben in seinen ersten Elementen durch feste Vertheilung des Grundbesitzes eine geregelte Gestalt gewonnen hatte: da trat die alte Lust am Gesange

unter den deutschen Stämmen wieder hervor, und die Nachricht, daß Karl der Gr. (um 800) alte Lieder habe sammeln lassen, kann, wiewohl sie die Natur dieser Lieder nur dunkel angiebt, diese Ansicht allein schon in vollem Maaße bestätigen. Es konnte nichts ganz Unbedeutendes sein, worauf ein Geist, wie Karl, seine Aufmerksamkeit richtete; es war sicher auch etwas aus dem Volke Hervorgegangenes, das Karl nach seiner Art zur Erweckung und Befestigung der Nationalität benutzen wollte. Diese Lieder sind freilich für uns wohl für immer verloren: aber es scheint nach allen Spuren keinem Zweifel unterworfen, daß die Gedichte der Hohenstaufischen Zeit, und also auch König Rother, zum Theil dieselben Sagen in ausgearbeiteterer Form, in erweitertem Maaßstabe behandeln; sie entstanden, wenn wir ihre jetzige Gestalt ins Auge fassen, allerdings erst 3 bis 4 Jahrhunderte nach Karl dem Gr.: nur der Inhalt war lange schon ein Eigenthum der germanischen Völker gewesen. —

Schon hieraus ergiebt sich im Allgemeinen, daß die Gedichte der Hohenstaufischen Zeit eine Nationalliteratur im eigentlichen Sinne bilden, weit mehr, als es mit den neuern Erzeugnissen deutscher Dichtkunst der Fall ist. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß ein großer Theil jener Gedichte ausländische Sagen und Stoffe und nach ausländischen Mustern behandelt. Dies hatte zwei Ursachen. Erstens waren deutsche Stämme in Frankreich, England, Italien einheimisch geworden, und daher kommt es, daß verschiedene Helden der deutschen epischen Gedichte, wie selbst König Rother, obgleich von germanischem Stamme und Charakter, doch in fremden Ländern handelnd auftreten. So sind auch deutsche Gedichte im Zusammenhange mit norwegischen, dänischen, isländischen Sagen geblieben. Zweitens: die Kreuzzüge hatten eine so genaue Verbindung der Deutschen mit andern Völkern, namentlich mit den Franzosen bewirkt, daß die bedeutenden dichterischen Werke, die unter diesen

schon früher entstanden waren, bei der Sangeslust der Deutschen nicht ohne Einfluß auf sie bleiben konnten. Ueberdies hatte das byzantinische Reich, wie sehr es auch aller innern, wahren Kraft ermangelte, doch durch die günstige Fügung der Umstände sich einen Schatz alter Kenntnisse erhalten, und diese, wenn gleich in mangelhafter und oft sagenhafter Gestalt den Westeuropäern bei ihrem Durchzuge nach Palästina mitgetheilt, wovon namentlich in unserm Gedichte sich deutliche Spuren finden. So entwickelte sich bei allen an den Kreuzzügen theilnehmenden Völkern die ritterliche Heldenpoesie. In dem Kampfe gegen Ungläubige; in dem deutlichen Hervortreten des christl. Glaubens gegen den Muhamedanismus; in der täglichen Gelegenheit zu kühnen Thaten und Abentheuern; in der heiligen Pflicht, Schwache und vorzüglich die Frauen mannhaft zu beschützen; in den vielfachen Reisen durch fremde, bisher unbekannte Länder fand sie ihren Stoff und ihre Nahrung, und indem sie die alten, niemals verklungenen Sagen aus den Zeiten der Völkerwanderung mit in ihren Kreis hineinzog, stimmte sie zu genau mit der Richtung des Zeitgeistes zusammen, als daß sie nicht in allen Gemüthern Anklang hätte finden und erwecken sollen.

Diese günstigen Umstände trafen zum Glück in Deutschland auch in politischer Beziehung einen Zeitpunkt, der dem Aufschwunge des Dichtergeistes ungemein förderlich war. Wer hat nicht von den ritterlichen Hohenstaufen aus dem schwäbischen Hause in Liedern und Geschichtbüchern Kunde erhalten? Sie saßen damals (12tes Jahrh.) auf dem Kaiserthrone, und, verwickelt in schwere Kämpfe um Italien und mit der geistlichen Gewalt der Päpste, leuchtete ihre in der That erhabene Persönlichkeit den Dichtern nur um so glänzender als Muster vor; und ihre Neigung zur Poesie, wie ihre Liebe jeder menschlichen Bildung förderten zugleich überhaupt die Kultur Deutschlands. Die Verbindung mit Italien, wie viel deutsches Blut

sie

sie auch gekostet hat, brachte doch ein reiches, mannichfaltiges Leben hervor, und die gewichtigen Interessen, um die es sich in den Kämpfen zwischen Papst und Kaiser handelte, verhinderten träge Unthätigkeit und forderten gewaltsam mahnend Jeden zur Theilnahme, zum Partheinehmen für oder wider auf. Wie hätte da die Kunde alter Helden und Abentheuer nicht begeisternden Anklang finden sollen? wie sollte sich da nicht die Fähigkeit entwickeln, diese Neigung zu befriedigen?

So entstand die Poesie dieses Zeitalters, welches man nach dem Kaisergeschlechte das schwäbische zu nennen pflegt. Hervorgegangen aus der alten Neigung der Deutschen zum Gesange; befördert durch die Bestrebungen des Zeitalters; im Einklange mit den Sitten desselben; begünstigt durch die äußeren Umstände, ist diese Poesie eine nationale geworden, wie je irgend eine. Auch die Sprache war jenen Dichtern äußerst günstig. Reich an Formen aller Art und fügsam für alle Schattirungen des Ausdrucks, bedurfte sie nur der Bearbeitung, um für jeden Gegenstand zu genügen. Ihre Wurzeln ruhten im Leben des Volkes, weil sie eine Ursprache war, und wenn die französische oder italiänische als Töchter der lateinischen sich leichter deren Kultur aneignen konnten, so bekam die deutsche durch ihre Abgeschlossenheit mehr Eigenthümlichkeit und Entwicklung aus sich selbst. In jene setzte sich die Vervollkommnung mehr von außen an: was in der deutschen haften und ihr Eigenthum bleiben sollte, mußte aus ihren Wurzeln hervorgegangen sein, mit ihren ursprünglichen Gesetzen übereinstimmen. —

In diesem Geiste und in dieser Zeit entstand nebst vielen andern und bedeutenden Gedichten auch der „König Rother," von dem ich hier ein Bruchstück auszugsweise, doch treu in prosaischer Bearbeitung gebe. Ob eine solche ausreiche, kommt mir nicht zu entscheiden zu. Gewiß ist's, daß wörtliche, poetische Uebersetzungen, so tüchtig sie auch sein mögen, ihren

Zweck nicht erreicht haben. Unterdeß beziehe ich mich auf Göthe's Ausspruch (Werke, Bd. 45. S. 210): „Nach unsrer oft geäußerten Meinung deshalb, behaupten wir, daß jedes bedeutende Dichterwerk, besonders auch das epische, auch einmal in Prosa übersetzt werden müsse. Auch den Niebelungen wird ein solcher Versuch höchst heilsam sein, wenn die vielen Flick- und Füllverse — wegfielen, — — so daß der Gehalt in ganzer Kraft und Macht vor die Seele träte und dem Geiste von einer neuen Seite zur Erscheinung käme." — Sollte aber jemals eine solche Bearbeitung auch für das größere Publikum unnütz werden, wie gerne wird sie dann sich überlebt haben!?

Man halte übrigens unser Gedicht nicht für das beste dieser Periode; es ist das bei weitem nicht, und steht tief unter Chautrun, den Niebelungen, Jwein, Parzifal u. a., was die kunstvolle Verschlingung und Entwicklung der Begebenheiten, die Tiefe der dargestellten Charaktere, die Hohheit der Gedanken und Gesinnungen, die Wichtigkeit und Erhabenheit der Handlung betrifft. Rother kann mit Siegfried eben so wenig, als Berker oder Liutpolt mit Hagen oder Rüdiger, oder die Königstochter mit irgend einem weiblichen Charakter der Niebelungen verglichen werden. Unser Gedicht spinnt mehr eine einzelne Abentheure aus, als daß es ein großes Ganze bildete. Gleichwohl bleibt es immer ein schätzenswerther Rest der alten deutschen Zeit. Der Ausdruck ist voll Kraft und Naivität, zuweilen voll schalkhafter, behaglicher Heiterkeit und verschmäht Scherze nicht; die Gesinnungen der auftretenden Personen durchgängig wahr und ungeschminkt, und zeugen von einer gewissen, oft derben Mannhaftigkeit in Worten und Werken; die Handlung einfach und ruhig fortschreitend, ohne gewaltige Schicksale; die List herrschet und bewirket mehr, als kriegerische Tapferkeit und Stärke, wiewohl sie uns häufig nach ihrem Erfolge unwahrscheinlich, und nach ihrer Anlage zu wenig fein vorkommen wird.

Dies Alles deutet auf eine einfache, unverdorbene Zeit, die sich an den geringsten Verwicklungen ergötzte, und vorlieb nahm. Es steht der Odysse näher als der Ilias. Jedenfalls ist es der Arbeit einiger Nebenstunden vollkommen werth. —

König Rother.

Ueber dem westlichen Meere [1]) saß ein König, der Herr Rother, in der Stadt Bari; ihm dienten andere Herren, 72 tapfre Könige, und er war der trefflichsten Einer, der je zu Rom die Krone empfing. Da redeten die jungen Ritter: „wüßten wir eine Jungfrau für den König zum Weibe, die dem Herrn gefiele, ihr sollte die Krone gegeben werden.“ Da hatte er einen Grafen, der seinen Herrn mit großen Ehren diente — davon er seitdem in starke Noth kam — Lüpolt hieß der wackre Held; der war sein Mann und sein Angehöriger, und der allergetreueste, den je ein römischer König sich gewann. (V. 60.) Die trefflichen Helden gingen zusammen und Lüpolt sprach zuerst: „ich weiß östlich über dem Meere eines Königes Tochter, zu Constantinopel; ihr Vater heißt Constantin; die leuchtet unter ihren Frauen hervor, wie die Gestirne vom Himmel, wie Gold vor der Seide, und wohl geziemte sie einem Könige; das wisse aber der waltende Gott, Niemand wagt es um sie zu werben, wenn er nicht sein Leben verlieren will.“ Als der König den Rath vernahm, der gegeben war, da fragte er einen Markgrafen, der hieß Hermann, wer der Bote sein möchte, für ihn um das Mädchen zu werben. Da sprach der Markgraf: „ich sage Dir in Wahrheit, Herr, Lüpolt thut es; der ist Dir von Herzen hold und weiß, wie es um die Jungfrau steht; möchtest Du ihn mit Liebe dazu bringen, daß er Dein Bote sein wollte, der wärbe Dir allertreulichst um das Mädchen.“ Rother sandte stracks Boten nach Lüpolt, und als er vor den König kam, wurde er wohl empfangen; der Markgraf räumte ihm

seinen Sitz; das hieß ihm der König; und er sprach geziemendlich zu Lüpolt: „in starker Noth hab' ich nach Dir gesandt, wackrer Held, daß Du mir werbest um die Jungfrau, die da so wunderschön ist, und Du meiner Ehren wahrnehmest; diese Herren sprechen, Du seiest der allerbeste dazu; durch Deine Trefflichkeit sollst Du es vollbringen." (V. 120.) Also antwortete da Lüpolt: „Deine Ehre ist mir so lieb, daß ich die Botschaft Dir ausrichte, oder ich verliere mein Leben. Nun heiß' ich Dir eilf reiche Grafen gewinnen, die Du entsenden mögest; der zwölfte bin ich; und ich will, daß jeglicher Graf zwölf Ritter nehme, die alle so gutes Gewand haben, das wir ohne Schande vor einem Könige tragen mögen." Da entbot der König an seinen Hof die Fürsten alle, 72 Kronen, denen sagte er seinen Willen. Da sprach sogleich mancher Held: „Herr, wolltet ihr mich zu den Enden der Erde schicken, ich widerspräche dem nicht; wir sollen Euch alle unterthan sein." Eilf Grafen schworen, daß sie um das Mädchen die Fahrt machen würden; sie waren dem Könige alle hold, das machte das Silber und das Gold, dessen er ihnen genug gab. Als nun die Fahrt bestimmt war, da nahm auch ein junger Held das Schwert am Hofe — der hieß Erevin [2]) — und Rother ritt mit seinen Rittern und so thaten auch die andern Herren; weiß waren die Rosse, und nie wohl kam in irgend ein Land so mancher wackere Held; sie leitete aber ein viel listiger Mann; der war dem Könige lieb und hatte der Untreuen nicht. Die Kiele waren gerichtet, und Lüpolt wollte vom Gestade. Der König hieß ihn noch stille halten, und befahl seine Harfe zu bringen und drei Lieder nannte er ihnen, die sie wohl kannten. Da sagte der Herr: „Kommet ihr je in ein Ungemach, und vernehmet diese drei Lieder, so sollet ihr meiner gewiß sein." (V. 180.) Ihren Ruf erhoben sie dann und fuhren vom Gestade. Hei! wie die Segel toseten, als sie durch die Wellen hinfuhren! Da stand der König Rother und bat Gott den großen und mächtigen,

daß er durch seine Allgewalt sie wieder heim in das Land senden möge. Er sprach: „so viel dann Jeder von Schätzen nehmen will, dem werde ich Unzähliges geben; will er aber Burgen und Land, so geb' ich ihm das in die Gewalt, bis es ihm viel däucht, und helfe es ihm mit meinem eigenen Schwert behüten." Da fuhren die trefflichen Boten fern auf den See gen Constantinopel zu den Griechen. Als sie in das fremde Land kamen, hieß Lüpolt einen Kaufmann bei den Schiffen bleiben, bis sie vom Hofe zurück kämen; das wolle er ihm lohnen; und er schenkte ihm einen Mantel: „drei Tage und Nächte hüte ich Dir — sprach der Kaufmann, wohin Du reiten oder gehn willst; das wisse der waltende Gott, Du hast mir so königlich gegeben, daß ich Deiner Schiffe mit Treuen pflegen will." Die Herren schickten sich an. So viel ich verstehe, kamen so manche herrliche Boten niemals wohl vor einen Mann. Ihre Mäntel waren besetzt an den Borten mit den besten Demanten, die man je gewahrte; mit Sammt und Fellen waren die Sättel belegt. So ritten die Herren auf den Hof Constantins.

Der turlicher degen Erewin
Der hez die zwelf ritar sin
Mit zuchtin nach ime gan;
Die anderen herren daden sam (eben so);
Sie giengen alle in sunderlich schare;
Ir Gewandes namen sie groze ware. (V. 240.)

Da hörte der König, daß auf dem Hofe eine treffliche Ritterschaar wäre; hei, was waren da für Gaffende, die den Frauen erzählten, welche Gewande die Gäste hätten! Also sprach die gute Königin: „Nun stehet auf, Herr Constantin, und empfanget die Gäste; wie gerne wüßte ich das, von wannen sie kommen; wer sie in unser Land gesendet hat, der muß ein stattlicher Mann sein. Drum dünket es mich gut, Herr, daß wir diese Boten anhören; sie sind wohl der Antworten nicht gewohnt, die Du so manchem Boten zu geben pflegst. Beide, Rosse und Männer sind gar stattlich,

und ich denke, nie kamen ihrer so herrliche in das Reich des Constantin." Der König empfing die Helden wohl, und die gute Königin hieß sie alle gleich willkommen sein und neigte sich vor ihnen geziemendlich. Es erhob sich ein großes Gedränge von Rittern und Frauen, denen seltsam ihr Gewand däuchte. Da redete eine alte Frau, Herlint *): „von wo diese Herren herkommen, das ist ein wunderliches Land; so manchen Demant tragen sie mit Golde geziert; Gott wolle es, daß wir auch den König sehen, der diese Boten hersendete." Lüpolt sprach zu dem Könige: „nun, guter Herr, erlaube mir die Botschaft meines Herrn zu berichten, um die ich in dieses Land hergesandt bin, daß ich Dir sage, was ein reicher König Dir entbietet; der ist der allerherrlichste Mann, der je vom Weibe geboren ward, und seiner Mannen ist eine große Zahl; ihm dienen schnelle Helden; von Jagd und Falken ist an meines Herrn Hofe genug (V. 300.), und was einem Ritter geziemt, dessen befleißigt er sich wohl; drum magst Du mit Ehren mir meines Herrn Botschaft erlauben." Also antwortete Constantin: „Um Deines Herrn Willen soll es Dir nun erlaubt sein; drum sprich, wessen Du begehrest." Da sagte Lüpolt: „Nun höre mich, König Constantin; mein Herr begehrt Deine Tochter; der heißet Rother, und sitzt westlich über dem Meere; er ist ein stattlicher Mann und will Deine Tochter zur Königin. Wollte das Gott vom Himmel, daß sie zusammenkämen, so gewann nie ein Weib wonnigeres Leben von einem Manne." Da antwortete Constantin finster, und sein Sinn wurde zornig: „daß ich diese Rede erlaubt habe, deshalb muß ich nun lange traurig sein. Wäre mein Sinn so gethan, daß ich irgend einem Manne sie gäbe, so möchte ich sie wohl mit Ehren Deinem Herrn vermählen. Aber Gott wisse es, weise hast Du gethan, daß Du wegen der Botschaft vorher mich befragtest; sonst hättest Du nimmermehr den Tag gesehn, da um meine Tochter noch Niemand geworben hat, der nicht sein Leben dafür

eingebüßt. So soll es Euch aber nicht gehn; jedoch niemals sehet ihr eures Herrn Reich wieder." Da hieß der König die Boten in einen Kerker werfen (V. 340.), darin waren sie manchen Tag, daß ihrer Keiner die Sonne sah, noch den Mond so hell; der Freude hatten sie da nicht, nur Frost und Nässe; hei, wie groß war ihr Ungemach! Hunger litten sie und Noth und nahe war ihnen oft der Tod.

Die darheime gnoc habeten,
Mit deme wazzere sie sich labeten,
Daz under in swebete:
We kume die herren lebeten.

Und doch half ihnen Gott der gute, durch seine Allgewalt, daß sie insgesammt wieder gesund in ihr Land zurückkehrten. Nun möget ihr mehr vernehmen von der Noth der Herren: Da sprach der Herr Erevin zu Lüpolt, seinem Meister: „O weh, mein lieber Bruder, wie lange sollen wir hier gefangen sein? wer helfet jetzt den Unseren, denen wir Gutes schuldeten? Der Adam geschaffen hat, der befreie uns aus unsrer Noth." Da fielen sie alle hin vor das Kreuz und stark war ihr Geschrei, da sie zu Gott beteten. Viel traurig ging das Gebet aus ihren Herzen. Seit dem sahen sie das Licht wieder, daß sie fröhlich daheim noch ihre Reiche besaßen.

Der König aber ging mit seinen Mannen zum Schiffe, um die zierlichen Sachen zu beschauen, die darin lagen. Da gingen die Jungfrauen mit ihnen. Nun kann Euch Niemand berichten die Wunder, die in den Kielen lagen; da war Gold, das rothe, Kleinode, Halsbänder und Ringe für die Frauen zu Geschenken, 5000 Armspangen, Rosse, Kleider und Fahnen lag darin ein großer Theil, und Schilde wohl mit Gold gearbeitet, die ihre Holden ihnen gegeben hatten, da sie vom Lande fuhren. Da war wohl mancher schnelle Held vermessentlich hergekommen, wenn uns die Bücher nicht gelogen haben. Dies Alles ließ der König nach der Stadt tragen und befahl es seinem Kämmerer zur

sorgfältigen Pflege. — Nun währte es wohl Jahr und Tag, daß mancher Mann im Kerker lag, und sie quälten sich sehr. Und auch Rother daheim trauerte um die trefflichen Boten. Er rang die Hände, und gedachte mancherlei, wie er erführe, wo seine Boten geblieben seien. (V. 440.) Da gingen die Alten, deren Freunde in der Ferne waren, zu Rathe, und weinten sehr, und baten den Herrn, daß er selber zusähe, ob sie noch lebten. Rother saß auf einem Steine — wie traurig war er in seinem Herzen — drei Tage und drei Nächte, und er sprach zu Niemandem, sondern gedachte nur, wie er in der Griechen Land käme, wohin er manchen herrlichen Boten gesendet hatte. Da hieß er zu ihm kommen Berter, einen alten Mann, mit dem er stets zu Rathe ging. Er sprach: „Du sollst mir rathen, Berter, wie wir über Meer zu der Stadt Constantinopel kommen; hat Gott das gestattet, daß der König Constantin meine Boten getödtet, so will ich nimmermehr auf römischer Erde bleiben, ehe es ihm ans Leben geht; o weh, wie traurig er mich gemacht hat.“ Da sprach Berter, der alte Mann: „ich hatte eilf herrliche Söhne, der zwölfte hieß Helfreich, den sandtest Du mit großer Schaar zur Heerfarth, daß er die Heiden bekämpfte, die ohne Gesetz leben; in Gottes Dienste ward er erschlagen; den mögen wir nimmermehr beklagen. Nun sind ihrer sieben auf dieser Heerfarth. Weh mir, daß ich je geboren ward, ich armseliger Mann, was ich der lieben Kinder verloren habe! Lüpolt und Erevin waren die ältesten, und um diese zwei mag ich nimmer aufhören zu klagen. Rother, mein lieber Herr, das rathe ich nun, daß wir Heerfarth unternehmen gegen Beide, Ungarn und Griechen, und ich führe Euch 1000 Ritter zu.“ Da antwortete ihm Rother: „des sollst Du immer Lohn haben. (V. 500.) Wohl hört' ich meinen Vater bevor sprechen, sei wer ein guter Recke, so thäte er Unrecht, wenn er guten Rath nicht annähme. Nun will ich zu Hofe gehn und wir sollen es den Herren allen sagen, wie es ihnen

gefalle, und ob vielleicht Einer sei, der einen besseren Rath wisse. Warum sollten wir mit so vielen zu den Griechen kommen, da wir in Wahrheit nicht wissen, ob sie getödtet sind? ob sie der grimme Tod vielleicht noch nicht befangen hat? Suchen wir sie nun mit Heereskraft, so quält man wohl die Helden. Das weiß der waltende Gott, sehr geht mir ihr Leid zu Herzen." Da weinten die beiden Herren. — Rother ging zu Hofe mit dem alten Herzoge von Meran und bat seine liebsten Mannen mit ihm zu Rathe gehn. Da hörte man manchen Trefflichen reden, und sie riethen dem Herrn, nach Heldenart über Meer zu fahren; nur ein alter Herzog war da an Rothers Hofe, der rieth, daß man es bewenden lasse. Da half der Vater seinen Kindern; er sprach: „ei, Du zaghafter Mann, wie darfst Du solchen Rath geben?" Mit der Faust schlug er ihn, daß aus dem Halse das Blut fuhr, (V. 570.) und er drei Nächte da lag, daß er weder hörte noch sprach. Da sagten Berters Mannen, er habe ihm ganz Recht gethan. Der Herzog hatte aber den Schaden davon, ihn hatte ein starker Schlag getroffen. (V. 620.) Da sandte der König Boten weit in die Lande, und ließ verkünden, wer sich Schätze erwerben wolle, der solle zu Hofe gen Rom kommen; er bedürfe ihrer zu einer Heerfarth, die er nicht ohne gute Knechte vollbringen könnte. Einen Brief sandte er auch in ein unkundiges Land; da wohnte ein Riese, der hieß Asprian, der sonst nimmer zu Hofe kam. Aber wegen der dringenden Mahnung erhob er sich mit seltsamem Volk, mit riesenhaften Männern, die gewaltige Stangen führten. Weit erscholl, das sag' ich Euch in Wahrheit, des Königes Botschaft, und Keiner der Herren übersah sie; sondern es schickten sich Alle an, daß sie zu Hofe kamen in starker Heereskraft; in Schaaren ritten sie herbei, 72 Kronen. Da sahen sie einen wunderlichen Mann einhergehn, den kein Roß zu tragen vermochte; er trug eine Stange Stahl, 24 Ellen lang; der däuchte sie ein seltsamer Knappe

und man gaffte ihn sehr an; ihn bracht' ein Riese, der hieß Asprian. Als Berter die Riesen sah, da möget ihr hören, wie er sprach: „ich sehe da wackere Helfer, die wohl zu fechten vermögen. Nun, lieber Herr, empfange sie mit Ehren. Wo gewann sich je eines Königs Genosse solche wackeren Helden? Wer ihren Zorn erregte und nicht willig ihnen vor der Stange entwiche, der dürfte um seinen Leib hinfort nicht einen Pfennig geben. Führest Du 12 von diesen Helden übers Meer, so dürfte uns wohl kein Mann mit seinem Volke bestehn; (V. 680.) sind sie auch am Hofe ungelegen, so kamen sie doch willig Dir zur Hilfe und zum Frommen." Die Riesen waffneten sich mit Ungestüm, da sie zu Hofe wollten. Glänzende Helme trugen sie, schneeweiße Panzer, mit allem Fleiße gefertigt, Schwerter zu den Stangen, und an Stelle der Riemen eiserne Ketten. Wohl empfing sie der König und manchen tapfern Mann, der zu Hofe gekommen war, und sprach zu ihnen: „Ihr theuern Helden, nun vernehmet: ich muß aus dem Lande fahren nach Heldenart, und will mich anders nennen. Ich glaube, der König Constantin hat meine Boten getödtet, und es ist nun Jahr und Tag, daß ich Ihrer Keinen gesehen habe." Da traten die Helden in den Ring zusammen, und beriethen sich und sprachen: Berter solle König sein, bis ihr Herr wiederkäme. Da sprach der alte Herzog: „ich kann hier zu Hofe das Gericht nicht haben; befehlet ihr mir das Land, so wird es beraubt und verbrannt und die Marken verwüstet. Daher erkieset einen Andern; ich will nach meinen Söhnen fahren; darum so bittet Amelgeren, der mag wohl hier Herr sein." Dem befahlen sie die Krone und das Gericht zu Rom; er war von Tegelingen. (V. 750.)

Der König Rother erwählte sich 12 Herzoge, und zu jedem Herzoge 200 Ritter von den trefflichsten, die da gekommen waren. Da führte auch der König Asprian 12 seiner Mannen mit sich; darunter hatte er einen gewaltigen Riesen, den mußte man sehr in Hut

halten; er ging gebunden wie ein Löwe, und war der allerkühnsten Einer, die je eine Mutter geboren hatte. Wenn man ihn von der Kette ließ, und thäte ihm Jemand einen Zorn an, der müßte sein Leben verloren haben. Mit Drohen und mit Minne gewann ihn Asprian, daß er sein Dienstmann ward: Witold hieß der preisliche Held. Der König hieß nun das Gedinge mit Amelgeren zurückreiten, und daß sie das Reich tapfer bewahrten vor allen übeln Gesellen. Er zog von dannen zu der Stadt Bari, wo die Kiele lagen, worin der Held über Meer fahren sollte. Mit Gold waren sie beladen und mit großer Pracht, Sammet und edlem Pelzwerke; vom Schatze nahm man auch ohne Zahl und trug es alles hinzu aus des Königes Kammern; sie führten auf den Wagen mancher Schlachten Gewinn zu den Kielen hin. Der König hieß auch Männer gewinnen, die das Geschmeide zu fertigen verstanden, schön aus Gold, wie es Rittern geziemte; das führte er Alles über Meer. Es wird nimmer ein Mann bis an den jüngsten Tag, der solche Wunderdinge besaß. Da waren des Königs Kiele bereit; seine Harfe nahm er noch zu sich, und hieß die Leute und die Riesen hineinsteigen. (V. 805.) Von dem Gestade stießen sie, zogen die Segelriemen an und fuhren gen Constantinopel, der vielberühmten Burg, über die breite See. Der König ersann aber eine Weisheit und sprach zu den Herren gesammt: „wir kommen in ein unbekanntes Land; es ist wahrlich kein Kinderspiel; drum will ich Euch sagen, wie wir mit guten Listen unsern Leib mögen gefristen. Ich bitte Euch Alle, heißet mich Dietherich; so weiß kein Fremder, wie mein Stand eigentlich sei.“ Des schwuren sie ihm Eide und gelobten, daß sie Rother hießen Dietherich. — Als die Helden an das Gestade kamen, liefen die Bürger zusammen und wollten ihre Pracht beschauen. Da begannen die Riesen zu fechten auf dem Sande, und es erhob sich alsbald eine Flucht; hastiglich kam Einer zu dem Könige und erzählte ihm

die Wundermähre, und wie ein Riese gebunden im Schiffe liege. Die Ritter hießen diesen am Gestade bleiben zur Wacht des Gutes.

Sie riten snewize mule (Maulthiere),
De waren da zo Krieken ture;
Manich appelgra march (Roß),
Beide, schone unde starch,
Die gingen in an den henden;
Den waren de manen (Mähnen) bewunden
Mit borten also cleine (köstlich),
Da inne was got gesteine.

Und wie die Herren in das Land ritten, liefen die Riesen stets mit in ihrem Waffenschmuck. Hin und her rieth der König Constantin, wer die Herren wohl sein mochten. Da sagte seiner Rathgeber Einer (V. 880.): „Herr, Du hast Uebel gethan an den Boten, die Du gefangen hältst, und sind dies ihre Herren, so möchte Mancher es entgelten, der daran keine Schuld hat. Die da mit den Stangen gekommen sind, den gewaltigen, denen möchte kein Mann widerstehen." An einem Ostertage saß Constantin mit Pracht am Poderamishof [3]), mit Grafen und Herzogen und den übrigen Herren; die wurden da in Schweiß gebadet, als sie gewahrten, wie die Riesen tobeten. Da kam Dietherich und seine Mannen gezogen und man erwies ihm schönen Dienst. Entgegen ihm gingen die Herzoge und die gute Königin, und sie neigte sich vor ihnen geziemendlich. Da sollten zwei Grafen Asprian's Stange aufheben; aber es war so viel des Stahles zu ihr geschlagen, daß sie sie nicht zu heben noch zu tragen vermochten; sie fiel nieder ohne ihren Dank und sie ließen sie durch Noth liegen. Constantin saß auf seinem Stuhl; Dietherich stand geziemendlich vor ihm und sprach: „Man erzählte mir immer von Deiner Trefflichkeit; leider ist nun mein Ungemach so groß, daß ich es nicht zu sagen vermag. Denn mich hat in die Acht gethan ein König, der heißt Rother und sitzt westlich über dem Meere und seiner Gewalt kann Niemand widerstehen. Da glaubte ich in keinem Lande

mein Leben so wohl behütet, als hier an Deinem Hof. Mir ist gesagt, daß Du gewaltig bist. Darum biete ich Dir nun meinen Dienst an, und Du sollst Deine Ehrenhaftigkeit an mir bewähren; sonst muß ich Rother meinen Leib geben." Während Rother so bat, trat der Riese Asprian auf und sank in die Erde bis an das Bein. Constantin aber berieth sich mit seinen trefflichsten Mannen, ob er die Herren behalten möchte. „Leid ist mir's, sprach er, daß sie hierher kamen; von rauhen Sitten sind seine Mannen und da steht Einer, der gezlemte wohl in der Höllen dem Teufel zu einem Gesellen." Die Herren riethen jedoch, daß man sie wohl ehren solle: „Rother kennen wir nicht, und dies ist ein tapferes Volk, dem sollen wir so viel geben, daß sie uns nicht Leides zufügen." Also sprach Constantin zu Dietherich: „meine Rathgeber sprechen, wir sollen Dich wohl aufnehmen, und jedem Elenden, den mir Gott gesendet, dem, Christ weiß es, wird gedient, wie er dessen werth ist. Doch acht' ich den für keinen wackern Mann, der vertrieben, aus Noth her zu der Griechen Lande gezogen kommt. Theurer Held, Dein Ungemach ist groß. Drum gieb Dich in meinen Dienst und genieße meines Gutes, und Du sollst hier selber wie der Wirth sein. Wir wähnten, daß Du meine Tochter begehrtest, wie auch Rother that, der Dich über das Meer vertrieben hat. Ihn habe ich doch bezwungen, seine Boten liegen in meinem Kerker und er sieht sie nimmermehr wieder; darunter waren zwei Helden, daß sie ein Kaiser wohl gern in seiner Gewalt haben möchte." (V. 1000.) Als Asprian diese Rede vernahm, faßte er seinen Schild und forderte seine Waffen. Er sprach: „Man thut uns hier Unrecht und Ihr habt meinen Herrn für zu schwach gehalten. Rother sendete gute Leute in dies Land, und wer sie gebunden hat, der möchte dessen noch leicht entgelten. Soll es hier zum Streite kommen, das wisse der waltende Gott, so läge hier noch Mancher todt, ehe wir gefangen würden und meine Stange zerbräche." So trat er zornig in den

Ring. Doch Constantin sprach zu ihm: „Herr, ihr zürnet ohne Noth. Die Rede, die ich gethan habe, sollte Euch nicht zur Kränkung sein, und mein Drohen war nicht mit Ueberlegung gethan, das glaubet mir, Herr Asprian. Meine Rathgeber haben mich bethört, daß ich jetzt keinem Helden auf die rechte Art zu antworten vermag; es geht mir im Leibe umher und hat mich so überwältigt, daß ich gegen eures Herrn Mannen kein verständiges Wort vorbringen kann.“ Asprian's Zorn verging und Dietherichs Mannen herbergten sich nahe am Hofe. Da gingen seine Kämmerer und mietheten 12 Wagen; die fuhren sieben Nächte beladen und trugen alles Gold und alle Schätze, die in den Kielen lagen. Und Einer ging voran, der es wohl behütete. Sechs Riesen trieben ihn, und hießen ihn sich ungeberdig stellen, daß die Bürger immer mehr von Dietherichs Mannen rühmeten. Zwei Steine nahm er und schleuderte sie, der grimmige Mann, daß Flammen daraus entfuhren. (V. 1050.) Die Griechen flohen von dannen, und als die Königin den Riesen sah, sprach sie: „Sieh nur, Herr Constantin, da führen sie Deinen Meister. O weh, wie thöricht wir da waren, daß wir unsere Tochter Rothern versagten, der diese über's Meer vertrieben hat. Jetzt konntest Du diese fangen oder erschlagen, hättest Du meinem Rathe gefolgt. Ich wähne aber, so diese Etwas verlangten, Du thätest es wahrlich, aus Furcht mehr, denn aus Güte. O weh! wären sie nun gesinnt, wie ich, so forderten sie dasselbe Weib für sich, darum Du manchem Mann das Leben genommen und in Ungemach gestürzt hast. Mich dünkt, sie sind Deine Meister, und besser dürftest Du mit der Hand in Dein Auge greifen, denn daß Du diesen Helden auch nur ein Weniges zürnetest.“ (V. 1090.)

Als die Recken zu Hofe kamen, hielten sie ihre Rosse an, und sie umfingen sich mit ihren Mänteln und zogen geziemendlich vor Constantin. Sein Riese, der da gebunden lag, hatte sich zierlich gewaffnet, daß

rothes Gold an ihm strahlte; er trug einen goldenen Panzer und darüber einen Hut von Stahl, der mit allem Fleiße gefertigt war, daß die Jünglinge ihn anstaunten. Da sprachen Constantin's Mannen: „Heute sehen wir das beste Gewand, das je in diese Lande gekommen ist."

(V. 1127.) Die umbehange man ufhienc;
Der kuninc Constantin ze tische gienc
Uf eine schone palas;
Constantin da inne was
Mit vile grozeme gedrange
Vor Dietheriches mannen;
Hei, der was eine schone menige!
Ein dusint sneller helide
Vorte der vertrivene
Zo hove in das gesidele. (V. 1136.)

Die Kämmerer setzten Diethrich mit Ehren hin, und Truchsesse und Schenken bedienten die Gäste wohl; denn sie fürchteten sie. Da brachte man vor Constantin's Tisch einen gewaltigen Löwen, der wollte Niemand vor sich leiden; er nahm den Knechten das Brot und that am Tische großes Ungemach. Asprian griff ihn mit der Hand und warf ihn an die Waud des Saales, daß er zusammenbrach. Wie leid das dem Könige war, er regete doch darum keinen Fuß. „Gott müsse uns behüten," sprachen zwei Herzoge, „vor diesen Herren hier am Hofe." Einer ging aus dem Saale und erzählte es dem Gesinde: „da hat der eine Teufel den Löwen an die Wand geworfen, weil er ihm sein Brot nahm. Wollt Ihr meinem Rath folgen, Ihr vermeidet den Unhold und hütet Alle das Leben." Die Königin sah es gerne, daß der Löwe verloren war, und sie lachte Constantin an. Sieh doch, sprach sie, wie jener Hofmann Deinen Jagdfalken erzogen hat. Ja, hättest Du Deine Tochter nicht Rothern versagt, der diese übers Meer vertrieb! O weh, wie gerne riethe ich noch, daß man die Boten zu ihrem Lande zurückreiten ließe. Nun gedenke, Herr Constantin, daß Du Dich dieser nicht erwehren kannst; wie wolltest

Du Dich denn vor Rother bewahren? Erinnert er sich seiner Mannen, so ist dies Land verloren; darum gieb mir sie aus dem Kerker, daß ich sie pflege; sie führen ein sehr elendes Leben." (V. 1200.) Der König sprach, daß er dies nicht thäte; ihre Bitten seien vergebens; es wäre ihr lieb oder leid, sie kämen nicht aus der Griechen Lande, so lange er lebete. Da sprach aber die Königin: „was willst Du mit ihnen machen? Ihr Vater hieß Adam, von dem wir alle herkommen; Du solltest um Gottes Willen der Armen schonen und sie ihrer Noth entlassen. Gäbe mir Einer einen solchen Helfer wider den König, wie der da gebunden liegt, so sollten sie auch wider Deinen Rath zu ihrem Lande zurückkehren." — Berter sprach zu seinem Herrn: „ich getröste mich der Königin; es kommt uns zu gute, daß Asprian dem Löwen so wehe gethan hat, und sie freut sich dessen in ihrem Gemüthe. Die Andern möchten uns so ferne, daß sie uns nimmer sähen in diesen Landen. Einander zuraunend, gehen sie aus und ein, und ihrer Keiner denkt vor uns seinen Leib bewahren zu können. Nun erlöse sie der Sorgen, und fahre zu der Herberge, damit auch den Armen, deren hier Mancher in großem Ungemach einhergeht, des Gutes genieße, das Dir Dein Vater ließ. Sie leben so elend; das jammert mich sehr. Drum hilf ihnen zu Deiner Ehre, denn Du bist reicher als Constantin." Da sprach der Herr Dietherich: „Daß Dir Gott Gutes verleihe! Nimmer folge ich eines Anderen Rath, als dem Deinigen." Und als man nun das Wasser genommen hatte, ging Dietherich vor den König und sprach: „ich wollte gern, Herr Constantin, jetzt zu der Herberge mit meinen Mannen. Nun helft mir, Frau Königin, denn ich führe eine hilflose Schaar und die Trefflichsten folgen mir nicht. Wie viele ich deren besaß, die hat Rother erschlagen, der mich übers Meer vertrieb." (V. 1275.) Da sprach der König Constantin: „nun fahre zu Deiner Herberge, und so Du Etwas bedarfst, das ich habe, das soll Dir zu Gebote sein. Ich will Dir

Dir gern Ehren anthun, daß Du Deinen Hofmann mit Zuchten heißest hier zu Tische gehn; denn ihr erschrecket mir das Weib, das mir ist als mein Leben; meinen Mannen zwar mag es nicht schaden; in diesem Saale ist es aber selten gethan worden.“ Da sprach der Riese Asprian: „Herr, es that mir sehr Noth: mir nahm Dein Wehrwolf das Brot.“ (V. 1290.)

Der Herr Dietherich fuhr zu seiner Herberge, und so ihm Gott Arme zusendete, denen wurden die Pforten aufgethan; gut empfing man sie Alle, und richtete ihnen den Tisch mit allem Imbiß. Wohl bedurften sie des, weil Niemand sonst in der Stadt es ihnen bot. Auch zogen zu Dietherich die Helden, die von ihren Kämpfen Ungemach litten; weder Kleider hatten sie noch Rosse, darum man ihnen Constantins Hof verbot. Dietherich gab ihnen mit Milde, setzte sich neben sie und gebot den Truchsessen, daß sie ihrer Keinen vergäßen. Wer von ihnen Ritters Namen hatte, die sonderte man und gab ihnen gute Rosse, Pelzröcke und zu den Rossen stählerne Ringe. Da trug der Riese Asprian manchen prächtigen Mantel herbei aus Dietherichs Kammer, band ihnen die Schwerter um und gab ihnen Fahnen in die Hand. Da begannen sie zu turniren und freuten sich der Mildherzigkeit. Des rühmte man Dietherich sehr am Hofe.

Da kam auch eine herrliche Schaar, die sich versäumt hatte und fürchtete, man möchte ihnen nichts geben. Berter ging um sie herum, schauend, wie ihr Ansehen gethan wäre. Mancher Mann saß nackend und sie schämten sich sehr. Berter sprach aber zu seinem Herrn: „Du sollst diese Alle behalten und reich machen; sind unter ihnen nicht edle Mannen, so möget ihr mir das Haupt abschlagen.“ Da ward des Goldes sehr viel den Armen zugetragen und sie empfingen es in Christi Namen. So dauerte es nicht lange, daß Dietherich der Mannen 6000 gewann, die ihm alle Tage mit Diensten unterthan waren.

Da kam nach Constantinopel gegangen ein Graf, der hieß Arnolt; er führte ein bedürftiges Volk, drei Herren, die große Ehren in ihrem Lande verloren hatten. Traurig gingen sie umher und Niemand in der Stadt staunte sie an. (V. 1400.) Da sprach der beste Ritter, der von Dietherich viel Gut gewonnen: „ich seh's Euch Herren wohl an, daß ihr der Armuth nicht gewohnt seid; drum wollt ihr meinem Rath folgen, so gehet zu Dietherichen, der hilft Euch wahrlich aus Eurer Noth." Der arme Graf nahm seine Mannen und zog vor Dietherich, der ihn freundlich empfing und fragte, wer er wäre. Da sprach der Trauernde: „meine Feinde haben mich durch ihren Uebermuth vertrieben; darum habe ich mich jetzt zu Deiner Gnade hierher gefragt." „Die findest Du," sprach Dietherich. (V. 1435.) — — — — — — — — (V. 1523.) Als die Ritter nun mit den schönen Gaben zu Hofe wiederkamen, da erhub sich die Rede in den Gemächern unter den Frauen, früh und spät, von dem Herrn Dietherich, wie wacker er lebe. „O weh, wie soll ich — sprach die junge Königin — von meinem Vater erlangen, daß wir den Helden zu sehn bekommen?" „Du bist, sprach Herlint, Deines Vaters einziges Kind und ihm so lieb! Nun erbitte von ihm ein Fest, und daß er die Helden in den Palast lade, so mögen wir ihn am allerbesten sehn." Die Jungfrau ging stracks zu ihres Vaters Gemache und sagte: „Wolltet Ihr jetzt, mein Vater, ein Fest hier anstellen! das dünkte mich ehrenhaft. Sammelt auch Eure Mannen, damit die Helden sagen, daß ihr reich seid." Da sprach König Constantin: „Heil Dir, Tochter, wie strebest Du nach Ehren und räthest immer das Beste. Ja, Gäste will ich haben, daß man stets rühme, welche Freude hier an dem Feste gewesen ist." Das Mädchen ging wieder in ihre Kammer. Der König aber sandte weithin seine Boten und hieß die Ritter allesammt zu Hofe kommen. Niemand durfte es unterlassen; sonst hätten sie ihn gehängt. So gesellte sich Mann zu Mann, jeglicher zu seines

Gleichen, und die Fürsten erhoben sich zum Poderamis-hofe, 16 Herzoge und 30 Grafen in Gold prangenden Mänteln, wie man sie niemals herrlicher sah. (V. 1590.) Als sie nach Constantinopel kamen, in die viel reiche Burg, und der Tag anzubrechen begann, nahm jeder Kämmerer für seinen Herrn einen Platz, den man ihm vom Hofe gewiesen hatte. Für den Herrn Dietherich befahlen sie dem Asprian den Sitz zu nehmen, und er richtete ihn mit Sorgfalt. — — — — Einen herrlichen Tisch setzte er, an den Herr Dietherich ohne Schande wohl gehn durfte. Da war ein stolzer Herr, ein Herzog, der hieß Friederich; dessen Kämmerer versäumte sich, und hieß Asprianen den Sitz näher rücken; wie reich sein Herr wäre, sagte er ihm, und so mächtig, als der König Constantin. „Mache Platz, großer Vulgan, rief er ihm zu, wir müssen die Sitze bei einander haben." „Bei meiner Treu, sprach Asprian, das wird nimmer gethan. Wollt Ihr wider mich so kühnen Zorn erheben, so möchtet Ihr ihn besser auf ein andermal versparen; das däuchte mich weiser; jetzt erkieset Euch einen andern Mann, und lasset mich meinen Platz behalten, den man mir vom Hofe gegeben hat." Der Herr Kämmerer, der erzürnte sich sehr und getröstete sich der hundert Mannen, die mit ihm gegangen waren und es dünkte ihn, daß der Riese nicht dürfte dawider reden.

Her stezt eme einin banc darnider.
Asprian der helit got,
Die hant er ufhof
Unde sloc ime einin orslac,
Daz eme der kopf alzobrach.
Nach den schilden giengin sine man
Unde woldin Aspriane slan;
Der herzoge Friederich
Selve waphinter sich
Unde rief sinen sellen. (V. 1655.)

Da erhub sich ein Getöse, daß Dietherichs Kämmerer mit starker Kraft am Hofe angegriffen wäre. Jener, der da gebunden lag, begann zu brummen wie ein Bär,

zerbrach die Ketten und ergriff seine stählerne Stange, 24 Ellen lang. Was vom Volke ihm entgegen lief, wie wenige ließ er heil zurückkehren. Aber ein Riese — er hieß Grimme — sprach zu Asprian: „hier wird es schlimm ergehen; den Widolt sehe ich kommen: jetzt gedenket, Herr Asprian, der Güte.“ Mit listigem Sinn fragte Herr Asprian den grimmen Riesen, was ihm die Leute gethan hätten, daß er ihnen so gram sei. „Mir ward gesagt, Herr, sprach Widolt, der starke Held — sie hätten Dich in große Noth gebracht. Da ich nicht wußte, wer es gethan, so wollt' ich sie Alle erschlagen. So Du auf Jemand zürnest, der muß das Leben verlieren.“ „Bei meiner Treu, sprach Asprian, sie haben mir nichts angethan, als Ehre und Gutes. Nun lasset ab von Euerm Grimm und gebet die Stange diesem Manne.“ Ein Riese nahm sie ihm aus der Hand. (V. 1687.)

Dem Herzoge that aber sein Kämmerer leid, und das Volk allgesammt erhob sich gegen Asprian und wollte ihn schlagen. Da sprach Widolt, der kühne Mann: „was bedeutet jenes Gedränge? o weh, meine Stange! Wollen sie Dir schaden, das entgelten sie heute sehr, und so ich nicht umkomme, muß ihrer Vielen heute noch weh werden.“ Mit der Faust schlug er Einen darnieder, faßte den edeln Herzog und riß ihm ab den stählernen Hut. Da wurde gestoßen mancher Mann, daß er unsanft auf den Boden kam. Nun weiß ich nicht, wie ein Spielmann nach Hofe zu dem Könige kam und sagte ihm, wie es großes Fechten da gäbe. Er sprach: „Da theilte Einer Schläge aus, mit der längsten Stange, die ich je mit Augen gesehn, bis man sie ihm entriß. Sie waren ihm aber Alle passend, arm und reich, und er zauste sie weidlich. Mir ist es nur lieb, daß ich so fortkam; warf er mich doch über vier Männer, daß meine Füße die Erde nicht berührten. Ich stand ihm freilich im Lichten.“ Aber vor dem Könige wurde die Klage groß über Dietherichs Kämmerer, wie sie von ihm geschlagen wären. „Das

ist mir Leid, sprach Constantin — saget es seinem Herrn, ob er ihn richten will, so ist's mir lieb; ich unterwinde es mich nicht." Als dies Dietherich vernahm, ließ er seine Mannen zusammenkommen und den kühnen Widolt zu Hofe führen. „Hat er Jemand Schaden gethan, so soll es ihm vor Euer Aller Angesicht an das Leben gehn." (V. 1750.) „Wir erlassen ihm die Strafe, sprach Herzog Friederich; da er hierher zu Hofe zog, ist wohl der Teufel selber gekommen." Sie gaben sich die Hände und gingen vor den König. „Nein, Herr Dietherich, sprachen sie, lade ihn nicht vor; er hat uns nicht so geschadet, daß wir es Dir klagen sollten. Da Du, Held, vertrieben bist, so steht es uns besser an, Dich in Ehren zu halten." Des dankte ihnen der Herr Dietherich. Etliche fürchteten aber, daß sie des Kampfes wegen selber beschuldiget würden; darum ließen sie die Klage und verschwiegen Schmach und Schaden.

Der König Constantin aber klagte im Stillen der Königin: „Eia, wie ich nun gehöhnt bin in den fremden Helden, die hierher aus andern Reichen geritten kamen; die sind so weidlich gerauft und geschlagen, daß es ihnen immer leid sein muß. Das hat Dietherichs Mann um ein Gestühle gethan. Hätten sie nur die Schützen angerufen, so würden diese ihn getroffen haben, und des wäre ich herzlich froh." „Nun schweig, sprach die Königin, und lassen wir die Schützen. Wäre jener Dir so nahe gewesen, Aug' an Auge, so hätte Dir kein Bogen geholfen und Du wärest wohl der vorderste auf dem Wege geflogen. Wäre aber unsre schöne Tochter Rothern vermählt, so dürfte Dich Niemand höhnen; er hätte Dir der wackeren Recken aus seinem Lande gesendet, daß Dich Niemand dürfte mit Heereskraft bestehen. Nun dulde Hohn und Schmach von Dietherichs Mannen in Deinem eigenen Lande. (V. 1814.) — — — — — — —

(V. 1910.) Das Fest war vorüber. Da ging mancher Mann zu der Frauen Gemächern und erzählte

von der Herrlichkeit des Herrn Dietherich. Und als das Mädchen so Vieles vernahm von dem ehrenhaften Manne, begann sie im Herzen ihn lieb zu gewinnen, obschon sie ihm damals noch fremde war; seitdem gewann sie mit dem Helden manche Lebenswonne und auch Kummer darunter. In dem Gemache ward es stille. Da sprach das Mädchen: „o weh, Frau Herlint, wie groß sind meine Sorgen um den Herrn Dietherich; ihn hätte ich sicherlich gern verstohlen gesehn; könnte es mit Fug geschehn, fünf Armspangen wahrlich möchte ein Bote von mir erwerben, der ihn gerad hierher zu mir brächte." „Bei meiner Treu, sprach Herlint, ich will selbst zu seiner Herberge, sei es Schaden oder nicht. Doch ist er ein so ehrenhafter Mann, daß wir ihn ohne Schande wohl sehen dürfen." Da ging das listige Weib zu einer Kammer, und nahm die herrlichen Frauengewande, mit denen sie ihren Leib zierte. (V. 1955.) Und der Herr Dietherich empfing sie geziemendlich; ganz nahe saß sie bei ihm nieder und sprach dem Helden ins Ohr. „Dir entbietet holden Gruß meine Herrin, die Königin. Du sollst zu ihr gehn und sie will selber Dich empfangen um Deiner Trefflichkeit willen; alle Treue, Herr, das magst Du gewiß sein, findest Du an meiner Jungfrau." Also redete Herr Dietherich: „Frau, Du sündigest an mir elendem Manne. Wohl bin ich auch früher zu Frauen gekommen, als das geschehen mochte. Warum treibet ihr Scherz mit mir? Leider, so thut man den Armen stets. Eure Frau dachte gewiß nie dieser Rede; hier sind so viele Fürsten und Herzoge an dem Hofe, daß Ihr mit einem Andern Euern Scherz treiben mögt. Ihr verdient die Verdammniß, darum, daß ihr mich so bethören wollt." Herlint sprach zu dem Herrn: sie verstand ihre Worte wohl zu stellen: „nein, Herr Dietherich, denket das nicht von mir; ich habe es, weiß Gott, nicht gethan. Meine Frau hieß mich hergehen, und sie nimmt es Wunder, daß Du so manchen Tag hier am Hofe gewesen bist, und niemals begehrt

hast sie zu sehen. Das geschieht doch selten von einem so preislichen Helden. Wolltest Du nun zu ihr gehn, Du thätest wahrlich nicht Uebels daran.“ Dietherich sprach zu der Frau; er wußte wohl, daß es ihr Ernst wäre: „hier sind der Aufpasser so viele; wer seiner Ehre wahren will, muß geziemendlich sich führen. Nun entbiete der Jungfrau meinen Dienst; ich mag sie nicht sehen wegen der Nachrede; denn ich fürchte, daß man von uns lästerlich spreche. Dann verbietet mir Herr Constantin das Reich und ich muß immer weiter flüchtig sein vor Rother.“ Herlint wollte von dannen gehn. Der Herr bat sie zu bleiben, und hieß die Goldschmiede eilends zwei silberne Schuhe gießen und zwei von Golde. Da rieth Herr Asprian, daß sie zu einem Fuße passen. (V. 2035.) Er gab der Frau die beiden, einen viel guten Mantel und zwölf Armspangen von rothem Golde. So soll man einer Königin Minne bieten. Da sprang sie fröhlich von dannen von Herrn Dietherich.

Herlint kam sogleich zu ihrer Frau Kammer, und sagte ihr, daß er seiner Ehre sorgfältig wahre. „Wisset, ihm ist des Königs Huld lieb, und darum will er Dich nicht sehen. Nun ziehe diese Schuhe an, die mir der Held gab, sammt einem herrlichen Mantel und 12 Armspangen. Wohl mir, daß ich zu ihm ging.“ „Es scheint wohl, sprach die Jungfrau, daß ich unglücklich bin. Wohlan, da er mich nicht sehen will, so gieb mir die Schuhe, ich fülle sie Dir mit Golde.“ Stracks wurde der Kauf gethan; sie zog den goldenen an und nahm den silbernen; der ging an denselben Fuß. „O weh, sprach das Mädchen, wie er unserer gespottet hat. Mit diesen Schuhen ist ein Mißgriff gethan. Drum bei meiner Treu, Du mußt wieder hingehen und den Herrn Dietherich geziemend bitten, daß er Dir den andern Schuh gebe.“ „Ach, sprach Herlint, wie sehr müssen wir uns Beide schämen! nun wisse es, sollte ich auch immer Schande davon haben, ich muß aber wieder hingehen.“ Da schürzte die Frau ihr Gewand; sie gedachte der Zucht nicht, noch des

frauenhaften Ganges; wie rasch sie über den Hof gelaufen kam zu dem Herrn Dietherich. Er empfing sie höflich, mit Geberden, als hätte er sie nie gesehn. Der Held wußte wohl, warum sie wiederkam. (V. 2100.) —

Anmerkungen.

1) Das „westliche Meer“ kann kein anderes als das adriatische und ionische sein, wie sich aus der Lage von Bari und auch daraus ergiebt, daß Lupolt V. 64. selbst sagt, Constantin wohne östlich über dem Meere. Eben so sagt er in Constantinopel (V. 316.), Rother wohne westlich. Die erste Angabe deutet gewiß darauf hin, daß unser Gedicht seinen Weg durch das byzantinische Reich nach Deutschland genommen habe.

2) Erevin ist Lupolt's Bruder, beide Berter von Meran's Söhne. Siehe V. 367.

3) Der Poderamishof ist unstreitig der Hippodromos, der große Platz zur Rennbahn in Byzanz, wohlbekannt in der Geschichte des oströmischen Reiches.

4) Nicht ungeschickt wird Herlint hier schon eingeführt, da sie später als Rathgeberin der jungen Königin eine Rolle spielt. Aehnlich ist die Erwähnung des Grafen Arnold schon V. 1400., der später Rother aus großer Noth rettet. V. 4123.

III. Rede bei der 500jährigen Jubelfeier der Stadt Wehlau am 25. Januar 1836, auf dem Rathhause daselbst.

Nach Stand und Würden Hochzuverehrende!

Ein seltenes wichtiges Fest versammelt uns heute hier, — ein Fest der Erinnerung an ein Ereigniß, das an und für sich selbst schon — mehr aber noch durch den weiten Raum, der zwischen der Zeit jenes Ereignisses und der Gegenwart liegt, wichtig und bedeutungsvoll zu nennen und daher wohl dazu geeignet ist,

uns mit feierlichem Hochgefühl, mit dankbarer Rührung beim Rückblick auf die Vergangenheit, eben so aber auch mit Hoffnung und Vertrauen beim Hinblick auf die Zukunft zu erfüllen. Denn ein halbes Jahrtausend ist seitdem verflossen, als Wehlau das Stadt-Privilegium erhielt und dadurch in der würdigen Eigenschaft einer Stadt gegründet wurde, nachdem es seit 1255 bis 1336 eine Festung gewesen, die häufig von ihren damaligen Feinden zerstört wurde.

Als nämlich Ottocar, König von Böhmen, dem Deutschen Orden wider die heidnischen Preußen zu Hilfe kam, und die Samländer bezwang, auch sie zum christlichen Glauben gebracht hatte: wollten solches die Nadrauer, Schalaver und Sudauer an den Deutschen und an den Samländern rächen, kamen deswegen mit großer Heeresmacht auf Samland, verheerten alles, was ihnen vorkam, und baueten, damit sie solches auch ferner desto füglicher thun könnten, bei ihrem Rückzuge im Jahre 1255 die Festung Wehlau auf, die aber gar bald von den Ordensherren eingenommen ward. Als endlich im Jahre 1322 der Orden auch die abgöttischen Sudauer zum Glauben und Gehorsam brachte, verwüsteten die Litthauer auch das Gebiet Wehlau und verjagten die Einwohner dieses Orts, die sich aber bald darauf wieder einfanden und in Wehlau niederließen, auch diese ihre ehemalige Burg und Festung nicht lange darnach, nämlich im J. 1336, in eine Stadt verwandelt sahen.

Es ertheilte nämlich Heinrich Dusener, des Ordens obrister Marschall und Comthur zu Königsberg, mit Wissen des Hochmeisters Dietrich von Aldenburg, dem Gottfried Hundertmark die Erlaubniß zur Anlegung der Stadt Wehlau, und verlieh darüber zu Königsberg am Tage der Bekehrung Pauli im Jahre des Herrn 1336, mithin eben heute vor 500 Jahren, ein eigenes Privilegium, — und diese Begebenheit ist es nun hauptsächlich, welcher wir heute gemeinschaftlich in dankbar froher Erinnerung zu gedenken, und deren

Feier wir durch öffentliche Gottesverehrung im Tempel des Herrn zu heiligen, uns mit Recht verpflichtet fühlen. — Mit Recht, — darf ich behaupten, da der Gegenstand des Festes uns immer wiederholend laut zuruft: „ein halbes Jahrtausend ist seitdem verflossen,“ mit Recht endlich, weil Vorfahren, Zeitgenossen und Nachkommen dieses würdevolle Andenken uns als heilige Pflicht auferlegen. — Lassen wir vorher noch, wenn auch nur in möglicher Kürze, die seit Gründung der Stadt hier vorgekommenen Hauptbegebenheiten unserm innern Blicke vorüberschreiten, so ergeben die hierüber vorhandenen Nachrichten, von den denkwürdigsten Thatsachen, folgende:

Anno 1440 hat die Stadt Wehlau sich wider den Orden in den Bund eingelassen, weswegen sie zu dreien malen mit Krieg verfolget worden, nämlich von Heinr. Reuß von Plauen anno 1455 u. 58, und von Ludwig von Erlinghausen, dem Hochmeister selbst, anno 1460, dem sie sich aber nach männlicher Gegenwehr bei anhaltender Belagerung und in Ermangelung der Lebensmittel ergab.

Als ferner 1519 der letzte Hochmeister, Marggraf Albrecht, den Orden ablegte und vom Könige Sigismund in Polen das Land Preußen zu Lehn empfing, hat sich Wehlau, so wie andre Preußische Städte und Schlösser, zum Kriege anschicken müssen; doch ist dieselbe, obwohl die Polen in ihrer Nachbarschaft gar sehr gewüthet, diesmal mit Verwüstung verschont geblieben. —

In früherer Zeit, und zwar bevor die Städte Insterburg und Tilsit fundirt worden, hat Handel und Nahrung hier vorzüglich geblühet und diese Stadt überhaupt recht lebhaft gemacht. Insbesondere ist dieser Ort berechtigt gewesen, mit Holland u. Danzig, ohne in Königsberg Niederlage halten zu dürfen, Handel zu treiben, und haben die Danziger sogar die Bürger in Wehlau mit Geld und Waaren verlegt, welches noch anno 1570 üblich gewesen. Dann war in jener früheren Zeit das sogenannte Scheiben-Vogelschießen

hier vielfältig besucht, wobei unter andern auch Theilnehmer von Adel, und namentlich aus der Gräflich v. Schliebenschen Familie, Könige geworden. Der hiesige Jahrmarkt hatte nächst Königsberg im ganzen Lande nicht seinesgleichen, Wehlau aber das Glück, daß es noch aus andern Ursachen vor vielen andern Städten berühmt geworden.

Marggraf Albrecht, der erste Herzog in Preußen, hat auf diesen Ort äußerst viel gehalten und diese Stadt nur seine Rose genannt. Ganz besonders aber ist dieser Ort in Preußens Geschichte bekannt und berühmt geworden wegen der Wehlauschen Tractaten, welche hieselbst aufgenommen sind. Denn anno 1657 den 19. Sept. sind nach dem Polnischen und Schwedischen Kriege, hier auf diesem Rathhause, zwischen dem Könige in Polen, Johann Casimir, und dem Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, dessen Bild wir vor uns sehen, diejenigen wichtigen Verträge abgeschlossen worden, durch welche der Kurfürst das absolute Dominium, oder die Souverainität im Herzogthum Preußen erlangte, welches darauf 44 Jahre später zum Königreich erhoben ward, durch des großen Kurfürsten erlauchten Sohn, indem dieser als erster König von Preußen, Friedrich der Erste genannt, am 18. Januar 1701 zu Königsberg sich die Krone aufsetzte. Im Jahre 1709, als in Königsberg die Pest wüthete, war die Königl. Regierung von dort hieher nach Wehlau verlegt, wo sie bis im folgenden 1710ten Jahre verblieb, in welchem Jahre leider! bald nach dem Abgange der Königl. Regierung die Pest auch hier eintraf, wo sie ebenfalls ihre schauderhaften Verheerungen übte. Mögen wir daher, bei allem Glanze vieler Begebenheiten, die in unserer Stadt sich zugetragen, — mögen wir nicht wähnen, daß unsere lieben Alten stets nur auf Rosen gingen; — — nein! — nicht immer war der letzte Strahl der scheidenden Abendsonne Zeuge gewesen von Glück und Freuden, und, so wie nach den Anfangsworten unseres Privilegiums nichts dauerhaft, nichts beständig, vielmehr

alles hienieden einem steten Wechsel unterworfen ist und endlich vom Strom der Zeit ganz hinweggetragen wird: so fand eben auch so manches liebliche Licht der aufglänzenden Morgensonne unsere Vorfahren unter herben Erfahrungen und unter bittern Prüfungen seufzend. Denn da schreckten bald, zurückstoßend, den Blick unserer Vorfahren, viele Leichen, — eine Beute der Pest; — bald wieder beleuchtete der Mond in stiller Nacht grausenhaft die traurigen Ueberreste werthvoller durch wilde Feuergluth in Aschenhaufen umgewandelter Gebäude, oft ganzer, ja mehrer Straßen oder sonstiger kostbaren Denkmäler der Kunst und zerstörter ehemaliger Größe; und am häufigsten endlich sahen sich die emsigen und unbekümmerten Bewohner oft plötzlich von der Wasserfluth hart bedrängt, die, mit entfesselter Gewalt, in die Wohnung des friedlichen Bürgers drang, und ihn eilend fliehen hieß, um nur etwa noch das nackte Leben davon zu tragen. Doch bei allen diesen nur kurz geschilderten Drangsalen verließ, nach den vorhandenen Beschreibungen, unsere Vorfahren nicht der köstliche Schatz jenes wackern Muthes, und jenes höhere Vertrauen, das so sicher, auch den Sinn des Schwächern, aufrecht erhält, und selbst drückenden Mangel leichter ertragen hilft. —

Soll ich Euch, geliebte Mitbürger! nun noch sagen, was im letzten Jahrhunderte sich in unsrer Stadt ereignet; — soll ich wiederholen, daß auch in ihm, nämlich 1757, 1807 und 1812, Krieg und Schrecken, 1766, 1801 und 1818 ungewöhnlicher Sturm, 1820 und 1829 große Ueberschwemmung zerstörend gewirkt; — umständlich erzählen, daß auch der Tod in grausenhafter Gestalt nur noch vor wenigen Jahren unter uns aufgeräumt, und Familienbande unerbittlich zerstört hat? Ja soll ich endlich wiederholen, was noch in grellen Bildern vor unsrer Seele steht, und daß schreckliche Feuersbrünste nur in der kurzen Zeit von unlängst verflossenen 10 Monaten dreimal uns geängstigt, und mehren unsrer Mitbürger, was sie mühevoll erworben, in wenigen Stunden geraubt

haben? — Ach erlasset Euch und mir diese umständliche Schilderung, da die frühern Vorgänge seit 1736 theils aus Erzählungen unserer Väter, theils aus eigener Erfahrung, großentheils noch dem Gedächtnisse beiwohnen, und die grausenhaften Ereignisse der letzten Zeit mit Flammenschrift vor unserm Blicke stehn. Haben wir doch auch das Glück empfunden, von allen jenen frühern Leiden befreit zu sein; haben wir doch in der Kriegszeit 180⁶/₇ unsern hochgeliebten Landesvater, den König, die Königin Louise, so wie die Prinzen des Preußischen Königshauses einige Zeit in unserer Stadt gehabt, und uns später durch so manche Dankfeste, für die glänzenden Siege, welche der Herr unserm theuern Könige und seinem tapfern Heere in den Jahren 18¹³/₁₅ verliehen, und für den darauf wieder hergestellten Frieden, so wie endlich auch sonst noch durch vielfältig andre Wohlthaten des Himmels oft inniger freuen können, und wenn gleich auch wir zum Ruhm der schwerbedrängten gegenwärtigen Zeit nicht eben bekennen dürfen, daß wir selbst etwa auf Rosen wandeln, — wenn schon immerhin auch unser Lebensweg der rauhern Pfade viele uns beut: — dennoch mit Gott auf und unverzagt; — der Rückblick auf die vergangenen 500 Jahre möge uns erheben, unsern längst schon im Frieden schlummernden Vorfahren zu folgen, welche uns durch wackern Muth und Ausdauer als würdiges und tröstendes Beispiel vorleuchten; und steht nicht auch unser Herr und König da, fest und hehr, ein hell strahlender Stern am Horizonte unseres Vaterlandes, nicht gebeugt noch verzagt, wenn gleich viel bewegt im Sturm der Zeit, und ist er nicht immer der treue Vater seines Volks?! — Unerschüttert ist er, der Fromme, nicht gewichen von seinem Gott, nicht gewichen von der Liebe zu seinem treuen Volk, ob auch harte Schicksale, ob auch noch so herbe Verluste sein edles Herz bitter betrübten! —

Ehren wir daher auch heute das Andenken an die Gründer und frühern Bewohner, ehren wir das Andenken an den Erhalter unserer Stadt, und folgen

wir ihrem wackern Beispiel in gleichem Muth, Ausdauer und Vertrauen. Dann dürfen auch wir von der Nachwelt, bei der nächsten Wiederkehr dieser Sekularfeier, erwarten, daß sie unser Andenken segnen werden, die wir dann bereits längst der bleibenden Heimath uns zugewendet, wo kein Wechsel mehr stattfinden soll. Lassen Sie uns nun noch zum Schlusse dieser Vorbereitung, nach welcher wir den Gang zum Gotteshause antreten wollen, in jenen alten Vers, den man vor Zeiten hier an einem öffentlichen Gebäude las, aus voller Seele einstimmen, indem wir, mit den einfach kräftigen Worten unsrer Vorfahren, wünschen:

„Der große Gott, so unser Leitstern ist,
Und uns bisher so treulich hat geführet,
Bewahr' die Stadt vor Feinden, Feu'r und Zwist,
Und segne den, der dieses Reich regieret.“

Und der ist jetzt unser hochverehrte, edle und gerechte König Friedrich Wilhelm der Dritte, — Er, der gewiß auch in dieser feierlichen Stunde liebevoll unserer gedenkt, Er lebe sammt dem ganzen Königl. Hause hoch!

Ja, segne, Gott! den König, Vaterland und Stadt,
Gieb Segen und Gedeihen ihnen allen,
Laß unser heißes Fleh'n dir wohlgefallen,
Bleib unser Stab, der stets geführet hat!

Tischlied
zum
500jährigen Jubiläum der Stadt Wehlau
am 25. Januar 1836.

Was hat zu diesem frohen Kreise
Ihr Freunde, heut uns hier vereint?
Weshalb ertönt die muntre Weise
Von jedem, der es herzlich meint? —
Ein Freudenfest erschien uns heut,
Das Vielen reichen Jubel beut.

So manches Jahr ist hingeschwunden;
Doch steht die alte werthe Stadt,
Die manches Böse überwunden,
Manch Heit'res auch gesehen hat.
Es kam und schwand so manch Geschlecht,
Das frohe lebende hat Recht.

Und wer in gut und bösen Zeiten
Das Wohl der lieben Stadt erstrebt,
Soll jetzt an uns vorüberschreiten;
Er hat ja auch für uns gelebt.
Wir wollen seiner That uns freu'n
Und gern ein volles Glas ihm weih'n.

Ein halb Jahrtausend ist entflohen,
Seit hier das erste Haus erstand,
Und Segen bot den Heimathsfrohen
Des Pregels und der Alle Strand.
Ist längst auch Staub des Gründers Sarg,
Dies Glas dem Gründer Hundertmark.

Auch von den Vätern streu'ten viele
Für uns des Glückes schöne Saat,
Sie strebten eifrig nach dem Ziele
Mit Sinn und Wort, mit Rath und That.
Wer für die Stadt gewirkt, gedacht,
Ihm sei das zweite Glas gebracht.

Und sollten wir nicht sein gedenken,
Den jeder Preuße stolz verehrt,
Und der mit weisem festen Lenken
Des Volkes Wohlfahrt stets gemehrt;
Der für uns sorget allezeit,
Ihm sei ein neues Glas geweiht.

Und jeder, wer die Stadt bewohnend,
An seiner Stelle emsig schafft,
Was seinen eignen Fleiß belohnend
Das Ganze hebt mit weiser Kraft;
Wer redlich wirkt ohn' Unterlaß
Empfange unser viertes Glas!

Und Alles, was wir fürder hoffen,
Was, wenn wir längst im Grabe ruhn,
Erfreulich einst die Stadt getroffen,
Der spätsten Nachwelt fröhlich Thun.
In diesem neuen Glase Wein,
Da schließen wir es wünschend ein.

So laßt uns fest zusammenhalten,
Von kleiner Rücksicht nie entzweit;
Stets wird der Ewige dann walten
Bei uns mit seiner Freundlichkeit.
So blühe denn, du theurer Ort,
Von ihr gesegnet, lange fort.

IV. Chronik der Stadt Stallupönen.

Seit Gründung der Stadt vom J. 1722 bis einschließlich 1833.

(Beschluß.)

Im Juni 1812 nahmen hier die Durchmärsche der Franzosen und ihrer Verbündeten im Kriege gegen Rußland, den Napoleon den zweiten Polnischen Krieg nannte, ihren Anfang, und selbige sogleich bei ihrem Ankommen die Magazinbestände in Beschlag. Diese Durchzüge dauerten den ganzen Sommer und Herbst hindurch, und waren so zahlreich als drückend. Unter andern hochgestellten Militairs und Heerführern, die theils durchgingen, theils Quartier nahmen, war auch der König von Neapel, der einige Tage hier verweilte und auf der Dobel Heerschau über 6000 Mann Kuirassier hielt, so wie der Kaiser Napoleon mit einem starken Gefolge den 24. Juni hier eintraf.

Auf Anordnung der höhern Behörden mußten die Authoritäten der hiesigen Stadt und die Königlichen Offizianten den Kaiser Napoleon bei seiner Ankunft vor dem Thore bewillkommnen, zu welchem Ende sie 2½ Tage vor dem Goldapper Thore ihn erwarteten, demnächst bei seiner Ankunft an der Straße mit entblößten Häuptern standen, was dem Kaiser bei seinem schnellen Vorbeifahren auffiel, der den am Thore Wache habenden Französ. Offizier befragte, was diese Aufstellungen zu bedeuten hätten, welcher ihm den Zweck derselben sagte, worauf er denselben anwies, diese Personen nach seinem Quartier, dem damal. General v. Rembowschen Hause, gerade über dem Rathhause, zu beordern, was auch geschah, und worauf sich selbige dahin verfügten, nachdem der Kaiser nicht eilig genug ihre Ankunft erwarten konnte, und ihnen noch besonders zwei Expressen der Beschleunigung wegen entgegengesandt hatte. In der Nähe seines Quartiers angekommen, erweiterten sich die Linien der vor demselben aufgestellten zwei Eskadrons Chasseur zu Pferde zu einem

einem Durchgange bis zur Hausthür, vor welcher Napoleon mit entblößtem Haupte, den Hut neben sich auf einer Banke liegend, mit dem Herzoge von Danzig (Lefevre) und seinem Generalstaabe stand. Lefevre mußte ihm dollmetschen, und nachdem derselbe mehre, hauptsächlich auf die Verpflegung der Armee Bezug habende Fragen an den Bürgermeister erlassen, und unter andern auch verlangte, daß binnen zwei Stunden Brod für 10,000 Mann geliefert werden sollte, was ihm als unmöglich dargestellt wurde, da bereits die frühern Truppen alle Vorräthe verzehrt und weggenommen, erklärte Napoleon ganz kurz: es müßte geschafft werden, und entließ sie sodann mit einem Kopfnicken.

Eben so verdient bemerkt zu werden, daß bei der Ankunft des Kaisers 10,000 Mann Garde in der Stadt in der Straße seiner Fahrt vom Goldapper Thor ab, en Spalier aufgestellt waren, die hier bis zum andern Tage blieben, und aus Mangel an Gelaß in den Häusern, neben denselben auf dem Bürgersteige gelagert wurden; daß zwar Haussuchungen nach vorräthigem Getreide veranlaßt wurden, diese aber zu nichts führten und sie ohne die verlangten 10,000 Brod-Rationen abziehen mußten, auch daß nach höhern Anordnungen bei der Ankunft und Abfahrt des Kaisers ein Ehrengeläute vom Kirchenthurme erfolgen mußte, worauf derselbe nach dreistündigem Verweilen von hier, als der letzten Preußischen Stadt, seine verhängnißvolle Reise nach dem Innern Rußlands über Wirballen und Wilkowischken fortsetzte.

Die hiesige Kirche, die Schule und einige andere Häuser mußten zum Französischen Feldlazareth eingeräumt werden, so daß der Gottesdienst hierauf im Pfarrer- und Predigerhause und in der Schule, der Schulunterricht aber in einem Privathause gehalten werden mußte.

Das der Armee fortwährend nachgesandte Schlachtvieh brachte abermals die Rinderpest unter die hiesige Heerde, die aufs neue viele Stücke aufrieb.

Die Mortalität unter den Einwohnern, die nach 12jährigem Durchschnitt bei einer Bevölkerung von 2500 Seelen, gewöhnlich die Zahl von 80 Individuen nicht übersteigt, erreichte in diesem Jahre eine Höhe von 167; hierunter waren 50, die am Nervenfieber verstarben, — traurige und unzertrennliche Folgen der Kriegsübel und der Durchmärsche erkrankter Krieger.

Hatten einerseits die riesenhaften Streitkräfte der Franzosen und ihrer Verbündeten bei ihrem Uebergange nach Rußland in Erstaunen gesetzt, so gab andererseits nicht minder die durch eine in der Geschichte beispiellose Flucht kundgegebene Niederlage derselben reichlichen Stoff zu ernsten Betrachtungen über die Hinfälligkeit menschlicher Macht und Größe. — Im Monat Decbr. hatten wir hier das tragisch-komische Schauspiel, die Ueberreste der großen Armee, größtentheils wehrlos, erkrankt mit erfrornen Gliedern, in Lumpen gehüllt und vom Hunger geplagt — in dem kläglichsten Zustande durchwandern zu sehen.

Die denkwürdige Kapitulation des Generallieut. v. York und seine Vereinigung mit den Russ. Kriegern war dem Vordringen der letztern förderlich, denn schon am 26. Decbr. kamen 30 Kosaken hier an, denen drei Tage darauf das Korps des General Tzißakof folgte. Die Mannszucht aller dieser Truppen war musterhaft und entsprach dem neuen Bunde.

1813 den 19. Februar erschien hier eine gedruckte Aufforderung Seitens der von den Preuß. Ständen, nach vorheriger Einverständigung mit dem Königl. General-Lieuten. und General-Gouverneur v. York, Behufs Organisation der vom Staatsminister und gefeierten Patrioten Grafen v. Dohna ins Leben gerufenen Landwehr-Instituts gewählten General-Kommission, um zur schleunigen Ausführung der dort getroffenen und uns bekannt gemachten Anordnungen zu schreiten, die mächtigen Anklang fand, und dem durch fremde Zwingherrschaft lange niedergehaltenen Vaterlandseifer neue Schwingen verlieh. Es begann

eine neue Aera. — Nicht nur das rechtzeitige patriotische freiwillige Entgegenkommen und die energischen Schritte der wackern treuen Preußen, wurden vom Könige in der Allerh. Kabinetsordre vom 17. März ej. gebilligt, sondern Allerhöchstdieselben erließen auch das Gesetz von demselben Dato, welches die nähern Vorschriften über die Organisirung der Landwehr enthielt, nachdem Se. Majestät schon zuvor am 13. März in Breslau den Krieg an Frankreich erklärt, und zugleich den begeisternden Aufruf an sein Volk und sein Heer erlassen hatte.

Es bildete sich auch in diesem Jahre hieselbst ein freiwilliger Verein mehrer Offizianten und achtbarer Bürger unter dem Vorsitze des Kreis-Landrath von Kortzfleisch, zur Unterstützung der zurückgebliebenen Familien der ins Feld gerückten hiesigen Vaterlands-Vertheidiger, der monatlich zur Abfassung seiner Beschlüsse zusammentrat, und die zurückgebliebenen Familien durch gesammelte freiwillige Gaben unterstützte.

Außerdem wurden auf höhern Wunsch zur Unterstützung hilfsbedürftiger Vaterlands-Vertheidiger selbst, noch freiwillige Beiträge an Geld und Wäsche, in Ermangelung des erstern aber durch freiwillige Einlieferung goldener Ringe, gesammelt, und für letztere vom Staate als Ehrenzeichen eiserne Ringe mit der Umschrift: „Gold gab ich für Eisen" gegeben, so wie auch nach vollendeter Organisation der Landwehr mit Errichtung des Landsturms vorgeschritten ward.

In diesem Jahre starb der Pfarrer Christoph Andreas Sachs; überhaupt starben 159 Personen, worunter wieder 86 am Nervenfieber.

1814 wurde eine Hauptreparatur an hiesiger Kirche vorgenommen, deren Gesammtkosten auf 4206 Thlr. 19 sgr. berechnet wurden, wozu die Königliche Regierung 2058 Thlr. incl. des 320 Thlr. betragenden Holzwerthes hergab.

In diesem Jahre existirten hier folgende Schul-Amts-Stellen: 1) die Stelle des Rectors und gleich-

zeitigen Predigers; 2) die des Cantors; 3) die des Subrectors; 4) die eines Elementarlehrers; 5) die des reformirten Schullehrers. Es fand indessen im Laufe des Jahres die Vereinigung der reformirten mit den lutherischen Schülern zum gemeinschaftlichen Schulunterricht statt, wobei der reformirte Schullehrer eine für ihn passende Stelle bei der nunmehr verbundenen diesseitigen Schulanstalt erhielt. Auch trat in Ansehung des Lehrer-Einkommens in Stelle der bisherigen Einrichtung, wornach die Lehrer das Schulgeld unmittelbar von den Schülern erhoben und sich damit loco salarii begnügen mußten, eine entsprechendere Abänderung in der Weise ein, daß die Stadt-Kommune die schwankende Schulgeld-Einnahme für eigne Rechnung übernahm, und den Lehrern dagegen angemessene Gehalte aussetzte.

Eben so wurde unterm 1. Juni dieses Jahres das hiesige Stadtgericht mit dem Justizamte des hiesigen Kreises zu einem gemeinschaftlichen Gericht unter der Benennung: „Königl. Preuß. vereinigtes Amts- und Stadtgericht" vereinigt, und außer dem Dirigenten, Justizrath Engelbrecht, noch 2 Assessoren und 2 Subaltern-Offizianten, nämlich ein Registrator und ein Rendant, die der Kasse und Kanzlei vorstehen mußten, so wie 2 Exekutoren dabei angestellt. Die Stadt verzichtete auf sämmtliche ihr früher gebührenden Gerichts-Sporteln zur Unterhaltung des Stadtrichters, zum Vortheil der Sportelkasse des genannten Gerichts, und verpflichtete sich noch außerdem, ein bestimmtes jährliches Quantum als vormaliges Richtergehalt und Besolduug der städtschen Executoris zur Salarienkasse des Gerichts zu zahlen. — Zur Staats-Anleihe mußte die Stadt 400 Thlr. einzahlen.

1815 im August ist der im vorigen Jahr begonnene Hauptreparaturbau hiesiger Kirche beendigt worden. Vor ihrer Einweihung wurde die aus Anlaß desselben auf dem Kirchenthurm befindliche kupferne Kugel herab-, und die daselbst in einer besondern

kupfernen Kapsel aufbewahrten schriftlichen Nachrichten der Stadt, herausgenommen, denselben eine Fortsetzung der Denkwürdigkeiten von 1770 bis 1815 nachgetragen (ohne daß jedoch von diesem Nachtrag eine Abschrift zurückbehalten ist), und so das Ganze wieder an Ort und Stelle gebracht, nachdem zuvor die Bemerkung war gemacht worden, daß die in der Thurmkugel befindliche, mittelst eines Hakens befestigte kupferne Kapsel gewaltsam herunter gerissen war, und diese Losreißung lediglich ihren Grund in der Wirkung gehabt, die die 1807 von einem Französ. Oberst aus seiner Büchse dorthin abgefeuerte Kugel verursacht. — Die feierliche Wiedereinweihung unserer zum Französ. Lazareth gedienten und zum Gottesdienst völlig wieder hergestellten Kirche selbst, fand den 3. Dec. in Gegenwart mehrer Geistlichen der Umgegend statt. Mit Speisung aller Ortsarmen ward dieses würdig begonnene Dankfest beschlossen.

1816 wurde das allgemeine Friedensfest aufs freudigste und feierlichste begangen.

1818 den 17. Januar richtete der Orkan bedeutenden Schaden an; 19 Scheunen und eine Windmühle wurden ganz umgeworfen und zerschmettert, und viele Wohnhäuser und Gebäude mehr oder weniger beschädigt. — In diesem Jahr erfolgte die Organisation des hiesigen Landrathsamts. — Den 5ten April fand auch hier die Vereinigung der lutherischen mit der reformirten Confession statt. — Am 9. Juni hatten wir das Glück, Se. Majestät unsern erhabenen König bei Gelegenheit Höchst Ihrer Reise nach Rußland in unsern Mauern zu sehen. Von Trakehnen Morgens frühe hier angekommen, setzten Sie Ihre Reise bis Prenn fort.

1820 hörte nach den Bestimmungen des Abgaben-Gesetzes vom 30. Mai 1820 die der Stadt bisher zur Last gefallenen Kosten zur Unterhaltung des Richters und der Executoren auf, so daß für Verwaltung der Civil-Prozesse keine Beiträge mehr gezahlt werden

durften, und ihr nur in unvermögenden Kriminal-Sachen die Tragung der gesetzlichen Gebühren fernerweit verblieb.

1821 überließ die Stadtkommune der hiesigen Judenschaft einen Begräbnißplatz gegen eine jährliche Pacht von 8 Thlr.

1822 waren seit Erhebung dieses Orts zur Stadt 100 Jahre zurückgelegt. Behufs dieses Jubelfestes ward am 22. Juni öffentlicher Gottesdienst gehalten und eine Armenspeisung aus milden freiwilligen Beiträgen veranstaltet. Zur Erhöhung dieser Feierlichkeit wurden die drei ältesten Bürger, namentlich der Bäcker Pilzecker, der Riemermeister Bräutigam u. der Mühlen- und Gutsbesitzer Keßler von Lawischkehmen (als vormaliger hiesiger Bürger) vom hiesigen Magistrat zur Kirche geleitet, woselbst sie der Gemeinde vom Superintendenten Kopp als die ältesten Veteranen der Bürgerschaft vorgestellt und ihnen noch ein langes und heiteres Leben angewünscht wurde. Eben so war Abends ein allgemeiner Ball arrangirt, welchen die oben erwähnten Veteranen durch eine Polonaise eröffneten. Von dieser Jubelfeier machte die Stadtkommune dem Könige Anzeige, und verband damit die Bitte, um Erlaß der in 284 Thlr. 6 sgr. 10 pf. bestehenden aus alten Zeiten herrührenden Domainen-Abgaben, worauf auch mittelst Kabinetsordre vom 27. Juni 1822 84 Thlr. Zapfen- und 111 Thlr. 24 sgr. 2 pf. Fleisch-, Talg- und Höferzins erlassen ist, und nur noch beibehalten wurde 88 Thlr. 12 sgr. 8 pf. sogenannte Recognitions-Gelder.

1823. In diesem Jahr erfolgte der Tod des Superintendenten Kopp im Alter von 44 Jahren, nachdem derselbe vom Jahre 1808 bis zum J. 1813 als Diaconus und Rector, und von da als Pfarrer und Superintendent hieselbst dem Lehr- und Prediger-Amte vorgestanden. — In diesem Jahre erhielt der anno 1811 angelegte Kirchhof eine Vergrößerung seines Flächenraums, vermittelst eines Tausches zwischen

dem Kupferschmidt Plath und der Stadt-Kommune, welche demselben für ein zum Kirchhof abgetretenes Stück Acker einen Wiesenplatz gab. Die Einweihung dieses neuen Gottesackers vollzog der während der Pfarrer-Vacanz dazu besonders eingeladene Consistorialrath Lüls zu Göritten mit der ihm eigenen Ruhe und Würde, die seinen einfachen schönen Worten eine höhere Weihe verlieh. — Der gesellige Verkehr fand in der sich hier zum erstenmale konstituirten Ressourcen-Gesellschaft einen Mittelpunkt, welcher sich aus der Stadt und vom Lande Mitglieder aus dem gebildeten Offizianten- und Bürgerstande anschlossen.

1824 den 14. Novbr. fand auf Grund des allgemeinen Gesetzes wegen Anordnung der Provinzial-Stände vom 5. Juni und des Gesetzes vom 1. Juli 1823, die feierliche Eröffnung des ersten Provinzial-Landtages des Königreichs Preußen in Königsberg nach vorgängigem Gottesdienst statt. Als Deputirter dieser und benachbarter Collectiv-Städte war der Bürgermeister Andersohn zu Ragnit gewählt, der in dieser Eigenschaft an den Verhandlungen des Provinzial-Landtages Theil nahm. — Auf höhere Anordnung wurde die erneuerte Liturgie und Agende durch den Pfarrer und Superintendent Hinz in hiesiger Kirche eingeführt. — Die Mitglieder der ehemaligen reformirten Gemeinde traten das ihnen zugehörige Schulhaus — der Stadt-Kommune — unentgeldlich zu allgemeinen Schulzwecken ab, wozu es auch alsbald verwendet und darin (zu den vorhandenen fünf Lehrer-Klassen) eine sechste, nebst Wohnung für den Elementar-Lehrer, eingerichtet wurde. — Auch wurde hier eine Schlauch-Spritze von Storch aus Königsberg gekauft, wodurch die hiesigen Feuer-Rettungs-Mittel um ein Wesentliches verstärkt wurden.

1825 wurde, angeregt durch einen Verein hochachtbarer Männer zu Königsberg, zum Besten der Waldenser Gemeine in den Thälern von Piemont, hierselbst eine Haus- und Kirchen-Kollekte gehalten,

welche zusammen 21 Thlr. 27 sgr. 9 pf. einbrachte, die gehörigen Orts abgesandt sind. Auch wurde ein hierauf Bezug habender kirchlicher Gottesdienst gehalten, wobei der Superintendent Hinz eine angemessene und ergreifende, vorzüglich das Geschichtliche dieser Gemeinde enthaltende Predigt mit vieler Erbauung, der Gemeinde hielt. — Eine Scheune brannte in diesem Jahr ab. — Der Judenschaft wurde der ihr im Jahr 1821 pachtweise überlassene Begräbnißplatz käuflich abgetreten. — Das auf der Neustadt sub No. 86. belegene Wohnhaus fiel der Stadtkommune für die rückständigen Abgaben zu. Es mußte seiner Baufälligkeit wegen abgetragen und auf anderweitige Austhuung verzichtet werden, da sich Niemand zum Retablissement desselben meldete. Von den alten Bau-Materialien wurde die hiesige gänzlich verfallene Stadtdienerei retablirt, und unter der Benennung eines Stadt-Gefängnisses, worin zugleich Wohngelegenheiten für den Stadtdiener und Stadtwachtmeister angebracht, hergestellt.

1826 den 14. Mai, am ersten Pfingstfeiertage, wurde das Sekularfest zur Erinnerung an den vor 100 Jahren vollführten Wiederaufbau und die feierliche Einweihung unserer Kirche, mit Anstand und Würde gefeiert. Die Stadtkommune hatte theils zu der nöthigen Dekoration der Kirche, theils zur Pflege der Ortsarmen an diesem denkwürdigen Tage, die Summe von 50 Thlr. aus Communal-Fonds bewilligt. Die nach der Anordnung des Bauinspektor Regge einfach aber geschmackvoll geschmückte Kirche war überfüllt; der Superintendent Hinz hielt vor dieser zahlreichen Versammlung eine erbauliche Rede, die außer den bezüglichen historischen Nachrichten über dieses Gotteshaus, an die stete Aufrechthaltung und den öftern würdigen Besuch desselben insbesondere erinnerte. Zur Erhöhung dieser Feierlichkeit versammelten sich, der Magistrat, die Stadtverordneten und die sonstigen Behörden der Stadt vor dem Anfange des Gottesdienstes auf dem Rathhause, und zogen

hierauf gemeinschaftlich zur Kirche. Abends war ein allgemeiner Ball arrangirt, an welchem außer den Behörden der Stadt, mehre achtbare Bürgerfamilien Antheil nahmen. — In diesem Jahre wurde hier eine Königl. Salz-Niederlage eingerichtet; eine Holländer-Windmühle brannte ab, und ein Nebenhaus ward durch Feuer beschädigt.

1827 wurde zur Wahrnehmung des zweiten Provinzial-Landtages der Bürgermeister Andersohn aus Ragnit, als Deputirter dieses Orts, einberufen. — Für die beim Abgange der Weichsel-Eisdecke durch Ueberschwemmung gelittenen Bewohner der Schwetzer, Marienburger und Elbinger Niederung wurde hier eine Haus-Kollekte gehalten, die 8 Thlr. einbrachte, welche demnächst gehörigen Orts abgeführt sind. — In diesem Jahr wurde auch das Pfarrerwittwenhaus neu erbaut, welches ohne die von der Gemeinde zu leistenden Hand- u. Spanndienste 2094 Tlr. 1 sgr. kostete.

1829. Für die verwahrlosten Kinder in Königsberg ward eine Hauskollekte gehalten, die einen Ertrag von 2 Thlr. 10 sgr. ergab, welche der betreffenden Kasse übermacht wurden. — Zur Milderung des Nothstandes, in welchem die Bewohner der Tilsiter Niederung in diesem Jahre durch verheerende Wasserfluthen gerathen waren, bildete sich auch hier ein Hilfsverein, und unterzog sich der Einsammlung freiwilliger Beiträge. Den Bemühungen desselben gelang es, die Herzen der Einwohner zu bereitwilligen Opfern für ihre nothleidenden nahen Mitbürger zu stimmen, so daß sie allein in der Stadt, außer einigen Naturalien und Bekleidungs-Gegenständen, 162 Thlr. 24 sgr. 6 pf. zusammenbrachten, und alle diese Effecten zur zweckmäßigen Verwendung dem Hauptverein nach Tilsit übermachten. — In diesem Jahr fand auch die Dotirung und Eröffnung einer siebenten Lehrerstelle im ehemaligen reformirten Schulhause statt, da in den übrigen Klassen für sämmtliche Schüler nicht mehr hinlänglicher Raum vorhanden war. — In diesem Jahr fand der dritte Provinzial-Landtag statt, zu wel-

chem zum drittenmale der Bürgermeister Andersohn als diesseitiger Landtags-Abgeordneter deputirt wurde.

1830 starb im 56sten Lebensjahre der den 14ten October 1824 introducirte Superintendent Hinz. — Ein Hinterhaus nebst Stall brannte ab. — Auch wurde nach mehrjährigem Conflict endlich das Fundament zu einem neuen Gerichtshause auf der Verlängerungs-Linie der rechten Seite der Rathhausstraße gelegt. Der Bauplatz sowohl, wie auch ein Stück Gartenland für den Gefangenwärter wurden dem Gerichte unentgeldlich und abgabenfrei überlassen, und nur die Bedingung gestellt und angenommen, die bisher inne gehabten Geschäftslokale im Rathhause zu räumen und der Disposition des Magistrats zu überlassen. — Aus Anlaß des im Monat November 1830 im Königreich Polen ausgebrochenen Aufstandes und der Besorgniß möglicher Verletzung der diesseitigen Grenze, ward zur Bewahrung derselben die 4te Eskadron des Königl. 1sten Dragoner-Regiments aus Tilsit am 8. December hierher detachirt.

1831 am 2. Januar marschierte die genannte Dragoner-Eskadron, einer anderweitigen derartigen Bestimmung folgend, hier ab; ihr folgte die mittlerweile zusammengezogene Eskadron des 2ten Bataill. 3ten Gumbinner Landwehr-Regiments. Zur Wiederherstellung kranker Soldaten dieser Abtheilung sowohl, als zur Aufnahme der Behufs Abhaltung der inmittelst in Polen ausgebrochenen Cholera, in den Grenz-Dörfern stationirten und erkrankten Militairs, ward hier ein Militair-Lazareth eingerichtet, und mit allen nöthigen Erfordernissen versehen. Der Abmarsch der gedachten Eskadron mit Hinterlassung der Lazareth-Kranken erfolgte indessen noch vor dem Ausbruch der Cholera, die am 3. Mai 1831 hier auftrat, nachdem ein von Marienpol krank hierher gekommener und plötzlich verschiedener junger Mensch solche eingeschleppt hatte. Angst, Schrecken und zahlreiche jähe Sterbefälle folgten dieser traurigen Erscheinung auf dem Fuße. Diese Krisis dauerte bis zum 31. August, in welcher

Zeit von 173 bekannt gewordenen derartigen Erkrankungen, 107 Personen ein Raub des Würg-Engels wurden. Ueberhaupt starben im Laufe des Jahres 227 Personen, mithin beinahe zweimal mehr, als normalmäßig zu sterben pflegen. Der nur anno 1823 vergrößerte Kirchhof mußte in Folge dieser außerordentlichen Sterblichkeit durch Ankauf eines angrenzenden Stück Landes vom Kaufm. Hardt für 200 Thlr. abermals erweitert werden. Die Einweihung desselben geschah Seitens des hiesigen Pfarrer Schulz in Gegenwart mehrer Einwohner, deren religiöse Gefühle stärker waren, als die Furcht vor der Cholera und vor den vielen sie umgebenden frischen Todten-Hügeln, in deren Nähe es freilich an und für sich und besonders wegen der schädlichen Ausdünstungen bei schwüler Luft unheimlich genug war. Inmitten dieses Jammers und Elends wurde die Noth durch allgemeine und besondere Sperrungs-Maaßregeln, die sich bis auf die Einschließung der Stadt in ihren Grenzen ausdehnte, bis zur Verzweiflung gesteigert. Großes Unglück hat die Weisheit des würdigen Oberpräsidenten v. Schön Excellenz durch schleunige Aufhebung der ohne alle Vorkehrungen angeordneten und durchgesetzten Stadt-Sperre verhütet. Je schwerer es in dieser eigenthümlichen Krisis den Aerzten war, schädliche Vorurtheile zu beseitigen und Vertrauen zu erwecken, desto rühmlicher ist die Verdienstlichkeit des von der K. Regierung zur Behandlung der Cholera-Kranken hierher gesandten Doctor Friese, denn es gelang ihm, kaum hier angekommen, sich durch eigene Furchtlosigkeit und aufopfernde Thätigkeit, eine unbedingte Hingebung zu erwerben, wodurch die Anwendung geprüfter Kenntnisse erleichtert und die Erfolge seines Wirkens im Allgemeinen wie im Einzelnen gesichert wurden. In Ermangelung anderer Mittel blieb die Erkenntlichkeit für diese unschätzbare Leistungen diesseits auf Aeußerungen der innigsten Dankbarkeit beschränkt, und möge die erneuerte Anerkennung derselben hier an einem für die Mit- und Nachwelt bestimmten Orte, eine Bürg-

schaft des Fortlebens dieser dankbaren Gesinnungen bis auf die spätesten Nachkommen sein und bleiben. Eben so verdient die thätige und wirksame Hilfe, die nahe und entfernte Menschenfreunde den armen Einwohnern dieser Stadt während dieser Schreckensscene zuwendeten, und die theils in bedeutenden baaren Geldsummen, theils in ansehnlichen Quantitäten an Naturalien bestanden, das dankbarste Anerkenntniß. Insbesondere war es der hochgeachtete Landstallmeister v. Burgsdorf, der seinen allgemein bekannten Wohlthätigkeitssinn durch reichliche Unterstützungen auf die edelste Weise bewährte, und dessen schönem Beispiel alle Königl. Offizianten und Diener des Königl. Haupt- und Land-Gestüts gefolgt sind. Eben so hat der achtbare Gutsbesitzer Käsewurm auf Puspern, dessen wohlthätige Handlungen nicht minder anerkannt sind, sich durch bedeutende Spenden ausgezeichnet. Ersterer bethätigte seine Theilnahme an der endlichen Befreiung dieses Orts von dieser Plage und der gänzlichen Genesung auch dadurch, daß er mehre von seinen nähern Bekannten und deren Familien, zusammt dem Cholera-Arzt Doctor Friese, zu einem solennen Mittagsmahl in seiner Wohnung in Trakehnen vereinigte, wodurch zugleich die unterbrochene Verbindung beider Orte wieder hergestellt ward. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß die in diesem verehrlichen Hause vorherrschende Anmuth und Gastfreundlichkeit die Eingeladenen in eine lang entbehrte fröhliche Stimmung versetzte, und diesen Tag zu einem frohen Genesungs- und Freudenfest stempelte. — Auf die ehrfurchtsvolle Bitte des Bürgermeisters geruhten Se. Majestät der König den durch die Cholera in Nothstand gerathenen Einwohnern und ihrer Hinterbliebenen ein Gnadengeschenk von funfzig Achtel Kloben-Brennholz in der Königl. Nassawenschen Forst zu machen, und auch dadurch Seine Huld und Gnade gegen arme Nothleidende zu bethätigen, die bei allen Einwohnern, insbesondere bei den unmittelbaren Theilnehmern derselben, den ehrfurchtsvollsten Dank erweckt hat, begleitet mit dem

so oft ausgesprochenen Wunsch, daß die Vorsehung den allverehrten und gütigen Landesvater bis ans späteste Ziel, zum Glück und Ruhm seines treuen Volkes, beschirmen und erhalten möge. — Zum vierten Provinzial-Landtage war der Kaufmann Kohl aus Goldapp als Deputirter für Stallupönen und benachbarte Städte gewählt, und als solcher Theilnehmer der bezüglichen Geschäfte.

1832 am Jacobi-Tage, den 25. Juli, feierten die hiesigen und die zur Land-Gemeinde gehörigen Stammgenossen der vor 100 Jahren aus dem Erzstift Salzburg nach Preußen eingewanderten Salzburger allhier das 100jährige Dank- und Erinnerungsfest der Einwanderung. Es wurde feierlicher Gottesdienst gehalten, dem die ganze Kirchen-Gemeinde mit sichtbarer Theilnahme beiwohnte. Der hiesige Pfarrer Schulz, mütterlicher Seits ein Nachkomme des Salzburgischen Predigers Bräuer, hielt eine angemessene Rede, die die Zuhörer, insbesondere aber die Stammgenossen, mit tiefer Rührung und Dank gegen die gütige Vorsehung erfüllte, die so sichtbar über das Schicksal ihrer Vorfahren und ihr eigenes gewaltet und sie bis hieher so gnädig geschirmt. Von den Beiträgen, die von den Stammgenossen der hiesigen Stadt- und Land-Gemeinde freiwillig waren zusammengebracht worden, und die sich überhaupt auf 120 Thlr. beliefen, wurden 70 Thlr. zu Ausgaben des in Gumbinnen angeordneten allgemeinen Festes, zu dem als Deputirter der Stallupöner Stammgenossen der jetzige Bürgermeister Lambrücker eingeladenermaaßen abgereist war, eingesandt, und mit dem Residuo von 50 Thlr. wurden die Kosten für die an diesem Tage bewirkte Erquickung sämmtlicher Kirchspiels-Armen ohne Unterschied des Glaubens, mit Speisen und Getränken, bestritten. Gleichzeitig faßten die hiesigen Salzburgischen Nachkommen den Entschluß, als sinnbildliches Zeichen ehrfurchtsvoller Dankbarkeit gegen den in Gott ruhenden König Friedrich Wilhelm I. für die großen Wohlthaten, die er ihren Vorfahren

bei ihrer Aufnahme in seinen Staaten, sowohl in materieller als geistiger Beziehung, angedeihen lassen, das Bild dieses hochsinnigen Monarchen auf ihre Kosten, die alsbald aufgebracht wurden, anzuschaffen und in hiesiger Kirche am geeigneten Platze aufzustellen. — In diesem Jahre acquirirte der Steuer-Fiskus das in der Goldapper Straße sub No. 149. belegene Grundstück, in welchem das hiesige Königl. Haupt-Zoll-Amt und die davon abhängigen Anstalten eingerichtet wurden. — Unter der Viehheerde der Stadt brach die Lungenseuche aus, wovon viele Stücke hinstarben.

1833. In Betreff der Kriegsschuld aus dem Jahre 1807, welche ursprünglich 8852 Thlr. betrug, und die allmählig bis auf die Summe von 1280 Thlr. 27 sgr. 7 pf. abgezahlt, ist ein Amortisations-Plan gefertigt und höhern Orts genehmigt, dem zufolge diese Schuld im Laufe der nächsten 15 Jahre vermittelst alljährlichen Zuschlags zu den Kommunalabgaben abgebürdet werden soll, und zu welchem Ende den Kreditoren Stadtobligationen zu 25 Thlr. Nominalwerth und 2 pCt. Zinsen tragend, ausgefertigt sind, die im Wege der Verloosung zur Realisation gelangen. — Die hier im Dienst gestandene unverehel. Helena Leidokat, aus Prußißken bei Gumbinnen gebürtig, 26 Jahr alt, ist wegen verheimlichter Schwangerschaft, heimlicher Geburt und Erdroßelung ihres neugebornen Kindes, zur Kriminal-Untersuchung gezogen und sieht im Gefängniß der Entscheidung des Gerichts entgegen. — Ein Stallgebäude ging in Flammen auf. — In diesem Jahr waren hier nach der Zählung vorhanden: 2570 Seelen; hierunter 16 Katholiken und 70 Juden, 560 Schüler (283 Knaben, 277 Mädchen), und jüdische Schüler 13 (6 Knaben, 7 Mädchen).

Die Grundfläche der Stadt beträgt, außer 502 Morgen Preuß. Weide, welche den nicht mit Acker versehenen Hausbesitzern gehört, 46 Huben 16 Morgen 260 Ruthen Oletzkoisch, oder 2853 Morgen Magdeburgisch, hierunter außer einigen Baustellen und

Kämmerei-Gärten: 16 Morgen 70 Ruth. Kämmerei-Land und eine Hube Pfarrer-Wittwen-Land. — Die vor dem Thore befindliche Abdeckerei ist Eigenthum der Scharfrichterei in Insterburg. — Privat-Windmühlen sind 4, und öffentliche Brunnen 7 nebst einer Cisterne vorhanden. Der gleichfalls außerhalb der Stadt belegene Kirchhof ist ausschließliches Eigenthum der Kommune, wohingegen die Kirche den zwischen den Gärten der Goldapper und Poln. Straße liegenden geschlossenen Begräbnißplatz vindicirt. — Der bebauten Feuerstellen giebt es 140; hierunter befinden sich: 1 Pfarrerhaus, 1 Pfarrerwittwenhaus, 1 Predigerhaus, 1 Kirchschulgebäude: sind nebst der Kirche Eigenthum der Kirchen-Gemeinde; 1 Königliches Wachtgebäude, 1 Königliches Haupt-Zoll-Amts-Gebäude, 1 Rathhaus, 1 Stadtgefängniß, 1 Schulhaus, 1 Hospital: sind Eigenthum der Stadtkommune. Im Hospital, dessen Dasein sich aktenmäßig in die dreißiger Jahre des vorigen Säculi verliert, ohne daß bestimmte Nachrichten über die Gründung dieser wohlthätigen Anstalt zu ermitteln, finden 10 Personen aus dem Bürgerstande Obdach, und außer dem Ertrage des in der Kirche sonntäglich herumgehenden 3ten Klingsäckels, erhalten sie monatlich baare Unterstützung a 10 sgr. und 5 sgr. Zur Armenpflege werden überhaupt etatsmäßig 200 Thlr. aus dem Kommunal-Fonds gezahlt. Der jährliche Geldbetrag der Stadt zu Staats- und Gemeinde-Zwecken beträgt 4125 Thlr., hierunter 1417 Thlr. 15 sgr. Servis. An Revenüen bezieht die Stadt jährlich 1125 Thlr., und 3000 Thlr. müssen zur Deckung des gedachten ganzen Stadthaushaltungs-Bedarfs von den Bewohnern baar aufgebracht werden, und zwar geschieht dies in Form einer allgemeinen Einkommensteuer, vom Acker, Grundstücken, Gewerbe, Kapitalien und Gehältern. Außerdem müssen jährlich noch circa 816 Thlr. an Schulgeld aufgebracht werden, welches diejenigen Eltern, die Kinder zur Schule schicken, in Sätzen von 2 sgr. bis 10 sgr. monatlich zur Bestreitung der Lehrergehalte zu entrichten haben. Die Klassen-

steuer beträgt 1638 Thlr. 15 sgr.; die Gewerbesteuer 682 Thlr. — Jetzt sind folgende Behörden vorhanden: 1) die Geistlichkeit: 1 Pfarrer (Deutsch u. Litthauisch), 1 Prediger, zugleich Rektor, 6 Lehrer; 2) das Königl. Landrathsamt; 3) das K. Land- und Stadtgericht; 4) das K. Hauptzollamt; 5) die K. Kreiskasse; 6) der Magistrat; 7) die Post-Expedition; 8) das Kreis-Physikat u. Chirurgat; 9) die Kreis-Bau-Inspektion; 10) die Domainen-Intendantur; 11) die Militair-Auswechselungs-Kommission. — Das nach Promulgation der Städteordnung von 1808 eingeführte Stadtsiegel enthält in Bezug auf die Anfangs gedachte Sage in der Mitte eines mit Eichenlaub verzierten Herzens einen Tisch, über welchem sich der Preuß. Adler erhebt. Ein approbirtes Statut des Orts ist nicht vorhanden. — Garnison hat Stallupönen jetzt nicht. Diese bestand seit Gründung der Stadt bis zur Eröffnung der 7jähr. Feldzüge anfänglich aus einer Kuirassier-Eskadron, dann aus einer neu errichteten Eskadron grüner Husaren, welche von hier aus in den 7jähr. Krieg zogen; während dessen keine Garnison. Seit dem Frieden von 1763 bis 1772 bildete die Leib-Eskadron des Bosniaken-Regiments die Garnison, und von da ab waren 2 Eskadron des Husaren-Regiments v. Lossow, die den Ort besetzt hielten, und die von hier aus den Baierschen Erbfolgekrieg mitmachten, nach Beendigung desselben zurückkehrten und bis 1796 stehen blieben, wo sie dann dem Füsilier-Bataillon v. Rembow Platz machten, das ununterbrochen bis zum Jahr 1808 hier garnisonirte. Nachdem dasselbe von hier nach Braunsberg verlegt wurde, rückte die Eskadron des Major v. Lockstädt I. Leibhusaren-Regiments anno 1809 hier ein, die bis zum J. 1812 stehen blieb, und von hier in den Befreiungskrieg ging, von welcher Zeit ab, mit Ausnahme der provisorischen Bequartirung anno 1830 und 1831, keine Königl. Truppen hier in Garnison gestanden haben. Zur Uebung der Landwehr ist außer dem Bezirks-Feldwebel ein Offizier der Linie stationirt.

V. Die medicinische Zeitung, die Schule und das Publikum.

Von Dr. H. O. Hamann,
Oberlehrer am Königl. Friedrichs-Gymnasium zu Gumbinnen.

Zweite Abtheilung.

Sonderbar, werthes Publikum, daß Jeder, der sich mit Dir in eine öffentliche Unterredung einläßt, der sich Dir einen gutgemeinten Rath zu ertheilen gedrungen fühlt, gleich von vorne herein daran zweifelt, ob Du seine Worte gehörig würdigen, mit dem gebührenden Beifall aufnehmen und irgend Etwas nach seinem Vorschlage wirst umändern und einrichten wollen. So Herr Lorinser. Und dieser Zweifel, der entschiedenste Widersacher des sicheren Selbstgefühles, entmuthiget vielleicht manchen Redefähigen. Was mich betrifft, so habe ich es vor meinem Gewissen keinesweges übernommen, mit nagelneuen Ansichten und Vorschlägen aufzutreten, sondern nur bereits in dem erwähnten medicinischen Blatte aufgestellte Wünsche und Forderungen, mit einigen unvorgreiflichen Fingerzeigen und anspruchslosen Bemerkungen versehen, durch weitere Besprechung allgemeiner bekannt zu machen und dieselben Deiner sinnvollen Aufmerksamkeit zu empfehlen.

Ich fasse, was noch nicht besprochen ist, zusammen. Vielheit der Unterrichtsgegenstände! Vielheit der häuslichen Arbeiten! Nichts natürlicher, als daß sich diese beide Vielheiten gegenseitig zu bedingen scheinen. Wo viel Unterrichtsgegenstände betrieben werden, da werden auch viele häusliche Arbeiten aufgegeben werden müssen. Indessen, ziehen wir noch die beklagte Vielheit der Unterrichtsstunden herbei, und ich kehre den eben zugestandenen Satz dreist um: Viele Unterrichtsstunden

sollten von Rechtswegen viel natürlicher die Menge der häuslichen Arbeiten verringern und zum Theile gänzlich überflüssig machen.

Wir wollen aufrichtig gegen einander sein, und drückende Mängel und Gebrechen nicht vornehmerweise einer auf den anderen schieben. Es ist freilich bequem, ein groß Geschrei zu erheben ob der maßlosen Anstrengung, welche den zarten Kindern von der Schule zugemuthet wird. Aber — wer übergiebt die zarten Kinder der Schule zu früh? wer übergiebt sie denjenigen Anstalten, in welche sie noch nicht gehören? wer übereilt, gleich viel ob durch erlaubte oder unerlaubte Mittel, ihre stufenmäßige allmälige Ausbildung? wer treibt und übertreibt sie, damit sie nur recht bald „zu Etwas kommen?" Das thut Ihr, verblendete Eltern! unter dem Einflusse einer Zeit, welche den alten tüchtigen Wahlspruch

Lerne was, so kannst Du was

bei Seite geschoben hat und dagegen mit Windes und Dampfes Eile nur dahin drängt und trachtet, „zu Etwas zu kommen" statt „Etwas zu können."

Es wäre vergebliche Mühe zu leugnen, daß sich fast auf allen Gymnasien, besonders aber in den kleineren Städten, viele Schüler befinden, welche von den besagten Anstalten den Nutzen nicht ziehen, den verständige Eltern für ihre Kinder beabsichtigen. Wie kommt's? Antwort: So. Soll Euer Sohn die Drechsler-Kunst erlernen, so fällt es Euch nicht ein, ihn einem Uhrmacher in die Lehre zu geben. Kommt es aber auf nichts weiteres an, als den Knaben für irgend ein einstiges Geschäft vorzubereiten und geschickt zu machen, so führt Ihr ihn, wo möglich, einem Gymnasium zu, ohne zu erwägen, daß diese Anstalt nur eine sehr bestimmte, vereinzelte, nämlich die streng-wissenschaftliche Richtung verfolgt und verfolgen soll, daß sie erst am Ende des vollständigen Kursus ihren Schüler zu — einem neuen, schwereren Studium entläßt, daß demnach der Gewinn der früher aus dem

Gymnasium Abgehenden nur sehr unbedeutend sein kann, weil mit ihnen kein Unterrichtsgegenstand bis zu einem abgeschlossenen Punkte geführt wurde. Ihr nehmet den Lehrling darauf mitten aus der Lehre heraus und findet ihn — was Wunder? nicht so ausgebildet, wie Ihr Euch einbildet, daß er sein müßte; nun klaget Ihr kurzweg die Gymnasien an, ihn mit Unnützem — einer Vielheit der Gegenstände — gequält und von dem Erwünschten zurückgehalten zu haben!

Die unangenehmen Folgen dieser zu spät entdeckten Täuschung fielen nun freilich, sollte man glauben, zunächst auf die Eltern allein, oder vielmehr auf die solchergestalt hingeopferten Kinder. Doch keinesweges! Um dieses nunmehr schon eingewurzelten Uebelstandes willen, der auch in der That erst allmälig und schwierig, nämlich durch Stiftung u. Emporbringung wahrer höherer Bürgerschulen, zu heben sein wird, haben sich die meisten Gymnasien mehr oder minder bequemen müssen, auf solche Zöglinge, namentlich in den unteren Klassen, einige billige Rücksicht zu nehmen, welche ihnen, ohne in dieselben hineinzugehören, vom Zufalle örtlicher Verhältnisse zugewiesen, vom eingefleischten Vorurtheile aufgedrängt, von manchen Anstalten wohl gar zu Ehren des statistischen Flors gewissenloserweise angelockt werden.

Und da habt Ihr den Grund von der Vielheit der Unterrichtsgegenstände. Gäbe es überall reine Gymnasien, welche sich nach der nirgends ganz unbedeutenden Masse derjenigen Schüler nicht zu richten brauchten, die ihrem Wesen nach dem Gymnasium durchaus nicht angehören können, so würden die Lehrpläne derselben anders, nämlich einfacher eingerichtet werden können, und der zu gleicher Zeit behandelten Lehrgegenstände würden weniger sein. So lange aber noch den Gymnasien wird zugemuthet werden, eine doppelte Richtung zu verfolgen, gründlich umfassende wissenschaftliche Vorbildung mit einer allgemeinen Vorbereitung zu bürgerlichen Handtirungen zu verbinden, so lange werden

einzelne Gegenstände schon zu frühe vorgenommen und demzufolge gerade die Anfänger mit verhältnißmäßig schwerem Unterrichte überhäuft werden.

Also Muth gefaßt und frisch ans Werk! Sondert von den eigentlichen wirklichen Gymnasiasten die bleierne Schaar der unberufenen Beiläufer! Sammelt diese zu ihrem eigenen Heile in wahren höheren oder niederen Bürgerschulen! Beiden Theilen wird geholfen sein; der eine wird sich einer ungehemmt fortschreitenden, fruchtbaren wissenschaftlichen Ausbildung freuen, den anderen wird man sich mit dem Lateinischen und dem Griechischen und der alten Geschichte, und wer weiß, mit welchen Dingen nicht alles, zu plagen nicht einfallen lassen! — Und dennoch; ich staune, werthes Publikum! Niemand entschließt sich? und es ist doch so leicht! — „So leicht? du vergißt, daß wir ja unsere Söhne zu Staatsbürgern machen wollen. Dazu verlangt nun aber der Staat Gymnasial-Zeugnisse. Und dieser unserer und des Staates Grille halber müssen wir unsre Kinder nothgedrungen in die Gymnasien schicken. Damit sie jedoch — im Vertrauen gestanden — auf dem bequemsten Wege zu der annehmlichen Gemächlichkeit solches hübsch besoldeten Staatsbürgerthums gelangen, zu dem „Etwas“ kommen, darum erheben wir von Zeit zu Zeit, falls uns nicht menschenfreundliche Aerzte erwünschtermaßen zu Hilfe kommen, so lautes Jammergeschrei über die unmäßige Anstrengung der Jugend.“ — Nun wohl. Schönen Dank für Euer Vertrauen. Ich habe der seltsam offenen Mittheilung Eurer innersten Herzens-Meinung Nichts entgegenzusetzen, als Euch etwa auf einen kleinen Fehler des Sprachgebrauchs aufmerksam zu machen. Ihr sprechet von Staats-Bürgern, wo Ihr Staats-Diener im Sinne habt. — „Und sei's. So meinten wir Staatsdiener. Was denn mehr?“ — Nicht eben viel, wenn es einmal zu diesen Ansichten gekommen ist. Aber wehe über die Unart derjenigen Eltern und Lehrer, welche sich so weit vergessen, den geheiligten Namen

eines Staatsbürgers vor der leichtsinnigen, unbedachtsamen, unerfahrenen Jugend als Beweggrund und Anreizungsmittel zum Lernen, als Zuchtruthe bei etwanigen Ungebührlichkeiten zu entweihen, welche nicht die unabhängige Stärkung der körperlichen und der geistigen Kräfte zu einstiger beliebiger Brauchbarkeit auf jedwedem Standpunkte des Lebens als das Ziel des Lernenden aufstellen, sondern das leidige — Staats-Amt, den Posten, das heißt, das vierteljährig zu ziehende Gehalt, welches wiederum ohne die weidlich gefürchteten und weidlich verwünschten Prüfungen nicht zu erschnappen ist! Glaubet nur, nicht das viele Lernen, nein, die aus so unbedachtsamen, verführenden Aeußerungen Aelterer entspringende Verschrobenheit der Vorstellungen, diese frühzeitige, noch in den Kinderschuhen applicirte Anleitung zum Erjagen des Postens oder Pöstchens, dieses menschenfreundliche Bedauern der von den Eltern selbst übertriebenen und übereilten Jugend, alles dieses vernichtet die natürliche Freudigkeit des Lernens, hemmet die Stärkung der Kräfte, bewirkt die Muthlosigkeit, unterhält die Unlust, erzeugt die Geistes-Stumpfheit so vieler Jünglinge! Ist es Euch um einen Beleg, einen neueren Beleg zu der erwähnten Verschrobenheit zu thun, so weise ich Euch an das Programm des Gymnasiums zu Stargard von Michael 1834, in welchem eine denkwürdige Verhandlung zwischen den Tertianern und dem Königl. Consistorium und Provinzial-Schul-Collegium abgedruckt ist. Auch hat sie Jahn in seinen neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, 15. Bd. 2. Heft (Leipzig 1835) S. 240 mitgetheilt.

Leset, wenn Ihr in diesen ganzen höchst wichtigen Gegenstand weiter eindringen wollt, was der damalige Prorektor Glasewald in dem Programme des Gymnasiums zu Greifswald von Michael 1834 in seiner Abhandlung: „Ansicht der Schule von der innern Seite zur Ergänzung und Berichtigung der Ansicht derselben von der Außenseite," besonders S. 24 fgg.,

Beherzigenswerthes beibringt. Jede Gymnasial-Bibliothek wird im Stande und bereit sein, sie Euch mitzutheilen.

Sehen wir nun einmal der beklagten Vielheit der Unterrichtsgegenstände dreist ins Auge. Nehmet zehn Jahre als die mittlere Zeit an, in welcher ein Schüler vom neunten bis zum neunzehnten Lebensjahre bequem durch die sechs Klassen eines wohl eingerichteten Gymnasiums gelangen kann, und berechnet, was alles in diesem langen Zeitraume bei der nunmehr erreichten Vereinfachung der Methode, bei der Fülle zweckmäßiger Hilfsmittel, bei der Regelmäßigkeit des Unterrichts, bei der Gewissenhaftigkeit der meisten Lehrer einem nur ganz gemächlich mit- und fortarbeitenden Schüler beigebracht werden kann! Erwäget ferner, daß dieser nicht etwa zu einer und derselben Zeit mit allen den Unterrichtsgegenständen, welche in dergleichen Jammer-Berichten nach beliebter neu aufgekommener Art so schlechthin statistisch-tabellarisch summirt zu werden pflegen, überschüttet wird, sondern daß die Schule mit wenigem anfängt, oder wenigstens anfangen sollte; daß sie erst allmälig andere (auf Quarta das Griechische, auf Tertia das Französische) hinzusetzt, oder gar in die Stelle von abgebrochenen, namentlich der Naturbeschreibung, treten läßt; daß, wo der neue Gegenstand eintritt, die schon bekannteren nur noch geübt oder in erweitertem Maßstabe wiederholt werden; daß endlich für die acht oder neun Gegenstände des Gymnasial-Unterrichtes eigentlich gelernt, memorirt in unseren Tagen viel weniger wird, als in früheren Zeiten, da man noch von Prima her seinen Horaz auswendig wußte. Wörtlich auswendig gelernt wird nämlich oder sollte wenigstens Nichts werden, als die Wörter der fremden Sprachen (Vokabeln und Flexions-Endungen), die möglich geringste Zahl von durchaus nothwendigen Regeln über die Gesetze dieser Sprachen; ja, es vermögen geschickte Schulmänner ohnstreitig auch ohne dieselben zum Ziele zu

kommen; Benennungen der Naturgegenstände, das Einmaleins, für Geographie und Geschichte eine Reihe von Namen und Zahlen, deren Bestimmung allezeit dem billigen Ermessen des Lehrers überlassen bleiben muß, — und sonst nur zusammenhängende Darstellungen, nämlich Bibelsprüche, — nach allgemeiner Klage zu wenige, die Hauptstücke des Katechismus, — wie verlautet, nicht so unerschütterlich fest, als sonst, und Deklamirstücke, — leider nur zu bald vergessen. Alles übrige wird besprochen, vorgetragen, verdeutlicht, aufgefaßt, durchgesprochen, geübt, und oft, unzähligemal wiederholt; welches Letztgenannte denn alles zusammen die wahre Geistes-Uebung und Gymnastik ausmacht.

Demnach wäre die Anschuldigung weniger gegen die Vielheit der Unterrichtsgegenstände, als gegen die an manchen Orten willkürliche Erweiterung des Umfanges derselben über die Grenzen der Klassen- und Schul-Zwecke hinaus zu richten gewesen. Und solche willkürliche prahlhaftige Erweiterung der Schul-Grenzen kann in der That nicht laut und strenge genug gerügt werden, jedoch natürlich nur bei den einzelnen Anstalten, welche sich derselben gegen den Sinn und die Absicht aller wohlüberlegten Verordnungen schuldig machen. Was unser Vaterland anbetrifft, so finden solche Uebertreibungen und Unbehilflichkeiten einzelner Anstalten und Lehrer, welche wohl vorkommen können und mögen, ihre gebührende Zurechtweisung und Beseitigung durch die aufmerksamen Behörden, und werden sie fortan in den geeigneten Fällen ohnfehlbar finden.

Sintemal aber bis jetzt noch dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, das will sagen, dieweil die Trennung der zwei Arten von Lehr-Anstalten, welche für unseren dermaligen Zustand so dringend zu wünschen ist, wohl in der nächsten Zukunft noch nicht zu Stande kommen dürfte, so bleiben wir also darauf beschränkt, neben der beibehaltenen Normalzahl von zwei und dreißig wöchentlichen Lehrstunden

und der nicht zu vermeidenden Vielheit der Unterrichts-gegenstände fürs erste nur auf Ermäßigung der häuslichen Arbeiten zu sinnen.

Ich kann es nicht in Abrede stellen, daß an manchen Anstalten die Schüler allerdings aus wohlgemeintem, aber übermäßigem Eifer der Lehrer wohl mit häuslichen Arbeiten überladen werden mögen. Es ist die wesentlichste Kunst des Schulmannes, liebe Mitarbeiter und theure Amtsgenossen, sich zu dem engen Gesichtskreise eines Knaben herabzustimmen; eine wahrscheinlich um desto schwerere Kunst, je mehr man selbst im Laufe der Zeit viel gelernt hat. Aber diesen „Lauf der Zeit" vergessen wir so leicht und verlangen die selbstständige Einsicht, die durchgreifende Auffassung von dem noch lange nicht erstarkten Schüler.

Gestehen wir ferner, daß der Unterricht in manchen Fächern zu philosophisch zu werden anfängt oder es bereits geworden ist. Die an und für sich erfreuliche Wendung der Sprach-Studien auf eine Alles umfassende, Alles ergründende Philosophie der Sprache drohet die so unerläßliche und wohlthätige praktische Anwendung gänzlich zu verdrängen. Ueber diesen philosophischen Theorien, welche wir in übel verstandenen Schul-Ausdrücken und Terminologien — und solche sich anzueignen ist eben die meistens viel zu abstrakte, viel zu schwere häusliche Aufgabe für Anfänger — aus allen Winkeln der untersten Klassen wohlgefällig erschallen und wiedertönen hören, vernachläßigen wir die Sammlung von Stoff und die äußerst wichtige Uebung. Was die alten Sprachen anbelangt, so hat sich kürzlich Wagner in Marburg, ein Greis, der zum Ueberfluß für Unkundige ausdrücklich den Verdacht von sich ablehnt, als „seien ihm die Trauben sauer gewesen," in dem National-Anzeiger der Deutschen 1836 No. 35. mit einem tüchtigen Worte über die jetzt eingerissene Miß-Art und den zu verfolgenden einzig Heil bringenden Weg zur Erlernung derselben vernehmen lassen.

Einige Uebung sucht man nun freilich, aber wohl unzweckmäßig genug, durch freies Arbeiten in der Muttersprache zu schaffen. Nachahmungen sind nämlich abgekommen; alles muß freies Eigenthum sein. Und so quälen wir denn die zartesten Schüler mit Ordnen und Aufsetzen ihrer noch so unreifen Gedanken. Der Schüler, der kaum richtig sprechen, geschweige denn schreiben kann, übt nun pflichtschuldigst eine Menge Fehler ein, welche äußerst mühsam oder auch gar nicht auszurotten im ganzen ferneren Schul-Kursus die Augias-Arbeit des nicht immer herkulischen Lehrers bleibt. Diese sogenannteu freien Ausarbeitungen müssen auf den unteren Klassen fortfallen oder bedeutend vermindert werden. Laßt dagegen den Schüler täglich eine Seite von sorgsam gedrucktem gut und genau abschreiben: und ihr erzielet Schreibe-Fertigkeit zusammen mit Sicherheit in Rechtschreibung und Zeichensetzung. Dann wird man Euch auch nicht mehr zumuthen, daß Ihr in besonderen Stunden Orthographie lehret und einübet! Rechtschreibung, zu deren begründetem Erfassen erst die vollkommnere Kenntniß der Sprache und eine auf den oberen Klassen angestellte tiefer eingehende Besprechung und Untersuchung führt!

Alles, was hier noch folgen könnte — und dessen ist in der That nicht wenig — enthält unsres lieben Horaz inhaltsschweres Wort:

Est modus in rebus, sunt certi denique fines,
Quos ultra citraque nequit consistere rectum.

Schade, daß ich mich durch das Gelüsten, dieses ewig wahre Wort einmal bei passender Gelegenheit an den Mann — und an welchen Mann? der alle Männer und die Frauen dazu in sich begreift, an das werthe Publikum — zu bringen, um den höflichen Schluß gebracht, den ich mir eigends und klüglich aus Horat. Epist. 1. 6. v. 67. 68. gewählt hatte! Statt dessen also nur noch zum Abschied auf den Weg die flüchtige Mittheilung, daß der wohlbekannte schlichte Bauersmann, der treuherzige Dorfzeitungs-Schreiber, über

die medicinische Zeitung lakonisch genug ausruft: „Wenn nur die Leute nicht Alles mit Faullenzen kuriren wollten!“ und in der Berliner literarischen Zeitung 1836 No. 9. außerordentliche Beilage vom 24. Februar Dr. Mützell eine längere Würdigung des beregten Aufsatzes gegeben hat.

VI. Auch ein Wort über Besoldungen der evangelischen Geistlichen und namentlich über Einziehung der Calende in einem Theil Westpreußens.

Es sind fürwahr treffliche Worte, welche der mir unbekannte, würdige Verfasser des im Januar-Heft 1836 der Preuß. Provinzial-Blätter pag. 66 bis 77 befindlichen Aufsatzes über die Nothwendigkeit einer Umänderung in der Art und Weise der Besoldung der Geistlichen gesprochen hat. Er scheint Alles erschöpft zu haben, was die meisten Pfarrer der Provinz Preußen schon längst tief und schmerzlich fühlten, und es wäre seinen Worten nur die segensreiche Verwirklichung zu wünschen, die schon längst sehnlichst erwartet wird.

Somit scheint es überflüssig zu sein, hierüber noch etwas Weiteres zu sagen. Die so sehr nützlichen und weit verbreiteten Preuß. Provinzial-Blätter würden dadurch aber wohl nicht verlieren, wenn sie auch aus andern Gegenden Preußens gerechte Beschwerden über den hochwichtigen Gegenstand der Pfarrer-Besoldungen aufnähme, indem derselbe dadurch, was besonders zu wünschen wäre, an Gewichtigkeit gewinnen dürfte.

Denn fürwahr, hochwichtig ist dieser Gegenstand. Die evangelischen Geistlichen Preußens verlangen gewiß einhellig eine Emancipation aus den Fesseln der Accidenzien, und, so lange Religion gilt, so lange Religion

das sicherste Fundament der Staaten, das festeste Band zwischen König und Volk, zwischen Regierenden und Regierten, zwischen Mann und Weib, Vater und Sohn ist und bleibt, so lange es nur wahres Heil im Bunde mit ihr giebt, können auch die gerechten Klagen der Diener dieser Religion nicht gleichgültig überhört werden.

Sie bedürfen vor Allem, wenn die unerläßliche Begeisterung für ihr heiliges Amt ihnen nicht abgehen und ihr Dienst nicht ein verderblicher Frohndienst werden soll, einer würdigeren Stellung im Staate. Wird ihnen dieselbe nicht, so beten wir vergebens: „Dein Reich komme!" — Es kann nicht kommen, wenn der Verkündiger dieses Reiches, überdies, mit wenigen Ausnahmen, in die Fesseln drückender Sorgen geschmiedet, nicht von denen der Accidenzien befreit wird. — Es kann nicht kommen, wenn er im Beichtstuhl die Herzen ermahnend, beruhigend, erwärmend, für das Göttliche entflammend, nun dem begnadigten Christen in der Absolution die Hand aufs Haupt legend, gewahrt, wie der Hinknieende, dessen Herz bei Gott und Jesu sein soll, unbekümmert seine Taschen durchwühlt, um nach dem Beichtgroschen zu forschen, den er dem Prediger zugedacht hat. Ach! da sinkt auch sein begeistertes Gemüth in den irdischen Staub, es erlischt in ihm die göttliche Flamme und gebeugten Herzens besteigt er Altar und Kanzel. Und, wenn so, nachdem er bei andern heiligen Amtshandlungen, bei Verwaltung der Sakramente, bei Confirmation der Kinder, bei Einsegnung des ehelichen Bundes mit der ganzen ihm inwohnenden Kraft das Göttliche verkündet und den Seelen zu eigen gemacht hat, ihm sein Lohn durch unwürdiges Abdingen abgezwackt, und kann er, will er selbst nicht darben, nicht gewähren, mit unwilliger Miene und unschicklichen Redensarten verlassen wird — da verweltlicht auch der Geistliche und das Reich Gottes kann durch ihn nicht kommen; — „denn, wo das Salz dumm wird, lehrt der Heiland, womit soll man salzen."

Was aber besonders hemmend und niederbeugend für den Diener Gottes ist, liegt in der Einziehung der Calende, welche in dieser Gegend freilich nur in baarem Gelde gezahlt wird, jedoch, der Quantität nach, dem Belieben des Zahlenden anheimgestellt ist. Denn Decem und andere Real-Abgaben leistet hier der evangelische Einsasse nach Bestimmungen älterer Gesetze an den katholischen Pfarrer, und, es sei zum Ruhme der Gebenden gesagt, ohne Weigerung. Es droht dem Empfänger nicht, wie in Irland, Gift und Dolch, räuberischer Hinterhalt oder offener Widerstreit. — Die Calende jedoch soll nach dem Einpfarrungsdekret von 1812 der evangelische Geistliche als eine persönliche Abgabe beziehen. Solches muß er nun realisiren, indem er zur Weihnachts- oder Neujahrszeit seine, größtentheils entfernt wohnende Kirchspielsglieder persönlich besucht, ihnen den Segen Gottes wünscht und sodann einen klingenden Händedruck empfängt. Mag er nun in manchen Häusern eine willkommene Aufnahme finden, ach! viele, ich spreche aus vieljähriger, eigner, nur noch bei der letzten Calende-Einnahme gemachter, bitterer Erfahrung — sehen ihn ungern kommen. „Auch der will uns noch ausziehen," heißt es wohl. „Ich habe jetzt nichts" — „hier ist Niemand zu Hause" schallt es ihm an andern Orten entgegen. Oder, er findet gar die Thüren verschlossen, während die Bewohner in den Stuben sind, und so muß er, der Verkündiger der heiligsten Wahrheiten, der Haushalter über Gottes Geheimnisse, der Bringer des göttlichen Friedens, gleich einem Bettler draußen stehn, klopfet an und es wird ihm nicht aufgethan. — Hat er hier noch eine Thräne, so hebt er zu Gottes freiem Himmel sein Auge empor, weint die Thräne, seufzend: „ich bringe sie Dir, mein Gott, zum Opfer dar."

O möge dieser Gott die Herzen der Zeitgenossen erschüttern, rühren, damit sie Hand ans Werk legen, das Alte, was nicht mehr für uns taugt, vernichten

und schaffen eine neue Ordnung, die Heil bringt der Religiosität! Denn sie kann sonst nicht gedeihen, wenn sie in ihren Pflegern erstickt wird *).

Darum rufe auch ich aus: „Fort mit den Accidenzien! Fort aber auch mit der Calende!“ Sie, diese zweckwidrigen Institutionen, bringen den Geistlichen in vielfache unangenehme Berührung mit seiner Gemeinde, bringen ihn um seine Berufsfreudigkeit, um die Begeisterung für sein Amt.

Der Staat besolde fortan den Pfarrer. Der Weisheit seines Regenten und dessen Räthen wird es anheimgestellt, diese Besoldung zu realisiren. Daß sie möglich sei, lehrt uns Nassau. Daß unser verehrte König sie, wenigstens durch Abschaffung des Beichtgroschens, wünsche, lehrt das von ihm bald nach seinem Regierungs-Antritt gesprochene Wort: „Das Beichtgeld soll, als allgemein anstößig, abgeschafft werden.“ — Hie und da ist, wie ich glaube, der Geistliche auch in unserm Vaterlande schon fixirt worden. Wenigstens ist in meiner nächsten Nachbarschaft, in Oliva, ein evangelisches Pfarrsystem gestiftet, und dem dort mit einem aus Königl. Kassen fließenden Gehalt von 7 bis 800 Thlr. versehenen Geistlichen die Stelle unter der Bedingung verliehen worden, den Accidenzien, besonders dem Beichtgelde, zu entsagen. Das ist gut für den Pfarrer, für dessen Gemeinde, aber nicht für die umliegenden Kirchspiele und deren Geistlichen; denn letztere werden nur allzuoft bei Beziehung ihrer Accidenzien von der höchst unangenehmen, ja empörenden Bemerkung getroffen: „dort, in der benachbarten Kirche, kostet es ja gar nichts, das ist doch zu viel.“ —

*) Es wird hier bemerkt, daß die Königl. Regierung in neuester Zeit meine Bitte um anderweitige Einziehung der Calende nicht ganz zurückgewiesen hat. Ueber den Erfolg dieser Angelegenheit soll seiner Zeit durch diese Blätter Näheres berichtet werden.

Nein, man reformire die Kirchen des ganzen Vaterlandes; denn wir sind alle Kinder, wie eines himmlischen Vaters, so auch eines irdischen, unseres frommen, gerechten Königes. Man gebe dem Geistlichen fixes Gehalt, und dafür, einzig und allein dafür verrichte er alle heiligen Amtshandlungen. Streckt er dann noch seine Hand aus zum Beichtgroschen, oder bei Taufen, Trauungen u. s. w., um irdischen Lohn zu empfangen von dem, den er mit himmlischem gesegnet hat: — weg, weg mit ihm aus dem Weinberge des Herrn, er ist ein Miethling, ein Menschenknecht, ihm geht ab die Flamme heiliger Begeisterung für sein Amt, die wahre Weihe für das Reich Gottes. Er trete ab von dem heiligen Boden, und gehe dahin, wo seine irdische Gier gestillt wird; denn sein Herz schlägt nicht für Jesum, den Gekreuzigten, sondern für die elenden Geldstücke, die ihm entgegenblicken.

Man macht den Geistlichen unserer Zeit oft den bittern Vorwurf, daß sie so viel gebrauchen, daß ihre Vorgänger in frühern Zeiten weniger hatten und doch lebten. Was antworten wir darauf? — Andere Zeiten, andere Menschen. Die geistigen, wie die leiblichen Bedürfnisse sind gestiegen an Menge und am Preise. Das lehrt die Erfahrung. Der Geistliche muß mit seiner Zeit fortschreiten an Wohlanständigkeit, an Cultur, an Intelligenz. Er darf nicht dem Cynismus huldigen, denn sonst wird er verachtet vom Herrn und Bauer. Darum, nach den Anforderungen der Zeit besolde man auch den Geistlichen. — Aber man überschätzt auch fürwahr die Genügsamkeit unserer geistlichen Amtsvorfahren. Ach, auch sie fühlten, daß es drückend war, im Pfarramt zu darben, auch sie klagten laut und flehten um Verbesserung ihrer Lage.

So lautet es im hiesigen Kirchenbuch schon vor hundert Jahren. Der damalige Pfarrer hieselbst, Johannes Rätz, klagte Dom. Septuag. A. 1736, wie folget: „Es will auch alle Vorstellung, die pro concione einige Male geschehen, wenig verschlagen.

Vielleicht wird mit der Zeit Kirch und Schule wegen des gar schlechten Unterhaltes gar eingehen. Die Vorfahren hätten auch billig bei Fundirung eines so wichtigen Werkes mehr bedenken sollen. Was ist ein Kirchengebäude ohne Lehrer? Und wie kann ein Lehrer mit gebührendem Fleiß und Freudigkeit sein Amt führen, wenn er durch Sorge, Noth und informationem etc. daran gehindert, und frühzeitig zum Grabe zubereitet wird? geschweige, was auch noch von dem Wenigen hin und wieder abgezwackt wird haec Deo commendo justo judici atque remuneratori."

Dieß unterschreibe ich von Herzen und empfehle Gott auch noch heute dasselbe.

Klein Katz bei Danzig, Dom. Septuag. den 31. Januar 1836.

Berg,
evangelischer Pfarrer.

VII. Eine bisher unentdeckte Ursache vom Verfall der Macht des Deutschen Ordens in Preußens.

„Noch will ich Dir eins schreiben von dem Gänsbein, das mir in Kürz gesagt hat ein groß sieglich Capitani, an den groß Fürsten und Gemein groß Glauben haben, eins durch seine Thaten, das andere durch seine Weisheit, das dritt durch seine Treu, die er allewege in allen Nöthen an seinem Erbfürsten gehalten hat. Derselb gut Mann sprach heuer in dem Jahr tausend vierhundert und fünf und fünfzig Jahr an St. Niclaustag zu mir: „lieber Meister, wie wird der Winter heuer stehn, nachdem als ihr Sternseher haltet?" Ich war bald und bald, als ich

noch bin, und sprach: „Herr Saturnus geht in dem Monat in ein feurig Zeichen, so sind auch andere Sterne darnach geschickt, dass in dreien Jahren kein harter Winter wird." Der unverzagte Mann, der christliche Hauptmann zog aus seinem Gewand den ketzerischen Unglauben, das Gänsbein, und zeigt' mir, dass nach Lichtmess fast große Kälte werden sollt und möcht nicht fehlen. Was ich sagt', er sagt mir noch mehr und sagt mir, dass die Teutschen Herrn in Preußn all ihr' Krieg' nach dem Gänsbein getrieben hätten und wie das Gansbein gezeigt hätt', also hätten sie ihr zwo Fährt', eine im Sommer, die andre im Winter, ausgericht. Er sprach noch mehr diese Wort: „Die Weil der Teutsch Orden dem Bein folget, die Weil hätten sie groß Würd' und Ehre, seit aber sie das gelassen haben, so weiß Gott wohl, wie es um sie steht." Ich sprach: „hätte der Teutsch Orden ander Kunst, Hülf' und Steuer nicht, denn das Gänsbein, so wär' ihr Zuversicht klein'. Mit dem schied ich von meinem reichen Wirth.

(Aus „Doctor Hartlieb's — Leibarztes Herzog Albrecht's von Baiern — Buch aller verboten Kunst, Unglaubens und der Zauberei; geschrieben 1455 an Johans Markgrafen von Brandenburg," mitgetheilt in Jak. Grimm's Deutscher Mythologie S. LXVI.)

VIII.

VIII. Literarische Chronik.

Kern der deutschen Sprachlehre für Volksschulen von Dr. G. B. Weiß. Königsberg 1836.

Dieser kleine Leitfaden, der die Bestimmung hat, „den Schülern unsrer niedern Volksschulen in die Hände gegeben zu werden," und in drei Abschnitten das für diese Bildungsstufe Nothwendigste aus dem Bereiche der Sprachlehre aufs kürzeste zusammendrängt, hilft nicht nur einem von vielen Lehrern gefühlten Bedürfnisse ab, sondern thut dies auch auf eine so zweckgemäße Weise, daß der Unterzeichnete es mit Ueberzeugung empfehlen kann. Der Herr Verf. hat nämlich bei Abfassung dieses Leitfadens sowohl den gegenwärtigen Stand der deutschen Grammatik berücksichtigt, als darauf geachtet, in möglichst wenigen, kurzen Sätzen nur das zu geben, was sich als Resultat des Sprachunterrichts herausstellen und somit dem Gedächtnisse der Schüler anvertraut werden soll. Die in einem Nachworte für den Lehrer gegebnen Andeutungen zur zweckmäßigen Benutzung des Leitfadens sind recht passend und praktisch. Außer durch diese Vorzüge empfiehlt sich das Schriftchen noch durch den geringen Preis (in Parthien à 25 Exempl. kostet das einzelne nur 1½ Sgr.). Preuß.

Deutschen Mundes Laute. Von J. G. K. Königsberg 1834. In Kommission bei Aug. Wilh. Unzer. 8. 86 S.

Kindergeschichten und Nichtgeschichten. Von J. G. K. Königsberg 1834. In Kommission bei Aug. Wilh. Unzer. 8. 124 S.

Nicht, weil diese beiden Bücher ihrem Inhalte nach verwandt sind, sondern darum, weil sie einen und denselben Verfasser haben, stellen wir sie in unsrer Anzeige dicht neben einander. Der Verf. giebt sich in der Vorrede als einen Bewohner Kurlands und in den Büchern selbst als einen Mann von Geist und Gemüth zu erkennen.

No. 1. beschäftigt sich mit einer Art von Untersuchung über die Sprache, welche darauf ausgeht, die Entstehung der Worte aus bezeichnenden Naturlauten herzuleiten, oder vielmehr zu beweisen, daß die menschliche Zunge, gewisse Empfindungen

und Wahrnehmungen der Sinne, mit gewissen unwillkührlichen Bewegungen begleite, aus denen dann die entsprechenden Worte gebildet sind. Um unsern Lesern vollkommen verständlich zu werden, müssen wir ein Beispiel anführen. Der erste Abschnitt handelt: Vom Gl. oder: von Glanz, Gluth und Glätte. Es wird nachgewiesen, daß die Bewegung, welche die Zunge bei der Hervorbringung des Gl. machen muß, ein Gleiten sei, und daher alle Worte, in welchen das Gl. vorkommt, offenbarer, oder versteckter den Begriff des Gleitens in sich enthalten, oder wenigstens einen, aus diesem leicht abzuleitenden Begriff. Wo etwas gleiten soll, muß Glätte sein; Glätte ist mit Glanz verbunden; Glanz strahlt aus der Gluth. Das Gl. bedeutet, nach des Verf. eigenen Worten: 1) für das Gefühl die Glätte; 2) fürs Auge den Glanz; 3) fürs Ohr etwa Glockenklänge; 4) für den Geist die Glorie.

Wer nun an Untersuchungen dieser Art Gefallen findet, — wir möchten sie die Präliminarien zu einem Generalbasse für die Sprache nennen, — der wird in diesem Buche manche überraschende Bemerkung, manches unerwartete Resultat finden. In keinem Falle aber ist eine solche Untersuchung uninteressant, da sie den Blick auf die Ur- und Naturkraft unserer reichen Muttersprache hinleitet.

No. 2. enthält 12 kleine Erzählungen von ungleichem Werthe. Einige darunter, wie „die Geschichte des Hühnchens Liesing," „das wundersame Mäntelchen oder die Reise auf der Wiese," und „der Stier" u. a. m. sind sehr gemüthlich und ansprechend und werden ihres Eindruckes auf das Herz unbefangener Kinder nicht verfehlen. „Der älteste Baum auf Erden und sein Schicksal" ist eine recht wohlgelungene Parabel, die aber von Kindern schwerlich ganz begriffen werden dürfte. Mit den humoristischen oder Witzerzählungen gelingt es dem Verfasser am wenigsten. Die Anspielungen, die ihre Würze ausmachen, sind für Kinder nicht begreiflich und für Erwachsene nicht scharf genug. Originell sind übrigens alle 12 Erzählungen, und haben den besondern, nicht geringen Vorzug, daß sie das Auge des Kindes auf die Wunder der Natur hinrichten, und an eine gemüthliche und liebevolle Auffassung derselben gewöhnen, ohne das Gehirn der Kleinen mit langausgesponnenen Wunderabentheuern anzufüllen und zu verdrehen. Das Buch kann daher zu einem Lesebuche für junge Kinder bestens empfohlen werden, und Erwachsene dürften es auch nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Z.

IX. Das Lied vom Schach.

Widmung.

Den Edlen aller Zeiten, [1]
Die, seit das Schach entstand,
Sich dieses Spiels erfreuten,
Dem Weisen, der's erfand; [2]
(Sei's Araber, sei's Inder,
Ihn preise höh'rer Sang;
Denn solchen Spiels Erfinder
Verdient der Nachwelt Dank!)
Des Kreuzes kühnem Ritter, [3]
Der, von der Palm umkühlt,
Nach heißem Schlachtgewitter
Schach-Zabel gern gespielt;
Dem Freund der Väter-Sitte;
Dem Denker auf dem Thron,
Wie in der schlichten Hütte;
Dem Vaterlandes-Sohn;

---

1) Kaiser Philipp von Schwaben ward beim Schachspiel ermordet, 1208. Kurfürst Joh. Friedrich von Sachsen hörte (1547), ruhig im Schachspiel fortfahrend, sein ungerechtes, später zurückgenommenes Todesurtheil an, das sein Sieger, Kaiser Karl V., über ihn verhängt hatte. Im siebenzehnten Sec. schrieb Herzog August von Braunschweig, unter dem Namen Selenus, ein Werk über das Schachspiel. Stamma, Philidor, Koch, Elias Stein, sind die berühmtesten Schachspieler. Enderlein stiftete zuerst einen Vierschachklubb in Berlin.

2) Sein Name ist unbekannt; Inder und Chinesen kannten das Spiel zuerst; der Araber Nazir Dahir führte es unter den Muselmännern ein.

3) Durch die Kreuzzüge wurde es allgemeiner in Europa, obwohl schon die Sagen von der Tafelrunde seiner erwähnen, und Ritter Gawein das Schachbrett zum Schilde wählt; wahrscheinlich brachten es die Araber im 8. Sec. nach Spanien.

Dem biedern Bauersmanne
An Ströbecks stillem Heerd, 4)
Der Sonntags seine Kanne
So gern am Schachbrett leert;
Dem trauten Vierschach-Kreise, 5)
Der — Wenigen bekannt —
In seiner eig'nen Weise
Des Zirkels Viereck fand:
Weiht dieses Lied der Sänger.
Ihr Spötter, nur gemach!
Seid keine Grillenfänger,
Und hört's und — lernet Schach! 6)

Das Heerspiel. 1)

An des Ganges heil'gem Strande,
Unterm Banianen-Zelt,
Fern von dem Geräusch der Welt,
In dem sonn'gen Morgenlande,
Barg im schlichtesten Gewande
Sich ein Weiser, längst vom Tande
Eitler Sinnenlust befreit,
In zufriedner Einsamkeit.

---

4) Seit 300 Jahren spielen die Bauern in Ströbeck bei Magdeburg, vulgo Ströpke genannt, fertig Schach; wer ein Mädchen aus Ströbeck freit, muß eine Partie einem Ströbecker abgewinnen, oder in die Armenkasse zahlen.

5) Vier Freunde, gesellig und herzlich verbunden, das Bild des Ringes darstellend, stehen sich im Vierschach scharf im Viereck gegenüber; so lösen sie die Quadratur des Zirkels.

6) So heißt es nach dem Persischen Wort für König, Shah, gesprochen: Schach.

1) Im Sanskrit soll es Schthrantsch heißen, welches die Hauptheile eines Indischen Heeres bezeichnet, nämlich: Elephanten (bei uns Läufer), Fußvolk (Bauern), Streitwagen (in Indien Rochen oder die Rothen genannt, weil sie gewöhnlich roth angestrichen waren; davon, und nicht von den Elephanten, rührt unser Thurmname her, wofür wir auch Rochen setzen), Pferde (bei uns Springer, in Frankreich cavalier, Reiter),

Und im Abendsonnenstrahle
Trat im frischen Jugendmuth
Einst ein König, rein und gut,
Zu des Greisen stillem Mahle.
Und er theilt mit ihm die Schale
In dem grünen Lauben-Saale.
„Herrscher," spricht der Weise dann,
„Sage Dein Begehren an!"

„Weisheit such ich an der Quelle;
Lehre sie mich, frommer Mann,
Daß ich würdig herrschen kann!" —
Schweigend überschritt die Schwelle
Seiner nahen Felsenzelle
Jetzt der Weise; mild und helle
Blickt sein Aug', und vor ihm stand
Er, ein Kästchen in der Hand.

„Fürst, Du trägst in Kopf und Herzen
Schon der Weisheit edlen Keim;
Kehre ruhig wieder heim;
Wann sich Schicksalswolken schwärzen,
Nicht verzagen unter Schmerzen,
Mäßig sein in Lust und Schmerzen —
Sieh, das ist mein Zauberspruch,
Folg ihm, und du weißt genug!"

„Doch für Deine freien Stunden
Nimm hier diesen Talisman,
Mein gedenkend, freundlich an.
Mühsam hab' ich ihn erfunden;
Selbst bei herben Schicksalswunden
Wirst Du seine Kraft erkunden;
Spielend zeigt er Dir den Staat,
Spielend giebt er weisen Rath."

Aus dem Kästlein zog er leise
Viel Gestalten, zart und fein,
Schön geformt aus Elfenbein;
Lehrt ihn selbst die Art und Weise
Ihrer wunderbaren Reise
Auf des Vierecks sinn'gem Gleise;
Zeigt ihm Ordnung, Kampf und Sieg
In des Heerspiels Zauberkrieg.

„Fußvolk, Elephanten, Wagen,
Eines Inders-Heeres Kern,
Sammeln sich um ihren Herrn,
Reiter sind bereit zu schlagen;
Wie in Krischna's Siegestagen [2])
Sieht man hoch den Feldherrn ragen, [3])
Und des Kampfes höchstes Loos,
Steht der König, still und groß."

„In des Fußvolks sichrem Gange
Sieh des Bauerstandes Bild;
Wie er seine Pflicht erfüllt,
Anspruchslos, doch nimmer bange,
Einfach und nicht grübelnd lange,
Opfernd sich im Zeitendrange;
Oft verkannt im schlichten Kleid,
Wichtig doch zu jeder Zeit."

„Gleich des Landes Thürmen sehen
Wir zu beider Flügel Schutz
Rochen dort voll edlem Trutz.
Soll's dem Reiche wohlergehen,
Müssen so zur Seite stehen,
Und so grad und sicher gehen,
Gleich verehrt von Herr und Knecht,
Immerdar Gesetz und Recht."

„Nimmer soll der König trauen,
Wann der Schmeichler hüpfend naht;
Diese Raupe für den Staat
— Magst sie hier als Springer schauen [4]) —
Pflegt sich nahe anzubauen
Und dann rücklings einzuhauen.
Bauern, jagt ihn schnell nach Haus!
Oder, König, weich' ihm aus!"

---

2) Die Kämpfe und Siege des Krischna, einer Inkarnation des Gottes Vischnu, beschreibt der Mahabarat des Dichters Vyasa.

3) Unsre Königin heißt im Morgenlande Fers, Wezier oder Feldherr.

4) Man vergönne hier die Abweichung vom ursprünglichen Ausdruck, da die uns bekanntere Benennung „Springer" sich dem Bilde des Schmeichlers besser anschmiegt.

„Soll sich ernst der Kampf gestalten,
Zieh'n nach wohldurchdachtem Plan,
Elephanten ihre Bahn,
Treuen Sinnes, ohne Falten,
Die im Streite der Gewalten
Unverrücklich Farbe halten. *)
König, aus der Diener Schaar
Sondre Männer, treu und wahr!“

„Sieh den Feldherrn schützen, leiten,
Ueberall im Feld der Schlacht;
Wie er wirkt mit List und Macht,
Wie er kühnlich weiß zu streiten,
Sieg durch Stellung zu bereiten,
Und vernichtend einzuschreiten.
Treulich steht er Dir zur Hand,
Schutzgeist ist er Deinem Land.“

„Willst Du diesen Schutzgeist kennen?
Dir in einem edlen Sinn
Eine ächte Königin;
Nun, so will ich ihn Dir nennen.
Möge nichts Dich von ihm trennen,
Stets Dir seine Flamme brennen,
Sich verjüngend, ewig neu,
In des Volkes Lieb' und Treu'!“

„Laß des Königs Gang Dir deuten:
Fest und sicher ist sein Schritt,
Die Getreuen wandeln mit;
Pflegt er langsam auch zu schreiten,
Wirkt er doch nach allen Seiten,
Um den Sieg sich zu erstreiten;

---

*) Die Franzosen nennen den Elephanten „fou.“ Wäre diese Benennung nicht schon alt, so ließe sie sich dadurch erklären, daß die heutige Verblendung der Franzosen gern alles zum Narren machen möchte, was treulich Farbe hält, während sie nicht allein das tricolore, sondern überhaupt das changeante lieben. So wie der schwarze und weiße Läufer (oder besser Elephant, der ein schönes Bild der Treue ist) nie ihre Farben verlassen, wollen auch wir Preußen uns fest an Schwarz und Weiß halten!

Stellt bei drohender Gefahr
Sich dem Gegenkönig dar." *)

„Also sei, wie hier im Spiele,
Auch des Fürsten Zweck der Staat;
Stets nur folgend weisem Rath,
Und im bunten Weltgewühle
Streng beherrschend die Gefühle,
Streb' er nach dem großen Ziele
Der Vollendung langsam hin,
Doch mit hohem, festem Sinn!"

Freudig sprach der Fürst: „Begehre
Reichen Lohn Dir, selt'ner Mann!"
Lächelnd hub der Weise an:
„Leg' ein Körnlein aus der Aehre
Auf dies erste Feld, so schwöre
Ich, daß es unmöglich wäre,
Legst Du auf das nächste zween,
So zum letzten fortzugehn."

„Denn zu ungeheuren Massen
Wächst die Zahl der Körner dann
Mit sich selbst vermehret an;
Und kein Mogul könnt's verprassen,
Ja kein Weltreich würd' es fassen,
Wollt' ich mir das zahlen lassen,
Was bis vierundsechszig mir
Gäb' des Spieles Brettrevier."

„Drum mit eitlem Gold nicht lohne,
Was die freie Liebe gab!
Mir genügt ein stilles Grab.
Lächelt Brahma seinem Sohne,
Tausch' ich nicht mit Deiner Krone.
Doch auf Deinem Erdenthron
Uebe, was das Heerspiel lehrt,
Und Du bleibst des Thrones werth!" W. v. C.

*) Wie viel von dem zur rechten Zeit erwählten Gegenübertreten des Königs gegen den feindlichen in Spielwendungen abhänge, ist in der Anweisung zur Erlernung des Schachspiels von F. W. v. Mauvillon, Essen 1827, im 4ten Kapitel §. 7. erörtert. Der König tritt, nach dem Kunstausdrucke, in Opposition.

den daher hiemit ergebenst eingeladen, der Redaction ihre gedruckten Werke einzusenden, welche für gründliche Beurtheilung derselben zu sorgen, sehr gerne bereit sein wird. c) Erinnerung an ehrenwerthe, ins Ausland gegangene Landsleute und Nachrichten über ihre Schriften.

7. Anhang.

In Schlesien ist die rühmliche und empfehlungswerthe Sitte allgemein geworden, dem Verstorbenen in den Provinzial-Blättern ein ehrendes Andenken zu erhalten. Es ist eine heilige Schuld, wofür sie auch wohl in Preußen anerkannt werden wird. Die Theilnahme der Freunde und Bekannten in Anspruch zu nehmen, ist ein Trost für den Zurückgebliebenen, und die Biographie eines, wenn auch schlichten, aber redlichen Mitbürgers erregt allgemeines Interesse, denn wie wunderbar, belehrend und erheiternd sind oft die Geschicke des Einzelnen. Solchen Anzeigen wird der Anhang gewidmet sein. Alle übrigen, blos persönlichen Nachrichten und Anzeigen aller Art, werden gleichfalls in diesen Anhang aufgenommen.

Diese Zeitschrift, deren Plan ursprünglich Herr Stadtrath Hartung entworfen, dann aber wohlwollend der Anstalt zur Rettung verwahrloster Kinder überlassen hat, wird in ihrer jetzigen Gestalt von dem Unterzeichneten zum Besten der Anstalt gedachten Vereins herausgegeben, so daß der Ueberschuß der Einnahme der Kasse derselben zufließt. Aufsätze, Gelder, Notizen u. s. w. außerhalb Königsberg bitte ich unmittelbar an den Verein zur Rettung verwahrloster Kinder sub rubr. „Erziehungs-Verein" zu senden, da unter dieser Adresse der Kasse das Porto von der Post wiedererstattet wird, in Königsberg aber die Aufsätze in der Expedition dieser Zeitschrift, Fleischbänkenstr. No. 24., abgeben zu lassen.

Beiträge zu dieser Zeitschrift werden stets willkommen sein. Ich wünsche nicht, daß dieselbe nur des wohlthätigen Zwecks wegen, welchen sie mit fördern hilft, gehalten werde, sondern nur allein ihres Inhaltes wegen. Wer sie nur des ersteren wegen hält, wird besser thun, der Kasse des Vereins einen Beitrag zuzuwenden.

Richter.

Inhalt.

Tag der Ausgabe dieses Heftes: Den 2. April.

Vaterländisches Archiv
für
Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,
oder
Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben
unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,
von

D. W. L. Richter,
Königl. Preuß. Kriminalrathe.

Funfzehnter Band.
Mai=Heft.

Königsberg, 1836.
Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.
In Commission bei der Buchhandlung der Gebrüder Bornträger.

Aufruf an die Verehrer Beethoven's.

Zu allen Zeiten hat man es für eine heilige Pflicht gehalten, große Männer durch Errichtung würdiger und lange dauernder Denkmale zu ehren, und so den Dank und die Bewunderung ihrer Zeitgenossen auch auf die nachkommenden Geschlechter zu vererben. Gegen wen aber möchte diese Pflicht mehr und eher erfüllt werden müssen, als gegen einen Mann, dessen Ruhm durch die außerordentlichsten Schöpfungen im Gebiete einer schönen und edeln Kunst nicht nur zu allen gebildeten Völkern Europas, sondern selbst in ferne Welttheile gedrungen ist, dessen Name zuerst genannt wird, wenn von dem kühnsten und erhabensten Schwunge der Phantasie, wenn von einem endlosen Strome künstlerischer Erfindungskraft, und vor Allem, wenn von der Vollendung der Musik als selbstständigen Kunst die Rede ist, mit Einem Worte: gegen Ludwig van Beethoven! Neun Symphonien, unbestritten das Herrlichste, was die Instrumentalmusik aufzuweisen hat; die unvergleichliche Oper Fidelio; Claviercompositionen, mit welchen für dieß Instrument eine neue Aera begann; Ouverturen, Quartette, Messen, Oratorium, Cantaten, Lieder ꝛc.; wer kennt sie nicht, diese ewigen Zeugen eines eigenthümlichen, rastlos neue, ungekannte Bahnen brechenden und überall nur das Höchste und Edelste erstrebenden Geistes! Selten hat ein Künstler so bedeutsam, so denkwürdig gewirkt, wie Beethoven. Er selbst hatte sich die Aufgabe gestellt, Nichts aufzuzeichnen, was nicht von Grund aus neu und den höchsten Anforderungen entsprechend wäre, und sein gewaltiger überreicher Genius ließ ihn so wenig einen schon betretenen Weg wählen, daß er in seinen zahlreichen Werken nicht einmal sich selbst ähneln mochte, geschweige denn einem Andern. Dadurch gab er der ganzen musikalisch-künstlerischen Thätigkeit eine neue folgenreiche Richtung, so daß die Kunst nicht nur durch ihn selbst Riesenschritte that, sondern daß auch sein glänzendes Beispiel auf die mit und nach ihm lebenden Künstler von entscheidendem heilsamen Einfluß war und sein wird.

I. Ueber den Auerochsen, mit Berücksichtigung der Stammrace unseres Rindes.

Von J. G. Bujack.

Vorgetragen in der Königl. physikal.-ökonom. Gesellschaft den 11. December 1835.

Vergleichen wir unsere überirdischen zoologischen Museen mit den unterirdischen, so zeigt sich keine geringe Verschiedenheit. Cuvier und andere Naturforscher haben eine beträchtliche Menge Gattungen und Arten fossiler Thiere nachgewiesen, deren Originale nicht mehr lebend in der Natur vorkommen. Wenn diese Thatsache unwandelbar feststeht, so kann man zunächst fragen, sind diese Thiere durch eine plötzlich eingetretene Katastrophe von der Oberfläche der Erde verschwunden, oder sind sie auf dem stetigen gewöhnlichen Gange der Natur aus den Reihen der lebenden Arten ausgeschieden, und finden dergleichen Ausscheidungen noch gegenwärtig statt? Diese Frage ist nicht so leicht zu beantworten. Wahrscheinlich wird die vollständige Beantwortung derselben der Zukunft vorbehalten bleiben, in jedem Fall aber die Gegenwart zum Ausgangspunkte gewählt werden müssen. Selbst in der historischen Zeit sind bedeutende Veränderungen in der Thierwelt vorgegangen. Ich will hier nicht an diejenigen erinnern, die durch den Menschen in Folge der Uebersiedlung in die außereuropäischen Erdtheile herbeigeführt sind, z. B. an die Verwilderung der Pferde, die von der Andalusischen Race abstammend, jetzt rudelweise die Lanos und Pampas des neuen Continents durchschwärmen, sondern an Thiere, die wie der Bär, Auer, Luchs und ähnliche früher in Europa weit mehr verbreitet waren, jetzt aber sich

mehr nach dem Osten hinziehn, und deren Existenz, wie die des Auers, für Europa vielleicht bald völlig erloschen sein wird. Wie lange kann es dauern, so werden wir diesen nur in den zoologischen Kabinetten neben den Megatherien, Paläotherien, Anoplotherien und Höhlenbären antreffen. Für die Beantwortung der obigen Frage dürfte es demnach von Wichtigkeit sein die Zeit festzuhalten, in welcher einzelne Thiere noch jetzt aus der Fauna mancher Länder sich verlieren, und historisch zu untersuchen, ob sich mit einiger Sicherheit dergleichen Data in Beziehung auf gewisse Thiere und Länder nachweisen lassen. In jedem Fall werden diese Materialien den Naturforschern zu statten kommen, die sich späterhin an die Lösung jener kritischen Aufgabe machen wollen; denn die Gegenwart ist wegen des mangelnden Materials für dieselbe vielleicht nicht reif genug.

Ich werde zunächst beim Auer verweilen, da er weiland zur vaterländischen Fauna gehörte, und den Vaterlandsfreund in mancher Beziehung zu interessiren vermag. Ist er gleich in unserm Preußen verschollen, und wissen wir auch, daß es abgeschmackt ist, wenn manche Dichter, wie Hirt, ihn mit seinem Donnergebrüll die Deutschen Forsten erfüllen lassen, da er, weit entfernt zu brüllen, vielmehr eine grunzende Stimme hat: so fehlt es ihm nicht an historischem Interesse besonders für die Zeit, in welcher vorzüglich durch ihn der Glaube entstand, daß Preußen ein durch Reichthum eigenthümlicher Thiere ausgezeichnetes Land wäre. Könige, Fürsten und Herren waren damals bemüht, mittelst Gesuch an unsere Landesfürsten ihre Thiergärten mit Auern, Elennen, wilden Rossen rc. aus unserm Vaterlande zu bereichern. Erlauben Sie mir, meine Herren, einige hierher gehörige briefliche Notizen aus unserm geheimen Archive, die wir der Mittheilung des Herrn Prof. Voigt verdanken, hier anzuführen *).

*) Raumers historisches Taschenbuch.

Der Erzherzog Ferdinand ließ folgendes Gesuch an den Herzog Albrecht von Preußen gelangen:

„Wofern es E. L. unbeschwerlich und mit derselben Gelegenheit geschehen möchte, sie wollen uns junge Aueröchsle, darunter 2 Stierle und 4 Kälber lebendig auffahen und zu Wege bringen lassen; denn dieser Briefzeiger sich gegen uns erboten hat, daß er Wege und Mittel wohl wissen und anstellen wolle, uns dieselben Aueröchsle also lebendig und ohne Schaden auch wohl in unsere oberöstreichschen Lande zu bringen."

Allen Gesuchen zu willfahren war dem Herzoge unmöglich. So hatte 1541 Herzog Wilhelm IV. von Baiern den Herzog von Preußen um einen Auerochsen, eine Auerkuh, ein Elenn und eine Elennkuh gebeten. Dieser erwiederte ihm indeß: „Wir haben nach solchen Auern und Elennen viel getrachtet, und zum Theil dieselben auch vor die Hand bekommen; aber wir haben das Glück, unsern geneigten Willen zu vollbringen, noch zur Zeit niemals bekommen können, denn sie allewege wieder, ehe es mit ihnen so weit gekommen, daß man sie hätte wegschicken können, gestorben sind."

Otto Heinrich, Pfalzgraf vom Rhein, der nachmalige Kurfürst, schreibt in einem Briefe vom J. 1533, worin er dem Herzoge von Preußen meldet, daß auf einem Transport von beiden ihm zugeschickten Elennen leider das Männle und das Fräule von hinnen gestorben sei, folgendermaßen:

„Nachdem wir zu seltsamen Dingen eine besondere Lust, Begierde und Neigung haben, so ist an E. L. unsere freundliche Bitte, sie geruhe uns zu schwägerlichem Gefallen Fleiß fürkehren zu lassen, uns einen Auerochsen und eine Kuh, ferner ein wildes Roß und eine Stute zu Wege zu bringen" 2c.

Wie der Pfalzgraf Otto Heinrich, so erhielt von Zeit zu Zeit auch der Markgraf Joachim I. von Brandenburg, der gleichfalls solche Seltenheiten sehr liebte,

der Herzog Georg von Liegnitz, der Landgraf Philipp von Hessen und Andere, bald Auerochsen und wilde Pferde, bald einige Elennthiere für ihre Gärten zugesandt. Unter andern freute sich der Erzbischof von Mainz ungemein, als ihm der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg im Namen des Herzogs von Preußen einen großen und prächtigen Auerochsen zusandte, der, wo er sich blicken ließ, Gegenstand der Bewunderung wurde. Des Bittens und Begehrens der Fürsten und des Schickens scheint damals kein Ende gewesen zu sein, wie unser gelehrte Historiker sich ausdrückt; denn wenn Graf Wilhelm von Henneberg einige Elennshäute braucht, so schreibt er an den Herzog von Preußen und bittet ohne Umstände darum. Hat der Erzherzog Ferdinand von Oestreich Appetit nach Auerochsenbraten, so bittet er den Herzog, damit zu Steuer zu kommen. Dieser sendet ihm 2 Fässer mit eingesalzenem Auer- und Elennswildpret, auch zugleich die Köpfe vom Auer und Elenn dazu, und erwirbt sich so einen freundlichen Dank. — Aber nicht bloß historisches Interesse hat der Auer, es ist auch sein Verhältniß zur Race unseres Rindes beachtungswerth und manches wichtig, was sich an seinem dermaligen Aufenthaltsorte durch Beobachtung seiner herausstellt.

Von vaterländischen Schriftstellern haben Masecoviys und E. G. Hagen über ihn geschrieben. Dem ersteren verdanken wir ein paar hier erschienene Dissertationen *), dem letzteren eine gründliche Abhandlung in der Kunde Preußens (Bd. II. S. 206), hervorgegangen aus sichern Bemerkungen des Prof. Wilde in Petersburg, der einen alten Auerstier und mehre Kühe, die Friedrich Wilhelm I. nach Petersburg geschenkt hatte, genau beobachten konnte, und aus eignen historischen Nachforschungen die Zeit des Verschwindens der Auer hier zu Lande betreffend. Meine Absicht ist es nicht hier bloß zu wiederholen, was diese Männer

*) **Dissertatio I. et II. de Uro. Regiom. 1705.**

von dem Auer gesagt haben, vielmehr werd' ich über die unerörtert gebliebenen Verhältnisse Ihnen, meine Herren, die Verhandlungen der Meister in der Wissenschaft zu referiren die Ehre haben.

Anfangs war der Auer über das ganze gemäßigte Europa verbreitet, aber die fortschreitende Cultur, die Ausrottung der Wälder neben den Flüssen und die fortdauernde Jagd beunruhigten ihn und drängten ihn mehr nach Osten. Im Mittelalter *) lassen sich nur schwache Spuren seines häufigen Vorkommens im mittleren Deutschlande nachweisen. Bei der Ankunft des Deutschen Ordens in Preußen ist er schwerlich über das ganze Land verbreitet gewesen, vielmehr hat er sich wahrscheinlich auf die großen von Flüssen durchschnittenen Waldstrecken beschränkt; denn sonst würde ein paar Jahrhunderte später seine Zahl nicht so bedeutend zusammengeschmolzen sein. Im 16ten Jahrhundert nämlich, zur Zeit des Herzogs Albrecht, sagt Lucas David (I. S. 66): „daß das Land Schalauen der wilden Thiere Wohnung worden, da sie hecken und hegen als die großen Auer oder wilden Ochsen." Später als ein Jahrhundert nach ihm schreibt Hartknoch **): „Heutiges Tages werden die Auerochsen in Samland oder Nadrauen gefunden, unweit von dem Flecken Taplack, da ihnen alle Winter viel Fuder Heu geführet werden, damit sie sich, wenn ein harter Winter ist, erhalten können." — Nur im Winter hielten sie sich in der Nähe der sogenannten Auerscheunen auf, im Sommer aber zogen sie nach dem Curischen Haffe und tummelten sich daselbst auf den

*) Der Mönch von St. Gallen erzählt von Carl dem Großen, er habe sich oft an die Auerochsen gewagt, die er bei Achen sowohl in Thiergärten, als in freien Wäldern zu unterhalten suchte. Auf einer Jagd, die er dem furchtsamen Persischen Gesandten zur Schau gab, rettete ihn der Herzog von Schwaben von einem solchen Unthier, nachdem er bereits am Fuße eine Verletzung erhalten hatte.

**) Hartknoch Alt- und Neupreußen S. 211.

großen Mooren umher. Nach Helwing gab es auch bei Angerburg, besonders in der Ogonschen Heide, viele Auer. Vielleicht hat das 3 Meilen von dieser Stadt entfernte Gut Auerfluß von den Auern seinen Namen. Im Anfange des 17ten Jahrhunderts sind sie schon auf den Baumwald zwischen Labiau u. Tilsit eingeschränkt. Für eine beträchtliche Verminderung ihrer Anzahl spricht der Umstand, daß in dem Verzeichniß des von Johann Sigismund von 1612—1619 erlegten und eingefangenen Wildes unter 11,861 diversen Thieren nur 15 Auer gewesen sind. Mit dem 18ten Jahrhundert tritt eine noch größere Abnahme ein, denn nach der vom Förster Lengning in Leipen über den Auerstand angefertigten Tabelle beträgt die Anzahl der lebendig eingefangenen und zufällig oder durch Wilddiebe getödteten Auer von 1729—42, also in 13 Jahren, nur 42. Wahrscheinlich haben die Wilddiebe *), trotz der sehr harten Strafen, das Meiste zu ihrer Vertilgung beigetragen; auch der letzte Preußische Auer erlag 1755 den Kugeln eines Wilddiebes **).

*) Mein alter akademischer Freund, der Pfr. Haack, theilte mir folgende Nachricht mit, die er von seinem ehemaligen Senior, dem Cantor Balzer in Darkehmen, gehört hatte, welcher sie seinem Senior als Augenzeugen verdankte. Bei einer Reise durch den Baumwald gewahrte dieser in der Nähe der Landstraße Leute, die mit dem Zerlegen eines eben geschossenen Auerochsen beschäftigt waren. Er äußerte ihnen sein Befremden darüber, wurde aber beruhigt durch Hinweisung auf rechts und links auf Bäumen postirte treffliche Schützen, welche bereit seien, jede Dazwischenkunft der Forstbeamten bei dieser Operation durch sichre Schüsse zu verhindern.

**) In dem auf unserm Paradeplatz weiland befindlichen Hetzgarten waren von 1729—1733 sechs Auer, die bei der Anwesenheit des Landesherrn zu Kämpfen benutzt wurden, und ihre Ueberlegenheit über Bären, Rosse u. große Hunde zeigen mußten. Gewöhnlich hatte der Sieger dann die Ehre, von der Hand des Herrschers erlegt zu werden. Friedrich II. ließ beim Antritt seiner Regierung den damals im Hetzgarten aufbewahrten einzigen Auer erschießen,

Nun haben sie noch ein Asyl in den umfangsreichen Waldstrichen Polens und werden durch die große Kälte, die sie im Winter der Nahrung berauben dürfte, gehindert, sich im nördlichen Rußland oder in Nordasien einen weniger gestörten Aufenthaltsort zu suchen. Wäre die menschliche Fürsorge ihnen nicht zu Hilfe gekommen und der schrankenlosen Jagd auf sie nicht Einhalt gethan, sie wären ohnfehlbar schon ausgestorben.

Den Namen des in Rede stehenden Thieres anlangend glaubt Cuvier *), die alten Schriftsteller Oppian, Pausanias, Seneca, Martial, Plinius gedächten zweier Arten von Rindern, deren eine unserm Rinde nahe stünde, des Bison und Ur. Der Bison, des Aristoteles Bonasus, zeichne sich durch einen zottigen Körper aus, der Ur aber durch Schlankheit der Hörner und durch Schnelligkeit. Caesar kennt nur den Ur und weist ihm den Hercynischen Wald zur Heimath an; in neuern Zeiten aber sollen sich Spuren von ihm in den Vogesen gefunden haben. Vom Bison oder Wisent und Ur redet auch das Nibelungenlied bei Gelegenheit einer Jagd **). Selbst im 16ten Jahrhundert unterscheidet noch der Oestreichsche Baron Herberstein-Neuperg ***) zwei Arten von Rind, die er auch in seiner Reisebeschreibung abgebildet hat.

Cuvier ist der Meinung, der Urus sei die Stammrace unseres Rindes, und seit einigen Jahrhunderten völlig erloschen, der Wisent oder Auerochs dagegen

---

den Erlös dafür den Armen geben, und den Platz des Hetzgartens zum Bebauen verschenken. Kunde Preußens II. S. 227.

*) Cuvier Recherches sur les ossemens fossiles etc. V. Tom. 3. Ed. Paris 1825.

**) Nibelungenlied (Abenteuer 16. v. 3761.)
„Darnach schlug er schiere einen Wisent und einen Elk,
Starker Ure viere und einen grimmen Schelk."

***) Rerum moscovitarum Commentarii Basileae 1556.

sei noch vorhanden. Bojanus *) hat gegen die erste Behauptung Zweifel erhoben, und glaubt die Basis derselben sei nicht ganz sicher. Es ist nicht zu leugnen, sagt er, daß Plinius sowohl des gemähnten Auers als der durch Stärke und Schnelligkeit sich auszeichnenden Uri gedenkt, wenn er gleich andere unterscheidende Merkmale anzugeben unterlassen hat. Eben so läßt sich Senecas Auctorität schwerlich bezweifeln, da er ausdrücklich von dem zottigen Bison und von dem Urus mit breiten Hörnern spricht. Wenn gleich seine kurze Charakteristik in einer Tragödie vorkommt und Seneca auch kein Naturforscher ist, so geht doch daraus klar hervor, daß es zu seiner Zeit zwei Arten von Rindern gegeben habe. Dieses Alles zugegeben, behauptet Bojanus, ist es schlagend nicht zu beweisen, daß die eine Art die Stammrace unseres Rindes gewesen sei, vielmehr stehe nur so viel fest, daß wilde unbändige Stiere damals im Circus und in Stiergefechten zur Befriedigung der Schaulust dienten.

Die Strenge des Beweises für die Existenz der Stammrace unseres Rindes zu Anfange des 16ten Jahrhunderts, wie ihn Herberstein geführt, hat Bojanus ebenfalls angefochten, und wie es mir däucht, nicht mit Unrecht. Daß das eine Bild bei Herberstein unsern Auer darstellt, ist durchaus keinem Zweifel unterworfen, und dafür zeugt auch die Charakteristik. Anders verhält es sich mit der zweiten Abbildung. Herberstein sagt ausdrücklich: Uri hat nur das an Lithauen gränzende Masovien. Man nennt ihn dort Thur. Es sind wilde Ochsen, die sich von unsern Rindern gar nicht weiter unterscheiden, als daß sie schwarz sind und einen aus dem Weißen gemischten Längsstreifen über den Rücken haben. Es ist ihrer keine große Menge, und es sind nur gewisse Parke, in denen sie hegen. Sie begatten sich mit unsern Kühen. Die

*) Nova Acta Acad. Leop. Carol. Nat. Cur. XIII. 2. S. 126.

Herbersteinsche Abbildung vom Ur gleicht unserm Rinde ungemein, und namentlich auch die Hörner in Beziehung auf Ursprung, Form und Richtung. Cuvier meint zwar, die Hörner variiren bei unserm Rinde gar sehr und auf dies Merkmal dürfte kein Gewicht gelegt werden. Mag dieses auch von unserm Rinde gelten, so doch keinesweges von der Stammrace desselben, deren Hörner, wie die fossilen Ueberreste ausweisen, sehr groß und beständig nach vorne gekehrt sind, anderer Unterschiede nicht zu gedenken. Herberstein scheint auch hiernach bloß einen wilden Ochsen, einen Ueberrest jener in Wäldern umherschwärmenden wilden Heerden, wie sie noch heut zu Tage in Schottlands Wäldern nach Walter Scotts Schilderung in seiner Braut *) vorkommen, vor Augen gehabt zu haben. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß bei der frühern bei weitem größern Ausdehnung der Waldungen und der geringern Sorge des Menschen, Rinder auch in Europa leicht verwildern konnten, und durch diese Verwilderung dem Urzustande der Race näher traten, wie wir dieses auch an andern Thieren deutlich sehn. Die einförmige, charakterlose Lebensweise unseres Rindviehs nimmt, wie Culley von der wilden weißen im Park von Chillingham Castle eingehegten Race sagt, mehre auffallende Eigenthümlichkeiten an.

Die angeführten Bedenken des ausgezeichneten Anatomen Bojanus weit entfernt die Annahme einer Stammrace unseres Rindes zu entkräften, welche aus den fossilen Knochen und Schädeln mit unwiderleglicher Gewißheit hervorgeht, machen es nur problematisch,

---

*) Cap. V. „Es gehörte damals zu dem Prunk des Schottischen Adels von diesen Abkömmlingen der wilden Heerden, die zu alten Zeiten frei in den Kaledonischen Wäldern umherschweiften, einen kleinen Theil in ihren Parks einzuhegen. Seit Menschengedenken fand man noch, wenigstens auf den dreien der vornehmsten Edelhöfen Hamilton, Drumlanrick und Cumberland Sprößlinge jener Gattung."

daß dieselbe noch zu den Zeiten der Römer oder in spätern Jahrhunderten lebend existirte. Es scheint demnach diese Race zu den antediluvianischen Thieren gehört zu haben. Diese Vermuthung erhält ein größeres Gewicht durch die Massenproduction, die sie den antediluvianischen Thieren gleichstellt: denn die Hornzapfen sind wohl achtmal und die Schädel der Urstiere fast zweimal so groß, als Schädel und Hörner Ukrainischer Stiere, während sie im Leibe nicht viel größer zu sein scheinen. Der Name Tur, der nach Herberstein die vom Auer verschiedene Race bei den Lithauern bezeichnet, und der ohne Zweifel mit taurus einen Ursprung hat, bezeichnet, wie Bojanus sagt, die Gattung, nicht aber eine besondere Art der Gattung, und spricht zum Theil auch gegen die Annahme; auch sagt der Polnische Naturforscher Kluk: „ausländische Schriftsteller sprächen zwar von einem Thiere Thur, welches vom Bison oder Auer verschieden sei, er aber habe trotz seines emsigen Nachforschens nichts Gewisses über diesen Unterschied ermitteln können, der demnach mehr in den Worten, als in der Sache zu bestehen scheine." — Es fehlt daher an zuverläßigen Beweisen, daß eine von dem Auer und von unserm Rindvieh verschiedene Race zur historischen Zeit gelebt habe: denn daß sie vor derselben und selbst in unsern Gegenden existirt habe, dafür sprechen unumstößliche Thatsachen. Ich brauche nur an die fossilen Schädel von Rindern zu erinnern, die in verschiedenen Ländern und auch hier zu Lande aus der Erde gegraben wurden, Schädel, die den Auerschädeln sehr unähnlich, mit den Schädeln unseres Rindes dagegen große Aehnlichkeit haben, sie aber in den Größen-Verhältnissen bedeutend übertreffen. In unserm zoologischen Museum befindet sich ein solcher Schädel, der aus der Helwing-Pisanskischen Sammlung herstammt. Herr v. Baer hat ihn in seiner Dissertation de Fossilibus Mammalium reliquiis ausführlich beschrieben. Er gehört der Stammrace unseres Rindes an. Einen in Form und Größe mit

diesem übereinstimmenden, aber bei weitem vollständigern Schädel traf ich auch in der Sammlung des Lycker Gymnasiums; er ist in der Nähe dieser Stadt aus der Erde aufgegraben worden. Auch besitzt unser Museum ein rechtes Horn mit dem angränzenden Schädeltheil. Das Horn ist kürzer, aber dicker, und scheint einem noch größeren Schädel angehört zu haben. Es stammt aus der Biörnschen Sammlung und ist wahrscheinlich auch in Preußen gefunden. Von Fragmenten unseres Museums erwähne ich nur noch ein Schläfenbein mit dem äußern Gehörgange. Außerdem sind auch in Curland, Russ. Lithauen und in andern Gegenden dergleichen fossile Schädel mehr oder weniger complet ausgegraben worden, z. B. 1816 ein sehr gut erhaltener aus dem Torf bei Sanct-Crain, Dep. Arpajon. Ein ziemlich vollständiges fast colossales Skelet, das nach Blumenbach hierher gehört, wurde bei Offleben aus dem sandigen Boden eines Flusses zu Tage gefördert; auch in andern Gegenden Deutschlands, z. B. bei Aschersleben, Ens, Stuttgard, Döllstädt, grub man theils ganze, theils zerbrochne Schädelstücke aus, desgleichen in England und Italien. Im Darmstädter Museum sind drei Schädel dieser Ochsenart zu sehen; der eine von ihnen hing lange Zeit am Rathhause zu Worms. Da die genannten Schädel 2c. in den obersten Straten der Länder angetroffen waren, und die Knochen antediluvianischer Thiere in ihrer Nachbarschaft vermißt wurden, so konnte man von dieser Seite auch über ihren Ursprung bedenklich sein, und es lag sehr nahe, die jüngsten Erdschichten, die sie geborgen, als Documente für ihren neuern Ursprung zu betrachten. Dieses Bedenken wurde, wie Bojanus meint, beseitigt durch den Fund in Stuttgards Nähe, über den Jäger zu seiner Zeit Bericht erstattet hat. Man fand nämlich in 6—14' Tiefe in einer Thonschicht die mit Sandstein und andern Geschieben untermengt war, Schädel und Knochenstücke der in Rede stehenden Stammrace gemein-

schaftlich mit Mammuth- und Rhinoceros-Zähnen. Wenn hieraus mit großer Wahrscheinlichkeit resultirt, daß die Stammrace unseres Rindes bis zum Zeitalter des Mammuth und vorweltlichen Rhinozeros hinaufgereicht habe, so bestätigt das Skelet von einem Individuum dieser Race im Jenaer Museum, in seinen Dimensions- 2c. Verhältnissen auf das sorgfältigste von Bojanus bestimmt und abgebildet, daß das Verhältniß derselben zu unserer heutigen Race ungefähr so gewesen sei, wie das der Urelephanten zu den heutigen Indischen, und daß nicht bloß die Größe, sondern auch andere charakterische Gestalt-Verhältnisse einen Unterschied bedingt haben. Beachtenswerth dürfte es sein, daß diese Schädel unter sich auffallende Verschiedenheiten darbieten. So fand H. v. Meyer einen aus dem Diluvium Italiens herrührenden Schädel von den gewöhnlichen so sehr abweichend, daß er jenen zum Unterschiede von diesen Bos trochocerus nannte.

Aber nicht bloß Ueberreste von der Stammrace unseres Rindes findet man im Schooße der Erde, sondern auch vom Auer, die sich gleichwohl durch ihre Größen- und anderweiten Verhältnisse als antediluvianische kund geben. Die Knochen, welche gleichzeitig mit Mammuths-, Rhinozeros- und Hippopotamos-Knochen ausgegraben wurden, stehen durch Schlankheit den Knochen des Auers nahe, sind aber 1/5, 1/4 oder drüber größer als die Knochen des lebenden Auers, und documentiren es also, daß der urweltliche Auer von dem lebenden sich vorzugsweise durch die Größe unterschieden habe. Auch in unsern vaterländischen Provinzen sind Spuren des urweltlichen Auers bemerkt worden. Der Danziger Naturforscher Klein beschreibt in den philosoph. Transactions in einem Briefe an Joan Sloane (Band 37) ein horrendum cranium bovinum, wie er sich ausdrückt, und Cuvier entging es nicht, daß dieser kolossale Schädel, die Größe und Dicke der Hörner ausgenommen, mit dem Auerschädel harmonire; er ist in der Nähe von Dirschau gefunden

worden (Bock Naturgesch. Bd. 2. S. 397). Leider befindet er sich nicht mehr in Preußen, sondern wurde 1740 mit der Kleinschen Sammlung an den Markgrafen von Culmbach-Baireuth verkauft. In Krakaus Nähe ist der Knochenkern eines Hornes, 2′ lang und 15″ im Umfange, gefunden worden: ebenfalls von einem urweltlichen Auer. Auf der Wallenrodtschen Bibliothek befindet sich auch ein Auerhorn mit einem Schädelbruchstück. Es ist von mittlerer Größe, und wahrscheinlich von einem Individuum der letzteren Generationen unserer Auer. Ich kann hier nur beiläufig einiger Schädel der Art aus andern Ländern erwähnen, z. B. aus dem Petersburger, Pariser und Darmstädter Museum; auch sah Gesner einen Auerschädel an dem Rathhause zu Mainz aufgehängt. Im Harze bei Rottleben hat man in neuerer Zeit hierher gehörige Knochenkerne von Hörnern, Radien und ähnlichen Auerknochen gefunden. — Der urweltliche Auer scheint zu dem lebenden auf eine ähnliche Weise sich zu verhalten, wie der Bos primigenius zu unsern heutigen Rindern. Vielleicht hat sich durch Umbildung die heutige Species aus der urweltlichen nach und nach erzeugt: denn die fossilen Schädel harmoniren nicht vollkommen, sondern es zeigen sich Uebergänge unter einander, und es stellt sich hier ein ähnliches Verhältniß heraus, wie bei den Asiatischen Elephanten in Beziehung auf das Mammuth. Baer, der Gelegenheit hatte, recht viele Mammuthsreste zu untersuchen, leugnet zwar nicht die Unterschiede im Knochenbau derselben, ist aber überzeugt, daß diese schwanken, und daß daher mit mehr Recht auf eine Umbildung als auf eine völlige Differenz geschlossen werden müsse.

Schon aus dem bisher Verhandelten dürfte hervorgehn, daß an eine Abstammung unseres Rindes vom Auer schwerlich gedacht werden kann. Die Fortschritte in der vergleichenden Anatomie haben diese frühere nicht gehörig motivirte Annahme längst beseitigt. Nicht bloß die verschiedene Schädelbildung

und die Insertion der Hörner, sondern auch die Anzahl der Rippenpaare sprechen dagegen. Der Auer hat nach 3 männlichen Exemplaren, die Bojanus untersuchte, 7 Halswirbel, 14 Rücken-, 5 Lenden-, 5 Kreuz- und 18 Schwanzwirbel, während der zahme Ochs und die Stammrace unseres Rindes 13 Rücken- und 6 Lendenwirbel haben. Gegen die Abstammung zeugt auch die gegenseitige Abneigung dieser Thiere, die so weit geht, daß junge Auer die Milch unserer Kühe verschmähen und Ziegenmilch vorziehn, obwohl Buffon im Widerspruch mit der Erfahrung behauptet, man hätte junge Auer der Mutter entnommen, sie mit Rindern erzogen und gepaart.

Die Nichtabstammung unseres Rindes vom Auer scheint mir ziemlich sicher zu sein, wenn auch dawider eingewendet wird, daß die von Cuvier nachgewiesenen osteologischen Unterschiede bei der Berücksichtigung der langen Dienstbarkeit unseres Rindes nicht so überwiegend und bei häufiger Vergleichung nicht constant genug sind, und wenn auch Reckleben und mehre praktische Thierärzte die mögliche Verschiedenheit in der Schädelbildung verschiedener Thiere derselben Art, die veränderliche Rippenzahl, die Kopfähnlichkeit der Bullen mit dem Kopf des Auer, so wie der sonderbaren, so sehr an den Auer erinnernden mausefahlen Rückenstreifen des Podolischen Rindviehs geltend machen wollen. Weniger begründet scheint mir indeß die Annahme, daß die Stammrace des Rindes nicht mehr in der historischen Zeit gelebt habe. Darüber sind die Akten schwerlich schon spruchreif. Den Meistern in der Wissenschaft steht natürlich allein die Entscheidung hierüber zu. Sie scheint aber sehr schwierig zu sein, da wir uns hier wieder auf einem sehr unsichern Terrain befinden. Der Grund, auf den sich Bojanus besonders stützt, daß die fossilen Ueberreste unseres Rindes im Diluvium vorkommen, scheint kein völlig zureichender zu sein: denn die Gränze zwischen Diluvium und Alluvium, so wie der eigentliche Begriff des ersteren, ist noch immer schwankend, und es giebt Fälle,

wo es unmöglich ist, Diluvium und Alluvium zu unterscheiden. Vielmehr scheint das Vorkommen dieser Reste im Torf und in den jüngsten Straten für die Existenz in der historischen Zeit zu sprechen, nicht weniger das allmählige Erlöschen mancher Thierspecies noch heut zu Tage, wie wir es am Auerochsen zum Theil vor uns haben, der längst dahin wäre, wenn der Mensch sich nicht ins Mittel geschlagen hätte, so wie endlich auch die Möglichkeit der Umbildung der Thierspecies im Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende besonders durch den Einfluß des Alles umgestaltenden Menschen.

Unter den Europäischen Thieren ist der Auer das größeste, und folgt der Größe nach zunächst auf das Rhinoceros. Von allen lebenden Thieren steht er dem Amerikanischen Bison am nächsten, aber Füße, Schwanz und Hintertheil des Bison sind verhältnißmäßig viel kürzer; auch hat dieser noch zottigeres, dickeres und weicheres Haar, welches weit über die Schultern reicht und auf dem Kopf eine Art Krone bildet. Wild und furchtbar ist das Aussehn des Auers. Der vom Kinn herabhängende lange Zottenbart, lange wollige von der Brust und dem Halse bis zum Kinn herabwallende Haare und die wilden feurigen Augen tragen vorzüglich dazu bei. Die Stirne ist stark gewölbt, mehr breit als lang, und nicht platt, wie bei unserm Rinde; Hörner vor der Stirnbeinhöhe angeheftet, kurz, wenig gebogen vor- und auswärts gerichtet, kegelförmig; Vordertheil des Körpers breiter und höher als der hintere; Hals kurz und dick; Rücken vorn höckrig, hinten abschüssig, mit einem mausefahlen Längsstreifen; die Vorderschenkel erscheinen niedriger, als die hinteren; Schwanz lang mit einem Quast; Haar doppelt, das untere wollig und sanft, das obere struppig und grob *). Im innern Bau ist er vom Rindvieh

---

*) Das Leder zeichnet sich durch Stärke aus, und einstens hatten Gürtel von Auerleder einen großen Ruf; man hielt sie für ein treffliches Beförderungsmittel der

nicht abweichend. Die Afterklauen sind nach Pallas sehr groß. Seine Totallänge 10′ 3″, Höhe 6′. Erwähnt muß es werden, daß die Angaben über das Größenverhältniß sehr verschieden sind; jedoch hat sich hier viel Irriges eingeschlichen. Wenn Herberstein erzählt, es hätten 3 ausgewachsene Personen zwischen den Hörnern des Auers auf dem Schädel Platz nehmen können, so redet er dieses nur dem Polnischen Dichter Hussowczyck nach, der den Auer 1523 in einem Gedichte besungen hat, und identificirt die poetische Licenz mit der Wirklichkeit. Nach Wilde beträgt der Abstand zwischen den Hörnern 1′, nach Hagen sogar nur 10½″. Wilde, Hagen und Bojanus stimmen auch in ihren Angaben über die Höhe und Länge des Thieres ziemlich überein. Seines rauhen Aeußeren ungeachtet riecht unser wilde Waldbewohner, besonders an den Stirnhaaren, nach Moschus, wie unsere eleganten Städter nach Parfümerien.

Der lebende Auer ist gegenwärtig auf einen kleinen Bezirk, auf den Forst Bialowescha des Grodnoschen Gouvernements beschränkt, denn die Angaben von seinem Vorkommen auf dem Caucasus, in der Moldau und in den Wäldern der Karpathen sind völlig grundlos; die neuesten Bereiser des Caucasus haben hier auch nicht eine Spur von ihm bemerkt. Die Anzahl der Auer in dem genannten, 160 Werst *) im Umfange hal-

---

Geburt. Herberstein bekam 2 solcher Gürtel von der Königin Mutter Sigismunds Augusts zum Geschenk, und hatte das Glück, einen von der Römischen Königin angenommen zu sehn. — Das Fleisch soll nicht sonderlich sein, gleichwohl finden wir, daß in der frühern Zeit nicht eben verwöhnte Mönche, Polnische Prälaten, Domherren und Professoren aus den Händen des Königes Wladislaus Jagello dasselbe als Geschenk dankvoll empfingen.

*) v. Brinken giebt ihm 25 Meilen Umfang und einen Flächenraum von 22,67 Q.Meilen, ausschließlich der Theile, die Privateigenthum sind. Er liegt zwischen 52° 29′ und 52° 51′ N. B. und zwischen 41° 10′ und 42° 6′ O. L. von Ferro.

haltenden, rings von einer Steppe umgebenen Forst belief sich nach der Zählung im December 1828 auf 696 Häupter, früher war sie nicht so bedeutend. Hier werden die Auer bewacht, und im Winter, wie es auch in Preußen geschah, mit Heu versorgt. Die schattigen Parthien neben den Flüssen und Bächen sich auswählend, leben sie in kleinen Heerden zu 10 bis 40 beisammen, scheiden jedoch die alten Männchen aus ihrer Mitte aus, wenn diese im Kampfe mit ihren Nebenbuhlern unterliegen oder schwer verwundet werden. Diese hierdurch zur Einsamkeit verdammt, können nun leicht eine Beute der Raubthiere, der Bären und Wölfe werden. Nie verlassen die Auer jedoch den Forst, um in die Getreidefelder, oder in die waldlose Ebene hinabzusteigen, und da ihr nunmehr heimathlicher Forst von einer Ebene umkränzt ist, so werden sie schwerlich jenen jemals verlassen, sondern hier wahrscheinlich aussterben. Im Sommer oder in warmen Herbsttagen ziehen sie die sandigen Stellen vor und liegen hier stundenlang in großen Gruben, theils zur Abkühlung, theils zur Abwehrung lästiger Insecten. — Eine reichliche und kräftige Aesung finden sie an Wald-, Sumpf- und Moorkräutern, z. B. Caltha palustris, Cirsium oleraceum, Ranunculus repens, Anthoxanthum odoratum und Hirochloë borealis, von welcher Pflanze man, wahrscheinlich ohne hinreichenden Grund, den Moschusgeruch ihrer Stirnhaare ableiten will. Etwas fabelhaft klingt es, wenn Lucas David sagt (I. S. 66): „daß der Auer im Mai sonderlich gern ein Kraut zur Speise brauche, genannt die wilde Gilgen, davon sein Fleisch, wo er um diese Zeit geschlagen wird, so ganz unschmackhaft wird und stinkend, als wäre es mit Knoblauch gekocht worden." Gilibert beobachtete nur, daß die Auer aus einer großen Menge vorgeworfener Kräuter die Sumpf- und Doldenpflanzen mit Zurücklassung der übrigen auswählten. Im Winter suchen sie sich die Kräuter unter dem Schnee hervor, und lieben die 2—3 jährigen Pflänzchen unseres Heiden-

rauts, daher früher die Einrichtung getroffen war, alle Jahr die ältern Pflanzen der Art abzubrennen, damit sie immer neu hervorwüchsen und den Auern zur Nahrung dienten. Uebrigens fressen sie auch das Laub der Bäume, besonders der Eller. Nur vom Hunger getrieben wenden sie sich zu den Heuvorräthen.

Nicht leicht dulden sie die menschliche Herrschaft. Jung eingefangen werden sie zahm und lassen ihre Wärter zu, aber gegen Fremde, besonders gegen unser Rindvieh, sind sie sehr wüthend, am wüthendsten aber zur Brunstzeit und während des Säugens. Mit ihrer Wildheit hält ihre Stärke gleichen Schritt. Bären und Wölfe müssen ihnen weichen. Sie erwehren sich ihrer nicht nur durch die Hörner, sondern auch durch gewaltige Hufschläge, und schleudern sie wie einen Spielball in die Höhe. Den Menschen meiden sie, wenn sie ihn aus der Ferne gewahren, beim plötzlichen Ansichtigwerden aber stürzen sie auf ihn los. Weder zahmen, noch wilden Thieren stellen sie nach, kommen auch nicht beim Anblick der Rudel von Wölfen und andern Thieren außer Fassung, wenn ihr Rücken nur gedeckt ist. Im Zorne sollen sie ihre Zunge drohend ausstrecken und mit dem Schweife ähnliche Bewegungen machen, wobei die feurigen Augen geröthet hervortreten und hin und her rollen.

Die Zahl der Männchen ist auffallend größer als die der Weibchen, daher rühren auch wohl die häufigen und heftigen Kämpfe jener unter einander her. Die Weibchen sind aber so wenig fruchtbar, daß man unter 40 ausgewachsenen Auern nur 4, höchstens 6 junge einjährige findet.

Die größte Auerjagd wurde ohne Zweifel 1752 von August III. *) veranstaltet; an einem Tage, den

*) Hier in Preußen veranstaltete Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg das letzte Jagen auf Auerochsen zu Ehren des Czars Peters des Großen. Er war es auch, der durch ein sehr scharfes Mandat vom 8. März 1689 das Erlegen eines Auers oder Elenns bei einer damals enormen Strafe

27. Sept., wurden geschossen 42 Auer, unter diesen 11 Hauptauer, von denen der schwerste 11 Ctr. 50 Pfd. wog. Schwerer war ein von Johann Sigismund erlegter Hauptauer: er wog 16 Ctr. 10 Pfd.

Mit wenigen Worten hab' ich noch der Eintheilung und Verwaltung der Bialowitzer Forst zu gedenken. Sie rührt von Stanislaus Augustus her, und gelangte unter ihm bald zu einer gewissen Vollendung. Unter Russischem Scepter blieb sie im Ganzen dieselbe. Behufs der bessern Hegung der Auer ist der Forst, den die Narewa und kleine Narewka, 2 zum Weichselgebiet gehörige Flüsse durchfließen, in 12 Unterförstereien getheilt. In der Mitte der Forst liegt das Kronsdorf Bialowescha. 118 Jägern ist die Hut über der Forst zur Pflicht gemacht. Sie wohnen an den Stellen, die von den Königen Polens früherhin zur Urbarmachung angewiesen waren. Hauptsächlich haben sie die Entfernung der Auer aus dem Forst und das Fällen der Bäume zu verhüten. Außerdem bestehn noch 6 Dörfer, deren Bewohner für die Auer Heu zu machen gehalten sind. Der zu beschaffende Vorrath beläuft sich auf 750 Fuder zu 20 Pud gerechnet; auch sie haben außerdem polizeiliche Functionen. Einer jeden Unterförsterei steht ein Unterförster vor; er muß vom dortigen Adel oder Schlachzize sein, und hat mehre Jäger unter sich. Die Unterförster sind für Alles verantwortlich. Nur auf Kaiserlichen Befehl darf ein Auer geschossen werden. Eine Uebertretung desselben wurde früher mit Verweisung nach Sibirien bestraft. Der Oberförster wohnt in einem einfachen Hause neben der Königsbrücke, die August III. zu einer Jagd schlagen ließ *).

Doch ich breche ab, meine Herren; vielleicht zu lange schon verweilte ich bei einem Thier, dessen splitter-

---

von 500 Thlr. verbot. (Frisch Corpus juris venatorio-forestalis P. III. p. 320.)

*) Siehe Eichwald naturhistorische Skizze von Lithauen.

artige Existenz zur Beantwortung der schwierigen Frage führen kann, ob auch in der historischen Zeit einzelne Arten im großen Lebens-Organismus völlig aussterben, und ob noch gegenwärtig die Summe der organischen Arten im Abnehmen begriffen sei.

II. Preußens Alter als souverainer Staat; die Staaten Europas nach ihrem Range, ihrer Regierungsform, ihren allgemeinen finanziellen Verhältnissen, ihrer Land- und Seemacht.

Bevor ich der gestellten Aufgabe genüge, sei es mir erlaubt in unsern Provinzial-Blättern von einem echt Preußischen, in Königsberg geschriebenen, verlegten und gedruckten, ausgezeichneten Werke Kunde zu geben, und viele Bewohner unserer Provinz, zu denen die fremden gelehrten literarischen und politischen Zeitschriften nicht, wohl aber unsere Provinzial-Blätter gelangen, auf das Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa von Dr. Friedrich Wilhelm Schubert, ordentlichem Professor der Geschichte u. Staatskunde an der hiesigen Königl. Universität, welches im Verlage der Gebrüder Bornträger erscheint, aufmerksam zu machen. Es umfaßt dieses von gründlicher Gelehrsamkeit nicht minder als von dem ausdauerndsten Fleiße zeugende, bereits seit vierzehn Jahren vorbereitete Werk, dessen erste Abtheilung im März v. J., die zweite im Februar d. J. im Buchhandel schon erschienen ist, eine Darstellung der Staatskunde sämmtlicher Staaten Europas, in welcher jeder für sich in einem möglichst vollständigen und zusammenhängenden Bilde der Betrachtung dargeboten wird, wie sie seit dreizehn Jahren, nämlich seit Hassel's

Lehrbuch der Statistik 1822, in der deutschen Literatur nicht erschienen ist. Und welche bedeutsame politische Veränderungen, sagt der gelehrte Verfasser mit Recht, welche Veränderungen der innern und äußern Staatenverhältnisse hat indeß dieser Zeitraum hervorgerufen! Wie Vieles gehört aus demselben nunmehr der historischen Vergangenheit an, und ist grade durch den verschiedenartigsten Ersatz umgestaltet worden, während doch die Staatskunde vorzugsweise das Gepräge der Gegenwart uns anschaulich zu machen verpflichtet ist, also statt der frühern Wahrheit jetzt oft fast eine völlig neue uns vorführen muß!

Zwar sind, wie der Hr. Verf. weiter berichtet, in den letzten zehn Jahren Freiherr von Malchus und Professor Schnabel mit zwei beachtenswerthen Werken über die vergleichende Staatskunde 1826 u. 1833 aufgetreten. Aber wenn gleich der Hr. Verf. selbst in den letzten Jahren fast ausschließlich die vergleichende Methode für die academischen Vorträge angewandt hat, so ist er auch eben dadurch zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Gesammtbild der einzelnen Staaten dabei verloren geht, daß nur die fünf großen Mächte einigermaßen vollständig dargestellt, die mittlern und kleinern Staaten dagegen fast gänzlich übersehn werden, wie dies auch den beiden genannten Verfassern begegnet ist u. kaum anders geschehn konnte.

Indem also das Werk des Herrn Prof. Schubert eine historisch durchgearbeitete Statistik sämmtlicher Staaten Europas darbietet, ist es mit Recht als ein Bedürfniß der Zeit und des heutigen Zustandes der politischen Literatur erkannt worden, dessen Hauptabsicht stets dahin gerichtet bleibt, die wichtigsten Zustände der heutigen Staaten Europas in ihrer politischen und bürgerlichen Entwickelung durch möglichst vollständige und deutliche Bilder zu vergegenwärtigen; ist es von so bewährten Meistern in der Wissenschaft der Staatskunde, wie Pölitz und Hasse zu Leipzig, eben als ein Werk bezeichnet worden,

welches eine lange gefühlte Lücke in unserer Literatur rühmlichst ausfülle; ist es ein so gewichtiger Zeuge von der Gelehrsamkeit und Ausdauer unseres würdigen Professors, und hat für beide ein so hohes Vertrauen bereits erweckt, daß Professor Hasse, mit dem wir unsere dringende und freundliche Bitte vereinen, ungeachtet der Statistik von Amerika von Dr. Alexander Lips, welche 1828 erschienen ist, den Wunsch ausgesprochen hat, es möge Hrn. Prof. Schubert gefallen, neben dieser Darstellung der Staaten Europas zur Vervollständigung ein ähnliches Buch auch über die Staaten Amerikas zu bearbeiten. Auch dazu ist Hoffnung vorhanden. Der erste Band dieses Handbuchs nämlich wird die Staaten Europas darstellen, welche nicht zum deutschen Bunde gehören, und zwar so, daß die erste Abtheilung desselben die Einleitung in die allgemeine Staatskunde und Rußland, die zweite Frankreich und England, die dritte die übrigen Staaten behandelt; in dem zweiten Bande ferner in der ersten Abtheilung die beiden Hauptmächte des deutschen Bundes, Preußen und Oesterreich, in der zweiten aber die mittlern und kleinern deutschen Staaten zusammen geliefert werden. In einem dritten Bande also dürften wir die Staaten Amerikas in ähnlicher Weise bearbeitet erwarten; denn fast gleichzeitig mit seinen Vorarbeiten für Europa sammelt der gelehrte Verfasser seit zehn Jahren auch für die bereits entwickelten Staaten Amerikas so viel statistische Nachrichten, als er ihrer habhaft werden kann; ein solches Buch zu bearbeiten also hatte er selbst sich schon zur Aufgabe gestellt, und unser Wunsch kann es nur sein, daß der Hr. Verf. seine Forschungen in dieser Beziehung bald reif finden und nicht zu lange uns vorenthalten möge.

Es behandelt aber die allgemeine Einleitung, aus welcher wir unsern Lesern einige höchst interessante Notizen mitzutheilen gedenken, folgende Gegenstände: 1) was ist Staatskunde; 2) das Verhältniß der

Staatskunde zu ihren Hilfswissenschaften; 3) die Theile der Staatskunde; 4) den Nutzen und Zweck der Staatskunde und die daraus hervorgehenden Methoden für die Bearbeitung dieser Wissenschaft; 5) die Quellen und 6) die Hilfsmittel der Staatskunde; 7) die Anfänge und Vorarbeiten der Staatskunde im Alterthum und Mittelalter; 8) die Geschichte der Staatskunde im 16ten, 9) im 17ten, 10) im 18ten Jahrh. bis zur Französ. Revolution; 11) desgl. in neuester Zeit; 12) allgemeine Bemerkungen über das Verhältniß Europas zu den übrigen Erdtheilen, namentlich über seine Bevölkerung; 13) die Staaten Europas und das Alter ihrer souverainen Selbstständigkeit; 14) nach ihrem Range; 15) nach ihrer Regierungsform; 16) nach ihren allgemeinen finanziellen Verhältnissen; 17) in Bezug auf ihre Land- und Seemacht.

Die Staatskunde der einzelnen Länder und Reiche aber zerfällt in folgende vier Haupttheile: Grundmacht, Cultur, Verfassung und Verwaltung.

I. Die Grundmacht.

1) Uebersicht des gegenwärtigen Länderbestandes und seines allmähligen Anwachses; 2) politische Eintheilung; 3) physische Beschaffenheit des Bodens, klimatische Verhältnisse, Gebirge, Land- und Wasserstraßen; 4) Bevölkerungs-Verhältnisse, die großen Städte; 5) Stammverschiedenheit der Bevölkerung; 6) allgem. Ständeverhältnisse; 7) Religionsverschiedenheit und allgem. kirchliche Verhältnisse.

II. Die Cultur.

1) Die verschiedenen Zweige der physischen Cultur; 2) die verschiedenen Zweige der technischen Cultur; 3) die verschiedenen Zweige des Handels; 4) die geistige Cultur in ihren Unterrichtsanstalten; 5) die geistige Cultur in ihren statistischen bemerkenswerthen Ergebnissen für den gesammten Staat.

III. Die Verfassung.

1) Die Grundgesetze der Staats-Verfassung;

2) Staatsform. Rechte der höchsten Staatsgewalt und der regierenden Dynastie. Titel. Hofstaat. Orden. 3) Von den Rechten der Stände. 4) Von dem Verhältniß der Kirche zum Staat.

IV. Die Verwaltung.

A. Innere Verhältnisse.

1) Die Centralbehörden des Staates; 2) die innere Provinzial= (Departemental=) und Polizeiverwaltung; 3) die Finanzverwaltung; 4) die Kriegsverwaltung.

B. Auswärtige Verhältnisse.

1) Der politische Verkehr mit andern Staaten; 2) die wichtigsten noch als gültig bestehenden Staatsverträge und Bündnisse nach ihren Hauptbeziehungen.

Ein so vortreffliches Werk bedarf nun freilich nicht erst unserer Anpreisung, nicht erst der nochmaligen Auseinandersetzung der unendlichen Schwierigkeiten, denen seine Bearbeitung unterliegt, indem nicht nur das Excerpiren der Notizen aus einer ungeheuern Menge von Büchern und Zeitschriften bewerkstelligt werden muß, sondern auch das Ordnen und Subsumiren unter die gestellten Abtheilungen neben einem ausgezeichneten, fast untrüglichen Gedächtnisse eine sichere, sowohl durch mühsame Studien, als auch durch kostspielige Reisen erworbene Kenntniß der innern und äußern Verhältnisse der wichtigsten Staaten, gleichsam eine lebendige Ansicht von dem Zustande dieser Staaten, erfordert; nicht erst der erneuten Versicherung, daß es dem Hrn. Verf. gelungen ist, diese Schwierigkeit siegreich zu überwinden; nicht erst der wiederholten Hinweisung auf den Kostenaufwand, den die Anschaffung selbst nur der bedeutendern politischen Werke, Journale und Karten nothwendig macht; endlich nicht erst unserer durch Lesung dieses Werkes gewonnenen Ueberzeugung von dem Reichthum gründlicher Kenntnisse und von der unverkennbaren Lust und Liebe, mit welcher der Hr. Verf. seiner Arbeit sich widmet; um diesem ausgezeichneten Werke, für dessen äußere Ausstattung

die rastlos thätigen, würdigen Verleger und selbst die treffliche Paschkesche Buchdruckerei das Nöthige gethan haben, die ausgedehnteste Bekanntschaft und den Eingang in die Bibliothek eines jeden Freundes der politischen Literatur, wir möchten sagen, eines jeden denkenden Zeitungslesers, zu eröffnen und den verdienten Absatz desselben zu bewerkstelligen. Einer solchen Anerkennung darf dieses Werk mit Zuversicht und vollem Rechte entgegensehn, weil es in einer politisch so bewegten Zeit, in welcher es selten Jemand giebt, der nicht über Politik, Staat, Verwaltung, Regenten, kurz über alle Gegenstände der Staatswissenschaften, zu sprechen oder gar abzusprechen und sein Raisonnement geltend zu machen sich unterfinge, dazu beitragen soll, ein besonnenes politisches Urtheil und eine richtigere Würdigung der Staatskräfte und Staatsverhältnisse Europas in dem Kreise seiner Leser vorzubereiten oder zu befestigen. Denn nur eine umsichtige Kenntniß der gegenwärtigen Grundmacht und der Culturverhältnisse sämmtlicher Staaten dieses Erdtheils, so wie der Mittel und Wege, auf welchen sie erlangt worden sind, kann, verbunden mit der Einsicht in die verschiedenartige Verfassung und Verwaltung der innern und äußern Verhältnisse dieser Staaten, einen unbefangenen aber auch beruhigenden Blick auf die verwickelten Aufgaben der Tagespolitik, und dann zugleich eine sicher begründete Begleitung für das Studium der Staatswissenschaften überhaupt gewähren!

So mögen denn auch unsere Leser diese vieljährige, mit Liebe und unausgesetzter Anstrengung unternommene und fortgeführte Arbeit des Hrn. Prof. Schubert eben so freundlich empfangen und mit ermunterndem Beifall begrüßen, wie dies von den Bewohnern anderer Provinzen, und darunter von Kennern der Wissenschaft, schon geschehn ist; denn das Feld ihrer Wirksamkeit kann sie ja nur auf diese Weise erlangen und nur dadurch für ihre gedeihliche Saat die Ernte gewinnen.

Nach dieser allgemeinen Einleitung, deren Zweck im Eingange kürzlich angedeutet ist, gehe ich nunmehr zur Mittheilung der interessanten Notizen über das obige Thema nach Anleitung des genannten und einiger andern Werke über.

Europa zählt gegenwärtig 80 souveraine Staaten, von denen 38 für gemeinschaftliche politische Beziehungen zu dem deutschen Staatenbunde, und 22 in noch ausgedehnterer Weise, mit einer gemeinschaftlichen aber abwechselnden Bundesregierung, zu dem Bundesstaate der Helvetischen Eidgenossenschaft, zusammengetreten sind.

Pölitz versteht unter der Souverainität, nächst der den Staaten zustehenden Selbstständigkeit, die völlige politische Unabhängigkeit von andern Mächten, so daß ein souverainer Staat in seinen innern und auswärtigen Verhältnissen als völlig frei von jeder fremden Einwirkung betrachtet werden muß, und ihm nicht nur über sein Gebiet und seine Bevölkerung, sondern auch über die gesammten Bedingungen seiner Verfassung, Regierung und Verwaltung und über seinen Verkehr, so wie über seine Verbindungen mit jedem andern Staate die unbedingte Oberhoheit zusteht. Ein souverainer Staat kennt keine andern Rücksichten für seine innern und auswärtigen Angelegenheiten, als welche ihm von dem Rechte und der Klugheit vorgezeichnet werden. Das praktische Völkerrecht unterscheidet aber in Hinsicht der Anerkennung der Souverainitätsrechte zwischen den Staaten, welche bereits seit den Zeiten des Mittelalters als selbstständig und unabhängig bestanden, und denen, welche erst in neuerer Zeit zur Selbstständigkeit u. Unabhängigkeit gelangten.

Die ältesten souverainen Staaten Europas sind die aus dem großen Frankenreiche hervorgegangenen, durch den Vertrag zu Verdun 843 gesonderten Reiche, Deutschland und Frankreich, und mit ihnen zugleich England seit 827, der Russische Staat erst seit 1477. Das Königreich Preußen war in

dem Herzogthum dieses Namens, durch die Verträge von Labiau und Wehlau 1656 und 1657, aus dem Lehnsverhältnisse gegen das Königreich Polen in die Reihe der souverainen Staaten übergegangen. Dies geschah zu einer Zeit, als die Verhältnisse des Deutschen und Römischen Reiches durch den dreißigjährigen Krieg und den Westphälischen Frieden einer gänzlichen Auflösung bereits nahe gekommen waren, und die einzelnen Deutschen Staaten mehr als eine halbe Souverainität erlangt hatten. Preußen nahm auch für seine Deutschen Provinzen bald völlige Souverainität in Anspruch, als es dem Kurfürsten Friedrich III. vom Kaiser zugestanden wurde, die erbliche Königswürde für seine Staaten anzunehmen, welches durch einen selbstständigen Akt am 16. Decbr. 1700 geschah, dem die Krönung am 18. Januar 1701 folgte. Schon dadurch ging die Souverainität aus Ostpreußen fast ohne merkbaren Unterschied nach den Deutschen Staaten desselben Herrschers über. In diesem Zustande sind alle spätern Erwerbungen des gleich in dem ersten Regierungsjahre Friedrichs des Großen zu den mächtigsten Staaten Europas emporgehobenen Reiches aufgenommen und derselben Souverainität theilhaftig geworden.

Die wirkliche Rangabstufung der Europäischen Staaten unter einander hängt eben so wenig von dem Titel und der persönlichen Auszeichnung ihrer höchsten Regierungsgewalt, als von dem Alter der erworbenen Souverainität, als endlich von der Größe ihres Länderumfangs und ihrer Bevölkerung lediglich ab. Gleiche Titel verstatten eine höchst ungleiche politische Macht, wie die Extreme zwischen einem Könige von Frankreich und Großbritannien und einem Könige von Sachsen, Dänemark und Griechenland klar genug veranschaulichen. Und zum großen Glücke für die Völker Europas hält in der Gegenwart die ernstere Entwickelung einer selbstständigen Politik die sorgfältigste Bewahrung eines kleinlichen Hof-Cere-

moniells nicht mehr für gleichbedeutend mit der Vertheidigung der höchsten Staatsinteressen, und widmet ihr nicht mehr, wie in den peinlichen Beispielen der Congresse des siebzehnten und der ersten vierzig Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, die Verschwendung der Kräfte vieler Staaten Jahre lang unter den geringfügigsten Verhandlungen, die mehr vom Ziele abführten, als durch einen raschen Frieden die das Mark der Völker rastlos verzehrenden Kriege beendigten. Es ist also als ein großer Vortheil zu betrachten, daß die Rangverhältnisse der Staaten jetzt viel einfacher behandelt werden, daß formelle Ansprüche ohne Unterstützung einer nachdrücklichen politischen Macht keine Geltung mehr finden, und daß daher die Fürsten auch aufhören, sich um sie zu bemühen, daß endlich völkerrechtlich jetzt selten mehr als über die Titel Feststellungen getroffen werden, indem man dadurch am meisten Zurücksetzungen und vermeinten Verletzungen sich entzieht. — Doch werden herkömmlich selbst im diplomatischen Sprachgebrauche zwei Rangunterschiede bei den Staaten Europas beobachtet, ohne dieselben durch genaue Definitionen bestimmen und sondern zu können: 1) Nach den Titeln und Würden der Staatsoberhäupter. 2) Eine vierfache Abstufung in der Bedeutsamkeit des politischen Auftretens dieser Staaten.

Die Titeln, Würden und davon abhängenden Ehrenbezeigungen der Staatsoberhäupter werden gleichfalls am bequemsten in einer vierfachen Unterordnung übersehn: 1) die Kaiserlichen und Königlichen, 2) die Großherzoglichen und Kurfürstlichen, 3) die Herzoglichen und Landgräflichen, 4) die Fürstlichen Titel und Ehren. Seitdem nämlich die Deutsche Kaiserwürde für immer erlosch, als Kaiser Franz 2. von selbst am 6. August 1806 nach der Stiftung des Rheinbundes auf dieselbe verzichtete, bestehn gegenwärtig im Europ. Staatensysteme drei Kaiserthümer: Oestreich seit 11. August 1804, wo Kaiser Franz die Würde eines Erbkaisers annahm; Rußland seit 1721, wo

Czar Peter 1. den Titel eines Kaisers aller Reußen annahm; und das Osmanische Reich, dessen Regenten nach der Erstürmung Constantinopels am 29. Mai 1453 an die Stelle der vormaligen Oströmischen Kaiser traten. Als Königreiche bestehn im Europ. Staatensysteme: Portugal, Spanien, Frankreich, Großbritannien mit Irland, Schweden, Norwegen (beide seit 1814 unter Einem Regenten), Ungarn, Böhmen, Galizien, Illyrien und das Lombardisch-Venetianische Königreich als integrirende Theile des Kaiserthums Oestreich, Preußen, das Königreich beider Sicilien, Sardinien (seit 1713), die Niederlande (seit 1814), Belgien (seit 1831), Griechenland (seit 1832), und die vier zum Deutschen Staatenbunde gehörenden: Baiern (seit 1. Jan. 1806), Sachsen (seit 11. Dec. 1806), Hannover (seit 26. Oct. 1814) und Würtemberg (seit 1. Jan. 1806). Mit monarchischer und souveräiner Gewalt bekleidet ist auch der Pabst als Regent des Kirchenstaates. Den ehemals im Deutschen Reiche hochgefeierten Namen eines Churstaates hat, seit dem Wiener Congresse, blos der Staat von Hessen-Cassel beibehalten; doch nahm der Regent desselben, nach der Erwerbung des größten Theils von Fulda, zugleich die Würde eines Großherzogs von Fulda an. — Nächst diesem Churstaate und Großherzogthume bestehn gegenwärtig im Europ. Staatensysteme folgende Großherzogthümer: Toscana (seit 1569), Baden (s. 1806), Hessen- (Darmstadt — s. 1806), Luxemburg (s. 1815), Sachsen-Weimar (s. 1815), Oldenburg (s. 1815), Meklenburg-Schwerin und Strelitz (s. 1815). Als souveraine Herzogthümer bestehn: Braunschweig-Wolfenbüttel, Holstein mit Lauenburg, Mähren mit dem Oestreichschen Antheil an Schlesien, Sachsen-Coburg und Gotha (s. 1826), Sachsen-Altenburg (s. 1826), Sachsen-Meiningen-Hildburghausen-Saalfeld (s. 1826), Anhalt-Dessau, Bernburg, Köthen (s. 1806), Nassau (s. 1806), Parma und Piacenza, Modena, Lucca (s. 1815); dieses Her-

zogthum fällt aber nach dem Tode der jetzigen Herzogin Marie Luise von Parma, wo ihr der Herzog von Parma nachfolgt, an Toscana. Land-Grafschaft Hessen-Homburg. Als souveraine Fürstenthümer bestehn innerhalb des Deutschen Staatenbundes: Hohenzollern-Hechingen, Sigmaringen, Lippe-Detmold, Schaumburg, Schwarzburg-Sondershausen, Rudolstadt, Waldeck, Lichtenstein, Reuß älterer und jüngerer Linie.

Die Freistaaten können dagegen bei dieser Eintheilung keinen Platz finden, und nur in so fern einigermaßen diesen monarchischen Staaten gleichgestellt werden, daß ihre Gesandten und Geschäftsträger eine jenen zu vergleichende Anerkennung in den ihnen zugetheilten Auszeichnungen erlangen. Die Helvetische Eidgenossenschaft würde als politischer Gesammtkörper dann auf gleichen Fuß mit den Goßherzogthümern zu stellen sein, wie dies im 17. u. 18. Jahrh. durch Gleichstellung der Abgeordneten der Venetianischen Republik mit denen der Kurfürsten geschah. Die übrigen Freistaaten Europas in der Gegenwart dürften aber wohl nur auf die Zusammenstellung mit den in die vierte Abtheilung hineingehörenden Fürstenthümern rechnen dürfen. Doch giebt es im Europ. Staatensysteme auch einige Staaten, die nicht als souveraine betrachtet werden können; so die Jonischen Inseln, die unter Englischer, und die Stadt Krakau, die unter Russischer, Oestreichscher und Preußischer Oberhoheit stehn.

Die Titel für die unter No. 1. stehenden Herrscher sind Kaiserliche oder Königliche Majestät; für ihre gesetzmäßigen Nachkommen Kaiserl. oder Königl. Hoheit; für die Herrscher unter No. 2. Königl. Hoheit; für den Erbfolger und sämmtliche gesetzliche Nachkommen das Prädicat Hoheit; für die Seitenlinien der Titel Durchlaucht; für die Herrscher unter No. 3. Herzogliche oder Landgräfliche Durchlaucht, dem Erbfolger der Titel Erbprinz, allen gesetzlichen Nachkommen das Prädicat Durchlaucht. Die unter No. 4. aufgeführten

Fürsten führen die Titel der regierenden Fürsten und Durchlaucht, mit den übrigen gesetzlichen Nachkommen. Der Großherzog von Toscana führt in Folge seiner Abstammung vom Kaiserl. Oestr. Hause den Titel Kaiserl. Königl. Hoheit; die regierende Herzogin von Parma und Piacenza hat ihren frühern Titel Kaiserl. Majestät beibehalten, und der Herzog von Modena führt die ehrende Auszeichnung Königl. Hoheit als geborner K. Prinz von Ungarn und Böhmen.

Politisch wichtiger erscheint die zweite Unterscheidung der Staaten nach ihrer gesammten Bedeutsamkeit, die sich in dem allseitigen Gebrauche ihrer Staatskräfte, oder ihres politischen Gewichts, ausspricht. Das politische Gewicht eines Staates in der Mitte des Europ. Staatensystemes beruht auf seinem Einflusse auf die allgemeinen Angelegenheiten des Erdtheils und zunächst auf seiner Stellung zu den Hauptmächten, so wie zu den unmittelbaren Nachbarstaaten. Zwei Hauptbedingungen dieses Gewichtes giebt es: die materiellen Kräfte und die Intelligenz und Cultur in unauflöslicher Verbindung. Wir rechnen aber zu den materiellen Grundlagen der politischen Macht einen ansehnlichen Flächenraum, die Größe und Stärke seiner Volkszahl; zu den geistigen Grundlagen: die Verfassung, Regierung und Verwaltung des Staats, so wie den Standpunkt der Cultur und des durch die Cultur erreichten Wohlstandes seiner Bewohner. In Hinsicht auf ihre Bevölkerung werden die Reiche und Staaten in Mächte des ersten, zweiten, dritten und vierten Ranges eingetheilt. Wir rechnen zu den eigentlichen Großmächten, oder den Mächten des ersten politischen Ranges, die mehr als 12 Mill. Einw. umschließen; zu den Mächten des zweiten Ranges die zwischen 4 und 12 Mill. Einw. zählen; zu den Staaten dritten Ranges deren Bevölkerung zwischen 1 und 4 Mill. Menschen steht, und zu den Staaten des vierten polit. Ranges die, deren Volkszahl keine Million erreicht. (Pölitz.)

Gegenwärtig gehören zu den Staaten ersten Ranges die auszeichnungs- oder vorzugsweise so genannten fünf großen Mächte: Frankreich, Oestreich, das Britische Reich, Rußland und Preußen. Sie führen bei allen wichtigen Ereignissen die entscheidende Stimme, regeln entweder ganz allein die Verhältnisse, wie auf den Congressen zu Wien, Aachen, Laybach, Verona, oder üben doch einen solchen Einfluß auf die Bestimmung derselben aus, daß kein Widerstreben gegen denselben gedacht werden kann. Auch Spanien, die Osmanische Pforte, die Republik der vereinigten Niederlande (jetzt das Königreich der Niederlande) und Schweden gehörten einst zu diesen Mächten ersten Ranges.

Staaten zweiten Ranges werden diejenigen genannt, welche zwar keineswegs einen gebietenden Einspruch, wie jene, sich erlauben dürfen, aber doch noch eine so gewichtvolle Macht besitzen, daß ihr Zutritt oder ihre Entfernung nicht unbeachtbare Folgen nach sich ziehen, weshalb diesen Mächten, entweder in ihrer Gesammtzahl, oder wenigstens einigen derselben ein nicht unbedeutender Antheil an der Leitung und Berathung der allgemeinen Europ. Angelegenheiten zugestanden werden muß. Zu diesen Mächten gehören, außer den oben genannten für jetzt aus der Reihe der Staaten ersten Ranges ausgeschiedenen Mächten, Portugal, Neapel und Sicilien, Sardinien, Dänemark, Belgien, die Schweizerische Eidgenossenschaft, und von den mittlern Deutschen Mächten das einzige Königreich Baiern.

Die Staaten dritten Ranges, welche als die wichtigern aus der Reihe der übrig gebliebenen Staaten hervortreten, können von der letzten Klasse genau nicht mehr gesondert werden; doch schreibt man denselben gemeinhin nur diejenigen zu, welche durch den Umfang ihres Territoriums und die Größe ihrer Bevölkerung auf eine größere Selbstständigkeit Anspruch zu machen, oder durch irgend einen Zweig ihrer Cultur

und

und den Handel, oder durch ihre eigenthümliche politische Lage eine einflußreichere Bedeutung erlangt haben. Es gehören zu denselben der Kirchenstaat, die übrigen Deutschen Königreiche, das Königreich Griechenland, das Großherzogthum Toscana, die Deutschen Großherzogthümer sammt dem Kurfürstenthum Hessen-Cassel, endlich die Herzogthümer Braunschweig, Nassau, Parma und Piacenza und Modena.

Die Staaten vierten Ranges, wenn man noch eine solche Klasse aufstellen will, schließt in sich alle übrigen Staaten, ohne weiter die Bestimmung des größern oder geringern Grades ihres politischen Einflusses nach einer Reihenfolge zu versuchen, da er zu sehr von dem Zufall augenblicklicher Ereignisse abhängt. Daher erscheint auch völlig gerechtfertigt die Abtheilung der Staaten in größere, mittlere und kleinere Mächte, indem die letzteren unsere dritte und vierte Klasse zusammenfassen, den ersten beiden aber die Staaten ersten u. zweiten Ranges entsprechen. (Schubert.)

Obwohl man, wie zum Theil schon oben bemerkt ist, nach Anleitung der Statistik, die Staaten nach Maßgabe ihres mehr oder weniger glücklich geordneten Zustandes, nach der Cultur des Bodens, dem Aufschwunge des Gewerbfleißes, dem Wohlstande der Bürger, oder, da die Gütererzeugung die Seite des Staatslebens ist, auf welche die Statistik ihr Augenmerk vornämlich richtet, nach der wesentlichen Thätigkeit ihrer Bürger klassificiren kann: so ist doch die gewöhnlichste Klassification, wie auch Bülau bemerkt, die nach dem politischen Gewichte, wie sich dieses aus der Kenntniß ihres innern Zustandes ergiebt. Auch Bülau ist für die Annahme von drei Klassen von Staaten in dieser Beziehung, indem er in die erste die Großmächte setzt, von deren Entscheidung im Wesentlichen die Lage des Europ. Staatensystems abhängt; in die zweite die Staaten, die, ohne Weltmächte zu sein, dennoch die Elemente ihrer Selbst-

ständigkeit in sich selbst tragen, und ungefährlich für ihre Nachbarn, aber einer entschiedenen, ausdauernden und erfolgreichen Vertheidigung fähig sind *). In die dritte Klasse würden dann die Staaten zu reihen sein, welche die Bürgschaft ihres Fortbestehns nur in der Erhaltung des Rechtsstandes und in dem Schutze der Mächte erblicken, die bei dessen Aufrechterhaltung interessirt sind.

Höchst interessant ist das Resultat der vergleichenden Zusammenstellung des Areals und der Bevölkerung dieser verschiedenen Klassen der Staaten bei Schubert:

1) für die Staaten des ersten Ranges
109,000 Q.M. u. 155,000000 Seelen,
2) für die Staaten des zweiten Ranges
42,300 Q.M. u. 60,000000 Seelen,
3) für die Staaten des dritten Ranges
4,309 Q.M. u. 14,000000 Seelen,
4) für die Staaten des vierten Ranges
400 Q.M. u. 3,000000 Seelen.

156,000 Q.M. u. 232,000000 Seelen.

Also nehmen die fünf Staaten ersten Ranges über ²/₃ der Oberfläche und eben so über ²/₃ der gesammten Bevölkerung Europas für sich allein ein. Mehr als ¹/₄ der Oberfläche und Bevölkerung Europas fällt den eilf Staaten zweiten Ranges zu, wenn die 22 Cantone der Helvetischen Eidgenossenschaft für einen Staat mitgezählt werden. Dagegen wird noch weniger als ¹/₃₃ der Oberfläche und weniger als ¹/₁₃ der gesammten Bevölkerung Europas durch alle übrigen 41 Staaten dritten und vierten Ranges zusammen genommen behauptet.

Die Verschiedenheit der Regierungsformen, oder die Eintheilung der Europ. Staaten in Monarchien

*) Spanien legt kein Gewicht in die Wagschale Europas, wenn es sich um Belgien, oder Deutschland, oder Italien handelt. (?) Aber umsonst führte Napoleon Europa gegen die Pyrenäische Halbinsel ins Feld!

und Republiken, und wieder die Eintheilung der Monarchien in unbeschränkte und beschränkte, hat keinen Einfluß auf die Anerkennung ihrer Selbstständigkeit, so sehr auch an sich die Regentenrechte eines Russischen Autokrators und eines Landammans in der Schweiz, eines Kaisers von Oestreich und eines regierenden Bürgermeisters der vier freien Deutschen Städte verschieden sind.

A. Nach dem Grundcharakter der Verfassung nimmt Hr. Prof. Schubert drei Abtheilungen der Monarchien Europas an: 1) Autokratien, oder solche Monarchien, in denen der Wille des Selbstherrschers als alleinige Quelle aller Gesetzgebung und als einzige Controle für jeden Zweig der Verwaltung gilt, wo also eine Berathung mit Vertretern einzelner Stände oder des gesammten Volkes, wiederum für den ganzen Staat oder nur für einzelne Provinzen desselben durchaus nicht stattfindet. Dahin gehören: das Osmanische Kaiserthum, der Kirchenstaat, das Großherzogthum Toscana und die Herzogthümer Parma und Piacenza und Modena. Von dem Russischen Staate sind dagegen die Ostseeprovinzen, das Großfürstenthum Finnland und das Königreich Polen, selbst auch noch nach seiner Einverleibung in das Russische Reich durch das Manifest vom 26. Febr. 1822, vom Sardinischen Staate aber die Insel Sardinien und das Herzogthum Genua ausgenommen, welchen Provinzialstände zustehn, jenen nur mit berathender Stimme, den Sardinischen und Genuesischen aber mit entscheidender Bestimmung über Gesetzgebung und Besteuerung. 2) Monarchien, in denen die Central-Verwaltung und Gesetzgebung allein dem Monarchen zusteht, wo aber den einzelnen Provinzen durch Vertreter der einzelnen Stände derselben eine größere oder geringere Mitwirkung an der Provinzial-Gesetzgebung und Communal-Verwaltung mit berathender Stimme in festgestellten Provinzial-Stände-Versammlungen überwiesen ist. Hierher

gehören: Preußen, der Oestreichische Staat (bis auf das Königreich Ungarn und das Großfürstenthum Siebenbürgen, welche als vormalige souveraine Staaten durch die völlige Erhaltung ihrer Grundgesetze der dritten Klasse der constitutionell beschränkten Monarchien angehören); ferner das Königreich beider Sicilien, Dänemark und die Theile des Russischen und Sardinischen Staates, von denen bei No. 1. so eben gesprochen ist. 3) Constitutionell beschränkte Monarchien, in welchen durch organische Grundgesetze die Gesetzgebung und die allgemeine Controle der Staatsverwaltung zwischen den Monarchen und den Vertretern einzelner Stände oder des gesammten Volks dergestalt getheilt ist, daß keine der beiden höchsten Staatsgewalten für sich allein über die Kräfte des Staates verfügen kann. Hierher gehören die übrigen Staaten Europas, die nicht Republiken, und nicht schon unter No. 1. und 2. erwähnt sind.

B. Die Republiken Europas streben jetzt fast sämmtlich in Demokratien überzugehn, denn von den 1) Demokratien, in welchen die höchste Staatsgewalt durch einige Familien behauptet wird, aus denen die Centralbehörden entweder durch Selbstwahl oder durch Volkswahl ausschließlich besetzt werden, haben sich nur noch Stadt-Basel, Freiburg und Solothurn erhalten, und selbst auch diese nicht ohne alle Beimischung demokratischer Elemente. Auch den halbsouverainen Staat der Jonischen Inseln rechnet Hr. Prof. Schubert hierher. 2) Demokratien, mit der höchsten Staatsgewalt durch das Volk selbst oder seine Vertreter ausgeübt, in allen nur möglichen Abstufungen bis zur Ochlokratie in der Landschaft Basel sind alle übrigen neunzehn (mit Basel L.) Staaten der Schweiz, die vier Freistaaten des Deutschen Bundes, Krakau und San Marino.

Um wie viel übersichtlicher und zweckmäßiger diese Eintheilung der Staaten Europas nach ihren Regierungsformen ist, als die von Bülau versuchte, wird

sich sogleich aus der Mittheilung des letztern über die Eintheilung der Europ. Staaten nach ihrer Verfassung und Verwaltung ergeben. Bülau nämlich nimmt an:

A. Die Erbmonarchie: a) die reine: das Kaiserthum Rußland, das Kaiserthum Oestreich, das Königreich Preußen, Spanien, Portugal, beider Sicilien, Sardinien, das Großherzogthum Toscana, das Königreich Dänemark, das Herzogthum Modena, Parma, das Großherzogthum Oldenburg, die Landgrafschaft Hessen-Homburg. b) Die von Lehnsständen beschränkte Erbmonarchie: viele Oestreichsche Provinzen (Ungarn, Siebenbürgen, Böhmen, Mähren mit Schlesien, Oestreich ob der Ens und unter der Ens, Steiermark, Kärnthen, Krain), das eigentliche Königreich Sardinien, das Großherzogthum Meklenburg-Schwerin und Strelitz, das Herzogthum Gotha, Anhalt-Dessau, Bernburg und Cöthen, das Fürstenthum Lippe-Detmold, Hohenzollern-Sigmaringen, die Reußischen Fürstenthümer, das Herzogthum Lauenburg. c) Das von Volksvertretern beschränkte Erbkönigthum: aa) Das von Volksvertretern ältern Ursprungs beschränkte Erbkönigthum: das Königreich Großbritannien, Schweden. bb) Die von Volksvertretern neuern Ursprungs beschränkte Erbmonarchie: das Königreich Frankreich, das Fürstenthum Neuenburg, das Herzogthum Nassau, das Königreich Norwegen, Niederland, das Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, Schaumburg-Lippe, Waldeck-Pyrmont, das Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, das Königreich Baiern, das Großherzogthum Baden, das Königreich Würtemberg, das Großherzogthum Hessen-Darmstadt, das Herzogthum Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Meiningen, das Kurfürstenthum Hessen-Cassel, das Herzogthum Sachsen-Altenburg, das Königreich Belgien, Sachsen, das Herzogthum Braunschweig, das Königreich Hannover, das Fürstenthum Hohenzollern-Hechingen, die Provinzialstände in Galizien, Tirol, der Lombardei, Preußen (!), Sardinien, das Fürstenthum Lichtenstein,

Schwarzburg-Sondershausen, Lucca, (jetzt wohl auch das Königreich Dänemark?). B. Adels- und Volksherrschaft. C. Wahlreich, Staatenbund. — Ein nicht ohne Schwierigkeit zu überschauendes Gewirr!

Nach Schuberts Staatenkunde haben die

Autokratien	75,500 Q.M. u.	59,000,000 Seelen,
die Monarchien mit Provinzialständen	27,300 Q.M. u.	57,000,000 Seelen,
die constitutionell beschränkten Monarchien	52,300 Q.M. u.	113,250,000 Seelen,
die Monarchien zusammen	155,100 Q.M. u.	229,250,000 Seelen,
die Republiken	950 Q.M. u.	2,750,000 Seelen.

Also ist das Areal der Autokratien in Europa fast eben so groß, als das der übrigen Monarchien und Republiken zusammengenommen, aber ihre Bevölkerung beträgt nur ¼ der gesammten Bevölkerung Europas und steht fast gleich mit der Bevölkerung in den Monarchien mit Provinzialständen, die jedoch ein fast dreimal geringeres Areal einnehmen. Dagegen haben die constitutionell beschränkten Monarchien fast ½ der ganzen Bevölkerung Europas für sich, und eine doppelt so starke als die der Autokratien, aber nur ⅓ seines Areals. Endlich behaupten jetzt die Republiken nur noch 1/160 des Areals von Europa und 1/80 seiner gesammten Bevölkerung.

Die Gesammteinnahmen der Europäischen Staaten steigen in der Gegenwart in runden Zahlen über 1,100,000,000 Thlr., oder 4¾ Thlr. auf den Kopf bei 232,000,000 Einwohnern. Nach Abzug der Einnahmen aus den Domainen, Forsten und Bergwerken, die sich gegen 150,000,000 Thlr. belaufen, bleiben für die directen u. indirecten Steuern und Abgaben unter allen Titeln 950,000,000 Thlr. oder 4 1/10 Thlr. auf den Kopf. Ziehen wir davon die Einnahmen des höchst besteuerten Brittischen Staates (mit Einschluß von Irland) mit seiner Bevölkerung ab, d. h. 350,000,000 Thlr. auf 25,000,000 Einw.;

also hier 14 Thlr. auf den Kopf, so bleiben uns nur noch 600,000,000 Thlr. für 207,000,000 Seelen, oder 2⁹⁄₁₀ Thlr. auf den Kopf. Es bildet nun eine höchst anziehende Untersuchung, auf welche Weise diese für den Staatshaushalt nothwendigen 2⁹⁄₁₀ Thlr. Abgaben und Steuern (mehr oder minder in den einzelnen Staaten) für jedes Reich aufgebracht werden, wie viel ferner dazu die directen, wie viel die indirecten Steuern beitragen. Denn grade von der geschickten Vertheilung der durch das Bedürfniß des Staats nothwendig geforderten Steuern, die dem eigenthümlichen Charakter des Staats und der physischen und technischen Cultur desselben angepaßt ist, und die dem Handelsstaat seine Hauptquelle in den indirecten Steuern, dem Ackerbaustaat in den directen anweist, und demjenigen Staate, in welchem Handel, Industrie und Ackerbau auf gleiche Weise blühen, einen ebenmäßigen Mittelweg zwischen den directen und indirecten Steuern einzuschlagen anrathet, hängt das Gefühl des Wohlbefindens eben so wie der Unbehaglichkeit der Staatsbürger in Bezug auf die Besteuerung ab. Wenn der Engländer von seinen Steuern über ⁶⁄₇ durch indirecte und noch nicht ¹⁄₇ durch directe aufbringt, so liegt dies jetzt ganz angemessen eben so in den Verhältnissen seines Staats, als wenn der Franzose und Holländer ²⁄₃ durch indirecte und ¹⁄₃ durch directe, der Preuße und Russe ³⁄₅ durch indirecte und ²⁄₅ durch directe, der Oestreicher dagegen ¹⁄₃ durch indirecte und ²⁄₃ durch directe zahlen. — Die Staatsausgaben setzt der Hr. Verf. in der Gegenwart gleichfalls zu der obigen Höhe von 1,100,000,000 Thlr. an, da fast in allen Staaten die Budgets wie billig zuerst die nothwendigen Ausgaben entwerfen und danach das Bedürfniß der Einnahmen bestimmen, die etwaigen außerordentlichen Ueberschüsse aber, welche glückliche Handelsjahre besonders bei den indirecten Steuern hervorzubringen pflegen, gemeinhin für den Tilgungsfond, in wenigen Staaten nur für den Reservefond

angewiesen sind. Bei den Staatsausgaben jeder Europ. Macht entsteht daher vorzugsweise zuerst die Untersuchung, wie viel von denselben der actuellen Staatsverwaltung und wie viel der Verzinsung und den Tilgungsfonds für die Staatsschulden zufließen. — Die Staatsschulden müssen auf wenigstens 12,500 Mill. Thlr. angenommen werden. Wäre nun für dieselben der gewöhnliche Zinsfuß 5 Procent, wie im 18. Jahrh., wo er häufig überdies auf 6 Procent stieg und sich auch jetzt noch für mehre Anleihen der nordischen Staaten erhalten hat, so würde allein durch die Verzinsung eine Summe von 625,000,000 Thlr. oder über $^7/_{12}$ sämmtlicher Einnahmen erfordert werden und dabei noch nicht das Geringste für die Abzahlung der Schulden geschehn können. Käme nun überdies noch das bei den neuen Anleihen nicht selten angenommene Ein Procent derselben zu ihrer Tilgung hinzu, so würde diese Summe auf 750,000,000 Thlr. anwachsen, und dann für die sämmtlichen übrigen Zweige der Staatsverwaltung nur 350,000,000 Thlr. übrig bleiben, die aber schon allein für die Kriegsmacht erfordert werden. Doch hier kommt als die glücklichste Hilfe, daß in den am meisten verschuldeten Staaten entweder der Zinsfuß wegen des vorhandenen Ueberflusses an Capitalien sehr niedrig steht, wie in England bis auf 3 Proc. herab, das daher für seine 5,600,000,000 Thlr. Staatsschulden (fast die Hälfte der gesammten Europ. Staatsschulden) nur 203,000,000 Thlr. zur Verzinsung braucht; oder der Zinsfuß ist durch eigenthümliche Finanzoperationen theilweise auf $^3/_5$ oder $^1/_2$ des frühern Betrags herabgesetzt, wie in Frankreich und den Niederlanden; oder endlich ein großer Theil der Staatsschuld ist unverzinslich, d. h. er besteht aus Papiergeld, wie in Rußland und Oestreich, oder er wird eine Zeit lang für unverzinslich erklärt, wie in den Niederlanden und in Spanien. Dadurch wird bewirkt, daß mit der Summe von 480,000,000 Thlr. gegenwärtig die Verzinsung und allmählige Tilgung

sämmtlicher Europ. Staatsschulden, also mit etwas mehr als $^5/_{12}$ bestritten werden kann, und 620,000,000 Thlr. für die übrige Verwaltung nur noch verbleiben. Von diesen werden aber nach Abzug der 350,000,000 Thlr. — beinahe $^4/_{12}$ der gesammten Staatsausgaben — die für die Kriegsmacht erfordert werden, endlich nur 270,000,000 Thlr., d. i. noch nicht volle $^3/_{12}$ oder $^1/_4$ der Staatseinnahmen zur Verwendung für den Hofhalt, die auswärtigen Angelegenheiten, die Rechtspflege, den Cultus und Unterricht und die gesammte innere Verwaltung aller Staaten Europas übrig gelassen. Der Preußische Staat aber behält, da er jetzt weniger als $^1/_5$ seiner Einnahmen für die Staatsschulden nöthig hat und nicht viel über $^2/_5$ für die Erhaltung seiner Kriegsmacht gebraucht, volle $^2/_5$ für alle übrigen Zweige der Staatsverwaltung zurück.

Gegenwärtig ist jeder Staat Europas verhältnißmäßig nach seiner Grundmacht zur Erhaltung eines stehenden Heeres verpflichtet, daher ist die Totalstärke der Europ. stehenden Heere auch verhältnißmäßig viel bedeutender, als in frühern Zeiten, wenn gleich im 18. Jahrh. einige Staaten doppelt und dreifach so starke Heere hielten, als in ihrer heutigen Größe, wie z. B. Preußen im stehenden Heere unter Friedrich Wilhelm 1. und Friedrich d. Gr. stets drei Procente seiner Bevölkerung (es kamen freilich die Geworbenen hinzu, die aber finanziell nur noch um so kostbarer waren) besaß, aber jetzt mit einem Procente der Bevölkerung in Friedenszeiten ausreicht. Wäre nun dieses Eine Procent der Bevölkerung der allgemeine Maßstab für das Verhältniß der zur Vertheidigung stets bereit zu haltenden Menschenkräfte in sämmtlichen Staaten Europas, wie er es vertragsmäßig für sämmtliche Staaten des Deutschen Bundes ist, so würde die gesammte Kriegsmacht der Landheere Europas 2,320,000 Mann ausmachen. Sie ist aber nicht so stark, da England nur $^1/_3$ Procent seiner

Bevölkerung an das Landheer abgiebt, und die Mehrzahl der außerdeutschen mittlern und geringern Mächte höchstens ½ Procent ihrer Bevölkerung unter den Waffen halten: denn es kommen

1) für die Staaten ersten Ranges mit
155,000,000 Seelen nur 1,370,000 Mann,

2) für die Staaten zweiten Ranges mit
60,000,000 Seelen nur 400,000 Mann,

3 u. 4) für die Staaten dritten u. vierten Ranges mit
17,000,000 Seelen nur 130,000 Mann,

232,000,000 Seelen nur 1,900,000 Mann.

Die 1,900,000 Mann bilden den Effectivbestand der stehenden Heere.

Die Seemacht läßt sich nach keinen bestimmten Verhältnissen bis jetzt übersehn; doch übersteigt die Gesammtzahl der Kriegsfahrzeuge gegenwärtig sehr wenig 2000, welche 42,000 Kanonen mit sich führen. Die Engländer haben den dritten Theil sämmtlicher Europ. Kriegsschiffe der Zahl nach, aber über die Hälfte der größern, wenn man die Linienschiffe und Fregatten allein vergleicht. Von den Gesammtausgaben für die Kriegsmacht fällt der vierte Theil mit 80,000,000 Thlr. auf die Marine der Staaten Europas. Ihre Bemannung erreicht in Kriegszeiten bei Seestaaten oft mehr als Ein Procent der Bevölkerung, bleibt aber in Friedenszeiten gemeinhin unter dem Sechstheile Eines Procents.

Wenn die eben mitgetheilten Notizen bei unsern Lesern Interesse und den Wunsch genauerer Bekanntschaft mit dem oben genannten vortrefflichen Werke erregt haben, wird es mich freuen auch meinerseits nach Kräften für die Einführung der Staatskunde des Hrn. Prof. Schubert in das größere Publikum beigetragen zu haben.

K. F. Merleker.

III. Beiträge zur Flora von Danzig nebst einigen Mittheilungen aus andern Preußischen Gegenden.

Vom Dr. Klinsmann.

In den Versammlungen der hiesigen naturforschenden Gesellschaft habe ich schon in den Jahren 1826 u. 1832 den Mitgliedern derselben meine Beiträge zur Flora von Danzig mitgetheilt, und in Original-Exemplaren vorgelegt. Da es nun den auswärtigen Freunden der Pflanzenkunde vielleicht nicht ohne Interesse sein dürfte, auch hievon einige Kenntniß zu nehmen, so erlaube ich mir ihnen das Nothwendige und Bemerkenswertheste von meinen bisher unternommenen Excursionen mittheilen zu dürfen.

Die Umgegend von Danzig ist so reich an Verschiedenheiten durch ihre Lage und Boden, daß sie fast den größten Theil der Preußischen Pflanzen liefert, die ich auf meinen mannigfaltigen Spaziergängen u. Reisen in den nahe und entfernter gelegenen Orten sammt und sonders gesammelt und in einem besondern Herbarium für die Ortsflora, für spätere Zeiten niedergelegt habe. Diese Sammlung steht jedem Freunde der Wissenschaft zur Ansicht bereit, und bleibt für die Zukunft Eigenthum der naturforschenden Gesellschaft; hiedurch kann alsdann jedem Zweifel vorgebeugt und jeder etwa vorgefallene Irrthum für die kommende Zeit gehoben und das Fehlende ergänzt werden.

Bei einer Stadt wie Danzig, die mit andern Europäischen Ländern, sowohl benachbarten als entfernteren, in Verbindung steht, in einer Gegend, die durch den Ausfluß der Weichsel häufigen Ueberschwemmungen der niedrig gelegenen Wiesen und Felder ausgesetzt ist, ist es so etwas seltenes nicht, daß nicht neue Pflanzen einwandern und einheimisch werden sollten, und man müßte daher wenigstens für die erste Zeit

zweierlei unterscheiden, nämlich stationäre und sogenannte Hospitanten, die vielleicht nach ein oder mehren Jahren wieder verschwinden. Durch das Ausladen des Ballastes der Schiffe, denen öfters, wie gewöhnlich, bestimmte Plätze zum Aufwerfen von Dämmen angewiesen werden, werden so manche Saamen ausgestreut, die bald aufgehen und Pflanzen hervorbringen, die früher nie da waren, die aber auch, wenn ihnen das Klima oder der Boden nicht zusagt, wieder verschwinden. Diese gehören dann freilich der eigentlichen Ortsflora nicht an, sondern sind nur, wie eben genannt, Hospitanten.

Nachdem ich dieses vorausgeschickt, zähle ich nun die neugefundenen Pflanzen hier auf, ohne eine Beschreibung folgen zu lassen, da sie in jedem Handbuche leicht zu finden ist.

1. Corispermum intermedium. Im Juli und August, auf den Dünen an der Ostsee von Heubude bis Bohnsack.
2. Utricularia minor. Im Juli und August. Zuerst vom Herrn Oberlehrer Krüger bei Heubude und später von mir im Torfbruch bei Lesen gefunden.
3. Heleogiton glaucum. Sm. Scirpus Tabernaemontani Gm. Im August, an sümpfigen Stellen bei der Bestung Münde.
4. Calamogrostis stricta P.B. Im Juli in den Wäldern bei Zoppot; sparsam.
5. Calamogrostis sylvatica P.B. Im Juli in den Wäldern bei Pelonken und Zoppot.
6. Agropyrum junceum R.S. Triticum L. Am Strande bei Zoppot und auf der Westerplatte im Juli.
7. Ammophila baltica Lk. Arundo Flgg. Psamma R.S. Im Juli auf der Westerplatte.
8. Dipsacus pilosus. Im Juli zuerst vom Herrn Apotheker Kannenberg und dann auch von mir beim Grebiner Walde.

9. Sherardia arvensis. Auf einem Acker bei Schönfeld im Juni.
10. Myosotis sparsiflora. Vom Mai bis August, bei St. Albrecht, Conradshammer und Prangschin.
11. Androsace septentrionalis. Im Mai u. Juni, auf sandigen Hügeln bei Schönfeld.
12. Lithospermum officinale. Beim Kloster Oliva fand ich diese Pflanze wieder, die schon Oelhafe in seinem Elenchus plantarum vom J. 1656 bemerkt hat. Sie ist aber seitdem von den Danziger Floristen übersehen und nicht aufgeführt worden.
13. Potamogeton acutifolius Lk. Bei Ottomin im Landsee, im Juli.
14. Ulmus suberosa. Auf der Trift von Herzberg nach Trutenau als Strauch, und im Grebiner Walde als Baum und Strauch.
15. Atriplex littoralis. Auf der Westerplatte und bei der Münde im August, aber sparsam.
16. Atriplex rosea Lam. A. alba Scop. In den Dörfern und an den Wegen in Herzberg, Trutenau, Gamlitz, Rostau, Stutthof, Rosenberg und vielen andern Orten, im Juli und August.
17. Atriplex nitens. Auf dem Bischofsberge, in der Molde und am Ganskruge im August.
18. Eryngium campestre. Bei der Vestung Münde, im Juli und August.
19. Chaerophyllum sativum Lam. Scandix Cerefolium L. In Küchengärten und an Wegen bei Neuschottland, im Königsthal und im Niederfelde, im Mai.
20. Myrrhis aromatica. Im August, sehr häufig im Grebiner Walde.
21. Athamanta Oreoselinum. Auf den Bergen vor dem Olivaer Thore und an vielen andern Orten im Juli und August häufig. Wahrscheinlich ist sie wohl nur aus Versehen in Weiß

Flora übergangen, da sie doch schon von seinem Vorgänger aufgeführt worden ist.

22. Pleurospermum austriacum. Im Radaunthal bei Prangenau; blühet im Juli und gehört zu den seltenern Preußischen Pflanzen. Nach Hübner auch bei Elbing.
23. Allium Scorodoprasum. Auf den Vestungswerken und in Gärten verwildert, wo es außer mir nuch vom Oberlehrer Krüger gefunden ist. Auch ist diese Pflanze beim Kloster Pelplin, wo ich diesen Sommer meinen Freund, den Apotheker Kannenberg, besuchte, sehr häufig.
24. Juncus balticus. Auf der Sospe, Westerplatte, bei der Münde, Heubude und vielen andern Orten am Strande, im Juni.
25. Juncus capitatus. Ein kleines niedliches 2—4 Zoll hohes Pflänzchen, das leicht übersehen wird. An feuchten und sandigen Orten auf der Sospe, am Mündschen Walde und bei Heubude, im Juli und August.
26. Scheuchzeria palustris. In den Brüchen bei Czazielken, Ottomin und Lesen im Juni.
27. Silene noctiflora. Bei Fischerbabke, im August.
28. Silene tatarica. Bei Neufähr, Kronenhof, Prinzlav und Dirschau nicht selten. Im Juli und August.
29. Arenaria viscidula. Auf den Aeckern bei Brentau und Zoppot, vom Apotheker Hübner und mir gefunden.
30. Euphorbia platiphylla. Bei Heubude im Juli und August.
31. Euphorbia Cyparissias. Auf dem Wege von Heubude nach der Münde ist sie einmal von einer Kräuterfrau gefunden.
32. Spiraea hypericifolia. In einer Schlucht im Königsthal.
33. Rubus hirtus (?) Caule tereti villoso-glanduloso coccineo, aculeis rectis vestituto;

foliis ternatis utrinque hirtis, foliolis duplicato serratis rugosis, margine coloratis; calyce glanduloso pubescente; petalis ovatis acutis. Turiones longissimi eorumque foliola majora, acuminata. Im Schwabenthal im August.

34. Ranunculus Philonotis. An den Weichseldämmen und auf nassen Wiesen im Werder, hin und wieder. Weiß führte ihn auf meine Veranlassung im Nachtrage auf.

35. Galeopsis pubescens. Bei Renneberg, Kobaschken und Ellernitz.

36. Stactys arvensis. Auf einem Acker bei Heiligenbrunn, im August und September.

37. Euphracia Rostkoviana. Auf einer Wiese bei Prangenau.

38. Linaria repens. Auf der Westerplatte und an der Schuitenlake, schon seit 1817 bekannt.

39. Linaria minor. Auf den Aeckern und in den Gärten bei Langfuhr und an der Schuitenlake.

40. Linaria glauca. Auf Ballasthaufen auf der Westerplatte. Eine kleine jährige Pflanze, mit gelber, aber doppelt größerer Blume, als bei der vorigen, im Juli.

41. Orobanche elatior. Unterm Getreide bei Prangenau, im Juli. Nach meiner Bestimmung ist es O. elatior, aber wahrscheinlich dieselbe, welche Weiß in seinen Zusätzen für O. major aufgeführt hat.

42. Orobanche coerulescens. Auf der Westerplatte im Juli, und auch diese sicher dieselbe, welche Weiß für O. coerulea angegeben und beobachtet hat.

43. Loelia orientalis Pers. Bunias Gm. Sehr häufig auf der Contre-Escarpe zwischen der Mottlau und dem Pockenhausschen Holzraume. Seit 1817 schon beobachtet. Im Juni.

44. Senebiera didyma Pers. Lepidium L. Auf der Westerplatte und am neuen Wege nach Fahrwasser. Im Juli und August.
45. Sinapis alba. An den Wegen und auf den Aeckern im Niederfelde, bei Rosenberg und Kahlbude.
46. Sinapis nigra. Bei Brantau, Strieß und auf dem Holm.
47. Diplotaxis tenuifolia. Auf dem neuen Wege nach Fahrwasser, Westerplatte u. bei der Münde sehr häufig im August.
48. Althaea officinalis. Im Niederfelde, wo sie häufig gebaut wird, verwildert und beim alten Hofe.
49. Corydalis claviculata. Auf der Westerplatte im September.
50. Robinia Pseud-Acacia. In den Dünen-Anlagen bei Heubude; Juli.
51. Hypericum dubium. In den Wäldern bei Pelonken und Brentau; Juni.
52. Sonchus asper. In Gemüsegärten in Wotzlaf und Kriesfohl. Juli.
53. Tragogogon major. Auf dem Hagelsberge, zwischen St. Albrecht und Praust, am Radaunendamm in Altschottland, am Weichseldamm bei Plünendorf. Juli.
54. Cnicus tenuiflorus. Auf der Westerplatte. September.
55. Helmintha echioides. Auf der Westerplatte. September.
56. Gnaphalium luteo-album. In Heubude im August.
57. Aster Tripolium. Bei der Bestung Münde im August.
58. Doronicum Pardalianches. Im Walde bei Pelonken im Juli.
59. Centaurea Calcitrapa. Auf der Westerplatte im August.

60.

60. Epipactis ensifolia. Im Walde bei Pelonken im Mai.
61. Malaxis paludosa. Im Bruch zwischen Heubude und Krakau; August.
62. Carex stricta. Bei Praust und im Bruch bei Lesen; im Juni.
63. Morus alba. In der Anlage bei Praust.
64. Salix daphnoides. Unweit dem Badehause in Zoppot und bei Heubude.
65. Hippophaë rhamnoides. Auf den Dünen bei Neufähr und in den Anlagen. Wahrscheinlich mit Robinia Pseud-Acacia vom verstorbenen Kommissionsrath Biörn angepflanzt.
66. Equisetum umbrosum. In den Wäldern bei Pelonken, Oliva und Schwabenthal.
67. Equisetum Telmateia Ehrh. E. aburneum Schreb. Im Radaunthal bei Prangenau und auch vor zwei Jahren mit dem Herrn Apotheker Kannenberg bei Stuhm gefunden.
68. Osmunda matricarioides. Vom Apotheker Hedinger zuerst bei der Münde gefunden.
69. Lycopodium Selago. In dem Walde bei Pelonken.
70. Onoclea Struthiopteris. Im Radaunthal bei Kahlbude.
71. Aspidium cristatum. Auf der Saspe und bei Heubude. Dieses Farrn ist schon von Reyger aufgeführt, aber von Weiß übersehen worden.
72. Aspidium dilatatum. Auf der Saspe und bei Heubude. Die ersten Exemplare fand ich am 4. Novbr. 1834, also Beweis genug, daß man noch im Spätherbst etwas Neues auffinden kann, und nicht zu früh die Excursionen aufgeben muß. Es blüht vielleicht immer so spät, und dies mag der Grund sein, daß es bis jetzt in Preußen übersehen ist.
73. Chara baltica. In der Ostsee bei Heisterneſt.

Außer den hier angeführten Pflanzen sind mir noch einige andere bekannt, die ich aber noch für die Zukunft aufsparen und der Sicherheit halber noch ferner beobachten muß.

Da nun mehre von diesen Pflanzen schwerlich mit Recht zur Flora von Danzig gerechnet werden dürften, so erlaube ich mir diese mit dem Namen Hospitanten zu belegen und hier noch einmal aufzuzählen. Eine längere Beobachtung kann ihnen nur erst das Bürgerrecht gewähren und die Aufnahme in eine Ortsflora gestatten. Dahin gehören nun Atriplex littoralis, Silene noctiflora, Euphorbia Cyparissias, Spiraea hypericifolia, Linaria glauca, Senebiera didyma, Corydalis claviculata, Cnicus tenuiflorus, Helmintha echioides, Doronicum Pardalianches, Centaurea Calcitrapa, Morus alba und vielleicht einige andere.

Alsdann könnten für die Flora prussica von Herrn Dr. Lorek folgende als neue Bürger betrachtet und nachgeliefert werden: Dipsacus pilosus, Potamogeton acutifolius, Eryngium campestre, Caucalis daucoides, Scandix Cerefolium, Allium Scorodoprasum, Arenaria viscidula, Rubus hirtus? Stachys arvensis, Euphrasia Rostkoviana, Orobanche elatior, O. caerulescens, Loelia orientalis, Althaea officinalis (diese um so eher, weil sie nicht nur häufig cultivirt wird, sondern auch als offizinelle Pflanze allgemein bekannt ist, und sie auch schon Hagen in seiner Chloris aufgeführt hat), Robinia Pseudacacia, Sonchus asper, Tragopogon major, Equisetum Talmateia (diese wird gewöhnlich mit E. fluviatile für synonym gehalten, womit jedoch die Abbildung des Dr. Lorek nicht übereinstimmt), Aspidium dilatatum und Chara baltica.

Außer diesen wäre noch Alyssum montanum als neu anzuführen und aufzunehmen. Dasselbe zeigte mir bei Weißenberg, der Montauer Spitze gegenüber, Herr Apotheker Kannenberg, den ich im Jahr 1833

in Stuhm besuchte, und der mit mir von dort aus einige Excursionen machte. An demselben Orte fanden wir auch Veronica maritima, Silene chlorantha, Galium boreale, Galeopsis Ladanum, Geranium sanguineum, Serratula tinctoria, Senecio sylvaticus, Epipactis viridiflora und mehre andere seltenere Pflanzen. Auch fanden wir im Reehofschen Forst Dianthus arenarius, Pulsatilla patens und Ribes alpinum, und bei einer Mühle ungefähr eine Meile von Stuhm, das oben angeführte Equisetum Telmateia; an einer andern Stelle den Scirpus radicans, und an der Weichsel unweit dem Dorfe Wengern, Euphorbia lucida in großer Menge, und in den Wäldern daselbst sehr häufig Cucubalus Otites, Arbutus Uva ursi und die fragliche Chondrilla acantophylla, die aber, da sie schon sehr verblüht war und wenig Blätter mehr hatte, zweifelhaft blieb.

Im verflossenen Sommer besuchte ich Herrn Kannenberg, der gegenwärtig seinen Wohnort im Kloster Pelplin genommen hat, wieder, und wir fanden daselbst in großer Menge den Astragalus Cicer. Kurz vor Möwe fand ich an der Chaussee den Lathyrus tuberosus in seiner schönsten Pracht, so auch im Marienwerderschen Werder Euphorbia lucida, Sambucus Ebulus, Cuscuta europaea, Sium Falcaria, Nepeta Cataria, Inula Helenium in großer Menge und üppigem Wuchse.

Durch die freundschaftliche Güte des Herrn Oberlehrer v. Nowicki in Thorn erhielt ich außer mehren seltenen Pflanzen seiner Gegend folgende, für Preußen ganz neue Species, die der Beachtung gewiß werth sind und Beweise genug geben, daß unser Vaterland noch manches aufzuweisen habe, was uns bis daher noch ganz unbekannt war, nämlich: Polycnemum arvense, Scirpus supinus, Omphalodes scorpioides, Ostericum palustre, Tofielda palustris, Stellera Passerina, Euphorbia exigua u. Euphorbia dulcis, Linaria Elatine. Eben daselbst findet

man auch noch Cimicifuga foetida, Pedicularis Sceptrum Carolinum, Alyssum montanum und Hieracium echioides. Möge Herr v. Nowicki doch Muße genug haben, seine Gegend noch ferner zu erforschen, gewiß wird er noch manches finden, das den Preußischen Botanikern von großem Interesse sein dürfte, und welches dieselben mit mir gewiß dankend anerkennen werden.

Herr Dr. v. Siebold, gegenwärtig Director des hiesigen Hebammen-Instituts, hat mir die, bei seinem Aufenthalt als Kreis-Physikus in Heilsberg gesammelten Pflanzen jener Gegend zur Mittheilung für diese Blätter überlassen. Diesen Auftrag führe ich um so lieber aus, weil manches Bemerkenswerthe sich unter denselben befindet, und ich erlaube mir daher die selteneren Pflanzen zur allgemeinen Kenntniß hier aufzuzählen, um auch mit dem Reichthum und Vorkommen jenes Bezirks einigermaßen bekannt zu machen. Veronica agrestis, die größere Varietät, die der V. pulchella Best. sehr nahe steht, und welche auch bei Danzig vorkommt. Pulmonaria angustifolia, Lonicera Xylosteum, Rhamnus catharticus, Viola mirabilis, Viola hirta (beide letztere finden sich dort häufig im Simserthal), Vaccinium uliginosum, Daphne Mezereum, Pyrola uniflora, Monstropa Hypopithys, Lychnis sylvatica, Asarum europaeum, Helianthemum vulgare, Spiraea Filipendula, Rubus saxatilis, Anemone ranunculoides, Pulsatilla pratensis und patens, Trollius europaeus, Ranunculus cassubicus und lanuiginosus, Ajuga reptans und genevensis, Galeopsis Ladanum, Dracocephalum Ruyschiana, Digitalis ambigua, Corydalis Halleri, Anthyllis Vulneraria, Vicia sylvatica, Astragalus arenarius, Hypericum dubium, Scorzonera humilis in sehr großen Exemplaren, Lapsana pusilla, Hypochaeris maculata, Tussilago Petasites, Inula salicina, Orchis Morio und die sehr seltene O. viridis, Spar-

ganium natans, Carex dioica, teretiuscula und digitata, Mercurialis perennis, Lycopodium complanatum und Rhizomorpha subcorticulis Pers. Herr Apotheker Hübner theilte mir auch die Bulgaria globosa Pers., Peziza globosa mit, welche derselbe in den Wäldern zwischen Bartenstein und Heilsberg sehr häufig gefunden hat. Dies ist gewiß einer der größten Becherpilze, die mir bis jetzt bekannt sind, und doch scheint er in Preußen nicht bemerkt worden zu sein; vielleicht daß seine schwarzbraune Farbe ihn den Augen der Botaniker entzogen hat; aufgeweicht hatte mein Exemplar die Größe eines mittelmäßigen Apfels. Er wächst eigentlich mit dem größten Theile in der Erde, und nur die 1½ Zoll breite Scutella steckt aus derselben hervor.

Späterhin hoffe ich mit Hilfe des eben erwähnten Herrn Hübner, der als genauer Mooskenner bekannt ist, die bei Danzig vorkommenden Moose, Pilze und Flechten, den Preußischen Botanikern in einem folgenden Beitrage anzeigen zu können.

Schließlich mache ich nun noch auf einen Druckfehler in Reichenbachs Flora excursoria aufmerksam; derselbe giebt nämlich bei Najas major No. 918. den Standort Danzig an, welches aber gewiß Stettin heißen soll; eben so auch bei Najas flexilis No. 921. den Bikowschen See bei Danzig an, welches aber sicher der Binowsche See bei Stettin sein wird. Denn es giebt weder in Ost- noch in Westpreußen einen See der diesen Namen führt, auch ist mir nirgend bekannt geworden, daß Najas major und flexilis bis jetzt in Preußen gefunden sind. Diese Bemerkung habe ich mir deshalb erlaubt, weil Herr Professor Meyer diese Pflanze in seinem Elenchus anführt und dabei Reichenbach citirt hat.

Sollte dieser Beitrag bei den botanischen Collegen eine freundliche Aufnahme finden und der eine oder der andere einen Tausch anknüpfen wollen, so findet sich der Verfasser dazu gerne bereit.

IV. Mittheilungen in Kirchen- und Schul-Angelegenheiten.

Ueber die Nothwendigkeit wissenschaftlicher Bildung der Geistlichen.

Motto: „Unser Amt ist nicht leicht."

Es dürfte wohl, bei Anblick der Ueberschrift dieses Aufsatzes, Einem oder dem Andern der geehrten Leser unserer Provinzial-Blätter, sonderbar scheinen, von einer Sache einen Aufsatz zu lesen, an deren Wahrheit und Wichtigkeit, wie man meinen sollte, kein Zweifel stattfindet, da es ja allgemein bekannt ist, mit welcher Strenge das Gesetze, mit welcher ausgezeichneten Gründlichkeit das Verfahren der Prüfungs-Behörden in unserm Staate eingerichtet ist, und welchen Fleiß die Theologie-Studirenden in unserer Zeit anwenden müssen, um die Stufe der Bildung und wissenschaftlichen Vorbereitung zu erlangen, welche sie befähigt, Ansprüche auf die Verwaltung des Predigtamts machen zu können. —

Aber, wenn es vor etwa einem halben Sekulo, fast möchte ich sagen, an der Tagesordnung war, von der Abschaffung des geistlichen Standes zu sprechen, so scheint es doch, daß auch jetzt noch immer Personen im Geiste jener Zeit denken. Jener Zeit, da Prediger Schulz in Gielsdorf, bei dessen Vertheidigung der berühmte Jurist Amelang neuen Ruhm erwarb, eine Suplik im Namen der weltlichen Stände erscheinen ließ, worin er die Abschaffung des geistlichen Standes beantragte, wiewohl gerade Schulz am wenigsten der Mann war, sich als Repräsentant der weltlichen Stände darzustellen. F. Germanus Lüdke wies zwar in seinen Gesprächen über diesen Gegenstand den unberufenen Antrag gründlich ab (Berlin bei Nikolai 1784), die Sache ist aber seitdem noch öfter von Per-

sonen, welche nur für materielle Zwecke Sinn haben, in Anregung gebracht, und auch in unsern Tagen fehlt es nicht an Gegnern eines Standes, welcher recht eigentlich dazu da ist, das Geistige im Menschen zu wecken, zu heben und zu erhalten. Wer freilich dem Materialismus auch in Beziehung auf die menschliche Natur huldigt, wer in den Vergnügen, Geschäften und Bestrebungen des bürgerlichen, politischen und ökonomischen (häuslichen) Lebens ganz und gar verstrickt und gefangen ist, vielleicht von seiner Jugend an nie sich selbst und seine sittliche Natur zum Gegenstande seines Nachdenkens gemacht, wer das *γνωτι σε αυτον* (erkenne dich selbst) nicht in Beziehung auf sein Ich, seine Persönlichkeit, in Anwendung brachte, der kann freilich keinen Sinn haben für geistiges Leben, geistige Beschäftigung oder für religiöse Zwecke. —

Doch, gottlob! die Mehrzahl unserer Zeitgenossen gehört nicht zu dieser Partei! Die Edelsten und Gebildeten sind nicht Verächter dessen, wozu uns die Beschaffenheit unsres moralischen Wesens und der Drang des Herzens mit unwiderstehlicher Sehnsucht treibt. Das Bedürfniß, die Forderungen unsres Herzens, die Aussichten und Hoffnungen unsrer vernünftigen Natur zu befriedigen, ist zu unvertilgbar, was auch sophistische Weisheit, was auch liebloser Materialismus dagegen einwenden mag! — Wo suchen und wo finden wir diese Befriedigung? ja wo fand sie das zur Humanität gebildete Menschengeschlecht anders, leichter und richtiger, als in den Anstalten des Christenthums! — Das religiöse Bedürfniß im Menschen läßt sich weder durch Sophismen, noch durch wollüstigen Genuß des Lebens und durch Verschwendung der dem Menschen anerschaffenen Kräfte, wegdisputiren. Wir sind unsterblich!

Noch kein Staat bestand ohne religiöse Anstalten, noch kein Volk schwang sich, außerhalb des Christenthums, nach seiner Stiftung, auf die Höhe menschlicher Cultur, auf welcher sich die christlichen Staaten befinden; was auch die St. Simonisten, deren Vater

Enfantin jetzt bei Mehemed Ali in Nubien Leoparden jagt, oder auch der berühmte Fürst, der Verfasser des Tutti Frutti, welcher jetzt in Algier oder in Afrikas Steppen Aufklärung und Ruhe des Herzens sucht, von der Antiquirung des Christenthums sagen mögen.

Zeremonien und äußere Gebräuche sind aber nicht Christenthum, sie sind wandelbar und der, der Stufe der Bildung des menschlichen Geschlechts, angemessenen Veränderung unterworfen. Das Christenthum selbst ist ewig! Himmel und Erde werden vergehen, sprach der Stifter desselben, aber meine Worte werden nicht vergehen! Was ist Christenthum anders, als was in der Natur des gebildeten Menschen durch die Vernunft sich offenbaret? Gott ist die rechte Quelle, aus welcher Freude fließt. So aber Jemand will des Willen thun, der wird inne werden, sprach Christus, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede.

Der Leser nehme hier einige Worte gütig auf, aus dem Buche, welches ich vorher anführte, Gespräche von Lüdke; sie stehen S. 86: „In der unverfälschten christlichen Religion ist lauter reine gesunde Vernunft, lauter helles Licht der Wahrheit für den Verstand, und Trost für das Herz; jede Verheißung, wie jedes Gebot, Gottes so würdig, und den Bedürfnissen der fehlerhaften und hinfälligen Natur des Menschen so genügend abhelfend. Das menschliche Geschlecht kann nie glücklicher werden, als wenn es Christi Lehre glaubt und befolgt. Ein jeder kann prüfen und durch Erfahrung inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ein anderer Mensch eine bessere, der menschlichen Natur mehr entsprechendere Lehre ausdenken könne? Auf die durch die stärksten Beweise beglaubigte Auktorität der Aussprüche muß unser Glaube, unser Trost, unsre Hoffnung, unsre ganze religiöse Moral sich gründen. Wehe der Welt, wenn man daran nicht festhält, und das ehrwürdige Buch, worin die trostvollen Lehren

niedergeschrieben sind, um die Achtung bringt, in der es tausende von Jahren gestanden hat und auch ferner stehen muß."

Warum sind die Bewohner des schönen Frankreich so unruhig, so wild, so widerspenstig gegen Ordnung und Gesetz, ohne welche doch keine menschliche Gesellschaft bestehen kann? Darum, weil nun erst die traurigen Folgen der Abschaffung des Christenthums in der verderblichen Revolutionsperiode, an den Tag kommen. Frankreich wird nicht eher ruhig sein und aufhören ein ominöser Vulkan für Europa zu sein, als bis jede Commune eine christliche Volksschule und jede Kanzel einen wissenschaftlich gebildeten, das reine unverfälschte Evangelium verkündigenden Prediger haben wird; dazu wäre der rascheste Schritt die Annahme unseres evangelischen Christenthums!!! Spanien und Portugal hebt die Klöster auf, Deutschland macht Riesenschritte in der Erkenntniß der reinen christlichen Religion, wie sie in den Evangelien enthalten und mit der Vernunft übereinstimmt. Was auch Pharisäismus dagegen thun, wie auch ein Dichter Thomas Moore für Romanismus kämpfen mag. Hier ist kein Aufhalten, kein Stillstand gedenkbar! — In allen Fächern des menschlichen Wissens, in allen Zweigen der Cultur ist unsre Zeit zu weit, als daß ein Gegenwirken das Fortschreiten hemmen könnte.

Wer nur z. B. sich gründlich mit dem Streben der Theologen und mit der theologischen Journal-Literatur bekannt gemacht hat, wird erstaunen über die Masse von Kenntnissen und scharfsinnigen Entwickelungen, welche sich in größern Werken und in kleinern Flugschriften kund geben. Nicht anders ist es in andern Zweigen der wissenschaftlichen Cultur.

Nur bei gründlicher Wissenschaftlichkeit kann auch die religiöse Bildung gefördert werden. Wo der Lehrer der Religion auf niederer Stufe der Bildung steht, wie es wohl noch bei katholischen Geistlichen in manchen

Ländern Europas der Fall sein mag, da steht auch das Volk noch viel niedriger. Wie sehr ist daher schon deshalb in unsern Tagen eine Gemeinde zu beklagen, welche das Unglück hat, eine schlecht dotirte Predigerstelle in ihrer Mitte zu haben, daß der sie bekleidende Geistliche sein tägliches Brod nicht anders als tagelöhnernd sich erwerben kann.

Welcher nur einigermaßen religiös-gestimmte Mensch sollte es nicht als wahr einsehen, daß es für die ganze kirchliche Anstalt und für das religiöse Leben, überhaupt für Beförderung wahrer Humanität, höchst nachtheilig sei, wenn die öffentlichen Religionslehrer, welche als Diener des Höchsten, was sich in des Menschen Natur findet, als Personen, welche das Evangelium Jesu verkündigen, die heiligen Sakramente verwalten, und den Menschen in Kummer und Elend, in Angst und Unruhe des Gewissens erheben und trösten sollen, sich nicht anders, als höchst kümmerlich ernähren können! Großes und Gutes gedeiht nur bei lebendigem, regem und gewecktem Geiste, bei froher Stimmung des Gemüths. „Darum," sagte der edle Tzschirner mit Recht *), „bedarf die Kirche eines durch Wissenschaft gebildeten Lehrstandes; denn ohne vielseitige wissenschaftliche Bildung giebts keine Lehrfähigkeit, und nur durch Männer, welche des Wortes mächtig sind, kann der Gottesdienst der evangelischen Kirche in Ehren gehalten werden. Messe lesen kann jeder, dem man das Meßgewand anlegt; predigen aber, wie gepredigt werden soll, daß es in die Herzen dringt und in den Ohren wiederhallt, kann nur der Mann von vielseitiger Bildung und gründlicher Wissenschaft." — So sprach der geistreiche Mann, der schon längst unter den Seligen wandelt.

*) Protestantismus und Katholizismus aus dem Standpunkte der Politik, 3te Aufl., Leipz. 1823, S. 79.

Jesus Christus und seine Apostel (Paulus, welcher das Meiste gearbeitet, hatte wissenschaftliche Bildung) haben den heiligen Sinn in dem Menschengeschlechte so einzig geweckt und die Religion des Christenthums war für alle, welche nicht dagegen parteiisch eingenommen waren, der gewaltige Stimmhammer der Herzen, zur Hervorbringung jener göttlichen Harmonien, welche in diesem Sinne tönen. Von ihr gilt, was Jehovah bei dem Propheten sagt: Mein Wort ist ein Hammer der Felsen zerschmeißt; die Felsenherzen, in denen kein Geist der ewigen Liebe und Fortdauer wohnt. —

Wohlan denn! treuer Diener der Religion, wahrer Lehrer im großen Tempel des Herrn, der nicht mit Händen gemacht ist. Sprich das hohe Wort zu der Gemeinde Gottes im Geist und in der Wahrheit, und sei versichert, daß es Ohren finden wird, die es hören, Herzen, in welchen es wiedertönen wird. Ist es denn Menschenwort, was Du verkündigst? o vergiß es nicht, Gott hat es ausgesprochen, im Angesicht der ganzen vernünftigen Geisteswelt ausgesprochen, und Alle haben es vernommen, in Aller Herzen, die es erkannt, steht es mit Flammenschrift geschrieben und eingegraben; ruf es nur laut, daß es in die Seelen schallt; in den Seelen sind die Saiten aufgespannt, aufgespannt von der Hand der ewigen Natur, die es wiedertönen werden. Bist Du nur fest, durch Studium und Wissenschaft gründlich bereitet und gekräftigt, stehst Du nur nicht da mit skeptischem Zittern, mit kritischem Zagen, bist Du Deiner Sache in Deiner Ueberzeugung ganz gewiß: o dann sprich mit hoher und voller Brust, mit unerschütterlicher Zuversicht! Deine ganze Sache ist eine sehr gründliche, eine sehr wahre, eine sehr gute Sache; sie ist die Sache der ganzen Menschheit, die Sache Gottes. — Der Bösewicht höre Dich christliche Sittenlehre predigen, und schlage an seine Brust und seufze, wie die Jünger des Herrn: wer kann dann

selig werden? (Matth. 19, 25.) — Der Gottesleugner höre Dich Gott in der Natur, Gott in unseren Herzen verkündigen, und rufe dann aus: Gott ist um mich, ist in mir und ich wußte es nicht! Der Ungläubige höre Dich ewiges Heil der leidenden Tugend, ewige Erquickung den frommen Duldern verheißen, und erhebe den Blick zum Himmel und seufze: o dürft auch ich es glauben! — Tritt und stehe fest! Die Stätte, wo Du stehst, ist heiliges Land; es heißt Natur, Menschheit, Gott und Ewigkeit. — O Brüder! wie nennt Ihr das Gefühl einer unbefriedigten Sehnsucht, deren Unendlichkeit Ihr Euch bewußt seid? Was ergreift Euch, wo Ihr das Heilige mit dem Profanen, das Erhabene mit dem Geringen und Nichtigen aufs innigste gemischt findet? Wie nennt Ihr die Stimmung, die Euch nöthigt, überall zu forschen? Denn sie ergreift nicht blos bisweilen den Menschen, sondern sie ist der Ton aller seiner religiösen Gefühle, diese heilige Wehmuth, — — jede Freude und jeder Schmerz, jede Liebe und jede Furcht begleitet sie; ja in seinem Stolz wie in seiner Demuth ist sie der Grundton, auf den sich Alles bezieht im Leben. Wenn Ihr Euch darauf versteht aus einzelnen Zügen das Innere eines Gemüths nachzubilden, so werdet Ihr in dem Stifter des Christenthums diese Empfindung herrschend finden; so wird Euch aus jedem Worte, was uns von seinen Busenfreunden übrig ist, dieser Ton ansprechen, und wenn je ein Mensch Euch in das Heiligste seines Gemüths hineinblicken ließ: gewiß es ist dieses gewesen. So ist das Christenthum!

Und zu dessen Verkündigung wären Leute gut genug, welche keine wissenschaftliche Bildung haben? die jetzigen Lehrer des Evangeliums könnten ersetzt werden durch Dorfärzte, welche zerbrochene Arme und Beine, wie den Aussatz heilen, aber keinen Begriff davon haben, wie es Luc. 4, 18. heißt, zu verkündigen das Evangelium den Armen (dem armen unter dem

Drucke des Irrthums und Aberglaubens seufzenden Volke), zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen, und zu predigen das angenehme Jahr des Herrn.

Unser Amt ist nicht leicht, so spricht der treue Diener des Herrn, der Prediger des Wortes Gottes, aber ohne gründliche wissenschaftliche Bildung und ohne reges anhaltendes Studium giebt es keinen Lehrerstand. Die Achtung und Macht dieses Lehrstandes kann in unsern Tagen nur darauf beruhen, daß sich das, was wir lehren, auch im Leben als wahr, und für die menschliche Gesellschaft in geistiger Hinsicht als wohlthätig erweiset.

Hiemit glaube ich, nach individueller Ansicht, meine Aufgabe, wenn auch nicht völlig befriedigend gelöst, so doch von einer Seite dargestellt zu haben, die es erkennen läßt, es sei nur vorwitziger Frevel, den Schleier hinwegnehmen zu wollen, der das Geistige und Ewige verhüllt. Das Endliche bedarf der Vermittelung des Höheren, und dies geschieht nur durch öffentliche Verkündigung des Evangeliums von wissenschaftlich gebildeten Lehrern; und hiemit genug.

Nachrichten über das Lycker Gymnasium vom Jahre 1824 bis 1835 incl.

Das Programm vom Jahre 1824 ist eine ganz kurze Einladungsschrift und enthält keine Abhandlung über einen wissenschaftlichen Gegenstand. Das von 1825 beginnt mit einem Commentariolus particulae „non modo“ pro „non modo non“ positae. 15 S. 4. 1826. Commentatio de authentia secundae orationis Catilinariae, vom Oberlehrer Dr. Cludius, 48 S. 4. 1827. Entwurf der körperlichen Trigonometrie nach Heuristischer Methode, von dem Oberlehrer M. Chrzescinski. 18 S. 4. 1828. Von der den öffentlichen Schulen gebührenden Achtung, eine im Jahre 1827 gehaltene Entlassungsrede, 13 S. 4. Der Verf. untersucht hier zuerst mit Scharfsinn die Frage: „ob öffentliche Schulen wirklich Anspruch auf Achtung haben,“ und zeigt dann mit kurzen aber kräftigen Worten: „wie das Thun und Handeln beschaffen sein muß, welches Achtung gegen öffentliche Schulen aussprechen soll.“ 1829. Einige Bemerkungen über das Tableau des révolutions du système politique de l'Europe depuis la fin quinzième siècle. Par Frédéric Ancillon. Vom Oberl. Fabian. 18 S. 4.

Nachdem am 16. Septbr. 1823 der vieljährige Vorsteher dieser Anstalt, der Direktor J. F. Wollner, gestorben war, wurde am 26. Januar 1825 der jetzige, um das Wohl der ihm anvertrauten Jugend sehr verdiente Direktor Dr. J. S. Rosenheyn von dem Commissarius des K. H. Consistoriums, dem Regierungs- und Schulrathe Wagner von Gumbinnen, öffentlich eingeführt, indem derselbe einen sehr gehaltreichen, allgemein ansprechenden Vortrag über Schuldisciplin und die Grundsätze, auf welchen sie beruhen müsse, hielt. — Ferner erhielt unterm 8. Septbr. Marcus seine Bestallung als 6ter ordentl. Lehrer, und wurde am 13. Decbr. vereidigt. Mit dem Anfange des

Jahres 1825 ging der bis dahin angestellt gewesene 3te Oberlehrer G. F. Philipp nach Berlin ab, um dort sich eine andere Laufbahn zu eröffnen. Mit dem Anfange der Sommerferien 1825 verließ der bis dahin an der Anstalt thätig gewesene J. F. L. Gerdien dieselbe, um seine wissenschaftliche Ausbildung weiter zu betreiben. Während der Ferien kam dessen Nachfolger W. Menzel aus Olitta, in dem ehemaligen Neuostpreußen, in Lyck an, und wurde am 18. Juli 1825 in sein Amt eingeführt. Zu gleicher Zeit übernahm der Aktuarius J. W. J. Ballnus den Zeichenunterricht. Die seit dem Anfange des Jahres 1824 durch Dietrich interimistisch besetzte 3te Oberlehrerstelle wurde gegen Ende des Jahres 1825 vom K. H. Consistorium an den Oberlehrer M. F. Fabian vergeben, und Dietrich zu dessen Nachfolger in Rastenburg bestimmt. Anfangs December 1827 kam der Schulamtskandidat Kostka nach Beendigung seiner Universitätsstudien nach Lyck, um daselbst sein Probejahr zu arbeiten. Zu Ostern dess. Jahres ging der 6te Lehrer Marcus als Pfarrer nach Ridzewen, nachdem er 4½ Jahre treu und thätig an der Anstalt gewirkt hatte. Kostka trat sogleich einstweilig in dessen Stelle ein, welche ihm nachher unterm 1. August 1828 verliehen worden ist. Gleich nach den Osterferien 1829 trat der Schulamtskandidat F. A. Dewischeit als Mitarbeiter bei der Anstalt ein, um daselbst sein Probejahr zu arbeiten.

Was die Schülerzahl anlangt, so betrug dieselbe im Jahre 1824, 121; 1825, 116; 1826, 139; 1827, 159; 1828, 178; 1829, 178.

Als Abiturienten haben die Anstalt verlassen: 1824. Julius Albert Kostka, aus Benkheim, jetzt Oberlehrer an dem dortigen Gymnasium; Carl Julius Larz, aus Lyck. 1825. Johann August Skrodzki, aus Pissanitzen; Carl Heinrich Schrage, aus Wielitzken; Moritz Adolph Eduard v. Lenski, aus Lyck; Rudolph Ferdinand Leopold Skrzeczka, aus Oletzko; Ferdinand Friese, aus Lyck; Julius Herrmann Ernst Wendland,

aus Sensburg; Johann Andreas Ferdinand Sowitzki, aus Angerburg; Carl Leopold Schellong, aus Kallinowen. 1826 kein Abiturient. 1827. Friedr. August Ballnus, aus Oletzko. 1828. Ferdinand August Woronowitz, aus Schaka in Polen; Julius Eduard Kiehl, aus Kallinowen; Eduard Larz, aus Lyck; Gustav Herm. Martin Gisevius, aus Johannisburg; Gustav Heinrich August v. Queis, aus Pilve bei Rastenburg; Gustav Eduard Salkowski, aus Lyck; Johann Gottfried v. Brzoska, aus Borken bei Lyck; August Benj. Stiller, aus Arys. 1829. Leopold Kraska, aus Lyck; Adolph Friedrich Otto Skrzeczka, aus Oletzko; Heinr. Leopold Surminski, aus Rozinsko; Eduard Aemil Stern, aus Kruglanken; Friedrich Bergenroth, aus Lyck; Rudolph August Clemens, aus Gumbinnen; Carl Gastell, aus Eckertsberg bei Gumbinnen. — Mithin in 6 Jahren 26 Abiturienten.

Die Abhandlungen der Programme in den folgenden 6 Jahren sind diese: 1830. Observationum grammaticalium particula prima, vom Oberlehrer Dr. Cludius. 13 S. 4. 1831. In diesem Jahre fiel das Programm aus, da im Spätherbste dess. Jahres in Lyck die Cholera grassirte. 1832. Ueber höhere arithmetische Reihen, logarithmische u. Kreis-Funktionen, von dem Oberlehrer Chrzescinski. 17 S. 4. 1833. Plan für den Geschichtsunterricht auf Gymnasien, nebst einem Anhange über den geographischen Unterricht, vom Oberlehrer Fabian. 20 S. 4. 1834. Ueber die Onomatopöie, vom Direktor Dr. Rosenheyn. 31 S. 4. Und zwar zerfällt die Abhandlung in folgende Paragraphe: §. 1. Einleitung. §. 2. Die bezeichnende Kraft der Töne. §. 3. Die Synonymie der Töne. §. 4. Die bezeichnende Kraft der Laute, bis §. 6. incl. §. 7. Die Bedeutung der zusammengesetzten und die Synonymie der Laute. §. 8. Zusammenfassung. 1835. Eine Rede des Oberlehrer Dr. Cludius, gehalten an dem Geburtstage Sr. Majestät des Königs, den 3. August 1833. 10 S. 4. Sowohl Innigkeit und

Wärme,

Wärme, als Vaterlandsliebe und treue Anhänglichkeit zu unserm Allergnädigsten Könige charakterisiren diese Rede ganz besonders, und es möge der Schluß derselben als Beleg hier seine Stelle finden: „Darum ertönt ihm heute Lob von Millionen Lippen; darum erheben voll Dank sich Herzen und Hände zum Ewigen, Segen für ihn und sein Haus zu erflehen; darum sind auch unsere Gedanken zum Himmel gerichtet. O Dank und Preis Dir, gütiger Vater im Himmel, daß Du uns diesen König gegeben und uns seinem Schutze anvertraut hast, auf daß er sein Volk bewahrete in den Jahren der Prüfung und Gefahr und ihm vorleuchtete durch einen Dir wohlgefälligen Wandel. Erhalte ihn noch lange allen seinen Getreuen, und segne ihn auf allen seinen Wegen und bei allen seinen Thaten. Uns aber stärke Willen und Kraft seiner immer würdiger zu werden, und laß unser Vaterland groß werden durch Fleiß und Gerechtigkeit, durch Weisheit und Menschenliebe, durch willigen Gehorsam gegen Deine Gebote und freudige Ergebung in Deinen Willen, der da gut und heilig ist immerdar. Amen!" —

Die Veränderungen im Lehrerkollegium betreffend, so erhielt der Oberlehrer Fabian im Frühjahre 1830 einen Ruf an das Königl. Friedrichskollegium zu Königsberg, den er jedoch ablehnte. Und so hat die Anstalt nicht nur einen ihr sehr nützlichen und tüchtigen Lehrer behalten, sondern auch eine Vacanz erspart, welche sie aus Erfahrung früherer Zeiten zu scheuen alle Ursache hatte. Im Sommer desselben Jahres wurde der Schulamtskandidat F. A. Dewischeit nach Vollendung seines Probejahres mittelst Hohen Ministerialerlasses vom 3. Juni d. J. als Hilfslehrer bei dem Gymnasium angestellt und am 26. Juli von der Direktion in einer allgemeinen Schulversammlung in Eidespflicht genommen. Am 23. Decbr. 1831 verließ die Anstalt nach mehrwöchentlicher Krankheit der als Pfarrer nach Schimonken berufene 5te Lehrer Raphael, nachdem er seit dem 25. Oct. 1822 bei dem Gymnasium

gearbeitet hatte. In seine Stelle rückte nach der Verfügung des Königl. Prov.-Schulkoll. vom 28. Decbr. der 6te Lehrer Kostka, in dessen Stelle der erste Hilfslehrer Dewischeit ein, und die interimistische Verwaltung der dadurch erledigten Hilfslehrerstelle ward dem Dr. A. L. Jacobi aus Königsberg übertragen. Am 28. Februar 1832 unternahm der 4te Lehrer Oppermann eine Reise nach seiner Vaterstadt Halberstadt, und trat am 1. Mai aus der Anstalt aus, an welcher er seit dem Mai 1821 gearbeitet hatte. Zur einstweiligen Verwaltung der dadurch ledig gewordenen Geschäfte bestimmte das Königl. Prov.-Schulkoll. durch Verfügung vom 3. April den Schulamtskandidaten C. G. Röhl aus Königsberg, welcher am 30. deff. M. beim Anfange des Sommerhalbjahres durch den Direktor in die Anstalt eingeführt wurde. Mittelst eingegangener Verfügung des Königl. Hohen Prov.-Schulkoll. vom 20. Septbr. 1832 wurde der Hilfslehrer Menzel zum definitiv angestellten Hilfslehrer ernannt und ihm die darüber Höhern Orts ausgestellte Vokation durch die Direktion übergeben. Zu Ostern 1833 folgte Röhl nach einem einjährigen Aufenthalte bei der Anstalt einem Rufe an die Löbenichtsche höhere Bürgerschule zu Königsberg. Zu seinem Nachfolger ernannte die Hohe vorgesetzte Behörde unterm 14. März 1833 den Kandidaten der Theologie Dr. Woike aus Elbing, welcher bei Eröffnung der Schule für das Sommerhalbjahr am 15. April in der Schulversammlung von dem Direktor in sein Amt eingeführt wurde. Doch konnte derselbe nicht lange in seinem Geschäfte wirksam sein, da er gegen Ende des Jahres 1833 von dem Herrn Grafen zu Dohna auf Schlobitten einen Ruf als Pfarrer nach Herrendorf im Oberlande erhielt. In seine Stelle berief die Hohe vorgesetzte Behörde den Dr. H. F. Zeyß aus Hildesheim, welcher beinahe 3 Jahre an dem Gymnasium zu Mühlhausen gearbeitet hat. Er wurde am 14. Novbr. 1833 in sein Amt eingeführt und vereidigt. Unterm 16. Mai 1834 ging die Vocation zur 6ten Lehrstelle für den Dr. A. L.

Jacobi ein, und am 2. Juni erfolgte die Vereidigung desselben in der Schulversammlung. Unterm 3. Jan. 1835 wurde durch das Königl. Hohe Prov.-Schulkoll. zu Königsberg der Direktion angezeigt, daß das Hohe Königl. Ministerium dem 4ten Lehrer Kostka das Prädikat als Gymnasial-Oberlehrer verliehen u. genehmigt habe. Mittelst Erlasses des Hohen Kön. Ministeriums vom 26. Octbr. 1834 wurde die definitive Anstellung des Dr. Zeyß als außerordentlichen Hilflehrers genehmigt. Zu Michaelis 1835 gab der Actuarius Ballnus seines immer schwächer werdenden Gesichtes wegen den Unterricht im Zeichnen auf.

Die Schülerzahl betrug im Jahre 1830, 190; 1831, 197; 1832, 194; 1833, 205; 1834, 182; 1835, 172. —

Zur Universität wurden von der Anstalt entlassen: 1830. Friedrich Julius Kohtz, aus Neuendorff bei Lyck; Friedrich Skierlo, aus Czerwonka bei Suwalken; Carl Ferdinand Psczolla, aus Lötzen; Johann Ferdinand Häber, aus Czichanowiec. 1831. Carl Adolph Schrage, aus Ostrokollen; Carl Dolenga, aus Kossewen; Friedr. Carl Stadie, aus Goldapp; Johann Friedrich Rhein, aus Lyck; Adolph Franz Saworra, aus Mniechowen; Max Rosenheyn, aus Lyck; Wilhelm Leop. Merleker, aus Goldapp. 1832. Adam Eduard Julius Stenzler, aus Leegen bei Lyck; Ernst Agathon Dewischeit, aus Königsberg; Carl Heinrich Julius Stechern, aus Lyck; Johann Julius Färber, aus Lyck; Rudolph Samuel Ebel, aus Bialla; Leop. Czypulowski, aus Friedrichsheyde bei Oletzko; Carl August Rhein, aus Lyck; Erdmann Heinrich Leopold Stenzler, aus Leegen bei Lyck; Michael Mendrczyk, aus Cutten; Friedr. Ferd. Kuhr aus Lötzen; Paul Wilhelm v. Malotka, aus Lyck; Friedrich Gottowy, aus Grabnick bei Lyck; Constanz Theokar Hermann Knauth, aus Königsberg. 1833. Heinrich Julius Maletius, aus Pissanitzen; Johann Eduard Benjamin Skrodzki, aus Pissanitzen; Richard Wilhelm Heinrich Wisselinck, aus Elbing; Gottlieb Treskatis, aus Glowken bei Grabowen; Carl Leopold

Stechern, aus Stirlack bei Rhein; Gustav Adolph Bergenroth, aus Lyck. 1834. Heinrich Borutto, aus Schülzen bei Drengfurth; Moritz Rosenheyn, aus Lyck; Carl Wilhelm Alexander v. Hippel, aus Kessel bei Johannisburg; Carl Friedrich Heinrich Bittner, aus Mierunsken; Reinhold Alexander Gustav v. Lenski, aus Sedranken bei Oletzko; Robert Flöß, aus Borzymen. 1835. Carl Horn, aus Oletzko, der aber nach überstandener Prüfung starb; Julius Schwarznecker, aus Blokinnen; Adolph Bergenroth, aus Lyck; Robert Reuter, aus Johannisburg; Herrmann Steppuhn, aus Lyck; Gustav Saschek, aus Gurnen. Mithin in 6 Jahren 42, und in 12 Jahren 68 Abiturienten. —

Als hohe Gönner und gnädige Wohlthäter der Anstalt sind zu nennen: 1) Se. Majestät der König, indem Allerhöchstdieselben ihr allergnädigst reichliche Geldunterstützungen zukommen zu lassen geruht haben. 2) Ein Hohes Königl. Ministerium der Unterrichts- rc. Angelegenheiten, durch zuvorkommende Geschenke an Büchern, mathematischen und physikalischen Instrumenten und anderen Lehrmitteln, mit denen fast jährlich die Anstalt bedacht wurde. 3) Eine Wohllöbliche Gumbinner Friedensgesellschaft, die bis zum Jahre 1834 mehre Zöglinge dieser Anstalt durch Geld und Lehrmittel liebevoll unterstützte. 4) Der Königsberger Hilfsverein aus dem Polnischen Stipendienfonds, der jedoch nur solchen eine Unterstützung angedeihen ließ, welche sich während der Zeit ihres Schulbesuches unausgesetzt der Polnischen Sprache beflissen, worin 5) der dortige Prediger Gayk unentgeltlich den Unterricht ertheilte. 6) Das Madeykasche Stipendium; jedoch nur für Mitglieder aus der Familie Madeyka. 7) Mehre Wohlthäter, meistens wohl aus der dortigen Gegend, die zusammentraten und einen Unterstützungsfonds für arme Schüler bildeten. 8) Ein ungenannter auswärtiger Wohlthäter, der seit mehren Jahren die Anstalt mit tüchtigen Geldunterstützungen bedenkt. Ueberdieß haben Folgende die Bildung der

Jugend durch Bücherschenkungen befördert: 9) Lieut. v. Czudnochowski; 10) der Kauf- u. Rathm. Werner; 11) Oberlehrer und Dr. Merleker in Königsberg; 12) Oberlehrer und Dr. Cludius in Lyck; 13) der dortige Direktor und Dr. Rosenheyn; 14) die Trautweinsche Buchhandlung zu Berlin; 15) der Superint. Wisselinck zu Elbing; 16) der Kreisphysikus Dr. Kob in Lyck; 17) der Professor Dr. Ellendt; 18) die Buchhändler Gebrüder Bornträger in Königsberg. —

Außerdem hat sich zu Prämien und Freibüchern der Schüler im Jahre 1827 ein kleiner Fond gefunden. Der Direktor Dr. Rosenheyn kam nämlich in den Akten einer Stiftung des Hochseligen Churfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg auf die Spur, welcher durch eine Verordnung vom 30. Juni 1640, 60 Mark oder 13 Thlr. 10 sgr. zur Unterstützung armer Kinder mit Schulbüchern ausgesetzt hat. Das Geld war durch das Königl. Domainenamt Lyck der Provinzialschule jährlich zugekommen, und von dieser in einer besondern Prämienkasse verrechnet worden, verschwindet aber mit dem Jahre 18$^{13}/_{14}$ ohne weitere Spur aus diesen Rechnungen. Auf geschehene Nachfrage bei der vorgesetzten Behörde ermittelte sich, daß diese Gelder mit dem genannten Jahre in die Provinzialschulkasse der Königl. Regierung zu Gumbinnen übergegangen und da zu den Zuschüssen geflossen waren, welche der um jene Zeit in ein Gymnasium verwandelten Anstalt zu Theil wurden. Das Königl. Prov.-Schulkoll. genehmigte hierauf unterm 24. Mai 1827 den Antrag der Direktion, diese Stiftung wieder herzustellen, und die Rechnung darüber mit der Gymnasialrechnung zu verbinden. Von den vorhandenen Beständen wurden Pfandbriefe im Werthe von 75 Thlr. gekauft, und die übrig bleibenden 11 Thlr. 12 sgr. 8 pf. zur Verwendung fürs Jahr 1827 bestimmt. Mit Einschluß der Zinsen von den Pfandbriefen werden also in der Folge jährlich 16 Thlr. 10 sgr. zu Freibüchern für arme Schüler verwandt werden können. —

V. Landwirthschaftl. Mittheilungen.

Die Verlegenheiten des Landbaues, der Fabrikatur und des Handels in den Preußischen Provinzen, in Verbindung mit den Mitteln und Wegen ihrer Abhilfe.

Von einem Preußen.

(Fortsetzung. S. Decbr.-Heft 1835.)

5) Zwangsgesetze im Verkehr mit dem produktiven und anzubauenden Boden haben auch von je her in den Europäischen Staaten auf den Gang und Ertrag der Gewerbe eingewirkt, und wenn solche auch im Allgemeinen mehr aus politischen Ursachen, als mit Berücksichtigung ihrer Einwirkungen auf die Entwickelung der Gewerbe entstanden sind, so haben sich dennoch einen sehr entscheidenden Einfluß hierauf, wie sich in wenigen Zügen erkennen läßt.

Die ältesten und allgemein verbreitetsten Zwangsgesetze bei diesem Gegenstande gehen auf Bildung und Zusammenhaltung großer Güterbesitzungen in einer Hand, so wie auf Zusammenhaltung der bei den Gütern einmal bestehenden Größen an Aeckern 2c., und Zerstückelung und Vertheilung unter mehre Besitzer waren und sind, hier mehr dort weniger, durch Lehnsgesetze, Familienstiftungen und gesetzliche Prorogation ausgeschlossen. Es bestand hier im Allgemeinen der Zweck, den Glanz und das äußere Ansehen der besitzenden Familien durch großen Landbesitz zu erhalten, weil man aus Motiven der Vorzeit das Bestehen des Staatsverbandes hievon abhängig glaubte, und auch heute noch in dem größten Theil von Europa an dieser Ansicht hängt, vielleicht auch durch die dermaligen Verhältnisse sich gefährdet hält, wenn man davon abgehen wollte. Die Wirkungen dieser Fesseln im Verkehr mit

dem produktiven Boden sind aber für die Entwickelung der Nationalkraft, der Gewerbe und geistigen Entwickelung der Menschen nichts weniger als günstig gewesen, sie haben vielmehr Verwirrung und Bedrängnisse mancherlei Art herbeigeführt und einen wachsenden Wohlstand der zahlreichsten Klassen der menschlichen Gesellschaft gehemmt, auch selbst den dadurch scheinbar begünstigten Familien mehr geschadet als genützt. Wir wollen diese Wirkungen hier in allgemeinen offenkundigen Zügen in Betrachtung ziehen.

Der große und feststehende Landbesitz in der Hand einzelner Familien und Personen, erforderte als unerlaßlich nothwendig einen zahlreichen Stand dienstbarer und für geringen Lohn arbeitender Menschen, weil die Besitzer als Einzelne weder zum Anbau des Bodens berufen waren, noch im Stande sein konnten, mit eigener Hand dabei irgend etwas zu leisten, außerdem aber durch jene dienstbare Hände immer nur ein schlechter Anbau des Bodens gelang, dessen Erfolge neben einem guten Ertrag für die Besitzer nur eine ärmliche Belohnung und Ernährung der Arbeiter zuließ. Die Erbunterthänigkeit der ländlichen Arbeiter wurde hiedurch bedingt und motivirt, und schien zur Erhaltung des Landbaues und des dermaligen Zustandes der Gesellschaft so nothwendig, daß sie frühe und mit der ersten Bildung der Europäischen Staaten gesetzlich sanktionirt und festgehalten wurde, ohne darnach zu fragen, ob man dadurch der zahlreichen Klasse der Belasteten ein Unrecht thue, oder nicht. Wie aber jedes Unrecht immer nur schädliche Früchte bringen kann, so war und ist es auch hier. Die Belasteten wurden hier durch Zwang in einen Zustand versetzt, der keinen Antrieb zu ihrer fernern Entwickelung in Geschicklichkeit, Fleiß und Sparsamkeit zuließ, ihre Leistungen waren und blieben schlecht und unvollkommen, wie ihr eigener Zustand dürftig und elend war. Die durch dieses Zwangsrecht über den größten Theil der ländlichen Bevölkerung anscheinend begünstigten

Besitzer des Landes hatten also immer nur schlechte und unvollständige Leistungen zum Anbau des Bodens, und somit, bei aller Wohlfeilheit der Wirthschaftskosten, immer nur armseligen Ertrag, und waren überdem denen von ihnen Belasteten nur als Unterdrücker und Plager verhaßt. Schlechter Bodenertrag und armselige Bevölkerung mit wilden und rohen Sitten bildete also das Bild des Landbaugewerbes. Da aber in diesem Gewerbe seiner Natur und Bestimmung nach der zahlreichste Theil der Nationen beschäftigt ist, so erscheint schon hiedurch die strafende Folge jenes Unrechtes, indem keine Entwickelung zum Bessern möglich war und der dermalige Zustand einer Wüste glich, auf welcher hin und wieder ein Baum auf Kosten der von ihm unterdrückten anderweitigen Vegetation üppig emporwuchs. Eine solche Bevölkerung nun als Hauptmasse der Nation dastehend, mußte auch Entwickelung und Fortschritte der Fabrikatur und des Geldumlaufs, so wie des Geldwerthes der Produkte ausschließen, weil zu wenige zahlungsfähige Consumenten für höhere Fabrikate vorhanden waren, und die Hauptmasse der Nationen um die einfachsten und unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse zu kämpfen hatten, die einzelnen allenfalls auch in Ueppigkeit und Verschwendung lebenden Begünstigten durch ihre Consumtion zwar die Erzeugnisse aller Welttheile herbeizogen, aber für den Flor der vaterländischen Fabrikatur zu wenig wirken konnten.

Jene Fesseln für den Verkehr mit dem produktiven Boden wirkten und wirken aber noch auf eine andere Weise für die Entwickelung eines blühenden und befriedigenden Zustandes der Staaten hinderlich und nachtheilig. Die besitzenden Familien unterlagen und unterliegen natürlich dem allgemeinen und unzerstörbaren Gesetz der Vermehrung ihrer Glieder, während der Bodenbesitz sich nicht vermehrt. Da nun Zwangsgesetze auch dessen Vertheilung hinderten und hindern, so ist es nicht möglich, die vermehrten Familienglieder

mit Bodenbesitz zu versorgen, und man mußte daher für die Erhaltung der bestehenden Einrichtungen schon von je her auf Mittel sinnen, die besitzlos bleibenden Glieder der Familien von Staats wegen einem privilegirten Stande gemäß zu versorgen. Klöster, Sinekuren, geistliche Orden und bevorzugter Anspruch auf die Staatsämter waren und sind die Früchte jenes Bedürfnisses, die als neue Fesseln für die Entwickelung der gewerblichen und intellektuellen Kräfte wirkten, weil dem Fleiße hier ebenfalls sein Lohn verkümmert war. Andere Uebel, die aus diesem bevorzugten und gesperrten Güterbesitz entstanden, führten den Bruch dieses ganzen Systems in der Französischen Revolution herbei, und unser Gegenstand, nämlich der Bodenbesitz, kam, wie sich denn oft entgegengesetzte Extreme berühren und gleichsam ablösen, in Frankreich in den Zwang, bei jeder Erbschaft, nach der Zahl der erbenden Familienglieder getheilt zu werden. Eine große Zerstückelung des Bodenbesitzes, der schon einer guten Nutzung desselben im Wege ist, und bei welcher eine zahlreiche Klasse von Bodenbesitzern in Dürftigkeit u. Noth leben, soll dort die Folge sein.

Beide Maximen, sowohl dauerndes Zusammenhalten bestehender Güter in der Göße ihrer Flächen, als eine unbegränzte Zerstückelung derselben haben sich hier gleich nachtheilig bewiesen, und es liegt ganz in der Natur der menschlichen Bedürfnisse, daß beide zugleich nachtheilig sein müssen. Sie sind aber nicht an sich selbst und unbedingt nachtheilig und dem Wohlstande der Nationen hinderlich, sondern schaden nur dann, wenn sie gesetzlich geboten sind, wie hier von beiden der Fall ist.

Wenn aber im Verkehr mit dem Boden völlige Freiheit besteht, und jeder mit seinem Besitzthum verfahren darf, wie er es dem eigenen Wohl und dem Wohl seiner Kinder gemäß hält, dann werden weder große noch kleine Güter nachtheilig werden können, weil dann der Bodenbesitz sich stets dem Bedürfniß

und Interesse der Menschen anschmiegt. Man darf dann nicht besorgen, daß die Zahl großer Güter zu groß und der gewerblichen Entwickelung eines Volkes hinderlich werden würde, so wie es auch keinen zu kleinen Bodenbesitz geben wird, weil auch die kleinsten Flecke Landes vortheilhaft benutzt werden können, wenn sie sich der Lage und dem Bedürfniß der Familien anschließen und von einem „zu klein" dann gar nicht die Rede sein kann.

Wir sehen also hier aus der bisherigen Erfahrung im Großen, daß Zwangsgesetze für den Verkehr mit dem Boden und dessen Vertheilung und Zusammenhalten dem gewerblichen Wohlstande der Nationen nur hinderlich, und weit entfernt sind, irgend einen Nutzen für selbigen stiften zu können. Sie bringen nur Unheil und Noth hervor, weil sie das Verhältniß der Menschenkraft zum Bodenbesitz stören und verwirren, auf dessen freier Entwickelung nicht nur der Ertrag des Bodens, sondern auch durch diesen und seine anbauende Bevölkerung der Flor aller andern Gewerbe beruht.

Eine heute noch auch bei uns sehr fühlbare Nebenwirkung des bevorzugten und herrschenden ausgedehnten Besitzthums der Güter besteht in ihrer Verschuldung, indem man sich vor dieser weniger, als vor einem verkleinerten Landbesitz scheuete. Die Folgen sind im Ganzen auch hievon übel genug, und nicht selten hat man durch Schulden, die man früher machte, um einen ausgedehnten Landbesitz ganz zu behaupten, ihn später ganz verloren, während man, wenn man eine Abzweigung vorgezogen hätte, zufrieden und ungestört im Besitz des kleinern Theils leben könnte. Das Beispiel der durch Lehns- und Familienstiftungen zusammengehaltenen großen Besitzungen in der Hand Einzelner bewirkte aber die Ansicht, daß nur der Bauer auf einem kleinen Besitzthum leben kann, und ein raffinirter und vortheilhafter Anbau des Bodens für einen Gebildeten sich nur auf größerm Besitzthum betreiben lasse, und

so kam der Zwang des Zusammenhaltens auch auf Güter und Besitzungen, welche demselben nicht durch Gesetze unterworfen waren.

Man könnte sich übrigens durch den Zustand der Landwirthschaft in einem Theile von England und Schottland, wo ebenfalls jene Zwangsgesetze im Zusammenhalten großen Güterbesitzes bestehen, verleiten lassen, diesen Zwang oder doch größern Güterbesitz für eine nothwendige Bedingung einer hohen Bodenkultur zu halten, weil diese dort durch kostspielige Veranstaltungen im Großen besteht. Es liegt aber in jenem glänzenden Zustande wohl viel ökonomische Verblendung, und außerdem ist er durch Verhältnisse hervorgerufen, die nicht nur anderwärts nicht bestehen, sondern auch in England als eine vorübergehende Erscheinung aufhören werden. Der oben schon beregte, durch das Anleihewesen und die durch selbiges geführten Kriege ins Leben gerufene gespannte Geldpreis der Dinge, und besonders der ersten Lebensbedürfnisse, machte dort für den Landbau Anstrengungen vortheilhaft, die sich anderwärts, und besonders bei uns, nicht bezahlen. Das gleichzeitig gespannte Fabrikwesen führte der Masse der Bevölkerung Beschäftigung zu, und sie konnte geraume Zeit hindurch sich dabei besseres Brod verdienen, als anderwärts die fröhnende Klasse der Landbauer, und war auch sonach im Stande, für die Produkte des Landbaues theure Preise zu bezahlen, und so bestand denn hier der Anschein, als wenn großer Landbesitz dem Flor des Landbaues und aller Gewerbe keineswegs hinderlich, sondern eher nützlich sei. Die Sache geht aber schon mit schnellen Schritten ihrem Ende entgegen. Die Fabriken verlieren mit jedem Jahr mehr ihre lohnende Beschäftigung, die Bevölkerung kann nicht mehr hohe Preise der Landprodukte erschwingen, und muß zu einem großen, anderwärts unerhörten Theil, durch Armentaxen erhalten werden, welche den Landbesitz in eben dem Maaße belasten, als er durch Absperrung fremder Zufuhr hohe Produkten-

preise erzwingen will. Diese weichen aber dennoch immer mehr zurück, und so ist der Landbau bei aller Musterhaftigkeit seines Betriebes und allen glänzenden Resultaten desselben in fast noch größerer Noth, als bei uns. Denn wenn gleich der Geldpreis der Landprodukte dort etwa dreimal so hoch steht, wenn gleich in den gut angebauten Theilen des Landes die Erndten durchschnittlich doppelt so reich sind, als wir sie bis jetzt erzwingen, so langt das doch nicht zu, die Ab- und Ausgaben des Landbaues mit einem angemessenen Ueberschuß zu bestreiten, der häufig genug auch zu Verzinsung bestehender Schulden nothwendig ist. Wenn noch überdem jene Ursachen fortdauernd die Noth der Volksmasse erhalten und vermehren und einerseits die Armentaxen zunehmen, andererseits aber die Fruchtpreise immer mehr sinken müssen; wenn endlich die Belastung fremder Zufuhr und die Erhaltung der dadurch bewirkten Anspannung der Produktenpreise dem Bedürfniß der Nation wird weichen müssen, dann hat es mit dem ganzen bisherigen Landbesitzsystem ein Ende, und der Landbesitz wird dem Bedürfniß der Bevölkerung und ihrer Entwickelung eben so folgen müssen, als es in Frankreich und zum Theil auch schon bei uns geschieht. Die Zwangsgesetze für großen und feststehenden Landbesitz bewähren sich also auch hier keinesweges als heilsam und haltbar.

Wo diese Gesetze aber noch in andern Ländern in Lehns- und Familienstiftungen bestehen und den freien Verkehr mit dem Boden nach dem Bedürfniß und dem Entwickelungsstande der Nationen und ihrer Gewerbthätigkeit hemmen, und wo man noch nicht damit umgeht, jene Fesseln zu lösen, da vermag die Masse der Bevölkerung auch nicht vorzuschreiten und sich einen physisch und geistig bessern Zustand durch freie Entwickelung zu erringen; sie kann also auch nicht durch verbreitetere einheimische Consumtion ein blühendes Fabrikwesen hervorrufen, was zugleich die Consumtion und den Geldpreis der Landprodukte hebt,

und so gerathen selbst die kleine Zahl der mit Landbesitz Begüterten in Noth und Verlegenheit, die es ihnen oft nicht einmal erlaubt, an eine Verbesserung des Erwerbes der bei ihnen zahlreich beschäftigten Frohn- oder Lohnarbeiter zu denken. Die Noth der letztern muß nach u. nach zunehmen, so wie sich ihre Zahl vermehrt, und so ist der gesellschaftliche Zustand der Nationen auch hier auf dem Wege zu einer großen Krisis, die nur durch freiwilligen Zurücktritt auf den Weg der Natur zu verhindern ist. Boden und Menschenkraft müssen zur Vermeidung alles mit solchen Krisen verbundenen Unheils in den freiesten und ungehindertsten Verkehr treten, worauf wir im weitern Verfolg noch zurückkommen. Alles, was die Tagesgeschichte in der Unzufriedenheit der Völker, in den Zuckungen und Krämpfen ihrer gewerblichen Thätigkeit, in den Auswanderungen, in den Volksbewegungen, in den Partheikriegen, in der Geldnoth der Staatsfinanzen und der Privatpersonen, in der Sittenverwilderung und in der Unzulänglichkeit des Kirchen- und Schulwesens zur Verbesserung unsers Geschlechts, zeigt, wurzelt und ist erzeugt durch Zwangsgesetze im Bodenbesitz und durch Privilegia als Fesseln der geistigen Entwickelung; nur Verwirrung, Noth und Unterdrückung unserer geistigen und religiösen Entwickelung und Veredelung haben sie hervorgebracht, und durch diese führen sie ihre eigene Vernichtung herbei. So liegt es im Wesen der Natur und der menschlichen Kräfte; Einseitigkeit führt zur Ausartung, und diese zur Vernichtung des Bestehenden, um einem andern Zustande Platz zu machen.

6) Positive Unterstützung der Fabrikatur. Es ist bekannt, daß es in unsern Preußischen Provinzen, in Vergleich mit andern deutschen Ländern und auch mit den andern Provinzen unsers Vaterlandes, noch sehr am Fabrikenbetrieb mangelt. Man sieht, daß in jenen andern Theilen Deutschlands fabrikreiche bevölkerte Städte die Consumtion der Landbau-

produkte sichern und ihnen einen bessern Geldpreis verschaffen, als bei uns, wo die kleinern Städte den Ackerbau als Hauptgewerbe treiben und also für die Consumtion der ländlichen Produkte zu wenig leisten, wodurch es denn kommt, daß wir in letzterer Beziehung wesentlich vom Bedarf des Auslandes abhängen. Häufig genug wird nun gefolgert, daß es nur der Beförderung und Verbreitung des Fabrikwesens in unsern Provinzen bedürfe, um uns ebenfalls für unsere Bodenprodukte bessern Absatz zu verschaffen. Man übersieht aber hiebei die wesentliche u. entscheidende Bedingung, daß das Fabrikwesen nur da blühen und sich erhalten kann, wo ebenfalls der Verbrauch seiner Erzeugnisse gesichert ist. Hiebei macht nun fast überall der einheimische Verbrauch die Hauptsache aus, und selbst die Engländer, welche durch ein bis zur Wolkenhöhe getriebenes Fabrikwesen vermittelst ihrer Meerherrschaft die ganze Erde mit ihren Fabrikaten zu versorgen scheinen, sagen, daß der einheimische Verbrauch für den Flor der Fabriken auch bei ihnen die Hauptsache ausmache, und daß in Folge dessen die Absatznoth ihrer Fabriken hauptsächlich von dem sinkenden Erwerb der großen Masse ihrer Bevölkerung herkomme. Möge dieses nun auch von England nun mehr oder weniger wahr sein, und bei ihnen der auswärtige Absatz eine größere Wichtigkeit haben, als sie hier selbst zugestehen wollen, so ist es doch eine offenkundige Thatsache, daß das schon bestehende Fabrikwesen Englands, Frankreichs und Deutschlands auch im auswärtigen Absatz sich jährlich immer mehr drängt und verkürzt, und daß auch hier wohlbegründete Klagen über schlechten Absatz überall an der Tagesordnung sind. Wenn nun dieses schon für die hohe Entwickelung des schon bestehenden Fabrikwesens ein wesentliches Hinderniß seines Bestehens ist, was ist dann von einer neuen Vermehrung desselben in unsern Provinzen zu erwarten? Auf fremden Märkten würde solches gar nicht konkurriren können, und in so fern es also hierauf berechnet wäre,

würde solches gleich in der ersten Entstehung wieder untergehen müssen. Nur auf einheimische Consumtion berechnet und begründet, könnte solches Bestand haben, und mit dieser würde es zur Zeit und lange noch wohl höchst mißlich aussehen. Die Masse unserer Bevölkerung, die dabei nur den Ausschlag geben kann, ist zu arm und unbeholfen im raffinirteren Erwerb, um die Mittel zum Verbrauch von Fabrikaten aufzutreiben und die kleine Zahl der Wohlhabendern haben die Fabriken von ganz Europa zur Befriedigung ihres Bedarfs an Fabrikaten. Jene deshalb abzusperren, würde aber der Mühe nicht lohnen, wohl aber unsern Verkehr mit dem Auslande lähmen, und so uns auf Seiten des Absatzes unserer ländlichen Produkte offenbar viel mehr schaden, als es dort helfen könnte. Von einer bessern Erwerbsfähigkeit der großen Masse unserer Bevölkerung hängt also das Gedeihen eines importanten Fabrikwesens allein ab, und dieses kann nur als eine Folge vermehrten und verbreitetern Wohlstandes angesehen, und nicht als ein Mittel für jenen ins Leben gerufen werden. Möge dieses auch anderwärts der umgekehrte Fall gewesen, und ein durch auswärtigen Verkehr ins Leben gerufener Flor des Handels und Fabrikwesens auf den Flor des Landbaues eingewirkt, und dann erst dieser wieder zur Belebung des Fabrikwesens gewirkt haben: so ist doch in unsern heutigen Verhältnissen und in unserer Lage ein solcher Erfolg nicht mehr zu erwarten oder abzusehen. Denn alle Märkte der Erde sind mit den Produkten der schon bestehenden Fabriken besetzt, und diesen irgendwo den Rang abzulaufen, würde mit neuen Versuchen von unserer Seite nicht gelingen. Wenn das große Russische Reich nicht in einem sogar überspannten Absperrungssystem befangen wäre, dann würden wir wohl mit wollenen und leinenen Waaren dahin, wenn auch nur mittelst Durchgang nach China, Absatz gewinnen können; jene Sperren und auch schon die Unvermögenheit der größern Volksmassen des Russischen Reichs

stören aber diese Aussicht ganz. Denn überall kommt es hiebei auf zahlungsfähige Käufer und Verbraucher an, und diese sind im größten Theile des Russischen Reiches wohl noch dünner vertheilt, als bei uns. So hat man auch in den neu entstehenden Staaten Amerikas einen lohnenden Markt für unsere einheimischen Fabrikate, besonders aber für unsere Leinwand gehofft, weil diese in jenen südlichern und wärmern Gegenden ein gesuchtes Bedürfniß ist, und diese Gold, Silber, Gewürze, Kaffee 2c. haben, um unsere Zufuhr jener Art eintauschen und bezahlen zu können. Das Hinderniß liegt aber auch hier in der zur Zeit und wohl lange noch zu dünnen Bevölkerung jener Länder, die einen merklichen Verbrauch fremder Fabrikate auch dann noch lange ausschließen wird, wenn die gegenwärtig dort gährenden Krisen einem friedlichen gewerblichen Zustande Platz gemacht haben werden. So steht es also mit der Rechnung auf auswärtigen Absatz für neu entstehende Fabriken so, daß darauf durchaus nicht zu fußen ist, selbst wenn dabei auch nicht mit der übermächtigen Konkurrenz des schon bestehenden Fabrikwesens zu kämpfen wäre. Der einheimische Bedarf und Verbrauch ist es daher allein, welcher Fabriken bei uns erhalten müßte, und sobald dieser durch bessere Erwerbsfähigkeit der großen Masse unserer Bevölkerung hiezu fähig ist, dann wird Privatspekulation auch nicht säumen, solche ins Leben zu rufen. Wie und wann dieser Zustand aber bei uns eintreten kann, und welches die Mittel seiner beschleunigten Entstehung sind? darauf kommen wir weiter unten zurück.

(Forts. folgt.)

Ueber

Ueber die Selbstbewirthschaftung der Pfarräcker.
(Von einem der nicht Geistlicher ist.)

Es haben sich in den Provinzial-Blättern bereits mehre Stimmen gegen die Selbstbewirthschaftung erhoben; darum mag auch die Stimme dessen gehört werden, welcher dafür ist, der Zeit und Gelegenheit hatte, auch durch seine Verhältnisse zum Theil in einiger Beziehung zu den Geistlichen steht, und darum auch seine Meinung abgeben zu dürfen glaubt.

Es sind drei Gründe aufgestellt worden gegen die Selbstbewirthschaftung:

1) das Nichtverstehen;
2) das Nichtkönnen;
3) die unangenehmen Verwickelungen, welche die Gesindeverhältnisse, und die mit den Lohnarbeitern herbeiführen.

Diese sollen nun hier näher beleuchtet werden.

Also 1) das Nichtverstehen. Alle und jede Kunst und Fertigkeit muß erlernt werden; aber wer zum Lehrer berufen ist, soll der noch lernen? O ja! und ich möchte behaupten, daß wir hier auch in irdischen Dingen nicht auslernen können.

Warum soll es unmöglich sein, für einen Mann, der mit geistiger Bildung sein Amt antritt, das erste und natürlichste Gewerbe zu erlernen; ein Gewerbe, das so allgemein betrieben wird, und eben darum wohl sich als leicht erlernbar darstellen möchte? Ich fordere nicht von dem Pfarrer, daß er es darin weit bringen, oder die Kenntnisse dazu schon mitbringen sollte; daß jede Pfarrwirthschaft wie eine Musterwirthschaft dastehen solle, sondern nur daß er dahin strebe, sie auf den Zustand hinführe, daß es eine gute Wirthschaft sei.

Dazu ist, einiger Ordnungssinn vorausgesetzt, leicht zu gelangen. Ein junger Geistlicher tritt sein Amt an. Eine ganze Gemeine kommt ihm mit Liebe und Vertrauen entgegen. Ihm ist das heiligste Amt

anvertraut. In der kahlen nackten Widdem soll er sich nun einrichten, dazu braucht er Rath; sein Feld steht zum Theil bestellt, aber die Ställe sind leer, dazu braucht er wieder Rath. Er muß Gesinde halten, doch eine Kuh, bei verpachtetem Acker, Federvieh, Schweine; sein Garten fordert ihn auf zur Thätigkeit 2c. Zu dem allen braucht er Rath; denn der aus der Kandidatenpuppe in einen Geistlichen umgewandelte Pfarrer wird höchstens verstehen sich seine Zimmer einzurichten. Wo kommt nun der Rath her? Von denen die es verstehen, — denn in jeder Gemeine ist das, was dem Pfarrer noth thut, auch schon bei vielen andern erkannt und geübt worden. Also an diese wende er sich und es wird gehen. Und wie diese von ihm berathen werden sollen in höhern Dingen, also laß er sich von denen berathen und belehren, welche ihm in den untergeordneten Verhältnissen des Lebens rathen können. Es liegt überdem in der Natur des Menschen, daß er gerne Rath ertheilt und allermindestens zum Rathen behilflich ist; kein Kirchspiel möchte aber in heutiger Zeit so elend ausgestattet sein, daß es nicht gute ordentliche Wirthe unter seinen Gliedern zählte.

2) Das Nichtkönnen ist eine schwierigere Sache. Der Antritt eines Pfarramts ist mit Kosten verbunden. Der junge Pfarrer muß sich in der Widdem einrichten; das kostet. Er hat sich meistens seine akademische Zeit hindurch und als Kandidat knapp und eng behelfen müssen. Nun nehmen ihn die breiteren Räume der Pfarre auf; statt des Stübchens, darin er sonst wohnte, in seinen frühern beengten Verhältnissen, hat er nun Stuben, und so viel Stuben er hat, so viel Mahnungen hat er, daß sie eingerichtet dastehen. Das kostet wieder. Dann kommt auch wohl die Mahnung, gewöhnlich früher schon gefühlt: es sei nicht gut daß der Mensch allein stehe, und der junge phantasiereiche Pfarrer malt sich nun die allersüßeste Häuslichkeit in der neuen Wohnung aus und verwirklicht sie; das kostet wieder Geld. Nun kommen Ställe,

Garten, Feld, die mahnen auch und das kostet abermals Geld. Wie nun dem allen gerathen? Das ist eine schwere Aufgabe für alle diejenigen, welche nicht mit Mitteln begabt sind, um gleich ihre kleine Welt sich schaffen zu können.

Aber auch hier dürfte der weise Wahlspruch gelten: Alles mit Bedacht. Und der Bedächtige wird wohlfahren, auch mit den geringen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen. Er wird sich anfänglich auf seinen Garten beschränken, dann auf einen Theil seiner Aecker, und dann auf alle. Die Kuh wird ein Kalb geben, das Kalb wieder eins, und der freundliche zuthätige Pfarrer, der nicht in dem Umgange mit der Gemeine versinkt, aber Rath annimmt, und seiner Stellung sich bewußt, auch die Kunst erlernt mit der Gemeine zu leben, wird sich auch weiter helfen können. Und wenn es anfänglich auch nur ganz langsam geht, so wird es am Ende doch gehen.

3) Das Gesinde und die Arbeiter. Es ist freilich in dieser Zeit und in diesen Blättern viel von schlechtem Gesinde, von seinen Untugenden und Lastern die Rede gewesen, und manche Stimme hat sich darüber vernehmen lassen, ohne vielleicht die Sache ganz zu ergründen. Und so mag es denn noch nicht recht entschieden sein, ob denn das Gesinde wirklich so durchweg verderbt sei, als es hin und wieder dargestellt wurde, und ob nicht an manchen Fehlern desselben auch die Herrschaft Schuld haben möchte, welche es noch nicht begreifen gelernt hat, daß seit der gesegneten Aufhebung der Erbunterthänigkeit ganz andre Verhältnisse sich zwischen Herrschaft und Gesinde, jener und der sogenannten Lohnarbeiter festgestellt habe.

Nun ist es aber der schöne Beruf eines Pfarrers, nicht allein den Weg zu zeigen, den wir wandeln sollen, dieweil es noch Tag ist; er soll auch dastehen als ein Beispiel und Muster in seiner Gemeine. Und so lasse er es sich denn nicht verdrießen oder auch nicht gereuen, den gewiß lohnenden Versuch zu machen, ein Muster

seiner Gemeine aufzustellen, in dem Verhältnisse zwischen Herrn und Gesinde; er beherzige die herrlichen Lehren Schleiermachers in den beiden Predigten über das christliche Hausgesinde, und wende sie auch auf seine Arbeiter an. Daß diese manchem so schwierig scheinende Ausgabe zu lösen, dafür dürften Beispiele nicht selten zu finden sein, so wie gegen die Besorgniß, solche Beschäftigung werde den Pfarrer zu sehr herabziehen von seinem hohen Berufe. Er gehe nach Klein Dexen und lerne, von wo so mancher nicht umsonst zurückgekommen ist jetzt und früher.

Und soll denn die Weisung, wir sollen die Erde bestellen, bis wir wieder zur Erde werden, für die Pfarrer nicht gelten? soll sie ihnen nicht anständig genug sein? sie von ihren anderweiten Arbeiten abziehen? — Welchem Pfarrer, frage ich, ist denn jemals das gloria in excelsis Deo klarer geworden, als wenn er bei dem Aufgange der Sonne das Jubiliren der ganzen erwachenden Natur vernahm? Welchem ging nicht das Herz auf, wenn er im Frühlinge alles sprossen, treiben, vergrünen und neu erwachen sah? Wie möchte am Ende eine Predigt gedeihen, die bei solchen Eindrücken entworfen ist?

Welch schönes Verhältniß stellt sich zwischen dem Pfarrer fest, welcher mit seiner Gemeine gute und böse Zeit theilt, also auch Mißerndten und gesegnete fruchtbare Jahre! Wie sehr wird der Geistliche auch dabei veranlaßt, hin und wieder noch arge Vorurtheile zu bekämpfen, den Aberglauben an manchen Dingen auszureuten, gegen manche, die Sittlichkeit gefährdende Einrichtungen, z. B. das Gesellschaftsspinnen u. dgl., einzuwirken! Also! —

—r—

Anmerkungen zu Keßlers Beitrag zur Kenntniß der Wölfe, deren Jagd und Fang.

(Man vergleiche das Forst- und Jagd-Archiv.)

1. Die Einleitung in diesen sonst nützlichen Beitrag zur Kenntniß und Vertilgung der Wölfe ist geeignet, den Ausländer in seinen altherkömmlichen Wahn zu bestärken, als sei Preußen noch ein ächtes Wolfs- und Bärenland. Wir sehn aber im Sommer Jung wie Alt und einzeln, ohne Furcht in die Wälder gehn, die zahllosen Beeren aufzulesen, als Erdbeeren, Himbeeren, Heidel- oder Blaubeeren 2c., so daß wir doch in Wahrheit ein so sicheres als fruchtbares Beeren- aber kein Bären-Land bewohnen. Wir haben von Wölfen kaum so viel zu fürchten, als die Bewohner der Ardennen in Frankreich. Seit 1817 sind in den Pregel-Gegenden wenig Wölfe gespürt und erlegt worden; in der Nähe von Fischhausen nur ein einziger, der im Winter 1829 über das zugefrorne Frische Haff gekommen war und bei Rudau erlegt wurde. Nur in der Nähe der Polnischen Grenze mag sich noch zuweilen etwas Schauerliches von Wölfen sehen und hören lassen.

2. Die meisten Jäger und Jagdschriftsteller sind darin einig, daß die Ranzzeit der Wölfe zu Ende Dezembers und Anfangs Januar stattfindet. Nur bei jungen Wölfinnen fällt sie später und bis im Febr. ein.

3. Daß der Wolf da nicht raubt, wo er seine Jungen hat, bleibt ungeachtet des angeführten Beispiels noch zweifelhaft. Vom Fuchse weiß ich aus Erfahrung das Gegentheil.

4. Jeder Schein ist trüglich. Es ist hier vielmehr zu folgern, daß, weil der Wolf eine Gattung des Hundegeschlechts ist, er auch ähnlicher Krankheiten mit dem Haushunde unterworfen ist.

5. Warum soll die Wölfin nicht länger als die Haushündin tragend gehn? Geht doch das Roththier 8 Monate, das Rennthier nur $7^1/_2$ Monate, das Reh nur 5 Monate, die alle drei zum Hirschgeschlechte (Cervus) gehören. Die verschiedenen Haushunde sind nur Abarten einer und derselben Gattung vom Geschlechte Canis.

6. Das Keßlersche Verfahren gegen die Wolfs-Besuche im Gerdauenschen Forste kann nicht überall stattfinden, namentlich nicht in den meisten Königlichen Forstrevieren, wo die Forstwirthschaft im Winter die ganze Dienerschaft von früh bis spät in Anspruch nimmt, und jede Jagd in der Regel nur Nebensache bleibt, so lange es nicht die Noth erfordert eine Ausnahme zu machen.

7. Der ehrenwerthe Herr Verfasser spricht als von einem gar argen Wolfslande in dem er gelebt hat, wo der Durchtrab ganzer Wolfsrotten zu den täglichen Erscheinungen gehören müsse, was doch, Gott sei es gedankt! in Preußen nicht mehr der Fall ist.

8. In Westpreußen sind in den acht Jahren von 1816 bis incl. 1823 im Ganzen 1168 Wölfe getödtet worden, dies thut auf ein Jahr im Durchschnitt 146. Im ersten Jahre (1816) waren 237, im letzten (1823) nur noch 114 erlegt worden (s. v. Pannewitz Forstwesen Westpreußens 1829); mithin sind dort, wie hier in Ostpreußen, diese Raubthiere im Abnehmen.

Warnicken.

G. Gebauer, K. Oberförster.

VI. Noch Einiges über die Raupe des Sphinx Nerii.

Des Herrn Dr. v. Siebold Angabe (vergl. diese Bl. Januar a. c.), daß der Sphinx Nerii durch die an den Stämmen der Oleanderbäume klebenden Eier nach unserem Vaterlande versetzt worden sei, scheint wohl die wahrscheinlichste zu sein; denn daß dieser Schwärmer so weit sich verfliegen sollte, wie es die meisten Entomologen behaupten, ist kaum glaublich. Er müßte eine für ihn gar sehr große Reise aus den südlichen Ländern, seinem eigentlichen Vaterlande, nach unseren Gegenden machen, und das in kurzer Zeit. Die Weibchen der Schwärmer pflegen gewöhnlich nach der Paarung gleich an demselben oder am folgenden Abende von einem geheimen Naturtriebe geleitet eine Pflanze zu suchen, auf die sie ihre Eier legen, und von der sich die jungen Raupen nähren. Und sollte sich auch ein Weibchen von seiner Heimath verfliegen, so giebt es wohl noch mehre seinem Aufenthaltsorte näher liegende Gegenden, wo es die Futterpflanze seiner Nachkommenschaft finden könnte, und dürfte also eine so weite Reise nach unseren nördlichen Gegenden nicht unternehmen. Ich habe mir ebenfalls das Erscheinen dieses Schwärmers in unserer Gegend, wie Herr Dr. v. Siebold erklärt, und deshalb mich bei der Eigenthümerin der Oleanderbäume, auf denen die Raupen gefunden wurden, erkundigt, ob sie etwa von auswärts diese oder andere Pflanzen in demselben oder in dem nächstvergangenen Jahre bekommen hätte, aber sie versicherte mir, in dieser Zeit keine Gewächse von auswärts erhalten zu haben. Nach abermaligem Erkundigen erfuhr ich von den Töchtern des Hauses, daß schon ihre jetzt nicht hier anwesenden Brüder in früheren Jahren Raupen von den Oleanderblättern abgesammelt und als Ligusterraupen aufbewahrt hätten. Ob sie Schmetterlinge daraus erzogen, darüber konnten sie mir nichts

Sicheres angeben. — Meine sechs Raupen, welchen ich in zwei großen Zuckergläsern Platz angewiesen hatte, fütterte ich mit Oleanderblättern. Da sie aber dieselben mit gar zu großem Appetit verzehrten, und ich selbst keinen Oleander besitze, so war ich genöthigt die Güte mehrer hiesigen Blumenliebhaber in Anspruch zu nehmen. Doch wurde ich endlich gezwungen, um diese Herren nicht zu oft zu belästigen, überhaupt, weil meine Raupen nur die jüngeren Blätter gern fraßen, und ich fürchtete, daß dadurch die Bäumchen vielleicht Schaden leiden möchten, ihnen ein anderes Gericht vorzusetzen. Und so glaubte ich zuerst den Anfang mit Pflanzen aus der Familie der Apocyneen oder Contorten, wozu der Oleander gehört, machen zu müssen. Ich gab ihnen daher die Blätter von Vinca minor, und sah zu meiner Freude, daß sie das ihnen vorgesetzte Futter nicht verschmähten, sondern mit solchem Appetit, wie die Oleanderblätter verspeiseten. Darauf reichte ich ihnen zusammen Oleander- und Wintergrünblätter, und ungeachtet sie die von der Natur ihnen angewiesene Nahrung vor sich hatten, so verachteten sie keinesweges das dargebotene Wintergrün, sondern ließen sich auch dieses wohlschmecken. Ich nahm sogar eine Raupe und setzte sie auf Oleanderblätter, sie reichte aber nach dem in der Nähe sich befindenden Wintergrün, an dem sie früher gefressen hatte. Auf diese Weise fütterte ich meine Raupen bis zu ihrer Verwandlung. Kurz vor derselben veränderten sie ihre Farbe, sie wurden zuerst heller, darauf dunkler, bis sie endlich eine schwärzliche Farbe angenommen hatten. Dabei wurde das 1ste, 2te, 3te Glied citronengelb, die weiße Seitenlinie durch Schwarz unterbrochen, und so entstand eine Reihe weißer länglicher Flecken. Unten bekamen die Raupen auch eine gelbe Farbe. Bei der Veränderung ihrer Farbe schienen sie sich gleichsam zu belecken, als wenn sie etwas Unbehagliches innerhalb ihres Körpers empfänden; doch bei genauer Betrachtung bemerkte ich, daß sie sich mit einem klebrigen Safte überzogen,

In diesem Zustande fraßen sie wenig, krochen im Glase unruhig herum, machten sich darauf im Sande eine kleine Vertiefung, und spannen Fäden, die sie an die Wand des Glases und an die dabei liegenden Blätter anklebten. So entstand eine Art Gespinnst oder ein lockeres Gehäuse, worin sie ihre fernere Verwandlung erwarteten. Von der Veränderung der Farbe ab bis zur Verwandlung in eine Puppe verging ungefähr eine Woche. Die Puppe wurde anfangs gelblichgrau, und später gelblichbraun mit schwarzen Atomen und gleichfarbigen Luftlöchern. Ungefähr um die Mitte des Monats Oktober, in welcher Zeit ich schwer krank am Gallenfieber darnieder lag, und mich leider um gar nichts, viel weniger um meine Puppen, die in einer ungeheizten Stube standen, kümmern konnte, kam ein Schmetterling aus. Als dies die Meinigen bemerkten, brachten sie, ohne mir etwas zu sagen, die beiden Gläser mit den Puppen und dem ausgekrochenen Schmetterlinge, nach der Stube, in welcher ich lag, und setzten sie auf den warmen Ofen. Eines Abends, als es in der Stube ganz ruhig war, höre ich, in starker Fieberhitze liegend, ein Gesumme; ich vermuthete gleich, daß es von meinen Schmetterlingen herrührte. Es kamen noch drei aus, zwei Puppen aber wurden wahrscheinlich durch die plötzliche Veränderung der Temperatur getödtet. Die vier ausgekommenen Schmetterlinge ließ ich mir nach einigen Tagen, als das Fieber bei mir nachgelassen, vorzeigen, aber leider waren ihre Flügel durch das Flattern stark bestoßen, und die Farben verwischt, so daß ich nur sehr unvollkommene Exemplare von diesem Schwärmer besitze. Meine Absicht war, die Eier, welche ich von einem Weibchen zu erhalten hoffte, aufzubewahren, sie im Frühlinge auf Vinca minor zu bringen, und auf diese Weise vielleicht den Schmetterling bei uns mehr einheimisch zu machen. Es ist Schade, daß der Herr Dr. v. Siebold sich nicht genau erkundigt hat, ob die drei bei Danzig gefundenen Raupen sich von den Blättern

der Vinca major genährt haben oder nicht, denn so hätte man zwei Beweise, daß die Raupe dieses Schwärmers sich auch von Vinca nähren kann. In diesem Frühjahre, so Gott will, werde ich mir Mühe geben, ob ich etwa so glücklich bin, den Schmetterling, seine Eier oder junge Raupen hier auf Oleanderbäumen zu entdecken, um mit ihnen den Versuch zu machen, sie im Freien auf Wintergrün zu erziehen. —

Herr Prediger Löffler schreibt im November-Hefte des vaterländischen Archivs, daß der Sphinx Euphorbiae in Preußen gar nicht oder wenigstens sehr selten vorkomme, in unserer Gegend dagegen, wo die Euphorbia Cyparissias in Menge wächst, ist er ziemlich häufig, und ich habe seine Raupe nicht nur mit der erwähnten Pflanze, sondern auch mit Euphorbia Esula und Peplus erzogen.

Sollte es etwa von einigen entomologischen Freunden unsers Vaterlandes gewünscht werden, und die Redaktion die Aufnahme in diese Blätter genehmigen, so würde ich gern bereit sein, weiterhin ein Verzeichniß von den in unserer Gegend vorkommenden Schmetterlingen, deren ich eine ziemliche Anzahl in meiner Sammlung besitze, mit kleinen Notizen mitzutheilen *).

Thorn, den 12. März 1836.

v. Nowicki,
Lehrer an der Bürgerschule.

---

*) Wird sehr willkommen sein. R.

VII. Extrakt aus der Bevölkerungsliste des hiesigen Königl. Regierungs-Departements pro 1835.

Im Laufe des Jahres 1835 sind bei der Militair- und Civil-Bevölkerung des Regierungs-Bezirks Königsberg

a) ehelich getraut . . . . . . 6020 Paare,
b) geboren . . . . 27703 Individuen,
c) gestorben . . . . 22278 "

folglich
mehr geboren als gestorben . 5425 Individuen.

Bei Vergleichung der vorliegenden Bevölkerungsliste mit der vom Jahre 1834 ergiebt sich, daß im Jahre 1835

684 Ehen weniger geschlossen,
2986 Kinder weniger geboren,
1784 Menschen weniger gestorben sind,

als im Jahre 1834.

Von den Geborenen waren
14121 Knaben und
13582 Mädchen,

unter welchen 239 Zwillingsgeburten und 3 Drillingsgeburten von 4 Knaben und 5 Mädchen vorgekommen. Gegen das Jahr 1834 haben 85 Zwillingsgeburten und 2 Drillingsgeburten weniger stattgefunden.

Die Zahl der unehelich Geborenen beläuft sich
a) auf 1278 Knaben,
b) auf 1323 Mädchen,

zusammen auf 2601; hat sich also gegen das J. 1834 um 135 vermehrt. Das Verhältniß der unehelich Gebornen zu den ehelich Gebornen stellt sich wie 1 zu $9\frac{1}{2}$; übersteigt also das Verhältniß des Jahres 1834 um 2, und ist mit dem des Jahres 1818 ganz gleich.

In den einzelnen Kreisen des Departements findet zwischen der Zahl der unehelichen und der ehelichen Kinder folgendes Verhältniß statt:

im	Kreise	Allenstein	wie	1	zu	15
=	=	Braunsberg	=	1	=	10
=	=	Fischhausen	=	1	=	11
=	=	Friedland	=	1	=	7
=	=	Gerdauen	=	1	=	12
=	=	Heiligenbeil	=	1	=	11
=	=	Heilsberg	=	1	=	12
=	=	Königsberg	=	1	=	5
=	=	Labiau	=	1	=	9
=	=	Memel	=	1	=	14
=	=	Mohrungen	=	1	=	8
=	=	Neidenburg	=	1	=	12
=	=	Ortelsburg	=	1	=	12
=	=	Osterode	=	1	=	12
=	=	Pr. Eylau	=	1	=	10
=	=	Pr. Holland	=	1	=	8
=	=	Rastenburg	=	1	=	6
=	=	Rößel	=	1	=	13
=	=	Wehlau	=	1	=	8

Nach den Confessionen sind

a) in den Evangelisch=Lutherischen Gemeinen
das 8te,

b) in den Römisch=Katholischen Gemeinen
das 12te,

c) in den Reformirten Gemeinen
das 11te,

d) in den Menoniten=Gemeinen
kein,

e) in den Israeliten=Gemeinen
kein

Kind unehelich geboren.

Das Verhältniß der Todtgeborenen zu den Geborenen überhaupt stellt sich wie 1 zu 30,
in den Städten wie 1 zu 25,
auf dem platten Lande wie 1 zu 31.

Das natürliche Lebensziel haben erreicht und sind an Entkräftung gestorben 2961, worunter 50 männl. und 74 weiblichen Geschlechts sich befinden, die das 90ste Jahr zurückgelegt hatten.

Durch Selbstmord sind ums Leben gekommen:

91 Personen männlichen und
14 Personen weiblichen Geschlechts,

105 Personen; also 10 Personen mehr als im Jahre 1834.

Durch allerlei Unglücksfälle haben einen gewaltsamen Tod gefunden 287 männliche,
99 weibliche,

386; mithin 127 Personen weniger als im Jahre 1834.

Bei der Niederkunft und im Kindbette haben überhaupt 244 das Leben eingebüßt, also 70 Personen weniger als im Jahre 1834. Hienach ist durchschnittlich von 113 Gebärenden Eine Person im Kindbette gestorben.

Durch die natürlichen Blattern haben 203 Menschen das Leben verloren; also 106 weniger als im Jahre 1834.

Durch die Wasserscheu ist gestorben 1 Person, folglich 8 Personen weniger als im Jahre 1834.

Außerdem sind gestorben:

durch innere hitzige Krankheiten	6029,
durch innere langwierige Krankheiten	7822,
durch schnelltödtende Krankheitszufälle, Blut-, Stick-, Schlagflüsse	863,
durch äußere Krankheiten und Schäden	408,
an nicht bestimmten Krankheiten	2335,
zusammen	17457.

VIII. Literarische Chronik.

Recension.

Warnung. Den Lesern dieser Provinzial-Blätter in unserm nähern Vaterlande Preußen will ich hier Bericht erstatten, nur oberflächlichen, über ein Werk was viel versprechend wenigstens in Einem Theile unter aller Kritik ist. — Im Anfange des vorigen Jahres 1835 wurde von dem Herrn Freiherrn F. von Zedlitz-Neukirch ein dem Titel und der Inhaltsanzeige nach interessantes und die Vaterlandskunde förderndes Werk auf Subscription angekündigt: Der Preußische Staat in allen seinen Beziehungen u. s. w., bearbeitet von einem Vereine von Gelehrten und Freunden der Vaterlandskunde unter dem Vorstande des Freiherrn F. von Z. N. Ich machte augenblicklich für die Bibliothek des mir anvertrauten Gymnasiums Bestellung auf dies Werk. Die ersten 7 Hefte wurden abgeliefert, ohne daß ich sie weiter ansah, indem ich sie bis zur Vollendung des Ganzen in unserer Bibliothek aufbewahrte, um sie dann binden zu lassen. Vor Kurzem aber, während eine nicht unbedeutende Krankheit mich an das Zimmer fesselte, erhalte ich das 8te Heft, und freue mich beim ersten Hineinblicken eine Topographie von Ostpreußen und Litthauen zu finden, in der Hoffnung einer leichten und anregenden Lectüre. Natürlich schlage ich Königsberg zuerst auf; aber ich kann mein Erstaunen nicht schildern, als ich die Masse von unwahrem, abgeschmackten und veralteten darin las, welche einen Beweis lieferte, daß der Verfasser oder Zusammenschreiber troz einiger neueren Zeitangaben seit mehr denn 20 Jahre in der Kenntniß unserer Stadt zurück ist, und daß es unbegreiflich ist, wie er unsers hochverdienten Herrn Archivars Faber Taschenbuch unter seiner Literatur mit anführen kann; er muß es nie gesehn, viel weniger gelesen haben, eben so wenig als die kleinere Schrift von unserm Preuß, welche er S. 357 anführt. — Hiedurch aufmerksam gemacht, suchte ich blätternd die wenigen Gegenden Preußens auf, die mir etwas näher bekannt sind, und auch da fand ich manche Unwahrheit, und jedenfalls eine Nichtkenntniß jetziger Beschaffenheit, die bis an das Unglaubliche gränzt. Und so ist folgender oberflächlicher

Bericht entstanden. — Oberflächlich nenn' ich ihn, weil er gar nicht zum Zweck hat, gründlich alles zu beleuchten, sondern nur von der Oberfläche abgeschöpftes gibt. Aber der Mühe werth wäre es wohl, wenn Männer, wie unser verdienter Herr Seminardirector Preuß für unsere Provinz, so andere für andere Landestheile das Werk einer strengen Prüfung unterwürfen *).

Bevor ich aber diese oberflächlichen Rügen aus meinem beschränkten Kreise der Reihe nach durchnehme, muß noch erst ein Hauptvorwurf kürzlich erwähnt werden, der die gänzliche Unbrauchbarkeit wenigstens dieses Heftes beweisen wird. Wenn etwa in Logarithmentafeln ein großer Theil der Ziffern falsch ist, wenn in Grammatiken es in den Endungen der Paradigmen von Fehlern wimmelt, haben dann solche Tafeln, solche Grammatiken irgend einen Werth? Und wenn nun in einer Topographie eine Masse von Orts- und andern Eigennamen theils weniger theils aber bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist, kann dann ein solches Werk, besonders wenn es außerdem noch mit unzähligen Fehlern belastet ist, irgend einen Werth haben? oder gar, wie es vorgibt, die Wissenschaft und die Vaterlandskunde befördern? Doch jetzt zu den Beweisen der scharfen Anklage! Die Einleitung des fraglichen Heftes werde ich, obgleich ich sie gelesen habe, übergehen, doch auf einiges mich darin beziehen. Nur vom eigentlich topographischen soll hier die Rede sein **).

S. 396. Hier heißt es vom Stadtkreise Königsberg: „sein Areal wäre 1,05 Q.M. ***) mit 70,000 Einwohnern, von denen 63,000 auf die Stadt selbst, und 7000 auf 8 verschiedene Vorstädte kämen; er enthielte 1 Stadt und

*) Während ich dies schreibe, erhalte ich das Dezember-Heft der Hall. L. Z. vom vorigen J., wo in No. 229. die 5 ersten Lieferungen dieser Compilation kurz aber characteristisch gewürdigt sind, wo auch nachgewiesen wird, wie in einem dieser frühern Hefte die hiesige Töchterschule unter den Vorbereitungsanstalten zur Universität verzeichnet sei.

**) Nach des Verf. vorjähr. Ankündigung sollte die 8te Lieferung die Topographie von Preußen enthalten. Warum fehlt denn Westpreußen in dem vorliegenden 8ten Hefte?

***) Durch einen der so vielen Fehler stand S 347 in einer vorausgeschickten Liste der Kreise 18,73 Q.M. Und es ist dies wohl kein Druckfehler statt 1,873, da in der ganzen Liste immer nur zwei Decimalstellen vorkommen. Ueberhaupt stimmt diese vorausgesandte Liste nicht immer mit den an den

38 ländliche Ortschaften" u. s. w. Nun frage ich, wie viel Einwohner haben denn die 38 ländlichen Ortschaften? entweder gar keine, oder wenn sie mit den 8 Vorstädten identisch sind, die eben angeführten 7000? Doch dies letzte wird widerlegt in der Beschreibung der Stadt selbst, wo diese S. 397 über 70,000 Einwohner zählt. Doch dies ist auch wieder nicht recht; denn am Ende der Beschreibung verweiset der Verf. uns auf unten folgende statistische Notizen die Stadt K. betreffend. Sie lagen ihm also damals doch schon vor; warum änderte er also das frühere Falsche nicht darnach? Diese Notizen folgen aber S. 430, wo wir S. 434 belehrt werden, daß ein ganzes Jahrh. hindurch die Bevölkerung immer zwischen 55,000 und 65,000 schwanke. So ist also an drei Stellen der Verf. nicht einmal in der Bevölkerung K.'s mit sich übereinstimmend. — Aber wie ist es außerdem mit jenen von den 38 ländlichen Ortschaften geschiedenen 8 Vorstädten? Der Verf. nennt sie nicht, und ich kenne sie nicht. Wenn der Verf. die Freiheiten mit darunter rechnet, so kommt doch nie diese Zahl heraus. — Auf der schon genannten S. 397 wird man in der Lank wohl unsere Laak, und im Heberberg den Haberberg hier an Ort und Stelle erkennen, wenn auch solche Fehler in Namen immer schlimm sind; aber schlimmer ist die schöne Hamburger Kirche, statt Haberberger, und gar die Lanche st. Lomse. — Es werden die 3 Stadttheile mit ihrem Zubehör genannt, Altstadt, Löbenicht und Kneiphof. Vom letzten heißt es: „Der Kneiphof enthält die Vorstadt, den Haberberg, ... als Vorstädte, und eben so die angrenzende Veste Friedrichsburg. Hiezu gehören: die Häuser und Etablissements vor den verschiedenen Thoren der Stadt, namentlich vor dem Steindammer Thor," und nun werden die 7 Thore der Stadt nach der Reihe genannt. Allein gehört alles vor allen Thoren liegende denn zum Kneiphof? Dies zeigt offenbar die Verknüpfung durch Hiezu. Aber von solchen ganz widersinnigen Verknüpfungen und Aneinanderreihungen kommen noch mehr merkwürdige Beispiele vor; gleich noch auf derselben S.: „Man zählt 22 zum Gottesdienst bestimmte Gebäude, darunter die große Domkirche, die

---

einzelnen Stellen wiederholten Größenangaben; und der Kreis Fischhausen hat 20 Q.M. zu viel. — S. 393 steht noch eine dritte Angabe der Arealgröße der einzelnen Kreise des Königsberger Regierungs-Bezirkes, die wieder von den beiden andern abweicht. So wird freilich das Papier voll.

schöne Hamburger (s. vorher) Kirche, das Königl. Schloß und die schon erwähnte Friedrichsburg, die Schloßkirche, die schöne Börse, der Junkerhof, 274 andere Militär- und Civilgebäude" u. s. w. — Auf der folg. S. 398 werden zuerst die Unterrichtsanstalten genannt; man findet hier richtig die beiden Stadtgymnasien, daneben aber noch die grade in das Eine dieser Gymnasien verwandelte höhere Stadtschule im Kneiphof; gleich darauf muß es statt eine höhere Bürgerschule heißen die höhere Burgschule; dann wird von vielen Elementar- und Armenschulen gesprochen, und etwas später besonders noch von 27 Volksschulen. Das Taubstummen-Institut steht noch unter der Leitung des Dir. Hartung; Se. Exc. unser verehrter Herr Kanzler 2c. v. Wegnern ist noch Tribunals- und Oberlandesgerichts-Präsident *); hier existirt noch die schon vor 1820 eingegangene pädagogische Gesellschaft; noch die General-Commission; noch jetzt ist Königsb. der Sitz des einzigen und ersten evangel. Erzbischofs, obgleich S. 395 schon gesagt war, daß die Stelle des Generalsuperintendenten unbesetzt sei; noch ist hier ein Mons pietatis (ob je einer hier gewesen ist, weiß ich nicht; sollte es aber der Fall sein, wie lange mag das her sein?); endlich ist auf derselben S. der tief von uns betrauerte Med. R. Dr. Unger noch unter den Lebenden. — S. 399. Wo sind in K. Silberraffinerien? Das darauf folgende ausdrücklich für 1835 ausgegebene Verzeichniß der fremden Consuln ist voll Irrthümer; auch ist Batty wieder ein Fehler statt Butty. Dann folgt wieder ein Muster von schon gerügter Verwirrung in der Satzverbindung: „Ein Schauspielhaus, mehrere Ressourcen, geschlossene Gesellschaften, Kaffeehäuser und öffentliche Gärten befördern das gesellige Vergnügen; zu ihnen gehören im Winter auch die Bälle der Studirenden" **). Wozu gehören denn diese Bälle? zu den öffentl. Gärten? oder zu den Kaffeehäusern? und so kann man weiter fragen, ohne Antwort zu bekommen. Was dann unten von den hier erscheinenden Blättern vorkommt, stand schon S. 395 einmal, nur daß das Wochenblatt dort vergessen war. — In der letzten Zeile muß es statt Lorbeerbaum, Lorbeerkranz heißen. — S. 400. Was werden die Königsberger erstaunen und lachen, wenn

*) Dieses und ähnliches wird nur erwähnt um zu zeigen, wie veraltet die Materialien dieser Compilation sind.

**) Warum die Bälle der jungen Kaufmannschaft hier ausgelassen sind, sieht man nicht ein.

sie erfahren, daß die Lustörter Sprint, Bladau, Laptau *), Friedrichstein und Holstein alle vor dem Königsthore liegen; ferner daß Neuhausen und Trutenau weiter von K. entfernt sind, als Friedrichstein. — Weiterhin wird der Verbindungen K.'s nach allen Gegenden hin durch Schnell- und Fahrposten erwähnt; dem Verf. zufolge fährt nach Tilsit noch keine Schnellpost, obgleich sie bekanntlich schon mehre Jahre bis zur Russischen Grenze geht. — Später auf ders. S. ist der andere Name des Kneiphofs, Knipab, gar in Kneippest corrumpirt. — S. 401. Bei der Erwähnung des Schlosses sind die Dimensionen und die Zimmerzahl aus älterer Ueberlieferung. Etwas über das Schloß stand auch beiläufig schon S. 397. Aber von dem eigentlichen jetzigen Zustande des Schlosses und seiner Bestimmung erhält man auch gar keinen Begriff. — Nachher l. Artushof statt Actushof. Eine schöne logische Verbindung ist auch: „der Junkerhof war schon zur Zeit des Deutschen Ordens vorhanden; der Bau des gegenwärtigen Gebäudes ist aber schon 1708 begonnen" u. s. w. — Nach dem was ein paar Zeilen später vorkommt muß man glauben, daß Königsberg nur Eine Zuckerraffinerie habe. Aber das merkwürdigste auf dieser Seite ist, daß obgleich die altstädtische Kirche vor 8—10 Jahren ganz abgebrochen ist und eine neue Gartenanlage ihre Stelle einnimmt, während an ganz anderer Stelle mit ihrem Wiederaufbau angefangen worden, sie hier als jetzt noch vorhanden erwähnt und von ihrer gegenwärtigen Gestalt gesprochen wird. — Das Ende der Topographie S. 401 und 402 macht eine Erwähnung der Feuersbrünste neuerer Zeit, worin wieder die Lacht statt der Lomse figurirt. Aber grade die Erwähnung dieser Feuerbrünste gibt einen fernern Beweis, aus wie alten Materialien alles zusammengeschrieben ist. Es wird nur der Brände von 1764 und 1769 gedacht, an die jetzt kaum noch ein Greis sich erinnern wird. Der furchtbare Brand v. 14. Juni 1811, der lebendig noch im Gedächtniß des herangereiften Geschlechtes ist, wird ganz übergangen. Und doch wagt der Verf., wie schon gesagt, unter der Literatur Fabers Taschenbuch zu citiren! — So viel von der Topographie der Stadt selbst; und doch ist gewiß manches hier übersehen worden. Es folgen noch S. 402 die Dorfschaften, welche zum Stadtkreis K. gehören. Hier wie in den fol-

*) Soll wohl Lapsau heißen. Laptau liegt bekanntlich viel weiter ab, der See zu.

genden Notizen kann ich aber nur weniges geben, weil mir selbst die speciellere Kenntniß abgeht. So existiren das Löben. Pesthaus und das Schießhaus nicht mehr und sind jetzt Privatbesitzungen. Beyershöfchen vor dem Friedländer Thore ist mir ganz unbekannt.

Ich gehe jetzt zu den übrigen Kreisen unsers Departements in aller Kürze über, nur weniges andeutend. Es war nicht anders zu erwarten, als daß die jetzige Eintheilung in 20 Kreise zum Grunde gelegt wurde; kommt sie doch, wie schon erwähnt, an 3 Stellen dieser Lieferung vor, hier in der speciellen Topographie, und früher schon S. 346—348 und 393, 394. Allein diese Rücksicht auf die neue Eintheilung hat den Verf. so wenig bewogen, seine veralteten Materialien zu sichten, daß vielmehr die alte Kreiseintheilung noch dazwischen spukt, besonders wenn die Grenzen der einzelnen Kreise angegeben werden; so grenzt der Landkreis Königsberg S. 402, Labiau S. 409, an den nicht mehr existirenden Kreis Tapiau; und die Kreise Friedland S. 410, Wehlau S. 412, Heiligenbeil S. 417, an den eben so wenig existirenden Kreis Kreuzburg *).

S. 403. Hier wird noch der Fabel von einer fliegenden Schlange erwähnt. — Schaaken hat nicht 2 Pfarrkirchen, sondern Eine Kirche mit zwei Predigern. — Die Schriftgießerei in Trutenau existirt seit 37 Jahren nicht mehr. — S. 405. Pillau hat nicht zwei wohlgebaute Kirchen, sondern nur Eine in der Festung, die von der Militair- u. beiden Civilgemeinden gemeinschaftlich benutzt wird. — Wogram und Altpillau werden hier und auf der folg. S. ganz mit denselben Worten erwähnt. Wozu das? — „Auf dem Wege von Fischhausen nach Königsberg liegt der Vierbrüderkrug, einst ein Wirthshaus, an dem die Vierbrüdersäule stand." So der Verf. Ist es aber nicht noch ein Wirthshaus, und steht die Säule nicht noch? — S. 406. Hier kommt Kaporn wieder, diesmal als Königl. Intendanturamt vor. — „Cranz mit einem 1816 angelegten und 18²⁰/₂₁ besser eingerichteten Seebade. Ihr Besitzer und Gründer, Herr v. Czodnochowsky (vielmehr Czudn.), hat schöne Gebäude zu diesem Zwecke aufgeführt." Worte des Verf. Worauf bezieht sich ihr? auf Cranz oder Bad, oder auf beides? Wenn auf eins von den beiden Singularen, so ist das Wort grammatisch unrichtig. Die ganze Angabe ist aber

*) Es gehört auch wohl zur topographischen Genauigkeit, wenn S. 410 Creutzburg, S. 412 Creuzburg, S. 415 und 417 Kreutzburg steht.

falsch. Cranz ist ein Fischerdorf, das keinem Gutsbesitzer gehört; die Badeanstalt ist von der Regierung gegründet, und steht unmittelbar unter ihr; Herr v. Cz. hatte nur Ein Privatgebäude zur Aufnahme von Gästen dort gegründet, was aber bekanntlich im vorigen September abgebrannt ist. Wie nun aber der Verf. als Beleg zu seiner falschen Darstellung sein eigenes balneographisches Handwörterbuch citiren kann, weiß ich nicht, da ich das Werk nicht kenne. — Tritsen l. Fritzen. — Lockstädt l. Lochstädt (derselbe Fehler war schon auf der vor. S.). — Tentitten l. Tenkitten. — S. 409. Karweilen l. Karwaiten. — S. 410. Die Kunststraße von Königsberg nach Tilsit, wird behauptet, durchschneide den Labiauer Kreis; allein sie berührt ihn nicht einmal. — S. 411. Das Schloß Domnau gehört nicht mehr der Familie Golz; doch hat der Verfasser dies vielleicht auch gemeint, sich aber nicht deutlich genug ausgedrückt. — Schweinsfeld l. Schwansfeld. — S. 412. Wehlau hat nur Eine Kirche. — S. 413. Sugnobi l. Sugurbi. — Grünheide soll eine Unterförsterei sein mit einer Papiermühle; nachher wird das Kirchdorf Grünhain erwähnt. Allein Grünhain und Grünheide sind beides Namen des Kirchdorfes, jenes der eigentliche, dieses daraus entstanden. Die Försterei heißt Leipen, und eine Papiermühle existirt in der ganzen Gegend nicht. — Domainenämter sollen im Kreise Rastenburg nicht sein; aber Rastenburg ist selbst eins. — S. 415. Warum der Verf., der doch sonst die merkwürdigsten Schlachten nicht unerwähnt läßt, grade mit der für die Preußischen Waffen glorreichen Schlacht bei Pr. Eilau (Eylau schreibt der Verf.) eine Ausnahme macht, sieht man nicht ein. — Pasmer und Kaister l. Pasmar und Kauxste. Der erste Namen stand ein paar Zeilen früher richtig. — Dexen gehört nicht zur Domaine Eilau, sondern zum adligen Gute Körnen. Uebrigens sind die Seminare von Dexen und Mühlhausen verlegt. — Nassandern l. Nauseden. — Borkin l. Borken. — Peistern l. Peisten. — S. 416. Gerdauen gehört nicht mehr der gräfl. Schliebenschen Familie. — Melltheinen l. Moltehnen.

Ich habe nicht Lust, das übrige auf gleiche Weise durchzunehmen. Nur einiges, was beim flüchtigen Lesen gleich auffiel, werde noch bemerkt. S. 418. Hoppenbruch ist seit Anlage der Chaussee nicht mehr Poststation. — Braunsberg soll 6 Kirchen haben, 3 katholische und 2 evangelische. Aber 3 und 2 macht bekanntlich nur 5.

Uebrigens hat Br. nur Eine evang. Kirche. — S. 419. Mehlsack hat 2 kathol. und 1 evangel. Kirche. — Was aber um des Himmels willen die Anmerkung bei Mehlsack soll, sieht man gar nicht ein. Gebauers Beschreibung der Samländischen Ostseeküste geht diesen ganzen Landstrich gar nicht an; auch ist Gebauer nur ½ Jahr, im J. 1831, Prediger in Mehlsack gewesen, früher in Frauenburg. Die gedachte Beschreibung erschien aber schon früher, ehe er noch in Frauenburg angestellt war, und ist später zum zweitenmale aufgelegt worden. Aber was hat dieses grade mit Mehlsack zu schaffen? — S. 420. Heilsberg hat nicht 5 Kirchen, sondern nur 3, wenn man nicht jede Capelle, worin etwa dann und wann eine Messe gelesen wird, zur Kirche erhebt. — S. 421. Hat Rößel 3 katholische Kirchen? und (S. 422) Seeburg gar 5? — S. 423. Die Pottaschensiederei bei Allenstein existirt nicht mehr. — S. 424. In Pr. Holland ist nur Eine Superintendentur. — Quittainen ist keine gräfl. Dohnasche, sondern eine gräfl. Döhnhoffsche Stiftung. — S. 427. Gilgenburg gehört nicht mehr der gräfl. Finkensteinschen Familie. — S. 445. Karalene liegt nicht im Gumbinner, sondern im Insterburger Kreise, und dort kommt es denn zum zweitenmale S. 449 vor, aber mit wiederholter falscher Schreibart Karalele. — S. 450. Die Kirche in Andreaswalde wird gar nicht mehr benutzt. — Das Landrathsamt des Kreises Lötzen ist nicht in Rhein, sondern in Lötzen selbst. — S. 451. Nur in Neuendorf bei Lyk giebt es Eine Papiermühle. — Jissanitzen l. Pissanitzen. — Neuflucha l. Neujucha. — S. 452. Das Schloß in Olezko, früher schon als Gestüt gebraucht, ist vor ungefähr 10 Jahren abgebrannt, und nicht wieder aufgebaut. — Skaraiten l. Schareiken. — Widisken l. Wielitzken.

Ich glaube hiedurch hinlänglich gerechtfertigt zu haben, warum ich der Anzeige des fraglichen Werkes das Wort Warnung vorsetzte. Die Anzeige ist nur oberflächlich. Der mir dargebotene Stoff ist theils von mir, theils von mich besuchenden Freunden geliefert, welche die ihnen bekannten Gegenden des Vaterlandes in dem Werke nachsahn.

Königsberg. Struve.

IX. Gedichte.

Preußischer Mai.

Sieh, des jungen Frühlings Lüfte
  Wehn schon sanft und mild;
Hier steigt wogendes Gedüfte
  Aufwärts vom Gefild,
Dort zerrinnt in trüben Bächen
  Noch der letzte Schnee,
Und die eisbefreiten Flächen
  Künden Lenzes Näh'!

Ach und zarte Gräser quellen
  Saftig grün hervor,
Und des Baumes Knospen schwellen
  Kräftig voll empor;
Denn schon ist die Zeit verronnen
  Dumpfer Winterruh,
Und der Frühling hat begonnen,
  Ruft dem Vöglein zu.

Und das Vöglein hebt's Gefieder
  Aus der dunklen Kluft,
Grüßt die milde Sonne wieder
  In der heitren Luft.
Ha, wie bebt sein Herz vor Freude,
  Schwillt ihm hoch empor!
Auf der weiten, sonngen Haide
  Suchts der Brüder Chor.

Aber schnell, ach! ist entflohen
  Lenzes Wonn' und Pracht!
Ringsher finstre Wolken drohen,
  Und der Sturm erwacht;
Kalter Schnee erfüllt die Lüfte,
  Deckt die weite Flur;
Und dahin sind Frühlings Düfte,
  Hin des Frühlings Spur.

Armes Vöglein, dein Gefieder
 Sinkt vom Frost erstarrt,
Kraftlos taumelst du danieder,
 Wo der Tod dein harrt,
Wo ein weißer, kühler Schleier
 Deine Gruft bedeckt,
Wo zu lauter Liebesfeier
 Dich kein Lenz mehr weckt! —

Jungfräulichkeit.

Erhebe dich, mein einsam Herz,
Zur Feier jener Stunde,
Wo meine Seele himmelwärts
Sich hob zum heilgen Bunde
 Der Christenheit;
 Und frisch erneut
Vollende, was begonnen,
Bis du der Welt entronnen.

Vollenden, ach! wird oft so schwer
Dem redlichsten Gemüthe; —
Doch ist es dann zu Gottes Ehr',
Wenn Tugend gleich der Blüthe
 Des Feldes man
 Vereinen kann
Im leichten Spiel zum Kranze,
Zum sanften Heilgenglanze?

O nein, der Duldung Pflicht verlangt
Oft schmerzlich ernstes Ringen,
Wenn ungewiß die Seele wankt,
Und wenn des Geistes Schwingen
 Die Krankheit drückt,
 Der Kummer knickt,
Und wenn der Hoffnung Freuden
Das düstre Herz nicht weiden.

Wenn einst die Jugendfreudigkeit
Mit ihrer Kraft entschwunden,
Und was des Lebens Reichthum beut,
Nur mahnt an tiefe Wunden,
    Wo weilet dann,
    Was himmelan
Den sichern Weg uns leite,
Und neue Kraft bereite? —

O sieh die Jungfrau am Altar
Zum erstenmale knieen!
Das Auge blicket mild und klar
Im heiligen Erglühen;
    Die Thrän' entrollt
    Dem Schwur gezollt,
Der sich mit freudgem Beben
Zum Himmel will erheben.

Den Kelch berührt die Lippe nun,
Nur Gott wohnt in dem Herzen;
Die gläubigen Gedanken ruhn
Auf dem, der bittre Schmerzen
    Am Kreuz ertrug,
    Damit der Zug
Der heilgen Siegerchöre
Auch ihre Seel' einst mehre.

Wohnt denn in diesem Herzen schon
Die taube Lust der Sünde? —
Dann buhlte um den schnöden Lohn
Schon die Begier im Kinde!
    Wie junger Schnee
    Auf Bergeshöh,
Wie Sonn' in blauen Fluthen,
So rein sind diese Gluthen!

So rein, o Gott, bewahre du
Das Herz in deinem Kinde!
Dann winket einst mir selge Ruh,
Wenn treu ich überwinde
    Und mit Geduld,
    Was deine Huld
Noch über mich beschlossen,
Bis meine Zeit verflossen.

Eine so äußerst seltene, wohlthätige und weithin wirkende Erscheinung verdient es, auf eine seltene und außerordentliche Weise gefeiert zu werden, nämlich durch ein plastisches, möglichst großartiges Monument. Ueber den dazu geeignetsten Ort kann kein Zweifel sein. Die Stadt Bonn am Rheine, in welcher der unsterbliche Künstler das Licht der Welt erblickte, und die überdieß durch ihre anmuthige Lage ausgezeichnet und von zahllosen Fremden besucht ist, scheint zu dem Unternehmen in gleicher Weise berechtigt, wie verpflichtet, und es ist zu dem Ende hier ein Verein zusammengetreten, welcher die Genehmigung der betreffenden hohen Königlichen Ministerien erhalten hat. Da dasselbe aber, wenn es nur einigermaßen des großen Mannes würdig sein soll, große und bedeutende Mittel zur Ausführung verlangt, so richten die Unterzeichneten an alle Verehrer Beethoven's die Bitte, durch ihre thätige Hilfe, sei es durch Privatsammlungen von Geldbeiträgen, oder durch eigends für diesen Zweck zu veranstaltende Concerte und Bühnendarstellungen unser Vorhaben geneigtest realisiren zu helfen. Wir glauben mit Zuversicht annehmen zu können, daß nicht allein die Freunde der Tonkunst solche Vorstellungen zahlreich besuchen, sondern auch daß die mitwirkenden Künstler gerne die Gelegenheit ergreifen werden, dem entschlafenen Meister, dem sie so viele und hohe Genüsse verdanken, durch ein kleines Opfer ihre Verehrung und ihr dankbares Andenken zu beweisen.

Sämmtliche Redactionen von Zeitungen und Zeitschriften werden gebeten, zur Förderung eines, die deutsche Nation interessirenden Zweckes, gegenwärtigen Aufruf unentgeltlich einzurücken und sich der Einsammlung von Beiträgen ebenfalls gefälligst zu unterziehen. Den Unterzeichneten wird es eine angenehme Pflicht sein, über den Fortgang des Unternehmens von Zeit zu Zeit öffentlich Nachricht zu geben.

Bonn, an Beethoven's Geburtstage, 17. Dec. 1835.

Bonner Verein für Beethoven's Monument.

Der geschäftsführende Ausschuß

A. W. v. Schlegel, Präsident. Breidenstein. de Claer. Gerhards. Kneisel. Nöggerath. v. Salomon. Walter.

Inhalt.

Tag der Ausgabe dieses Heftes: Den 4. Mai

Vaterländisches Archiv

für

Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,

oder

Preuß. Provinzial-Blätter.

Herausgegeben

unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler, Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,

von

D. W. L. Richter,
Königl. Preuß. Kriminalrathe.

Funfzehnter Band.
Juni-Heft.

Königsberg, 1836.

Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.
In Commission bei der Buchhandlung der Gebrüder Bornträger.

Dem Inhalte nach zerfällt diese Zeitschrift in folgende Haupt-abtheilungen:

1. Das eigentliche Provinzial-Blatt.

Darin werden aufgenommen:

a) historisch-statistisch-topographische Aufsätze. b) Berichte über gemeinnützige Anstalten, sowohl neu errichtete, als auch über den Fortgang der bestehenden, über Armen- und andere wohlthätige und zweckmäßige Communal-Anstalten, über neue Einrichtungen, Verbesserungen, Vereine für gemeinnützige Zwecke und deren Wirksamkeit. c) Nachrichten über das Kirchen- und Schulwesen, als höchste National-Bildungs-Anstalt. d) Landwirthschaftl. Aufsätze: Berichte über Fortschritte in der Landwirthschaft, mit Inbegriff der Vieh- und Schafzucht, Vorschläge zur Verbesserung einzelner Zweige der Oeconomie, Erndte-Nachrichten 2c. e) Ueber Handel und Gewerbe. Aus- und eingegangene Schiffe in den 3 Häfen. Fabriken, besonders Tuch- u. Leinwandbereitung, Garn- und Wolle-Ausfuhr. Berichte über die vorzüglichsten Märkte und über Marktpreise in allen bedeutenden Städten der 4 Regierungsdepartements. f) Einwirkung der Staatsverwaltung und neuen Gesetzgebung. g) Merkwürdige Naturerscheinungen und meteorologische Beobachtungen. Abhandlungen aus der vaterländischen Naturgeschichte. h) Gesundheitskunde.

2. Vermischtes aus der Heimath und Fremde,

so fern es allgemeines Interesse hat und für die Zwecke dieser Zeitschrift geeignet ist. Die Preuß. Volkssagen und Volkslieder, und unter andern auch Mittheilungen über neue Entdeckungen, Erfindungen und gemeinnützige Anstalten des Auslandes werden hier ihre Stelle finden. — Populäre Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände.

3. Anfragen, Wünsche, Aufforderungen und Antworten.

4. Sach- und Personal-Chronik.

a) Gesetzgebung. b) Verdienstliche Handlungen. c) Jubiläen, — Gnadenbezeigungen. d) Besitzveränderungen adelicher und großer köllmischer Güter. e) Dienstveränderungen. f) Unglücksfälle. g) Verbrechen. h) Geburts- und Sterbelisten.

5. Nekrolog verdienter und ausgezeichneter Männer und Frauen.

6. Literarische Beilage.

a) Ankündigung und Kritik der in Preußen herausgegebenen Schriften. b) Anzeigen und Beurtheilungen gemeinnütziger Bücher. Schriftsteller und Redactoren, Buchhändler und Buchdrucker werden daher hiemit ergebenst eingeladen, der Redaction ihre gedruck-

I. Wo bleibt das Geld?

Vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der Königlichen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft am 26. Februar 1836 von dem Regierungsrath und Professor Hagen.

Da unsere Gesellschaft, eingedenk ihrer ursprünglichen Bestimmung, auch ungeachtet der in ihr die Oberhand gewonnenen Physik, fortdauernd den Namen einer ökonomischen als Haupttitel führt, die Oekonomie aber sogleich an das Geld erinnert, und man es sogar dieser gewöhnlich zur Hauptaufgabe gestellt hat, daß das Geld bleibe, so werden Sie, hochverehrte Anwesende, es mir hoffentlich um so weniger verargen, wenn ich die Frage: wo dasselbe bleibt? Ihrer Berathung vorlege, als ich dadurch zugleich meiner Wissenschaft den ihr hier noch übrig gebliebenen Platz auch ferner vorzubehalten wünsche. Der Ausdruck: gewöhnlich, dessen ich mich eben bediente, kann mir leicht den Vorwurf einer Paradoxie zuziehen, denn worin vereinigen sich wohl die Stimmen mehr, als in Klagen über den Geldmangel, und welche Forderungen erkennt man wohl für dringender, als daß demselben besonders von den Staaten durch gute Oekonomie vorgebeugt werde. Entschuldigen Sie daher, daß ich zu meiner Rechtfertigung mit der sehr alltäglichen Bemerkung beginne, daß jeder nur in so fern Geld braucht, als er sich dafür irgend etwas, was er bedarf oder was ihm lieb ist, zu kaufen wünscht; hat er mehr Geld, als ihm dazu nöthig ist, so bleibt ihm, weil er doch mit den Thalerstücken, seitdem sie nicht mehr als Schmuck getragen werden, nichts anfangen kann, nur übrig, sie einem andern als Darlehn zu geben, und ein solches zu nehmen, wird auch wieder Niemand geneigt sein, wenn er nicht etwas dafür sich anzuschaffen, oder ein zu einer

bereits geschehenen Anschaffung gemachtes Darlehn damit erstatten will. Hieraus ergiebt es schon ganz klar, daß das baare Geld an und für sich kein Gegenstand unserer Wünsche ist und sein kann, sondern nur in so fern, als wir uns dafür das, was wir zu unserm Haushalt und Gewerbe gebrauchen, anschaffen können, und daß also da, wo es nichts zu kaufen giebt, das Geld überhaupt von keinem Nutzen ist. Allein auch selbst das Kaufen mit Geld hat seine eigne Bewandniß; erhält man es nicht geschenkt, was doch eben nicht der gewöhnlichste Weg der Erwerbung ist, so kann man es sich nur verschaffen, wenn man entweder seine Dienste oder seine Sachen dagegen verkauft, und so hat man sich daher alles, was man sich für Geld erkauft, eigentlich für seine Arbeit oder seine Sachen angeschafft. Das Verfahren, sich zuerst durch Verkauf Geld zu verschaffen und dafür wieder Waaren oder den sonstigen Bedarf einzukaufen, statt unmittelbar im Wege des Tausches für das, was man haben will, das was man hat, hinzugeben, ist daher nur ein Umweg, der aber bequemer und sicherer zum Ziele führt, weil Silber und Gold — und daraus besteht doch das Geld — sich leicht aufbewahren, ohne Verlust nach Gefallen theilen lassen, und als allgemein beliebte Waaren von jedem gern in Zahlung genommen werden. Der oft sich findenden Schwierigkeit des Tausches, oder den zu finden, der das, was wir eintauschen wollen, gegen das, was wir zu vertauschen haben, vertauschen will, hat daher allein das Geld seine Entstehung und seinen Gebrauch zu verdanken, und es ist daher auch nichts mehr als ein bloßes Tauschmittel, und am wenigsten der Hauptgegenstand der Oekonomie, wenn diese uns, wie es der Name schon fordert, unser Haus bestellen und mit allem, was wir brauchen und wünschen, versorgen soll. Der Grund, woher man zu diesem so allgemeinen Mißverständniß gekommen, liegt klar zu Tage. Will man die Größe seines Vermögens bestimmen, so muß man nothwendig doch, um den Werth

der verschiedenen Gegenstände in Rechnung zu stellen, den Werth irgend eines Gegenstandes als Einheit desselben annehmen. In der Vorzeit, als der Ochse das allgemeine Tauschmittel noch war, bestimmte man den Werth jedes Theils der Habe nach der Zahl der Ochsen, deren Werth ihm gleich geschätzt wurde, jetzt bei uns nach der Zahl der Thaler oder Silberstücke, deren Werth wir dem Werth der Sache gleich achten, allein eben so wenig, als damals ein Vermögen von 10000 Ochsen in 10000 solcher Thiere nothwendigerweise bestehen mußte, besteht jetzt ein Vermögen von 10000 Thlr. in dieser Zahl von Thalerstücken. Wie wenig dieses auch der Fall ist, zeigt der flüchtigste Ueberblick. Unser Vermögen, bei dem Aermsten wie bei dem Reichsten, besteht stets dem größten Theile nach in den Sachen und Gütern, welche wir besitzen, und, wenn wir Darlehne gegeben haben, in dem dem Werthe derselben gleichkommenden Betrage der Sachen, welche unsere Schuldner besitzen; niemand, der 1000 Thlr. auf einem Hause oder Landgute stehen hat, verlangt auch, daß sich in demselben Thalerstücke oder Silber befinden sollen; das baare Geld macht nur den kleinsten Theil des Vermögens aus, und sonderbar genug, je reicher jemand ist, desto weniger Geld hat er in der Regel in Verhältniß zu seinem Vermögen; ja wir würden sogar den Millionair für mehr als thöricht halten, wenn er einen gleich großen Theil seines Vermögens baar liegen haben sollte, den die wenigen Thaler in einem ärmlichen Haushalte ausmachen. Unter diesen Umständen ist es auch kein Wunder, daß der Gesammtbetrag des Geldes viel geringer ist, als man gewöhnlich glaubt. Ungeachtet die Preußischen Münzen durch einen großen Theil von Deutschland coursiren, und unser Staat daher nicht blos seine Unterthanen, sondern auch noch die anderer Staaten mit Geld versorgt, so sind doch im Laufe der 66 Jahre von 1764 bis zum Schlusse von 1830, für eine Bevölkerung, die nicht weniger als 52 Millionen Thaler jährlich zur Königlichen Kasse

abzutragen hat, doch nicht mehr als für 178 Millionen Thaler in Silber und für 70 Millionen Thaler in Gold ausgeprägt, und wie viel von diesen Münzen verloren gegangen, läßt sich schon daraus entnehmen, daß unter denselben 18 Millionen 2 ggr., Achtzehner und Sechser und 5 Millionen Preuß. Dukaten waren, die bald eben so wie die alten Thaler Kabinetsstücke werden dürften. Noch weniger aber sollte man vermuthen, um wie vieles geringer der Betrag des nicht ausgemünzten Goldes und Silbers in einem Volke ist. Schon als in der Französ. Revolution das Gold und Silber eingeliefert werden mußte, zeigte es sich, wie sehr der Glanz desselben besticht, und wie übertrieben die Meinung von dem darin steckenden Werth ist; aber noch mehr bewährte sich dieses hier bei uns, als im J. 1809 die damaligen Bedrängnisse des Finanzhaushalts die Versteuerung des Goldes, des Silbers und der Jouwelen nothwendig machte. Obgleich früher bei uns der Luxus hauptsächlich im Silbergeräthe getrieben wurde, von welchem im Kriege verhältnißmäßig wenig geraubt war, obgleich sich in jedem nur einigermaßen begüterten Hause eine Menge alter sogenannter Familienstücke befanden, obgleich die höheren Staatsbeamten und viele reiche Privatpersonen aus Berlin ihre Kostbarkeiten nach Königsberg gerettet hatten, obgleich endlich die Katholische Geistlichkeit alles, was sich nur von den Altären der reich dotirten Kirchen des Ermelandes entfernen ließ, dem Staat zum Opfer weihte, und überhaupt von den Communen und Privatpersonen alles mit einer so peinlichen Gewissenhaftigkeit zur Versteuerung gebracht wurde, daß der Herr Minister v. Altenstein, damals Finanzminister, sich am 25. März 1809 zu einem Rescripte veranlaßt fand, welches in den Akten der Regierung vergraben liegt, dessen Mittheilung, als eines gewiß seltenen Ehrendenkmals der Staatsverwaltung und des Volkes, ich mir aber hier nicht versagen darf; es lautet:

„Wenn Fälle vorkommen, wo Personen aus allzu-

strenger Gewissenhaftigkeit einen zu hohen Werth ihrer Jouwelen angeben, so muß deren Gewissenhaftigkeit zu Hilfe gekommen und ihnen erklärt werden, daß es nicht die Absicht sei, den höchsten Werth von ihnen als Abgabe zu nehmen, sondern nur das, was sie selbst dem Staate als Opfer im Verhältniß zu dem gewöhnlichsten Werth ihrer Jouwelen zu geben geneigt seien. Was die Ringe und Dosen anbetrifft, welche Individuen für litterarische, militairische oder sonstige Dienste erhalten, so müssen solche als Ehrenzeichen abgabenfrei bleiben, wenn die Besitzer nicht freiwillig eine Abgabe davon entrichten wollen. — Es liegt daran, daß alle Härte von der Ausführung der Verordnung vermieden und daß alle Mißverständnisse gehoben, mithin auch die Einzelnen belehrt werden.“
obgleich bei einem solchen Geiste, wie ihn dieses Rescript bestätigt, wohl wenige der hier damals aufgehäuften Kostbarkeiten der Versteuerung entzogen sein dürften, so ergab es sich doch, daß nicht mehr als 56 Mark Gold und 48239 Mark Silber, also noch nicht einstens 700000 Thlr. an Werth im Volke vorhanden waren. Aber wie wäre es auch möglich, daß in einem Lande, welches wie das unsrige nicht zu den besonders begüterten gehört, die Masse Gold und Silber in Geräthen eine noch größere sein sollte? A. v. Humbolt hat sich die verdienstvolle Mühe gegeben zu ermitteln, wie viel die jährliche Ausbeute an diesem Metalle beträgt, und ungeachtet seiner unendlichen Belesenheit und der seltenen Mittel, die ihm zu diesen Untersuchungen zu Gebote standen, hat er die Gesammtsumme aus sämmtlichen Bergwerken der Erde nur auf 249 Millionen Franken oder 67 Millionen Thaler ermitteln können, ein Werth, der schon von den Eisenwerken in England, welche jährlich 13½ Mill. Centner Eisen liefern, überstiegen wird, und der gegen den Werth aller andern Erzeugnisse in Baumwolle, Wolle, Kupfer ꝛc. wenig in Betracht kommt. Ich hoffe daher auf eine Rechtfertigung Anspruch machen

zu können, wenn ich behauptet habe, daß das Geld nicht einen so beträchtlichen Theil unseres Reichthums ausmache, als man gewöhnlich glaubt, und daß daher auch in dieser Beziehung die vorliegende Frage: Wo das Geld bleibt? nicht von derjenigen Wichtigkeit ist, die man sich geneigt findet, ihr beizulegen. Aber, wird man mir wahrscheinlich erwiedern, wenn das Geld auch nicht einen so beträchtlichen Theil unsers Vermögens ausmacht, so ist es doch ein so nothwendiger und wesentlicher, daß, wenn es fehlt, alle Industrie stockt, der Handel darniederliegt, und überhaupt die Bereicherung aufhört, die bei den Einzelnen doch nur von dem Geldumlaufe, bei den Staaten aber von der günstigen Handelsbilanz abhängt. Allerdings ist es wahr, daß kein Gewerbtreibender sich bemühen wird Waaren zu verfertigen, wenn er nicht die Aussicht hat, sie auch verkaufen zu können; aber, daß zum Kaufen Geld, also Gold und Silber, durchaus nothwendig sei, und daß man also, wo dieses fehle, nichts zu verkaufen hoffen dürfe, ist eine Voraussetzung, die sich schon durch das Papiergeld widerlegt, welches jeder eben so gern im Verkauf annimmt, als dafür alles, was man haben will, zu kaufen ist. Gesetzt der Staat bezahle seine Lieferanten mit 100000 Thalerscheine, diese geben sie wieder bei ihren Einkäufen in Zahlung, die Empfänger derselben wieder weiter ihren Verkäufern, und wenn sie so vielleicht durch hundert Hände gegangen sind, nehme der Staat sie wieder mit seinen Abgaben ein, so sind alle diese Kaufgeschäfte, und eben so die Abgaben, ohne Gold- und Silbergeld berichtigt. Ein Verkauf gegen Scheine ist aber stets ein Geschäft, bei welchem wir nicht den Werth desselben empfangen, sondern ihn dem Aussteller der Scheine creditiren, und da der Credit stets seine Grenzen hat, so ist es eben so unmöglich, daß, wenn der Scheine statt des baaren Geldes zu viele werden, der Verkehr sicher sein kann, als seine Leichtigkeit behindert werden muß, wenn das zur Ausgleichung der Zahlungen und zur Berichtigung

kleiner Summen erforderliche Geld fehlt. An baarem Gelde darf es daher allerdings nicht mangeln, aber je größer wieder die Geschäfte, besonders die Beträge der einzelnen sind, desto weniger ist wieder im Verhältniß zu denselben, Geld erforderlich. Der Detailhändler empfängt den ganzen Betrag seines Umsatzes in Geld, bei dem Großhändler erspart der Wechselverkehr den beträchtlichsten Theil der baaren Zahlungen, und nun gar bei dem Handel zwischen Nationen kann der noch erforderliche Betrag der letztern oft außerordentlich gering sein. Es ist ja eine bekannte Sache, welche ungeheure Zahlungen in London häufig mit gar nicht bedeutenden Geldsummen ausgeglichen werden, und daß der Handel, der in dem rohen Zustande der Gesellschaft vom Tausch- und Barattgeschäft ausgeht, mit dem Fortgange der Kultur und der Ausbreitung des Verkehrs wieder zu denselben zurückkehrt, und so die ihm gewöhnlich zugeschriebene Abhängigkeit von dem sogenannten Geldumlauf widerlegt. Nur die nicht seltene Verwechselung des Bewegten mit dem Bewegenden, der Ursache mit der Wirkung, hat dem Geldumlauf, über welchen Büsch noch ein dickes Buch schrieb, den wichtigen Einfluß auf die Gewerbsamkeit zugeschrieben. Man kauft nur eine Waare, wenn man sie zu gebrauchen, oder durch ihren Wiederverkauf zu gewinnen, überhaupt durch ihren Besitz seinen Zustand zu verbessern gedenkt, und da man das Geld nur weggiebt, wenn man kauft, so ist auch der Geldumlauf nur die Folge, und eben so wenig die Ursache des Handels, als bei einer Mühle die Umdrehung des Rades die Strömung des Wassers hervorbringt. Nicht weil das Geld rasch umläuft, ist der Handel belebt, sondern weil der Handel geht, und viel gekauft und verkauft wird, geht auch das Geld in schnellem Umlaufe aus Hand in Hand, aber die wohlthätigen Folgen, die sich dabei zeigen, sind nicht die des Geldumlaufs, sondern die des Handels, der jedes Ding in diejenige Hand bringt, welche dessen am meisten bedarf, und für welche dasselbe

daher den größten Werth hat; denn ohne den Handel bringt das Geld nichts ein, mag es auch, aus einer Hand in die andere gegeben, durch noch so viele seine Runde machen; benutzt im Handel erleichtert es denselben durch die Entfernung der den Tausch behindernden Schwierigkeiten sehr, und indem es so durch den Handel mittelbar der ganzen Gewerbthätigkeit förderlich wird, ist der Einfluß desselben auf diese, wenn auch nicht in der Art, wie man es gewöhnlich annimmt, doch so bedeutend, daß die Untersuchung, wo das Geld bleibt, und wenn es verschwindet, welche Folgen dieses haben wird, zu den wichtigen gehört, auch wenn man die Ueberzeugung gewonnen, daß Gold und Silber nicht den beträchtlichsten Theil unseres Reichthums, geschweige denn den ganzen, ausmacht.

Wenn man über Geldmangel klagt, so lassen sich nur drei Fälle denken, entweder das Geld ist aus dem Hause, oder aus dem Staate, dem wir angehören, also nur für uns verschwunden, oder es ist überhaupt verschwunden und weniger geworden.

Für den ersten Fall ergeben sich gewöhnlich die Ursachen ziemlich klar, und wir können daher die specielle Erörterung derselben, sobald er eintritt, jedem Betheiligten anheimstellen. Im zweiten Falle, wenn es im Staate an Geld fehlt, soll die Verringerung desselben dadurch erfolgt sein, daß ein größerer Werth an Waaren eingeführt, als ausgeführt ist, daß also die Differenz mit Geld hat bezahlt und dieses daher hat über die Grenze geschickt werden müssen. Dem Handel läßt man die Schuld der Verminderung des Geldes tragen, aber man erkennt es ihm auch rühmlichst an, daß er es ist, der den Geldreichthum eines Landes vermehre, wenn durch ihn mehr an Waaren ausgeführt als eingeführt, und also zur Deckung der Mehrausfuhr Geld eingeführt werden muß. Von dem Verhältniß der Werthe der Ausfuhr zur Einfuhr, oder der sogenannten Handelsbilanz, soll daher das Heil oder Unglück der Völker abhängen, und man machte es den

Regierungen zur Pflicht, den Handel so zu leiten, daß die Handelsbilanz stets eine günstige bleibe und der Handel stets Geld ins Land bringe. Mit unermüdlicher Anstrengung calculirte man daher aus den Zollbüchern, wie viel die Aus- und Einfuhr aus und nach jedem Lande betrage, und bedauerte schmerzlich, daß in denselben nicht auch die Contrebande verzeichnet stände, um zu einem richtigen Resultat zu gelangen. Doch man tröstete sich, wenigstens annähernd die Wahrheit zu finden, und entdeckte oft zur größten Beruhigung Heil, wo die Thränen das Gegentheil den Unverständigen schließen ließen. Hatte ein Kaufmann eine Ladung von 100000 Thlr. Werth versendet, und dafür an dem Bestimmungsorte durch einen guten Einkauf eine von 150000 Thlr. erhandelt und glücklich nach Hause gebracht, so war dieses nur dem Schein nach ein glückliches, für den Staat aber ein sehr mißliches Geschäft gewesen, denn 150000 Thlr. Waare standen in Zollbüchern als importirt, dagegen nur 100000 Thlr. als exportirt, und die Handelsbilanz hatte sich durch das Geschäft um 50000 Thlr. verschlechtert; ganz anders und brillant stellte sich dagegen die Sache, wenn die Rückladung mit den 150000 Thlr. von Seeräubern genommen oder von den Wellen verschlungen war, denn in diesem Fall waren für 100000 Thlr. Waare ausgegangen, nichts an Waaren war dagegen eingegangen, und die Handelsbilanz hatte sich daher, trotz des Unglücks, nach den Zollbüchern um nicht weniger als 100000 Thlr. verbessert. Kaum sollte man vermuthen, daß man auf Berechnungen der Art, die im Unglück so trostreiche Resultate geben können — und viel besser ist auch nicht das Resultat, welches der Wechsel-Cours des Wechsel-Handels wegen giebt — ein Gewicht zu legen im Stande gewesen, und noch weniger, daß man aus denselben einen Schluß auf den Gang der Bereicherung einer Nation glaubte machen zu können. Wäre es auch wirklich möglich, sei es durch die Zoll-Register oder durch den Wechsel-Cours

die Handelsbilanz, d. h. das Verhältniß der empfangenen zu den geleisteten Geldzahlungen zu ermitteln, so ergiebt doch schon die einfache Erfahrung, daß Geldempfangen und Reicherwerden nicht gleichbedeutend sind, sondern, daß man, wenn man mit Verlust verkauft, ungeachtet des empfangenen Geldes, ärmer geworden ist. Da der Reichthum des Einzelnen wie eines ganzen Volkes, in dem Werth aller Gegenstände des Besitzes, das Geld aber nur einen Theil, und, wie ich mir zu bemerken erlaubte, noch dazu den weniger beträchtlichsten Theil derselben ausmacht, so folgt schon daraus, daß man aus einer günstigen Handelsbilanz oder aus dem Factum, daß mehr Geld empfangen als gezahlt ist, nicht auf eine Zunahme der Bereicherung schließen kann. Ebenso wie der Kaufmann durch einen günstigen Waareneinkauf, ungeachtet der Verminderung seines Kassenbestandes, reicher wird, kann es auch die Nation unter gleichen Umständen bei der ungünstigsten Bilanz geworden sein, und wenn einmal ein alter Finanz-Praktikus zur nicht geringen Ergötzlichkeit seiner Collegen eine erbauliche Berechnung der Bilanz in Hinsicht der eisernen Nägel vorlegte, so beging er nichts auffallenderes, als was bei der Geldbilanz geschieht, denn eben so wenig als die eisernen Nägel, macht das Gold und Silber unsern gesammten Reichthum aus, und der Schluß von einem Theil auf das Ganze ist bei dem einen, wie bei dem andern, gleich gewagt. Aber eben weil das Geld nur einen Theil unseres Vermögens ausmacht, kann es auch das Ganze nicht vertreten, und es wird also auch weder unsern Bedürfnissen abgeholfen, noch unser Reichthum gesichert sein, wenn wir nur das Geld behalten. Angenommen, daß dieses in einem Lande, welches mit allen Vorräthen versehen ist, der Fall wäre, und daß dasselbe auch umläuft, also zum Ankauf dieser Vorräthe verwendet, und, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, unter die Leute gebracht wird, nichts aber zur Vermehrung derselben geschieht, so wird, wenn diese

verzehrt sind, und auch das Geld geblieben wäre, das Land um den ganzen Betrag dieser Vorräthe ärmer geworden sein, und ungeachtet des Geldes darben. Sollen aber die verzehrten Vorräthe ersetzt werden, so kann dieses nur entweder durch Hervorbringung oder durch Ankauf anderer geschehen; zur Hervorbringung hilft aber das Geld nicht, denn aus den Thalerstücken läßt sich nichts machen, und sind diese nur vorhanden, so müssen sie, wenn ein Ankauf geschehen soll, aus dem Lande gehen, und erst wenn dieses geschehen, also wenn die Handelsbilanz die allerungünstigste geworden, werden die Darbenden wieder ihren Hunger stillen und die Nackten ihre Blößen bedecken können. Der Wohlstand der Völker und die Handelsbilanz sind daher so sehr verschieden, daß es sogar unbegreiflich ist, wie man den erstern von der letztern hat abhängig machen wollen, und daß man auf das Hirngespinnst der Bilanz überhaupt noch irgend ein Gewicht hat legen können, da sie sich weder ermitteln läßt, noch wenn dieses möglich wäre, aus derselben irgend ein Aufschluß über den Vermögenszustand eines Volkes, auch nicht einstens über dessen Geldreichthum, entnommen werden kann, zumal da dem Verschwinden des Geldes aus einem Lande sich durch eine erkünstelte Handelsbilanz zwar auf dem Papier, aber nie in der That abhelfen läßt, weil die künstlichen Mittel, wie sie das sogenannte Merkantilsystem empfiehlt, im Gegentheil nur einen Geldmangel veranlassen können, wenn sie den freien Verkehr hemmen, welcher nicht nur das beste, sondern das einzige Remedium dagegen ist. Kaum bedarf es noch der Erwähnung, daß wenn es an einer Waare fehlt, und dadurch der Werth derselben steigt, man, im Fall dem Verkehr keine Hindernisse entgegenstehen, von allen Seiten schon des Gewinnes wegen bedacht sein wird, durch reichliche Zufuhr dem Mangel abzuhelfen, und eben so wenig, daß bei Gold und Silber dieses gleich wie bei allen andern Waaren der Fall sein wird;

indessen nicht so leicht bequemt man sich zu der Ueberzeugung, daß wenn das Silber in die Form von Thalerstücken gebracht ist, diese auch im Werthe steigen und fallen, und daß, wenn ersteres geschieht, das Zubringen, und wenn letzteres sich ereignet, die Ausfuhr ein gewinnvolles Geschäft wird, und eben so wenig bei Thalerstücken als bei andern Waaren unterbleibt. Der Grund davon liegt darin, daß man die Preise aller Waaren durch die Vergleichung ihrer Werthe mit dem des Thalers bestimmt, mithin durch die Zahl der Thaler, deren Werth ihrem Werthe gleich kommt, ausdrückt, und daß sich also, in wie fern der Werth der Einheit, des Thalers, gestiegen oder gefallen ist, nur aus der Preisveränderung der Waaren ergiebt. Ist der Thaler im Werthe gestiegen, so ist sein Werth dem einer größern Menge Waaren gleich geworden, man muß daher mehr für denselben geben, oder, was dasselbe ist, die Waaren sind, auch wenn ihr Werth unverändert derselbe geblieben, im Preise heruntergegangen, und also wohlfeiler geworden; umgekehrt werden sie theuerer, d. h. man darf weniger geben, wenn der Werth des Thalers gefallen oder geringer geworden ist. Die Rechnung und die Ausdrücke sind verschieden, allein das Resultat und die Folgen desselben sind ganz dieselben. Ist in einem Lande alles wohlfeiler, d. h. haben die Thaler in demselben, weil es an denselben mangelt, einen höhern Werth als in dem andern, so wird man aus dem Lande, in welchem alles theuer ist, d. h. in welchem die Thaler weniger werth sind, alles in dem wohlfeilern ankaufen, und die Thaler werden ohne Zuthun der Regierung von selbst nach dem Lande wandern, wo sie fehlen, und wo man ihrer bedarf. Bei freiem Verkehr ist daher die Besorgniß des Geldmangels eine ganz unnöthige; zeigt er sich, so sorgt schon, bei der Leichtigkeit Geld zu transportiren, die Sucht des Gewinnes ihn gleich zu heben, und nur wo es entweder nichts zu verkaufen giebt, oder wo nur solche Waaren feil stehen, deren man nicht bedarf,

tritt auch der Geldmangel ein. Nicht weil es an Geld mangelt, sondern weil man unseres Weitzens jetzt nicht bedarf, fehlt es demselben an Absatz, und als man vor mehren Jahren so sehr über die mangelnde Gelegenheit Darlehn zu erhalten klagte, war nicht der Mangel an Geld, sondern der Mangel an Credit daran schuld; wer zureichende Sicherheit darbieten konnte, bekam auch Darlehne, und sonderbar genug, grade zur Zeit als die Klagen über Geldmangel die dringendsten waren, waren die Kassen der Königl. Bank mit Geld überfüllt. So bedarf es daher über die Frage, wo das Geld aus einem bestimmten Lande geblieben, und warum es aus demselben verschwunden, keiner weitern Erörterung; es hat sich nach andern verzogen, wo es höher im Werthe steht, also wo man dessen mehr bedarf, und da das Geld als Geld nur ein Tauschmittel ist, so wird es da desto mehr gebraucht werden, wo der Umsatz stärker ist, und wo es mehr zu kaufen giebt, und es verschwindet nur deshalb aus dem ersten Lande, weil daselbst nicht mehr so viel an Waaren des Begehrs zu verkaufen ist, und also die Menge der werthvollen Waaren, also auch der Wohlstand abgenommen hat. Das Land ist daher ärmer geworden, nicht weil das Geld aus demselben verschwunden, sondern das Geld ist verschwunden, weil das Land in Folge von Calamitäten arm geworden ist.

Allein bei der Klage über den Geldmangel behauptet man, daß das Gold und Silber nicht blos aus diesem oder jenem Lande verschwunden sei, sondern sich überhaupt vermindert habe. Wo sind denn, fragt man, die Gold- und Silbermassen aufgehäuft, die seit dem Beginne des Bergbaues in den Besitz der Menschen gekommen, und noch fortwährend durch die Ausbeute der Gold- und Silberminen vermehrt werden? Wären sie alle erhalten, so würde sich diese Frage wohl schwerlich beantworten lassen; denn, wenn gleich Zahlen über den Geld- und Metallreichthum stets nur aus der Luft gegriffen sind, so ist derselbe doch schon allem

Anschein nach bei weitem nicht so groß, als er sonst sein müßte. Daß die Ausbeute der Bergwerke im Alterthum sehr bedeutend gewesen, unterliegt keinem Zweifel; zwar sind nur wenige Nachrichten über dieselben, und wahrscheinlich nicht einstens über die ergiebigsten, bis auf uns gekommen, allein schon die bei den Römern und Griechen keineswegs niedrigen Getreidepreise zeigen, daß man für Getreide verhältnißmäßig viel Silber hingeben mußte, und daß daher eine große Menge desselben vorhanden und im Umlauf sein mußte, und wenn gleich bei Angaben über den unermeßlichen Reichthum der Römischen Großen auch wie gewöhnlich das Vermögen derselben, sogar in Ländereien, mit dem Besitz von Gold und Silber verwechselt wird, so mußte die Masse desselben doch ausnehmend groß sein, wenn z. B. Krösus dem Delphischen Tempel ein Goldgeschenk machen konnte, welches 214 Talente oder 12748 Mark wog; wenn Phidias zu dem berühmten Standbilde der Minerva in dem Parthenon 40 Talente oder 4480 Mark Gold verbrauchte; wenn sich im Schatz des Ptolomäos Philadelphos 740000 Talente oder beinahe 83 Millionen Mark Gold und Silber befinden konnten, und wenn endlich Verres an Kostbarkeiten aus Sicilien über 100 Mill. Sesterze oder 6125000 Thlr. an Werth während seiner kurzen Prätorschaft zu stehlen vermochte. Alle diese und die vielen andern Nachrichten aus den Klassikern über die in Gold und Silber bestandenen Reichthümer beschränken sich aber größtentheils nur auf das Gebiet der Griechen und Römer, in welchem sich die unbeträchtlichsten Bergwerke befanden; das meiste Gold und Silber erhielten und erbeuteten sie von den Persern und den andern uns wenig mehr als dem Namen nach bekannten Völkern des Morgenlandes, und wie groß müssen daher bei diesen die Vorräthe von edlen Metallen und wie ergiebig die Bergwerke derselben gewesen sein. Während des Mittelalters ruhte der Bergbau auch nicht; der reiche Ertrag, den namentlich die Deutschen

Bergwerke gaben, ist bekannt, aber eben so auch, wie sehr derselbe seit der Entdeckung von Amerika durch die Ausbeute der dortigen Bergwerke überstiegen wurde, welche Europa mit einer solchen Menge von edlen Metallen überschwemmten, daß die meisten Europäischen aufhörten gewinnbringend zu sein und eingestellt werden mußten. Nach Alex. v. Humbolt's Berechnungen würde allein das Silber, welches bis 1803 seit 311 Jahren in Amerika gewonnen ist, zusammengeschmolzen eine massive Kugel von 63 Fuß Durchmesser geben, und mit Hinzurechnung des gewonnenen Goldes 8133 Mill. Thaler an Werth betragen. In dem Verlaufe der letzten 30 Jahre ist noch zu dem Ertrage der Amerikanischen der der Sibirischen hinzugekommen, und man kann jetzt (auch nach Humbolt) den Jahresertrag der bekannten Bergwerke auf 67 Millionen Thaler anschlagen, wozu aber gewiß noch mehre Millionen, welche Afrika und Asien liefern, hinzugerechnet werden müssen.

Wären alle diese Vorräthe von Gold und Silber, welche seit der geschichtlichen Zeit der Erde entnommen sind, in dem Besitz der Menschen geblieben, so sollte man meinen, daß bei der successiven Aufsammlung und Anhäufung derselben, die Klagen über Mangel nie hätten entstehen und noch weniger sich hätten vermehren können. Indessen läßt sich aus dem bloßen Mangel, wenn er auch erwiesen wäre, noch nicht folgern, daß er durch das Verschwinden der edlen Metalle entstanden ist, deren Verbrauch allerdings viel bedeutender ist, als man glaubt. Gold und Silber findet im Ganzen nur eine zwiefache Anwendung, theils zu Geräthen und Schmucksachen, theils und hauptsächlich zum Gelde. Steigt der Wohlstand, so steigt auch der Wunsch Kostbarkeiten aus Gold und Silber zu besitzen, aber eben so auch der Bedarf nach Geld, weil mit dem Wohlstande auch der Verkehr zunimmt, und zu diesem dann desto mehr Geldstücke als Werkzeuge des Tausches gebraucht werden. Es darf daher nur der Wohlstand der Völker in einem größern Verhältniß, als der Vorrath an edlen

Metallen zugenommen haben, um, ohne daß eine Verminderung der letztern stattgefunden hat, einen Mangel derselben mehr oder weniger fühlbar werden zu lassen, und daß in Europa jetzt der Bedarf an Gold und Silber ungleich größer ist, als er es im klassischen Alterthume und im Mittelalter war, leidet kein Bedenken. Haben wir gleich auch nicht Goldschätze von so ungeheurem Betrage an einzelnen Orten und bei einzelnen Besitzern aufgehäuft, wie sie die frühere Zeit aufweisen konnte, so waren es damals auch im Verhältniß zur Volkszahl nur wenige, die sich des Glücks, Gold und Silber zu haben, rühmen konnten, statt daß es jetzt verhältnißmäßig wenige geben wird, die nicht irgend etwas, wenigstens an Silber, besitzen. Wie verbreitet sind nicht schon bei uns die goldnen und silbernen Ringe, die silbernen Uhrgehäuse und nun gar die silbernen Löffel; in andern Ländern, besonders wenn Silber und Gold zur Volkstracht gehört, findet dieses aber noch in einem viel höhern Grade statt, und ich bin erstaunt in Italien oft in bloßen Dorfsherbergen silberne Messer und Gabel zu finden. Geht aber erst der Gebrauch irgend einer Waare in die niedern Volksklassen herab, so ist er wegen der großen Mehrzahl der Gebrauchenden, wenn auch jeder nur wenig verlangt, doch ohne Vergleich viel bedeutender, als wenn einzelne Reiche auch noch so große Massen zur Schau und Bewunderung auszustellen vermögen.

Aber wahrscheinlich in einem noch größern Verhältniß, als der Gesammtbetrag der goldenen und silbernen Geräthschaften, hat unstreitig der des Geldes zugenommen. Gegen den Umfang und Betrieb des jetzigen Handelsverkehrs kam ja der im Alterthum nicht in Betracht, welcher von Seiten der Griechen und Römer größtentheils sich nur auf die Umgebung des Mittelmeeres beschränkte, und mit dem der andern Völker nur durch einzelne Karavanenzüge in Verbindung trat. Damals war daher der Umsatz unendlich viel geringer; mit dem immer größern Umfang, den

der

der Verkehr im Laufe der Zeit mit dem Fortgange der Civilisation und der Vervollkommnung der Schiffahrt gewann, wurde auch der Umsatz vielfacher und erforderte also auch immer mehr Tauschmittel und baares Geld. Ungeachtet des Papiergeldes, des Wechselhandels und der Banken, welche im großen und kleinen Verkehr jetzt einen so bedeutenden Theil der Baarschaft ersparen, ist daher der Betrag derselben gewiß viel größer, als er je in der Vorzeit war. Allein von Preußischen Thalerstücken sollen nach den Münzregistern seit 1764 nicht weniger, als 105173249 coursiren. Mag nun vielleicht schon ein Drittel eingeschmolzen sein, so ist doch schon in 70 Millionen mehr Silber enthalten, als alle Bergwerke in Europa, Sibirien und ganz Amerika nach Humbolts Berechnungen in anderthalb Jahren liefern können. Noch mehr aber muß man über den Betrag erstaunen, welcher im Handel mit der Levante, Tibet, Indien, China und Japan nach diesen Ländern (wie Humbolt bemerkt) den dem Gange der Kultur entgegengesetzten Weg von Westen nach Osten nimmt, und von welchen nur ein Theil im Peltereihandel wieder nach Amerika, und von da nach Europa zurückkehrt. Der Werth desselben soll nicht weniger als 36 Millionen, also mehr als die Hälfte der gesammten Gold- u. Silber-Ausbeute ausmachen. Erwägt man nun noch, welche große volk- und verkehrreiche Länder, wie Nordamerika, Brasilien u. s. w., in denen man früher an Geld nicht einstens dachte, jetzt eine bedeutende Baarschaft brauchen, so kann man wohl glauben, daß, wenn es auch an manchen Orten und zu manchen Zeiten an Gold und Silber fehlt, doch dasselbe nicht in dem Maaße verschwunden ist, als man, sonderbar genug, neben der Behauptung, daß Gold und Silber den unvergänglichen, also den eigentlichen Reichthum ausmachen, die Besorgniß häufig aussprechen hört. Gewiß besitzen unsere Zeitgenossen noch einen bedeutenden Theil der edlen Metalle, die einst den Griechen und Römern angehörten; allein er ist jetzt

in ganz andern Formen, als es früher war, und diese sind in dem Verlauf der zweitausend und mehre Jahre so häufig gewechselt, daß jeder Nachweis des Ursprungs dadurch unmöglich geworden ist. Aber eben so gewiß ist es auch, daß ein sehr bedeutender Betrag des Goldes und Silbers wirklich verbraucht ist und noch jährlich verbraucht wird.

Da die edlen Metalle durch die Einwirkungen der Luft, des Wassers und des Feuers keine Veränderungen erleiden, also die sogenannten Zerstörungen durch die Zeit wenig Einfluß auf dieselben haben, die chemische Verarbeitung des Goldes zu Knallgold und Goldpurpur und des Silbers zu Knallsilber und Höllenstein wegen des sehr beschränkten Verbrauchs dieser Präparate auch wenig von diesen Metallen erfordert, so entsteht der in Betracht kommende Verlust nur durch feine Zertheilung, wenn diese nämlich besonders durch Abreibung in dem Grade geschieht, daß die Kosten der Abscheidung und Sammlung der Gold- und Silbertheilchen, den Werth derselben bei weitem übersteigen. Ungeachtet alle Gold- und Silbersachen schon wegen ihrer großen Kostbarkeit mit vorzüglicher Vorsicht behandelt werden, so ist doch der Werth, der durch die Abnutzung verloren geht, außerordentlich groß. Da das meiste Gold und Silber sich stets in der Form als Geld befindet, so ist auch bei diesem der Verlust bei der Fabrikation und während des Gebrauchs durch das Abreiben der größeste, besonders wenn nicht durch eine gehörige Legirung oder durch einen zureichenden Zusatz von anderm Metalle dem edlen mehr Härte gegeben wird. Bei den in England aus Standart-Silber, welches 14,8 löthig ist, gefertigten Münzen findet sich oft kaum noch eine Spur des Gepräges, und von einer halben Krone, einem Schillingstücke und einem Sixpence, die ich besitze, fehlen am ersten Stücke 15, am andern 29 und am dritten gar 45 Procente. Nach Say hatten in Frankreich die von 1726 bis 1794 für 50 Mill. Liv. geprägten 24-, 12- und 6 Sousstücke bei der

Einziehung über 1/4 ihres Gewichts verloren, und durch die Abreibung waren an diesen Münzen nicht weniger als 12 Millionen Liv. verschwunden. Auch selbst bei zweckmäßig legirten Münzen, wie die unsrigen, ist die Einbuße beträchtlich. An mehren 50 Jahre alten Thalerstücken beträgt die Gewichts-Verminderung nach einer sorgfältigen Nachwägung im Durchschnitt 1,1 Procente. Nimmt man an, daß bei allen die Abnutzung in gleichem Maaße vor sich geht, also in 50 Jahren ein Procent verloren geht, so folgt daraus, daß wenn die 105 Mill. Thalerstücke sich wirklich im Umlaufe befinden, von denselben in jedem Jahre in den Taschen und Geldbeuteln nicht weniger als 21000 Thlr. zurückbleiben. Von den kleinen Münzen reibt sich noch mehr ab, und dazu kommt noch, daß, da man sie weniger beachtet, von derselben eine sehr große Menge wirklich verloren geht. Die Zahl der Griechischen und Römischen Scheidemünzen, die noch immer jährlich in der Erde gefunden werden, ist ausnehmend groß; aber auch sehr bedeutend ist die Menge der größern und kostbaren Münzen, welche dadurch, daß sie besonders in Kriegszeiten vergraben und vergessen werden, viele Jahrhunderte hindurch dem Verkehr entzogen bleiben. Der Betrag der allein an Arabischen Silbermünzen in den Ostseeländern aufgefundenen Schätze soll wohl einen Centner übersteigen.

Noch stärker ist der Verlust bei den Gold- und Silbergeschirren, aber er beträgt im Ganzen viel weniger, weil der Gesammtbetrag der edlen Metalle in Geräthschaften dem in Münzen bei weitem nicht gleich kommt. Sind gleich, besonders in den ältern Zeiten, in welchen jeder Herrscher, ja sogar jede Stadt nur Münzen mit ihrem Gepräge coursiren lassen wollte, auch die Münzen häufig umgearbeitet, so haben doch die Gold- und Silbergeräthe einen noch viel öftern Wechsel ihrer Form und dabei den bei jeder Umarbeitung nicht zu vermeidenden Verlust erleiden müssen, der bei den hiesigen Gold- und Silber-Arbeitern

gewöhnlich auf anderthalb bis zwei Procente, je nachdem mehr oder weniger zu feilen vorkommt, angenommen wird. Allein der größte Verlust entsteht nicht dadurch, auch nicht durch das Befassen, was bei den Münzen noch häufiger geschieht, sondern durch das Reinigen. Wird dieses auch noch so sorgfältig verrichtet, so reibt sich doch mit dem Schmutze stets Metall ab; ist es angelaufen, so muß sogar das aus Silber-Sulphurat sich gebildete Häutchen heruntergenommen werden, und wieviel Silber bei dem in den Küchen gewöhnlichen Putzen dahingeht, nun das zeigt wohl zur Genüge jeder lange gebrauchte silberne Löffel. Alle Silber- und Goldsachen haben noch dazu eine im Verhältniß zu ihrem Gewichte sehr große Oberfläche, und da die Abnutzung desto größer ist, je dünner sie gearbeitet sind, worin auch die Römer Meister waren, so werden sie auch dadurch desto vergänglicher. Indessen liegt der Grund, woher so höchst wenige Gold- und Silbersachen aus dem klassischen Alterthume bis auf uns gekommen, wohl hauptsächlich darin, daß schon damals viele, besonders die größern und welche dem Staate angehörten, vermünzt wurden, und daß Constantin der Große noch den letzten Gold- und Silberschmuck der Tempel dazu verwendete.

Der verhältnißmäßig größte Verlust ist aber bei dem Golde und Silber, welches zum Plattiren, Vergolden, Versilbern, Ueberspinnen, genug zu allen Operationen gebraucht wird, durch welche andern Materialien eine Gold- oder Silber-Oberfläche gegeben wird. Bei Kupfer, welches mit Gold und Silber, oder Silber, welches mit Gold überzogen ist, hat man freilich durch die sogenannte Affinirung jetzt eine Methode, um selbst sehr wenige Procente Gold noch mit Vortheil abzuscheiden; indessen wenn es zum Affiniren kommt, ist in der Regel schon das meiste Gold und Silber dahin; die vergoldeten und versilberten Knöpfe, die Tressen und aus Lahn verfertigten Verzierungen werden so lange getragen, als noch die Vergoldung

sich zeigt, und die plattirten Sachen so lange gebraucht, als noch nicht das Kupfer durchscheint. Das Abreiben geschieht aber bei diesen Gegenständen sehr stark und schnell, weil zum Vergolden, Versilbern und Plattiren nur reines, also sehr weiches Metall angewendet werden kann, und der Theil, der durch das Affiniren von dem zu diesen Operationen verwendeten Golde und Silber gerettet wird, ist daher stets nur ein kleiner. Von allem Golde und Silber, welches auf Holz, Horn, Leder, Papier und andere Stoffe der Art aufgetragen wird, also von allem Metall, was die Goldschläger verarbeiten, wird auch nicht das Geringste gerettet, und wie groß der dadurch entstehende Verlust ist, läßt sich einigermaßen aus dem Quantum solcher Waaren beurtheilen, die in Frankreich zur Ausfuhr versteuert werden. Obgleich das Quantum, was dort im Lande verbleibt, gewiß eben so groß, wenn nicht noch größer sein mag, so betrug doch die Ausfuhr in dem J. 1831 — in welchem die Ausfuhr an Gold- und Silberwaaren überdies die geringste war, für welches ich aber nur spezielle Nachrichten auffinden konnte — an ächten und unächten Bijouterien 188000 Thlr., an geschlagenen, gewalzten und gezogenen edlen Metallen 412000 Thlr., an Lahn und übersponnener Seide 161000 Thlr., und an plattirten Waaren 555000 Thlr. Nimmt man nun an, daß von diesem Golde und Silber im Durchschnitt nur 30 Procente, außer dem Werthe des Facons von etwa 50 Proc., verloren gehen, so hat sich durch diese, nur in Frankreich und nur für das Ausland in Jahresfrist verfertigten Waaren die Gold- und Silbermasse um den Werth von 200000 Thlr. vermindert.

Wenn nun nach dieser Untersuchung ein ansehnlicher Theil des Goldes und Silbers wirklich verschwindet, so bleibt noch die Frage zu erörtern übrig, welche Folgen muß dieses haben? Die nächste ist offenbar, daß die edlen Metalle theurer werden, als sie sonst sein würden, und die aus dieser hervorgehende, daß viele, die sonst goldene Putzsachen und silberne Geschirre haben

konnten, diese nicht mehr besitzen können, und daß man für jede andere Waare beim Einkauf derselben weniger Geld wird geben dürfen, als es ohne das angehen würde, das heißt mit andern Worten, wenn die edlen Metalle, welche das Material des Geldes ausmachen, weniger werden, so wird erstens die Menge des Gold- und Silberzeuges abnehmen, und zweitens alles wird wohlfeiler werden. Das erste ist ein Unglück, was sich noch immer ertragen läßt, und das zweite ist auch von keinem Belange bei allen Geschäften des Verkehrs, bei welchen mit dem Kauf zugleich die Zahlung geschieht. Denn, da die Werthe aller Gegenstände nach dem Werth des Geldes abgemessen werden, so wird, wenn der Werth des Geldes gestiegen, also der Maaßstab überhaupt größer geworden ist, das Verhältniß der Werthe der verschiedenen Gegenstände untereinander ungeändert dasselbe bleiben. Der Landwirth wird zwar weniger für seinen Weitzen bekommen, aber er wird auch in demselben Verhältniß weniger dem Arbeiter an Lohn und dem Kaufmann für Tuch und Eisen bezahlen dürfen. Ein Nachtheil tritt nur ein bei der Erfüllung früher eingegangener Verbindlichkeiten. Hat Jemand nämlich ein Kapital aufgenommen, oder sich zu einer in Geld bestimmten Rente verpflichtet, so wird er zwar immer nur dieselbe ausbedungene Zahl von Thalerstücken entrichten, aber, weil jeder Thaler mehr werth geworden ist, in der That mehr zahlen müssen. Dieser Nachtheil läßt sich nicht vermeiden, er wird aber dadurch nicht so drückend und oft nicht einstens fühlbar, weil die Silber- und Goldvorräthe sich durch die Abnutzung nur höchst allmählig vermindern, und daß sie geschehen, nur durch die Vergleichung der Werthe aus von einander sehr entfernten Zeiträumen erkennbar wird. Fände daher auch wirklich eine Verminderung der Geldmasse statt, so dürfte sie schon wegen der kaum zu bemerkenden Uebergänge keine Besorgnisse erwecken, sie ist aber auch aller Wahrscheinlichkeit in Europa nicht zu befürchten, wenn

nach Humbolts Berechnung der jährliche Zuwachs des Goldes und Silbers nach Abzug der nach Asien gehenden und der zu Geräthen und Bijouteriearbeiten verarbeiteten edlen Metalle, also der Zuwachs des Geldes in Europa jährlich 23 Mill. Thlr. an Werth ausmacht.

Aber eine ganz andere Gefahr kann uns bevorstehen, ein vermeintliches Glück kann viel Unglück hervorbringen, und die Vermögens-Verhältnisse, die man im Fall dessen Eintreffens gesichert und vermehrt glaubt, völlig zerrütten. Diese Gefahr ist keine andere, als daß des Goldes und Silbers zu viel werde, und der Vorrath derselben durch die reiche Ausbeute der neuentdeckten Sibirischen Bergwerke auf einmal wachse. Sollte dieses letztere geschehen, so ist die Besorgniß nur zu sehr begründet, so abentheuerlich sie auch erscheinen mag. Die Folgen der Vermehrung der edlen Metalle sind an und für sich nur die umgekehrten, der früher als Folgen der Verminderung angegebenen. Sie werden wohlfeiler werden, und man wird daher vieles von Silber haben können, womit wir uns jetzt von Kupfer behelfen müssen; aber es wird auch wegen des im Werthe gesunkenen Geldes alles theuerer werden. So angenehm das erste sein kann, so wenig Nachtheile bringt das letztere; denn wenn alle Gegenstände gleichmäßig theurer werden, so hat zwar jeder, der etwas kauft, es theurer zu bezahlen, aber er bekommt auch für alles, was er verkauft, in gleichem Maaße mehr, und es bleibt nur die Beschwerde, eine größere Zahl von Geldstücke aufzubewahren und zu zählen. Fände die Vermehrung des Gold- und Silbervorraths, wie es bei der Verminderung nur sein kann, allmählig statt, so würden auch die Werthe der edlen Metalle nur in unbemerkbaren Uebergängen sinken, und daraus eben so wenig fühlbare Nachtheile entstehen. Diese Uebergänge fehlen aber gänzlich, wenn durch die Entdeckung reicher Minen auf einmal große Gold- und Silbermassen in den Verkehr kommen, weil alsdann eben so plötzlich die Gold- und Silberwerthe

sinken, und hieraus Folgen entstehen, die ganz denen einer Münzherabsetzung gleichkommen. Jeder Besitzer von baarem Gelde und ausgeliehenen Kapitalien sieht sich plötzlich um einen großen Theil seines Eigenthums gebracht, und wenn in Hinsicht der Darlehne auch dieser genommene Theil plötzlich dem Schuldner zuwächst, so entsteht daraus eine Erschütterung in allen Vermögens-Verhältnissen, deren Folgen oft erst nach Generationen verschwinden. Europa hat eine solche Katastrophe im 16. Jahrhundert nach der Entdeckung von Amerika erlitten, und wie groß die Kalamitäten waren, welche aus der plötzlichen Ueberschwemmung mit Gold und Silber entstanden, davon nur einiges zum Beweise aus der Geschichte unseres Vaterlandes, um so mehr, da wir von keinem andern Lande Untersuchungen haben, die sich mit denen unsers Herrn Dr. v. Groß, über die Veränderungen des Silberwerths in Preußen, auch nur vergleichen lassen. Nach denselben war der Silberwerth während des 15. Jahrhunderts sehr allmählig bis beinahe auf das Doppelte gestiegen, und hatte seinen höchsten Stand im Jahre 1508 erreicht. In diesem Jahre zeigte sich in Preußen der in Frankreich und England schon früher bemerkbar gewordene Einfluß der Amerikanischen Bergwerke; das Silber fiel im Werthe und zwar so rapid, daß es in 20 Jahren wieder auf die Hälfte, und nach andern 20 auf wenig mehr als ein Drittel gesunken war. Zu den vielen Widerwärtigkeiten, mit denen der Marggraf Albrecht zu kämpfen hatte, gesellte sich daher noch eine, die, obgleich sie weniger beachtet ist, doch ihm nicht geringe Leiden zuzog und zur damaligen Finanznoth nicht wenig beitrug, nämlich dieses Sinken des Silberwerths. Da ein bedeutender Theil der Staatseinkünfte, die er als Hochmeister und später als Herzog bezog, in bestimmten Zahlungen bestand, so blieben sie auch dem Namen nach dieselben, allein jede Zahlung, die bei dem Anfange seiner Regierung 100 ausmachte, betrug 1530 nur 56, 1550 nur 38, und beim

Schlusse seiner Regierung nur 30½; dadurch stiegen aber die Zahlungen, die er zu machen hatte, so, daß das, was ihm im Jahre 1511 100 Mark kostete, im Jahre 1530 mit 176, im Jahre 1550 mit 261, und 1568 mit 326 Mark von ihm bezahlt werden mußte, und es ist zu bewundern, wie unter diesen Umständen und in einer so bewegten Zeit dieser Fürst dennoch so Vieles und Großes vollbringen konnte. Eine Finanzoperation, die, wenn das Silber seinen Werth behalten, für die Staatskasse eine vortheilhafte gewesen wäre, machte noch seinen Nachfolgern große Aufopferungen nothwendig. Um nämlich die Revenuen des Bernstein-Regales sicher zu stellen, schloß er am 9. December 1550 mit den Gebrüdern Jasky und Georg v. Berken einen Kontrakt, nach welchem diese sich verpflichteten, allen Bernstein zu gewissen für die verschiedenen Sorten bestimmten Preisen für ewige Zeiten dem Herzog und seinen Nachfolgern abzunehmen, und welcher zur größern Festigkeit von dem Könige von Polen bestätigt wurde. Mit dem Sinken des Silberwerths wurden aber die ausgemachten Verkaufspreise immer unzureichender gegen die Kosten der zur Gewinnung des Bernsteins erforderlichen Administration, welche sich die Landesherrschaft vorbehalten hatte, und schon im Jahre 1582 deckten sie diese nicht einstens, weil bei dem gefallenen Silberwerth die Preise nur die Hälfte des ausbedungenen Werthes betrugen. Georg Friedrich wollte daher den Kontrakt aufheben, allein bei dem Widerspruch der Pächter und der Krone Polen glückte ihm dieses eben so wenig als seinen Nachfolgern, und sie waren daher bemüht, durch strenge Gesetze und Controllen den Verlust am Preise durch Mehrgewinn und Verhütung von Defraudationen zu decken. Allein, da das Silber immer mehr sank und erst im Jahre 1655 seinen tiefsten Stand dahin erreichte, daß 100 M. im Jahre 1508, in dem genannten Jahre nicht völlig 17 betrugen, so wurde die jährliche Einbuße bei dem Bernstein-Regale immer größer,

und um derselben endlich ein Ziel zu setzen, so benutzte der große Churfürst die Gelegenheit, von den Pächtern die Abtretung des Kontrakts für 40000 Thlr. zu erlangen, und da er diese nicht bezahlen konnte, so mußte er für das Kapital die Aemter Liebstadt, Waldau und Taplaken, und für die Zinsen desselben die Dörfer Nebrau, Schenkenberg, Ellerswalde und Niederzehren bei Marienwerder verpfänden. Eben so wie bei uns waren die Folgen der plötzlichen Vermehrung des Silbers und Goldes damals auch in andern Ländern, und eben so können sie sich auch wieder ereignen, wenn sich in Sibirien ein zweites Amerika eröffnen sollte.

So haben wir daher keine Veranlassung zu besorgen, daß der Geldreichthum sich vermindern werde, und daß, wenn dieses auch geschehen sollte, bedeutende Nachtheile für unsern Wohlstand daraus erfolgen können, um so weniger, als die Quellen desselben nicht im Gelde, sondern außer in unserm Geiste und in unserer Thätigkeit, nur in den productiven Kräften der Natur zu suchen sind, und, da die erfolgreiche Benutzung der letztern zunächst von ihrer genauen Kenntniß abhängt, so räumt auch die Oekonomie den Naturwissenschaften, als Fundamenten des Reichthums, gern den Vorrang ein.

II. Uebersicht von dem Dienstleben des am 18. November 1835 verstorbenen Herrn Polizei-Präsidenten Schmidt.

Johann Theodor Schmidt wurde in Elbing geboren am 8. Februar 1773. Sein Vater, der daselbst Bürgermeister war und zugleich das Syndicat der Stadt verwaltete, galt als ein gelehrter Geschäftsmann, der seinem Amte mit unermüdlichem Fleiße vorstand. Seine Mutter, eine Tochter des dort verstorbenen verdienstvollen Bürgermeisters Brackenhausen, liebte diesen ihren ältesten Sohn auf das zärtlichste. Er erhielt seine erste Bildung anfänglich durch Privatunterricht, von dem neunten Lebensjahre ab aber auf dem Gymnasium zu Elbing. Im Jahre 1789 bezog er mit dem Zeugniß der Reife die Universität zu Halle und widmete sich hier den Rechts- und Cameral-Wissenschaften, den letzteren mit besonderer Vorliebe. Hier entfaltete er auch nach und nach die ersten Keime der schönen Anlagen zur Malerei, zur Musik und zur Dichtkunst, welche er bis an sein Ende anspruchlos gepflegt hat.

Im Jahre 1793 hatte er in Halle seine Studien vollendet, und wollte in seine Heimath, die Stadt Elbing, zurückkehren, um sich bei der damaligen Krieges- und Domainen-Kammer in Marienwerder prüfen zu lassen, als ihn in Berlin der Staatsminister v. Struensee kennen lernte und ihn veranlaßte, daselbst zu bleiben.

Schmidt wurde bei der Churmärkl. Krieges- und Domainen-Kammer geprüft und als Referendarius angestellt. Er arbeitete bei derselben aber nur drei Monate, als es bei dem Südpreußischen Departement des General-Direktorii an Hilfsarbeitern fehlte und er dahin deputirt wurde.

Hier wurde er dem Geheimen Ober-Finanzrath Schulz zugeordnet, welcher ihn mit väterlicher Güte in allen Theilen des Kommunal-Dienstes beschäftigte und ihn durch gründliche Anleitung mit dem Geiste und dem Wesen desselben bekannt machte. Nach Verlauf von zwei Jahren wurden ihm die Arbeiten, welche er bei dem Südpreußischen Departement des General-Direktorii geleistet hatte, von der Ober-Examinations-Commission als schriftliche Examinations-Ausarbeitungen angerechnet, und er, selbst nach blos mündlicher Prüfung, zum Kammer-Assessor ernannt. In diesem Verhältnisse blieb er bei dem Südpreuß. Departement des General-Direktorii, als die Revolution in Südpreußen ausbrach. Nachdem dieselbe gedämpft war, ging die Verwaltung von Südpreußen auf den Staatsminister Grafen v. Hoym in Breslau über. Schmidt blieb indessen bei dem Geheimen Ober-Finanzrath Schulz in Berlin mit Abwickelung der dort noch im Geschäftsgange befindlichen Gegenstände beschäftigt. Dann machte er mit demselben eine Departementsbereisung durch ganz Südpreußen und begleitete ihn auf dem Rückwege auch nach Breslau, wo ꝛc. Schulz dem Staatsminister Grafen v. Hoym vom Resultat seiner Reise Bericht erstattete.

Als Schmidt nach Berlin zurückgekehrt war, erforderte die Occupation von Neuostpreußen eine bedeutende Anzahl Officianten, welchen die diesfälligen Geschäfte und Organisations-Arbeiten übertragen werden konnten. Der Staatsminister Freiherr von Schrötter, der aus Preußen nach Berlin kam, war mit den Verwaltungs-Arbeiten der Provinz Neuostpreußen beauftragt, und hatte Vollmacht, die dazu tauglichen Officianten auszuwählen, welche alle Behörden ihm abzutreten angewiesen waren. Auch der Kammer-Assessor Schmidt wurde hierzu von ihm gewählt, und obgleich dieser sich weigerte Berlin zu verlassen, mußte er dennoch folgen. In Königsberg, wohin der Staatsminister v. Schrötter vorausgegangen

war, erhielt Schmidt seine ämtlichen Instruktionen, und wurde zur Verwaltung des Bialystocker Distrikts als Assistent des Krieges- und Domainen-Raths v. Röbel bestimmt.

Er fand den Distrikt noch von Russischen Truppen besetzt, mußte den dortigen Behörden die Magazine und Kassen abnehmen, mit den bisherigen Pächtern der Domainen Abschluß halten und die Steuer-Grundbücher anlegen. Diese Verwaltung dauerte bis zum Juni 1797, zu welcher Zeit die Krieges- u. Domainen-Kammer zu Bialystock eingerichtet und Schmidt bei derselben als dritter Rath mit einem Gehalt von 1140 Thlr. angestellt wurde. Zu seinem Departement erhielt er die Organisationsgeschäfte und Generalien in allen Polizei- und Militair-Angelegenheiten, außerdem aber die Bearbeitung der Domainen-Geschäfte des Goniondzschen und Bialystockschen Kreises. Auch übernahm er einstweilen das Domainen-Departement des Dombrowoschen und Wygryschen Kreises, weil der damalige Departementsrath derselben — ein jetzt hochgestellter Staatsbeamter — auf höhere Veranlassung eine wissenschaftliche Reise durch England machte.

Einige Zeit später, als der Minister v. Schrötter das Bialystocker Departement bereiste und eine Abänderung des Verfahrens in der Bearbeitung der Generalien in Domainen-Sachen für zweckmäßig fand, wurden diese auf seinen Befehl dem Kriegesrath Schmidt übertragen, dagegen aber demselben — um dieses möglich zu machen — die Militair-Sachen abgenommen. Auch mußte er im Auftrage des gedachten Ministers das Plockische Kammer-Departement bereisen, die Ausführung der Dienstaufhebung und Auseinandersetzung der Gemeinheiten in demselben untersuchen und darüber unmittelbar an ihn berichten.

Als im Jahre 1805 die Theilnahme Rußlands an dem Kriege Oestreichs gegen Frankreich eintrat,

und eine Russische Armee unter dem General v. Benningsen durch das Bialystocker Departement nach Schlesien und Mähren marschirte, mußte Schmidt als Marsch- und Verpflegungs-Commissarius sie von Grodno bis an den Bug begleiten. Ein gleicher Auftrag ward ihm, als die Armee zurückkehrte, indem sie zu spät und schon nach der Schlacht von Austerlitz, die bekanntlich am 2. December 1805 stattfand, an der Schlesischen Grenze angekommen war. Am Ende des unglücklichen Jahres 1806 wurde er mit einem gleichen Auftrage nach Grodno gesandt, und führte die Russische Armee des Generals v. Benningsen bis Pultusk. Dann mußte er nach Grodno zurückkehren und die Armee des Generals v. Buxhöwden eben dahin führen. Als beide Armeen vereint nach der Schlacht bei Pultusk in Altpreußen einrückten, wurde Schmidt als Commissarius zu der Russischen Armee des Generals v. Essen gesandt, welche am Narew dem Französ. Marschall Massena gegenüberstand.

Nachdem der Waffenstillstand zu Tilsit im Juni 1807 abgeschlossen und Schmidt kaum nach Bialystock zurückgekehrt war, verlangten die Französ. Marschälle Massena und Suchet einen Commissarius der Preuß. Regierung, welcher der Polnischen und Französischen Sprache mächtig sein, die Preußischen Landestheile, in welchen sie standen, verwalten, und die Verpflegung der Truppen ordnungsmäßig besorgen sollte. Auch dazu wurde Schmidt bestimmt. Er mußte nach Lomza und Tykoczin gehen und unter den Augen dieser Feinde seines Vaterlandes den ihm gewordenen Auftrag ausführen, bis er nach Bekanntmachung des zu Tilsit am 7. Juli 1807 abgeschlossenen Friedensschlusses von diesem Geschäfte entbunden wurde.

Bald darauf wurde er von dem Kammer-Präsidenten v. Wagner in Bialystock aufgefordert, sich schleunigst zu erklären, ob er nach Königsberg gehen wolle, weil der Minister v. Schrötter daselbst verlangte, daß ein Rath der nunmehr aufgelösten Kammer zu

Bialystock sogleich dorthin gesendet werde, um bei der Ostpreußischen Kammer Hilfe zu leisten, da das Bialystocksche Kammer-Departement durch den Frieden von Tilsit an Rußland abgetreten war. Ohnerachtet die Russischen Heerführer, mit denen Schmidt bekannt geworden war, diesem sehr vortheilhafte Versprechungen machten, ohnerachtet die Polnischen Großen der Provinz, deren Liebe er sich erworben, ihm ein schönes starosteyliches Vorwerk zum Wohnsitz und Unterhalt anboten, wenn er dort bleiben wolle, lehnte er doch alles dieses ab, verkaufte binnen 8 Tagen sein Haus und sein Mobiliar, und ging der ungewissen Zukunft entgegen, welche sein von den harten Schlägen des Schicksals schwer betroffenes Vaterland ihm damals zu bieten im Stande war.

In Königsberg zu Anfang des Herbstes 1807 angekommen, wurde er sogleich mit den Militair-Angelegenheiten und der Verpflegung der längs der Deime und dem Pregelufer stehenden Ueberreste der vaterländischen Truppen bei der Ostpreuß. Kammer beschäftigt. Im folgenden Jahre 1808 ward ihm das ganze Militair-Departement übertragen, und er kam auf den Etat der gedachten Kammer, welche nunmehr die Benennung „Ostpreußische Regierung" erhielt, mit einem Gehalt von 1200 Thlr.

Als im December 1809 der Königliche Hof von Königsberg nach Berlin zurückkehrte, wurden dem Regierungsrath Schmidt auch die Anordnungen zu dieser Translocation nebst der Besorgung der diesfälligen Reise-Angelegenheiten übertragen.

Die Strandbesetzung, die Errichtung eines verschanzten Lagers bei Lochstädt und andere sehr dringende Militair-Angelegenheiten, welche in den Jahren 1810 und 1811 zusammentrafen, waren die Veranlassung, daß bei der Königl. Regierung sich ein besonderes Militair-Büreau bildete, welches alle Geschäfte der jetzigen Armee-Intendanturen besorgte, und

zugleich die Liquidations-Angelegenheiten von den Kriegs-Jahren 180⁶/₇ ab, abwickelte. Schmidt stand demselben allein vor, und betrieb die Geschäfte mit solcher Pünktlichkeit und Ordnungsliebe, daß keine Sache im Rückstande blieb.

Nun erschien das verhängnißvolle Jahr 1812. Fünf große Armee-Corps der unter Napoleon gegen Rußland anziehenden Französischen Armee rückten in Ostpreußen ein, und bezogen zum Theil Kantonirungen. Schmidt mußte nicht allein seine bisherigen Geschäfte bei der Königl. Regierung fortsetzen, sondern auf ausdrückliches Verlangen des Provinzial-Verpflegungs-Commissarius auch als Mitglied in das Provinzial-Commissoriat zu Verpflegung der Französischen Truppen eintreten. Er beschäftigte bei dem Militair-Büreau 5 Sekretaire und 12 bis 15 Kalkulatoren, und wurde dabei zu allen Verhandlungen mit den Französischen Militair-Befehlshabern und oberen Verpflegungs-Beamten gebraucht. Nicht selten war er Tag und Nacht hindurch in beständiger Thätigkeit. Mit welchen anstrengenden, bisweilen menschliche Kräfte fast übersteigenden Arbeiten Schmidt in dieser Zeit überhäuft war, darüber giebt die von ihm selbst späterhin herausgegebene sehr interessante Schrift: „Ostpreußens Schicksale in dem Jahre 1812 während des Krieges zwischen Frankreich und Rußland, Königsb. 1825" eine vollständige Uebersicht. Merkwürdig ist darin die Beschreibung seiner nächtlichen Wanderung wegen der augenblicklichen Mobilmachung zweier Preußischer reitender Artillerie-Compagnien, an welchen der Französische Kaiser ein ganz besonderes Wohlgefallen fand, und die deshalb ohne Weiteres in wenigen Stunden mit nach Rußland marschiren mußten. Die Visiten, welche in Folge dessen Schmidt während der Nacht vom 14. auf den 15. Juni 1812 den aus dem Schlafe gestörten Französischen Marschällen Bessieres, Macdonald und Mortier, zuletzt aber dem Kaiser Napoleon selbst, abstatten mußte, der von Karten und Papieren um-

umringt, im grünen Ueberrock auf einem Ruhebette lag, konnte er nie vergessen.

Der Rückzug der Franzosen aus Rußland, die gleichzeitige Mobilmachung des v. Bülowschen Armee-Corps, der Durchmarsch des aus Rußland zurückkehrenden v. Yorkschen Corps, die nothwendig gewordene Ergänzung derselben, die Errichtung der Landwehr, die Organisation der Detachements der Freiwilligen, erforderten auch zu Anfang des Jahres 1813 fortwährend seine Anstrengung. Auch Schmidt ließ sich bei dem Grafen v. Kalnein als Freiwilliger bei der Landwehr-Kavallerie einschreiben, um bei der damaligen Lage der Umstände sich den Reihen der Vaterlandsvertheidiger anzuschließen; allein sowohl der General-Lieutenant v. Zastrow und der Minister Graf Dohna, welche beide das Militair-Gouvernement für den Landestheil zwischen der Weichsel und der Russ. Grenze bildeten, als auch der Landhofmeister v. Auerswald inhibirten jenen Entschluß und verfügten, daß Schmidt nicht zum Militairdienst angenommen werden solle, weil er in jener Zeit für die Verwaltung der Geschäfte unentbehrlich war.

Im Januar 1814 machte die verstorbene Kaiserin Elisabeth von Rußland, Gemahlin des Kaiser Alexander, eine Reise nach Deutschland. Der Regierungsrath Schmidt wurde zu ihrem Führer ernannt, und begleitete sie und die zu ihrem Gefolge gehörigen 8 Wagen von Memel nach Marienwerder. Im Monate Juli 1814 ging der Kaiser Alexander von der Armee aus Frankreich über Königsberg und Insterburg nach Petersburg; auch hier mußte Schmidt die Reise-Angelegenheiten besorgen und ihn von Marienwerder bis Gumbinnen begleiten.

Im Frühjahr 1815 ward der Polizei-Präsident v. Stein zu Königsberg als Regierungs-Präsident nach Bromberg versetzt, und reisete im Monat Mai zu seiner neuen Bestimmung ab. Der Landhofmeister

v. Auerswald, welcher die von Schmidt geleisteten ausgezeichneten Dienste zu belohnen wünschte, hatte denselben zur Besetzung der Polizei-Präsidentenstelle vorgeschlagen. Allein des Königs Majestät waren damals in Paris, und eine große Anzahl anderer Competenten, zum Theil von wichtigen Protectionen unterstützt, hatte sich zu diesem Posten gemeldet. Der ganze Sommer verging ohne Entscheidung, und Schmidt mußte die Hoffnung auf einen günstigen Erfolg aufgeben. Da erhielt er gegen den Herbst einen Ruf von dem Herrn Kriegsminister General v. Boyen, durch den Herrn General-Lieutenant Köhn v. Jaski, schleunigst nach Berlin zu kommen, um dort als Gehilfe des General-Proviantmeister, Geheimen Finanzrath Dreier unter sehr günstigen Anerbietungen angestellt zu werden. Er glaubte diesem Befehl folgen zu müssen; verkaufte abermals sein Haus und seine Mobilien, und reisete nach Berlin ab. Kaum war er indessen dort angekommen und hatte sich mit seinem neuen Wirkungskreise vorläufig bekannt gemacht, als eine Kabinetsordre Sr. Majestät des Königs aus Paris bei dem Königl. Polizei-Ministerio einging, welche den Regierungsrath Schmidt zum Polizei-Präsidenten in Königsberg ernannte, weshalb er wieder dahin zurückkehrte, nachdem er sich vorher noch mit den in Berlin bestehenden Polizei-Anstalten genau bekannt gemacht hatte. Am 30. October 1815 wurde er durch den Regierungs-Direktor Geheimen Rath Frey in sein neues Amt eingeführt, und einige Monate später erhielt er auch das eiserne Kreuz am weißen Bande.

Obgleich die obere Leitung der Polizeiverwaltung in einer großen und volkreichen Stadt manches Eigenthümliche hat, womit erst Uebung und Erfahrung vertraut machen können, so wußte er sich doch in seinem neuen Verhältnisse leicht zurecht zu finden, und durch einen sanften gefälligen Charakter bald die Herzen zu gewinnen. Dessen ungeachtet hatte er nach dem Antritte seines neuen Amtes lange mit manchen Unan-

nehmlichkeiten zu kämpfen, welche seine Stellung bedroheten. Bei seinen Eigenschaften konnte es ihm aber nicht schwer werden, auf geeignete Weise den Bestrebungen entgegen zu wirken, welche in jener Zeit Jahre hindurch dahin gerichtet wurden, ihn aus dieser Stellung zu verdrängen, um das Präsidium der Polizeiverwaltung mit dem der Communalverwaltung in einer Person zu vereinigen. Die hierauf abzweckenden Versuche und die daraus hervorgegangenen Federkriege nahmen erst mit dem Jahre 1821 ein Ende.

Schmidt — welcher von dem starren Festhalten an dem Alten eben so weit entfernt war, als von dem eiteln Erhaschen alles Neuen — suchte auf der ihm zugewiesenen Stelle das bestehende Gute aufrecht zu erhalten, das Mangelhafte aber zu verbessern und das Fehlende zu ergänzen. In letzterer Beziehung verdient hier besonders die auf seine Veranlassung von der Stadt ausgeführte Einrichtung der nächtlichen Feuerwachen einer Erwähnung, deren Nothwendigkeit die frühere Erfahrung gelehrt und deren Zweckmäßigkeit die Folge überzeugend bestätigt hat. Wo er helfen konnte, war er dazu stets bereit, und wo die Pflicht ihm solches nicht erlaubte, wußte er doch immer sein Verhalten so zu ordnen, daß die Art, mit welcher er eine Bitte abschlug, für den Zurückgewiesenen niemals etwas Kränkendes oder Beschämendes hatte.

Nahe an 16 Jahren hatte er auf solche Weise den Posten des Polizei-Präsidenten bereits bekleidet und während eines so langen Zeitraums war niemals eine Klage über unrechtmäßige Strenge oder über eine Bedrückung der Einwohner vorgekommen, als ein trübes Ereigniß die Ruhe und den Frieden seines Gemüthes plötzlich und unerwartet erschütterte. Durch ein mildes und humanes Verhalten hatte Schmidt sich das Vertrauen der Einwohner Königsbergs zu erwerben gestrebt und auch gegen den geringsten und ärmsten sich immer wohlwollend und freundlich gezeigt. Bei den

häufigen nächtlichen Feuersbrünsten hatte er, namentlich zur Winterzeit bei der strengsten Kälte, durch musterhafte Ausdauer in Ertragung der Beschwerden den Muth und die Beharrlichkeit der bei der Feuerlöschung beschäftigten Arbeiter und den Muth ihrer Anführer aufrecht erhalten. Nie war er eher von der Brandstätte gegangen, als bis jede Besorgniß vollständig gehoben war, und so hatte er die der Stadt drohenden Gefahren jedesmal glücklich beseitigt. Immer war er hierbei durch guten Willen, durch Hingebung und gegenseitiges Vertrauen unterstützt worden, daher in der ganzen Zeit, in welcher er an der Spitze der Polizeiverwaltung stand, die Stadt durchaus kein bedeutendes Brandunglück betroffen hat. Mehrmals waren ihm unzweideutige Beweise der Achtung und Liebe der Bürger gegeben. Noch im Jahre 1831, als die höhern Orts angeordneten Maaßregeln gegen das Eindringen der Cholera das nicht hinreichende Personale der Polizei doppelt in Anspruch nahmen, war die ganze Kaufmannschaft bereit Hilfe zu leisten und täglich eine Anzahl ihrer Mitglieder zu Unterstützung der executiven Polizei-Beamten bei dem diesen damals zugewiesenen Patrouillendienst auf den Wällen und vor den Thören zu beauftragen.

In dem Polizei-Präsidenten Schmidt konnte daher in der unglücklichen Zeit, in welcher die Cholera in Königsberg ausbrach, auch nicht eine leise Ahnung von der Möglichkeit solcher Ereignisse aufsteigen, wie sie am 28. Juli 1831 hier stattfanden. Fest glaubend, daß er keine Feinde haben könne, sondern nur Vertrauen verdiene, war er darauf völlig unvorbereitet. Um so tiefer verletzten ihn die Ereignisse jenes unheilvollen Tages.

Bei der Plünderung des Polizeigebäudes durch einen Haufen der niedrigsten Volksklasse, dessen Raubsucht keine Schranken fand, und welcher erbittert über die zur Abwendung der ferneren Verbreitung der Krank-

heit damals getroffenen Vorkehrungen, alles zu zerstören drohte, verlor er sein ganzes Mobiliar, seine schöne Bibliothek und alle zum Theil sehr werthvollen Papiere. Den ferneren Verwüstungen konnte erst da ein Ziel gesetzt werden, als die Studirenden mit Nachdruck den rohen Haufen auseinandertrieben, die Bürgerschaft aber einen Sicherheitsverein gebildet und bewaffnet hatte, und dann erst kraftvoll einzuschreiten im Stande war.

Wie schmerzlich und tief erschütternd diese Ereignisse auf den Polizei-Präsidenten Schmidt einwirken mußten, bedarf wohl keiner näheren Erläuterung. Seine Familie war von Schrecken und Angst erkrankt, und er selbst hatte keinen anderen Trost, als den des allgemeinen Bedauerns. Dennoch behielt er auch in diesem Zustande die ganze Fassung des Geistes. Er setzte seine Amtsgeschäfte ohne Unterbrechung fort und traf sogleich Anstalten, die geregelte Geschäftsverwaltung schleunigst wieder herzustellen.

Diejenigen, welche ihn damals täglich zu beobachten Gelegenheit hatten, haben seine Geistesstärke, seinen ausdauernden Fleiß und die Selbstverleugnung bewundert, mit welcher er das herbe Geschick ertrug, das ihm in jener Zeit zu Theil geworden war. Der Schmerz über den Verlust seiner Haabe ist ihm durch die Huld und Gnade Sr. Majestät des Königs bald erträglich gemacht worden, aber der tiefe Schmerz, welchen die Erinnerung an eine so trübe Erfahrung in der Seele zurückläßt, hat aus derselben nie ganz verwischt werden können. Er suchte diesen in sich zu verschließen, um ihn nicht vor anderen zur Schau zu tragen, und strebte durch Arbeit und Thätigkeit in seinem Berufskreise ihn so viel als möglich zu unterdrücken. So wirkte er noch vier Jahre für das öffentliche Wohl mit der größtmöglichsten Anstrengung seiner nach und nach augenscheinlich mehr schwindenden Kräfte, bis ihn nach kurzem Krankenlager am 18. No-

vember 1835, im 63sten Jahre, der Tod aus dem irdischen Leben abrief.

In allen Verhältnissen einfach und menschenfreundlich, übte er geräuschlos das Gute, suchte dem Einzelnen und dem Ganzen durch Rath und That redlich zu nützen, und Menschenwohl und Menschenglück, wo er es vermochte, auf die zarteste Weise zu fördern. Eine Gattin und zwei Kinder aus einer früheren Ehe beweinen seinen Verlust.

Am 24. November wurde seine sterbliche Hülle auf dem Kneiphöfschen Begräbnißplatz am Brandenburger Thore der Erde übergeben. Dem feierlichen Leichenzuge hatten sich der gesammte Magistrat und mehre Stadtverordneten, desgleichen die Vorsteher-Aemter mehrer hiesiger öffentlicher Anstalten und Privatvereine, bei welchen der Entschlafene thätig mitgewirkt hatte, außerdem aber eine sehr große Anzahl Personen aus allen Ständen ohne Einladung angeschlossen. An seiner Gruft sprach der Prediger Herr Laudien noch erhebende Worte des Trostes.

Möge ihm die Erde leicht sein und möge Gottes heiliger Friede seinen Grabeshügel umschweben. — Menschen verschwinden, das Gute aber, das sie gewirkt und gethan haben, verschwindet nicht.

Königsberg, im März 1836.

F. R.

III. Gichtel und seine religiösen Verirrungen.

Wenn der Verfasser des nachstehenden Aufsatzes in demselben den Lesern dieser Zeitschrift ein Bild aus vergangener Zeit vors Auge führt, welches noch dazu, weil dem Gebiet religiöser Verirrungen entnommen, durch seinen Anblick nicht minder den Unwillen als die Wehmuth erregen wird: so glaubt er bei Manchem einer Entschuldigung zu bedürfen. Er könnte sich kurzweg darauf berufen, daß die gegenwärtige Darstellung von ihm gefordert worden sei; doch dem hätte er ja, erkannte er die Forderung für wenig ersprießlich, nur widerstreben dürfen. Mit mehr Recht dürfte er schon darauf hinweisen, daß der Unglückliche, von dem hier die Rede sein soll, wie wenig sein Einfluß sich auch je ins Große und Allgemeine ausgedehnt hat, doch eben auch jetzt noch, und in unserer Provinz Einzelne, an sich gezogen hat, und in dem Kreise geistiger Erregungen, der sich um ihn zieht, gebannt hält; und daß die so von ihm Ergriffenen um ihrer Isolirtheit und des Fremdartigen willen, das ihre Erscheinung der Gegenwart gegenüber hat, wie etwas Unbegreifliches, ja von den Meisten wirklich Unbegriffenes dastehen, und von diesen entweder mit Gleichgiltigkeit oder mit einer gewissen Scheue betrachtet werden, die das Unbekannte, wenn es überdies noch das Wittern des Unheimlichen um sich gebreitet hat, stets erregt. Es ist aber auch noch ein anderes Interesse, welches unser Gegenstand in Anspruch zu nehmen nicht ungeeignet ist. Wir sind alle mehr oder weniger durch Erscheinungen auf dem Gebiete des religiösen Lebens, welche jüngst in der Hauptstadt unseres Landestheiles ans Licht getreten sind, in eine Aufregung gesetzt, die theilweise noch fortdauert, und Mancher fragt vielleicht noch, wie so etwas möglich sei, und was überhaupt von solchen Erscheinungen zu halten. Gichtel nun bietet hiezu in seiner Eigenthümlichkeit wie in seinen an das Wahnwitzige

und Unsittliche streifenden Verirrungen eine treffende Parallele, die zugleich die gehörigen Gesichtspunkte zu unbefangener Orientirung über alle ähnlichen Erscheinungen darbietet, bei deren Darstellung um so weniger persönliche Zuneigung oder Abneigung die Unparteilichkeit trüben kann, als die Zeit, da Gichtel auftrat, nun bald zwei Jahrhunderte hinter uns liegt. So wird uns um so eher möglich sein durch die Objectivität des Geschehenen geschützt, den rechten Maßstab der Beurtheilung auch für gegenwärtiges aufzufinden. Das Christenthum tritt an uns mit der, wie immer scheinbar schneidenden und überspannten, so doch bestimmten und gerechten Forderung heran, falls wir das in der Offenbarung durch seinen Urheber objectiv gegebene Göttliche, zu welchem wir durch eine unableugbare innere Verwandtschaft uns hingezogen fühlen müssen, in uns aufnehmen, von ihm uns durchdringen und von allem Selbstsüchtigen und Nichtigen wollen reinigen lassen, — wir uns seiner Gewalt ganz hingeben, und dabei weder den Schmerz scheuen, den die Lossagung von Vielem, was mit unserm innern und äußern Leben verwachsen scheint, nothwendig hervorruft, noch auch muthlos werden, wenn es gilt, nun immer tiefer hineinzusteigen in unsere Brust, um die Ausscheidung alles dessen, was mit dem göttlichen Leben, zu welchem wir berufen sind, im Widerspruch steht, immer völliger vollziehen zu können. Jede Zurückhaltung, die nach den individuellen Richtungen verschieden sein wird, muß sich hier mehr oder weniger empfindlich strafen, indem sie mehr oder weniger verderbliche und weitgreifende sittliche oder religiöse Verirrungen nach sich zieht. Neigt sich eine menschliche Individualität nun zu einer gewissen Ueberschwänglichkeit im religiösen Fühlen und Denken, und behauptet sie sich eigensinnig und widerstrebend gegen die Forderung der Selbstverläugnung, welche das Christenthum auch, und vornämlich in dieser Beziehung macht, im Besitze eben dieser Eigenheit, so wird die letztere bald

das erstere sich dienstbar machen, und Entartungen hervorrufen, die unter Umständen unter dem Schein und Wahne höchster Religiösität und Sittlichkeit, beide von Grund aus vernichten. Die Richtigkeit dieser Bemerkungen wird durch die Beobachtung der inneren Lebensentwickelung Gichtels bestätigt werden, wir wenden uns daher zu einer Darstellung ihrer selbst und der äußeren Verhältnisse, unter denen sie vor sich ging.

Johann Georg Gichtel*), geboren den 4. oder 14. Mai 1638, stammte aus einer angesehenen Familie der damaligen Reichsstadt Regensburg. Sein Vater bekleidete das Amt eines Rathsverwandten und Steuerherrn daselbst; mehr aber als ihn dieses Amt, zierte er dasselbe durch seine seltene Gewissenhaftigkeit und Treue, die ihn sogar die Rücksicht auf persönlichen Vortheil vergessen ließ, so daß er, als der Herzog Bernhard von Weimar von der Stadt im dreißigjährigen Kriege ein hohes Schutzgeld forderte, sein ganzes Vermögen von 18000 Thalern der Stadt in ihrer Verlegenheit hingab. Diese freute sich dessen, glaubte sich nachmals aber nicht verpflichtet, ihrem Mitbürger seinen Verlust irgendwie ersetzen zu müssen, und ließ seine Familie nach des Hausvaters Tode in Armuth darben.

Daß die Erziehung Gichtels durch einen solchen Vater auch eine religiöse Richtung erhalten haben

*) Die authentische Quelle über G.'s Leben und Ansichten ist die Sammlung seiner Briefe und die von einem Freunde und Anhänger verfaßte und der dritten Ausgabe derselben beigegebene Lebensbeschreibung Gichtels. Der Titel lautet: „Theosophia practica. Halten und Kämpfen ob dem heiligen Glauben bis ans Ende durch die drei Alter des Lebens Jesu Christi, nach den dreien Prinzipien des göttlichen Wesens mit derselben Ein- und Ausgeburt durch Sophiam in der Menschheit u. s. w. u. s. w. Dritte Edition, vermehrt und verbessert Leyden 1722." Es enthält diese Sammlung die Briefe G.'s in sechs Abtheilungen. Sie ist nicht sehr häufig.

werde, läßt sich schon hienach voraussetzen; es wird dieses auch noch aus einzelnen Zügen im Knabenleben G.'s erhellen, die wir zugleich vorbedeutende nennen möchten, in so fern sich hier, wie in der Kindheit und Jugend jedes schärfer ausgeprägten Geistes, die Keime von demjenigen in verhüllter Gestalt entdecken lassen, was hernach in entwickelter Form als das Charakteristische ihres Wesens und Wirkens wieder erscheint. Die biblischen Erzählungen von den wunderhaften Offenbarungen und Zusprachen Gottes an Abraham, Moses u. s. w. versetzten das Gemüth des neunjährigen Knaben in eine solche Spannung, daß er auch solcher Gottes-Gespräche gewürdiget zu werden trachtete, ja bemüht war, Gott die schicklichen Gelegenheiten dazu an die Hand zu geben. In Gesellschaft eines Altersgenossen, den er in seine kindische Schwärmerei mit hineingezogen hatte, ging er aufs Feld, setzte sich dann mit jenem an einem stillen einsamen Orte hin, und nun schaute er denn gen Himmel, still harrend, daß der Herr auch zu ihm reden würde. Wenn dann aber auch bei noch so langem Harren nichts sich hören ließ, so ging er niedergeschlagen heim, und betete dann aus einem Buche zum offenen Fenster hinaus, damit Gott ihn besser hören möge. Früh auch gewann er aus der Beschäftigung mit der Schrift die Einsicht von der zur Nachfolge Christi nothwendigen Selbstverläugnung. Allein auch diese ward bei ihm durch seine Eigenheit getrübt: er suchte jene Selbstverläugnung vornämlich in der Entsagung äußerer sinnlicher Genüsse und Vortheile, daher er sich damals besonders zum Mönchsleben hingezogen fühlte, ohne daß er jedoch in einen Orden getreten wäre. Nur sehen wir hier, daß ihm schon damals die protestantische Kirche nicht ganz genügte, obwohl er von der andern Seite auch das Unwesen in den katholischen Mönchsorden wohl erkannte. Der Biograph Gichtels führt nun noch an, daß derselbe vom 14ten bis zu seinem 18ten Jahre eine eigene Erscheinung gehabt zu haben versicherte: nämlich der

Weltgeist habe ihm stets ein großes in bunten Farben spielendes Rad vor die Seele geführt. Jedenfalls ist hier so viel gewiß, daß die Ausdrücke, womit Gichtel dasjenige beschreibt, was ihm in seinen Jünglingsjahren vorkam, erst aus einer späteren Zeit seines Lebens sind, wo sich seine besondern Meinungen mit Jakob Böhme's Theosophie amalgamirt hatten. Wäre also jenes etwas mehr als theosophisch-bildliche Beschreibung der sinnlichen Versuchungen und Neigungen, wie sie der Jünglingsperiode eigen sind, so hätten wir hier schon eine Probe der krankhaften Ueberreizung der Phantasie, welche den Mann später zum vollendeten Visionär machten; und wir hätten in dieser Vision, verbunden mit der forcirten Selbstverläugnung und den kindischen Offenbarungs-Träumen, schon die drei Faktoren, die das Leben Gichtels nachmals bewegten. Bemerkenswerth ist noch, daß es nach der Darstellung seines Biographen den Schein hat, als ob Gichtel in keiner Beziehung sich seinen Eltern oder auch sonst Jemand mitgetheilt, sondern diese unheimlichen Kräfte, die auch etwas an sich unleugbar so Edeles, wie jene Sehnsucht nach Gottesgemeinschaft, und wie das Streben nach Ueberwindung der irdischen sinnlichen Lust, gleich vergifteten und ins fratzenhafte verzerrten, in sich verschlossen und mit Wohlgefallen habe walten lassen.

Es war nun die Zeit der Vorbereitung auf den Eintritt in die Thätigkeit des bürgerlichen Lebens herangenaht. Und da der unvermuthete Tod eines dem alten Gichtel befreundeten Apothekers in Augsburg, zu welchem er den Sohn in die Lehre geben wollte, diesen Plan vereitelte, so erhielt dieser nun die so sehr begehrte Erlaubniß zu studiren. Ungemeine Gedächtnißkraft, besonderes Talent für Sprachen (die orientalischen interessirten ihn besonders), so wie für Astronomie und Geschichte, waren die Eigenschaften, die ihn zum Studium der Theologie, dem er in Straßburg oblag, begleiteten. Mitten in demselben starb aber

sein Vater, und nun wendete er sich, dem Willen seiner Vormünder gemäß, zum Studium der Rechtswissenschaft. Nach Beendigung desselben begab er sich nach Speier zum Reichskammergericht, wieder dem Willen seiner Vormünder gemäß, und wieder ohne die mindeste Unterstützung an Geld zu erhalten. Wie aber schon auf der Universität, so sorgte auch jetzt die Vorsehung durch günstige Fügung der Umstände für den Hilflosen; ein Glück, welches Gichteln vor vielen Tausenden sein ganzes Leben hindurch zu Theil wurde. Denn nicht leicht wohl wird ein Mensch gefunden werden, dem, ohne daß er irgend etwas dazu thut, ja indem er ein solches Thun sogar für ein Zeichen von mangelndem Glauben ansieht, überall auf eine so überraschende, mitunter ans Wunderbare oder Mährchenhafte streifende Weise sein Lebensweg von Seiten der Subsistenzmittel so leicht geebnet würde. In Speier nahm sich eine Verwandte, eine Wittwe, seiner aufs freundlichste an, und er hätte, was man dem Lauf der Dinge nach so nennt, hier sein Glück machen können, indem jene Frau ihm ihre einzige Tochter und mit dieser ihr Vermögen zu geben beabsichtigte. Als er aber diese Absicht gewahrte, verließ er das Haus seiner Verwandten. Hier stellt sich nun zum erstenmale seine Abneigung gegen die Ehe heraus, die wir unter sehr ähnlichen Umständen noch öfter in seinem Leben werden hervortreten sehen; ja so häufig kehrt diese Erscheinung wieder, und die Veranlassungen sehen sich jedesmal so sehr ähnlich, und Gichtels Selbstverläugnung scheint dabei durch Ausschlagung nicht etwa blos von weiblichen Händen, sondern auch der von ihnen gebotenen oft sehr bedeutenden Reichthümer, so außerordentlich, daß, wollte man Gichtels Leben mit skeptischem Blicke und von einem wenn auch Vielen natürlichen, so doch gewiß nicht richtigen Standpunkte ansehen, man geneigt werden könnte zu argwöhnen, es seien hier dem Biographen, sei es durch eigene Schuld oder durch Schuld seiner Quelle, Unrichtigkeiten mit untergelaufen,

welche, da einmal Ehelosigkeit im Zusammenhange der Meinungen Gichtels und seiner Schule, eine so wichtige Stelle einnimmt, zum Zwecke hatten, den Urheber derselben in desto hellerem göttlicherem Lichte strahlen zu lassen, je häufigere und lockendere Versuchungen er in dieser Beziehung mit Leichtigkeit überwunden hatte. Das ist aber nicht unsere Ansicht. Vielmehr gehören gerade auch die vielfachen Heiraths-Anträge, die Gichteln geschahen, so wie die unerwartete Hilfe, die ihm in Verlegenheiten zu Theil ward, zu denjenigen Dingen, welche nach dem Willen Gottes dazu dienen konnten und sollten, den Irrenden von dem verkehrten Wege abzuziehen und ihn in den gewöhnlichen zwar, aber darum nicht weniger von Gott geordneten, Zusammenhang des Lebens wieder einzufügen. Und wenn Gichtel diese Winke nicht erkannte, ja sogar mißkannte, so ist das für ein einfaches durch keine fromme Zierkrei verzerrtes religiöses Gemüth, Beweises mehr davon, wie die religiöse Anlage in Gichtel in ihrer Entwickelung stufenweise sich von Grund aus verkehrte, was der Verfolg seines Lebens unwidersprechlich darthut. Was nun seine Abneigung gegen die Ehe betrifft, so erhält dieselbe aus seinem Systeme eine gehörige, wenn auch nichtige Begründung; da aber dieses sich erst einige Zeit später förmlich bildete, so müssen wir für diesen Abschnitt uns noch nach einer anderen Erklärung einstweilen umsehen. Und da scheint es, daß sie, wenn nicht vielleicht physische Ursachen sie erzeugten, aus Gichtels unrichtigen Ansichten von der Selbstverläugnung entsprang, indem er dieselbe nur auf äußerliche Weise, durch Verschmähung sinnlicher, und zwar an sich erlaubter Vortheile und Annehmlichkeiten ausüben zu können wähnte.

Aus den unschuldigen Netzen, die Gichtel sich von seiner Verwandten gestellt glaubte, befreit, gerieth er aber bald in andere von derselben Art, und das ebenfalls noch in Speier. Er begab sich nämlich zu einem berühmten alten erblindeten Advokaten, der einen

tüchtigen Gehilfen gesucht hatte. Und diesen fand er in Gichtel so sehr, und daneben noch einen so tugendhaften, den Sünden der Jugend so fremden und feindseligen Mann, daß er ihm sein volles Vertrauen schenkte, und Gichtel wirklich sich im amtlichen und bürgerlichen Leben hohes Ansehen erwarb. Ja er mußte sich sogar auf vieles Andringen als Advokaten examiniren und immatrikuliren lassen, weil man sich Großes von ihm versprach. Diese Erwartungen wurden aber getäuscht. Der alte Advokat starb und hinterließ eine junge und reiche Wittwe. Diese gerieth mit den verheiratheten Kindern ihres Mannes in Streitigkeiten, unter denen Gichtel sich ihrer treulich annahm. Aus Dankbarkeit trug sie ihm ihre Hand an. Er lehnte sie ab. Da versuchte jene auf minder löbliche Weise ihn für ihre Absichten zu gewinnen. Er aber entzog sich diesen satanischen Lockungen, indem er mitten im Winter des Jahres 1664 in tiefem Schnee zu Fuß nach Regensburg lief.

Hier schließt der erste Theil von Gichtels Leben. Bei manchem Auffallenden, was wir schon andeuteten, ist er von Seiten seines Charakters und seiner Frömmigkeit, so wie seiner Geschäftstüchtigkeit ehrenwerth. „Er hatte,“ damit wir mit den Worten seines Biographen reden, „bis in sein 26stes Jahr dem Geiste der Welt (d. h. der Thätigkeit für das bürgerliche gemeinsame Wohl) treulich gedient, mit unsträflichem Wandel, mit auswendigem Gottesdienst; ging fleißig zum Gehör der Predigten, auch zur Beicht und Abendmahl, war auch sehr belesen in der Bibel und hatte fast alle Kapitel und Verse im Gedächtniß“ u. s. w. Doch berichtet derselbe Biograph uns noch, gleichsam als ein Vorzeichen von dem, was nun weiter in ihm werden soll, daß ein im J. 1664 erschienener *Komet* *)

*) In einem Briefe an Martin Jahn vom 19. (29.) April 1668 (Th. I. S. 4) heißt es darüber also: „Der Comet Anno 1664, da mich Gott mit erwecket, sie anfäng-

und ein Traum von einem ihm ausgefallenen Backzahn Gichteln in sehr große Traurigkeit versetzt habe. Er ließ sich durch dieselbe aber für jetzt nur noch zu größerer Wachsamkeit über sich selbst und zu kräftigerem Widerstande gegen die äußeren Versuchungen bewegen. Vier Jahre später sieht er in jenem Kometen schon etwas Anderes; die Beziehung auf sich selbst, die er 1664 noch in ihm fand, war ihm 1668 geschwunden, nun sahe er in ihm nur die Ankündigung eines über die ungläubigen Prediger einbrechenden göttlichen Strafgerichtes.

Die Ereignisse der nächstfolgenden vier Jahre geben nun die äußeren Bedingungen her, die im Verein mit der inneren Eigenthümlichkeit Gichtels, einer gewissen Neigung zur Theosophie und einer ungemessenen geistlichen Eitelkeit, ihn zum vollendeten Schwärmer und hochmüthigen Separatisten machen.

In Regensburg angelangt, ward Gichtel als Advokat zugelassen, hat aber wohl schwerlich viel gearbeitet. Denn er gerieth gleich in theologische Kämpfe. Er lernte nämlich den Ungarischen Baron Justinian Ernst von Weltz kennen, einen Mann, der, weil er wohl die Gebrechen erkannte, an welchen die protestantische Kirche damaliger Zeit litt, und dieselben mit lebhaftem Schmerz gehoben zu sehen wünschte, nun auch den Beruf zum Reformiren zu haben glaubte. Herstellung des Friedens zwischen Lutheranern und Reformirten, welche in dem Maße als jede Partei eifrig an dem Buchstaben ihrer Symbole und der aus diesen herausgesponnenen oft sehr unfruchtbaren dogmatischen Formeln hing, mit einer oft ans Pöbelhafte grenzenden Erbitterung und Gehässigkeit sich in Schriften und im Leben bekämpften, und darüber ganz der Hauptsache und ihrer Einheit in dieser vergaßen;

---

lich betrift; weil das Gericht an dem Hause Gottes, als an den falschen Hirten, die in der Heerd entstanden Actor. 20. sich anfangen tuht, und uns bereits getroffen" ꝛc.

Besetzung der geistlichen Stellen mit besseren fähigeren Subjecten, um wahre Frömmigkeit in der protestant. Kirche zu heben und zu verbreiten, und endlich Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden: — das waren die drei Stücke, auf welche Baron v. Welz sein Augenmerk gerichtet hatte, und zu deren Verwirklichung er einen Verein bilden wollte. Für diese seine Idee gewann er auch den jungen Gichtel ganz und gar, und beide überreichten nun den Gesandten des Corpus evangelicorum zu Regensburg noch im J. 1664 ein von G. verfaßtes Memoriale, unter dem Titel: „Einladungstrieb zum herannahenden großen Abendmahle, und Vorschlag zu einer christ-erbaulichen Jesus-Gesellschaft, behandelnd die Verbesserung des Christenthumes und Bekehrung des Heidenthumes, wohlmeinend an den Tag gegeben durch Justinianum." Es war hier unter Andern vorgeschlagen, daß man, um den gesunkenen Zustand des christl. Lebens in der Kirche mehr zu heben, bei Besetzung der Predigerstellen nicht sowohl auf Gelehrsamkeit, als vielmehr auf Erleuchtung des heiligen Geistes, d. h. einen geheiligten und frommen Sinn sehen, und nun, wenn sich nur dieses Requisit bei ihnen fände, auch ungelehrte Leute, wie fromme Handwerker u. dgl., zu Predigern und Seelsorgern machen. Wenn die Gesandten dies nun auch gut aufnahmen, so daß Welz gleich 30,000 Thlr. zu Besoldung solcher erwünschten Lehrer hergab, so war doch vorauszusehen, daß die Lutherische Geistlichkeit nimmermehr damit zufrieden sein könne. Ihr Zorn brach auch gleich in lichten Flammen aus, die in garstigen Farben spielten. Es war ihnen nicht genug, gegen den allerdings unbesonnenen und aus einer Neigung zur Schwärmerei entsprungenen Vorschlag, erleuchtete Schuster und Schneider und Kesselflicker zu Predigern des göttlichen Wortes zu machen, alles Ernstes zu protestiren; denn sie mußten leicht einsehen, wie dies der geeignetste Weg sei, allen Tollheiten und Greueln schwärmerischen Hochmuthes den freien

Ein-

Eingang in die Kirche zu bieten: sondern sie leugneten auch geradezu, daß zu gesegneter Handhabung des geistlichen Amtes wahrhafte und innige Frömmigkeit und ein heiliger Sinn nöthig seien. Die Klagen über das Verderbniß der Lutherischen Kirche wurden als „selbsterwählte Gottseligkeit, als Leutbetrügerei," und die beiden Männer selbst wurden als „Münzerische und Quakerische Geister" und als „Phantasten" betrachtet, weil sie offenbar vom orthodoxen Lehrbegriff der Kirche abgewichen waren und in den dürren verstandesmäßigen Dogmatismus ein höheres Leben zu bringen trachteten, welches man auch heutzutag flugsweg als Mystizismus und Pietismus verschreien würde *).

---

*) Zu allen Zeiten ist es immer die abstract-verständige Thätigkeit des Geistes gewesen, die, ihre Schranke verkennend, das Wesen des Christenthumes, als welches in keiner Weise zunächst ein Ding ist, das mit logischen Operationen ergriffen und gefaßt werden kann, alterirte; und als nothwendiger Gegensatz dazu erhob sich dann immer der sogenannte Mystizismus, d. h. diejenige Ansicht vom Christenthum, welche dasselbe zunächst und vorzugsweise als eine Sache des Gefühles, oder populär geredet, des Herzens ansicht. Beide Betrachtungsweisen haben an sich gleich gute Berechtigung, da das Christenthum beiden Gebieten des menschlichen Geisteslebens gleichmäßig angehört. Je weiter die abstracte Verständigkeit in der Behandlung des Christenthumes sich über die ihr gesetzte Grenze verirrt (was nicht blos negirend in der Weise des Rationalismus und Naturalismus, sondern auch positiv in der Weise einer todten in dogmatischen Formeln erstarrten Orthodoxie geschehen kann), desto heftiger und schroffer wird natürlich auch der Gegensatz von der andern Seite ausfallen, und kann und wird auch hier zu Verirrungen führen, welche das Wesen des Christenthumes eben so tief verletzen, als die negirenden oder dogmatisirenden Operationen des abstracten Verstandes. Bestätigung finden diese Bemerkungen zu allen Zeiten der christl. Kirchengeschichte, wo wir die Entwickelungsknoten neuer Perioden anschwellen sehen; denn dieser Prozeß beruht eben auf jenem Gegensatz und dessen Conflict.

Daß unter so bewandten Umständen in Deutschland wenig auszurichten sei, sah nun Herr v. Welz wohl ein; er ging deshalb nach Amerika, um dort in eigener Person sein Werk auszuführen. Gichtel, der anfangs ihn dahin begleiten sollte, und deshalb schon mit ihm nach Amsterdam gereist war, sollte doch lieber in Deutschland zurückbleiben, weil Welz hoffte ihn hier noch brauchen zu können. Auf der Rückreise von Amsterdam nach Regensburg verweilte Gichtel nun einige Zeit in Zwoll bei dem dortigen Pfarrer Friedrich Breckling, einem Manne, der sogenannten Erleuchtungen hingegeben, mit ungebührlicher Heftigkeit gegen die vermeintlich entartete Lutherische Geistlichkeit polemisirte.

Hier war es nun, wo die innere Entwickelung Gichtels zum Schwärmer wieder einen Schritt weiter und zwar den Hauptschritt vorwärts that. Es begab sich nämlich, daß er einst zufällig Brecklingen im Verborgenen auf seinen Knieen liegen und inbrünstig beten sah. Das traf ihn mit Macht. Er hatte noch nie frei, sondern immer nur aus Büchern gebetet. Er machte nun gleichfalls einen Versuch in der Kunst frei zu beten; und dieser glückte über alle Erwartung gut. Denn er fühlte sich dabei von einer nie gekannten heiligen inneren Freude durchströmt. Allein sie war ihm so seltsam, daß er sie für eine Versuchung des Teufels hielt, der zu ihm spräche: „Nun habe ich dich, nun bist du mein!“ Doch die heil. Schrift, die er nun ergriff, um den Satan zu überwinden, überzeugte ihn bald eines andern. Er schlug zufällig die Worte auf: 1 Cor. 6, 19. „Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in Euch ist, welchen ihr von Gott habet, und nicht euer selbst seid.“ — Nun war sie gemacht die große innere Erfahrung, die forthin seinem ganzen Leben die neue eigenthümliche Richtung gab, und zwar durch Gott selbst in seinem Worte war sie ihm mitgetheilt. Daß

Gott in ihm sei, das erkannte er nun mit voller Klarheit. Diese große Erkenntniß trieb ihn zum Danke in neuem Gebete. Als er von dem Gebete aufstand, bemerkte er mit Verwunderung, daß es nicht weniger als fünf Stunden gedauert hatte, und wie ihn dies belehrte, daß es mit ihm und dem Gott in ihm wirklich etwas Großes sein müsse, so, sagt sein Biograph, „fühlte er sich nun von Stund an getrieben, das Lutherthum zu verbessern.“ Derselbe macht auf diesen Augenblick als auf den eigentlichen Wendepunkt im Leben Gichtels aufmerksam; und das wie einerseits gewiß nicht ohne Gichtels eigene Veranlassung, so anderseits ganz mit Recht; denn, sagt er, „daran erst erkannte Gichtel, daß Gott in uns ist, und hat das Vorurtheil von der Enthusiasterei weggeworfen, womit ihn unsere Lehrer erschreckt hatten.“ Was war also hier das Neue, das in Gichtels Leben trat, und dieses nach sich gestaltete? Nur dieses, daß er seine subjective Neigung zu religiöser Phantasterei jetzt apotheosirte. Sie kam jetzt nicht erst in ihn: wir sehen sie vielmehr von Kindesbeinen an in ihm sich regen. Ja er selbst hat sich ihr Dasein in seiner Brust so wenig bergen können, daß sogar die feindseligen Angriffe, welche die orthodoxen Gegner sich gegen ihn erlaubten, ihm das Bewußtsein seiner Krankheit stark aufregten. Allein die Eitelkeit war stärker in ihm als jener Zug der Wahrheit. Statt über den Schaden, welche seine Widersacher mit rauher Hand berührt hatten, zu heilen, sieht er nun vielmehr in ihm den Quellpunkt eines neuen wahren Lebens, und giebt sich ihm ganz hin. Das Vorurtheil der Phantasterei warf er weg als Vorurtheil, indem er, was er bisher mit Mißtrauen als Eingebungen einer schwärmerischen Dünkelhaftigkeit angesehen hatte, fortan zur untrüglichen Stimme Gottes umstempelte. Nicht also jener biblische Spruch war es, der in ihm diesen Wahn hervorrief, sondern dieser vielmehr war es, der jenen als eine willkommene äußere

Stütze ergriff, und mit sich in Uebereinstimmung zu bringen trachtete, um von diesem Grunde aus dann weiter operiren zu können.

Von Zwoll setzte Gichtel seinen Weg weiter fort nach Sulzbach, wo er in Verbindung trat mit Joh. Jac. Fabricius, einem grundgelehrten und frommen Manne, der dabei aber auch ein heftiger Eiferer gegen die Lutherische Geistlichkeit war *). Von hier aus schrieb er eine geharnischte Epistel an die Geistlichkeit in Nürnberg, wohin er sich nun zunächst begab, und von da her suchte er sich seinen Einzug in Regensburg selbst dadurch zu ebnen, daß er eine andere Epistel an die dasigen Geistlichen schrieb, worin er ihre „Falschheit, Heuchelei und Gottlosigkeit,“ besonders die des Superintendent Ursinus, „antastete,“ weil dieser nämlich „sammt den Anderen gleich Lärm geblasen und die Sturmglocke geläutet hätte,“ als Gichtel und v. Welz ihren „Einladungstrieb“ herausgegeben hatten. Dies hatte den Erfolg, daß er gefänglich eingezogen, nach Regensburg wie ein Missethäter geschleppt, in einen stinkenden Kerker geworfen, und wie ein Gotteslästerer betrachtet und behandelt ward. Im Kerker hatte er viel von inneren Versuchungen zu leiden. Anhaltendes Brüten nämlich über die Lehre von der Prädestination führte ihn zur Verzweifelung an seiner eigenen Seligkeit, und diese trieb ihn zum Entschlusse, seinem Leben durch Erhängen ein Ende zu machen. Allein der Nagel brach, und er sah dies als einen Wink an, daß er leben solle. Die Versuchung wich; er glaubte den Teufel leibhaftig vor sich zu sehen, wie er ihm mit beiden Händen Feuer ins

*) Er schrieb gegen sie z. B. „Evangelische Bußposaunen“ und stellte sie in einer anderen Schrift als den diabolus prudens, sanctus doctus dar. In seinem Hause übrigens sprach alles, Mann, Frau, Kinder, Hebräisch mit einander.

Gesicht werfe. Diesem furchtbaren Paroxysmus folgte eine vierstündige Ohnmacht. Den andern Tag wiederholte sich der Vorfall; allein in der Ohnmacht erhielt Gichtel eine liebliche Vision, die ihm anzeigte, daß die Macht des Bösen durch die Gnade Christi in ihm gebrochen sei. Wir sehen also auch hier wieder, wie die unsäglich unchristliche Wuth seiner Gegner in ihm nochmals, aber, wenn auch jedenfalls sehr gewaltig, doch schon undeutlicher und verworrener als zuvor das Bewußtsein der Schuld, die auch auf ihm laste, hervorrief, wie dasselbe aber zuletzt doch der Meinung von der eigenen Vortrefflichkeit und höheren Gottwohlgefälligkeit unterlag.

Endlich ward Gichtel durch einen förmlichen Urtheilsspruch als Ketzer der Advokatur entsetzt, seines Bürgerrechtes und Vermögens verlustig erklärt und aus Regensburg verbannt. Um ihn zu retten trug der Magistrat ihm aber eine eben erledigte Syndikatsstelle an. Er bat sich Bedenkzeit aus. Es beginnt ein harter Kampf; er will nichts aus den Händen, die ihn so schwer gekränkt, annehmen. Doch aber konnte es ja auch ein Wink der Vorsehung sein, dem er dann zu folgen berufen war. Da kam er zu der Entscheidung: „Versucht dich Gott, so versuche du ihn auch." Es war die erforderliche Form, daß Gichtel sich hätte in einer schriftlichen Petition um die ihm angetragene Stelle noch bewerben müssen. Dies that er nicht, sondern überließ es dem Magistrat, ihn förmlich auch ohne das zu berufen. Man nahm dies begreiflicher Weise für beleidigenden Hochmuth; ein Anderer erhielt das Amt, und Gichtel mußte in die Verbannung.

Die göttliche Vorsehung ward nicht müde, diesem Manne in den Weg zu treten, ob er vielleicht durch ihre heilige Wundergestalt erschreckt umkehrte. Im Februar 1665 bei heftiger Kälte trat Gichtel seine

Wanderung ohne Geld und Freunde an. Ein innerer Zug, meinte er, führe ihn nach Westen. So kam er in das Badische Städtchen Gersbach, wo er bei dem seelenverwandten Pfarrer Pistorius freundliche Aufnahme fand; wie er denn auch aus dieser Zeit überhaupt von vielen wunderbaren Fügungen, wodurch sich die vorsehende Macht ihm kund gab, zu erzählen weiß. Noch vor Ende des Jahres 1665 erhielt er von seinem Freunde v. Welz den Auftrag und die pekuniären Mittel, um als Rechtsanwald desselben nach Wien zu gehen, und für denselben den Besitz weitläufiger Ländereien in Croatien anzutreten. Es begann hiemit die Zeit eines vorübergehenden Glanzes für Gichteln. Denn er erwarb sich durch die Geschicklichkeit und die Umsicht, mit der er seinen Auftrag ausführte, so allgemeine und hohe Auszeichnung, daß ihm sogar, wie er erzählt, die Stelle eines Sekretairs bei der Gesandtschaft, welche die künftige Gemahlin des Kaisers Leopold von Mailand abholen sollte, angetragen ward, wobei er, nach seiner Versicherung, freie Tafel, eine Kutsche mit sechs Pferden und einen monatlichen Gehalt von zweihundert Dukaten haben sollte. Allein er lehnte dies Anerbieten ab, und zog es vor, in selbsterwählter Armuth zu leben, und so Gott Gelegenheit zu bieten, daß er sich an ihm verherrliche. Ja er erblickte in jenem Antrage eine Versuchung des Bösen. Vor vielen Anderen, welche zu einem solchen Geschäfte geschickter gewesen wären, als er, meint er, sei doch gerade ihm das begegnet, weil der Weltgeist etwas ganz Besonderes in ihm müsse entdeckt haben, was ihm selbst bisher verborgen geblieben sei. Darum schenkte er auch, als jetzt die Stadt Regensburg, welche sich des an dem vom Kaiser sogar so hoch Geehrten Verübten zu schämen beginnen mochte, ihm den Rest seines Vermögens, bestehend in 4000 Thlr., zurückgab, seiner ältesten Schwester. So tief hatte geistlicher Hochmuth ihn nun schon vergiftet, daß auch

solche Entsagungen ihm nur zu eigenliebiger Selbstbespiegelung dienen mußten. Und dabei vergaß er denn natürlich, daß er eine alte bedürftige Mutter hatte. Daher als diese späterhin, wie er selbst sagt, „seine Unterstützung höchst nöthig hatte,“ konnte er ihr nichts geben. Sünde gebiert immer nur Sünde.

Als er sein Commissorium im Jahre 1666 glücklich beendigt hatte, vertauschte er seine anständigen und reichen Gewänder wieder mit dem schlechten Kittel, und trat seine Irrfahrt nach Westen an. Er begab sich nach Zwoll zu Breckling. Zwischen beiden trat nun ein höchst sonderbares Verhältniß ein, zu dessen näherer Aufklärung uns aber die Data mangeln. Wiewohl vertrauter Freund einerseits, verrichtete Gichtel doch anderseits bei Breckling förmliche Bedienterdienste, indem er für jenen waschen, kochen, ihm sein Bett machen, und dabei sich mit gemeiner Gesindekost begnügen mußte. Nichts desto weniger vertrat er seinen Herrn und Freund in einem Streite, in den dieser mit seiner Gemeine gerieth, so kräftig, daß, als das Consistorium der Provinz Ober-Yssel zu Amsterdam, unter welchem Zwoll stand, Miene machte denselben seines Amtes zu entsetzen, er in zwei verschiedenen Eingaben an das Consistorium, seinen Freund zu vertheidigen bemüht war. Er suchte in beiden zu beweisen, daß er von Gott den ausdrücklichen Befehl erhalten habe, das Consistorium vor Gericht zu zitiren; und nach der Art und Weise, wie er früher die Regensburgische Geistlichkeit behandelt hatte, läßt sich vermuthen, daß er jetzt, wo er in seinem prophetischen Hochmuth um hundert Stufen höher stand, die Amsterdamer Behörde, welche einen Geistesverwandten von ihm seines Amtes entsetzen wollte, nicht glimpflich werde behandelt haben. Er ward nun von dem Consistorium aufgefordert, zu erklären, daß er jene beiden Schmähschriften in Geistesabwesenheit geschrieben habe; dann sollte ihm die

ordentliche Strafe erlassen werden. Da er solches verweigerte, so erfolgte am 6. März 1668 die Strafe. Er schildert sie uns selbst in einem Briefe vom 19ten April desselben Jahres in folgenden Worten: „Ich unwürdiger, nachdem durch die Kraft des, der uns berufen und zu seinem Ambt tüchtig gemacht hat, die Wahrheit wider die Obrigkeit in Zwoll bezeuget, haben sie mich ins Gefängniß legen lassen und zwingen wollen, mein Schreiben und Zeugniß zu widerrufen. Als ich aber durch den Herrn mit Freudigkeit zu leiden, angethan, standvest bei der Wahrheit gehalten, hab ich erdulden müssen, daß im Beyseyn vieler Menschen, der Henker auf ihr Befehl, mein Gottes-Zeugniß und Wort um das Maul geschlagen, mit Feuer verbrennet; ich aber mit zweien Knechten zur Stadt ausgeführet und auf 25 Jahr des Landes verwiesen worden.

Er ging nun nach Amsterdam, wo er auch bis zu seinem Tode verblieb. Diese Zeit seines Lebens ist an äußeren Ereignissen arm; desto reicher entfaltete sich jetzt sein inneres; jetzt trug die Blüthe Frucht, indem hier sich die Wahnmeinungen Gichtels, die freilich schon lange im Keime in ihm ruheten, sich eigentlich ausbildeten. Daher wir auf diese im Folgenden zumeist unsere Aufmerksamkeit zu richten haben werden.

(Beschluß folgt.)

IV. Dinter-Verein.

„Dinter kann und darf nicht vergessen werden!“ Das tönt gewiß in jedes Preußen Brust wieder, der dieses Mannes Verdienste um seine Brüder kennt und recht zu würdigen versteht. Aus den Herzen derjenigen wird das Gefühl dankbarer Verehrung nicht verschwinden, die seine aufopfernden Bemühungen um das Gedeihen des Volksschulwesens in Preußen zu beobachten Gelegenheit hatten. Ein Blick auf dasselbe, und der alte Dinter tritt in seiner rastlosen Thätigkeit vor ihre Seele, nöthigt sie bei seinem Bilde zu verweilen, denn seine Tugenden fesseln. Wollet Ihr, verehrte Freunde Dinter's, in traulichem Vereine seinen Geburtstag festlich begehen, um auch in denen, welche jenem großen Manne ferner standen, welche nur von ihm gehört oder gelesen haben, das Andenken an ihn lebendig zu erhalten, so wird Euch der Dank aller Derjenigen nicht ausbleiben, welche in dem Anschauen einer schönen Seele Ersatz für die Sorgen und Mühen dieses Lebens finden. Jedoch, Einer wird nach dem Andern aus diesem Kreise scheiden, Einer nach dem Andern wird dem freudigen Arbeiter in dem Weinberge des Herrn folgen, wohin er vorangegangen ist; und Dinter — stirbt zum zweiten Male, und das Freundesherz trauert zum zweiten Male um den Verlust dankbarer Anerkennung der Verdienste Dinter's; und die Nachwelt ist um diesen Schatz ärmer geworden. Diese Besorgniß dürfte sich wohl Jedem fühlbar machen, Jedem, welcher wünscht, daß Dinter's ungeheuchelt anspruchsloses Wesen neben dem großen Segen, den er gestiftet, noch lange ermunternd vorleuchten möchte.

Die Nachwelt aber soll dem anspruchslosen Manne danken, sie soll, im Gefühle des Dankes, sein Andenken bewahren und feiern, ihr darf ein solches nicht verloren gehen; denn auch für sie hat er gearbeitet, auch ihr Segen bereitet. Sie kenne nicht nur den Namen

„Dinter," sie verehre den Mann, der das Vertrauen seines Königs so schön rechtfertigte.

Die Auswahl der Mittel dürfte bei der Frage, auf welche Weise ihm die dankbare Anerkennung der Nachwelt gesichert werde, das richtige finden, wenn ihr Dinter's Sinn nicht fremd wäre. Dinter'n aber ein Monument von Erz oder Marmor setzen, hieße seine Sinnesweise nicht kennen oder verleugnen. In den Herzen der Menschen, für die er wirkte, da werde Dinter'n ein Monument errichtet! Ein Andenken in dankbarer Liebe hat er uns abgezwungen, das wird er auch der Nachwelt abnöthigen, wenn wir das, wodurch er groß ward, wodurch er Verdienste sich erwarb und sein anspruchsloses Wesen bewahrte; das, was großen Geistern Mutter herrlicher pädagogischer Früchte und schwächern ein Schutzengel ihres redlichen Strebens wird; was eines Franke, eines Pestalozzi eigentliches Leben war; was unsern Herrn zu rufen nöthigte: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!" wenn wir diese herrliche Kraft des Himmels, die zu ersterben beginnt, je mehr Verstandes- und Gedächtnißwerk getrieben wird, die Liebe zur Jugend durch eine zweckmäßige Einrichtung unter Dinter's Panier zu beleben und zu nähren suchen. Dann bauen wir Dinter'n ein Monument in den Herzen der Nachwelt. Wer wollte dazu sich nicht gern mit Gleichgesinnten vereinigen! Ein solcher Verein, der zusammentritt, um Dinter's Andenken in freundlicher Anerkennung seiner Verdienste zu feiern, der nach Dinter's Vorbilde für das Heil der Jugend wirkt, der einen Beitrag zur Veredlung derselben liefert, in dem Dinter's Liebe zur Jugend von Neuem ihren Thron aufbaut, der ist der rechte Dinter-Verein. Einen solchen lasset uns gründen, Freunde der Menschheit! Eurer Zustimmung glauben wir uns erfreuen zu können, wenn wir behaupten, daß, so wir die Liebe zur Jugend wecken und wach erhalten, wir auch die Liebe zu allen Menschen pflanzen und erziehen. Diese Wirkungen des Verein's werden das freundliche

Andenken an Dinter, den Kinderfreund, und dankbare Anerkennung seiner fruchtreichen Bemühungen um das Wohl der Jugend der Nachwelt sichern.

Solche Wirkungen aber rief er selbst nur durch die kräftige That hervor. Wer könnte alle die Herzen zählen, die im Gefühle des innigsten Dankes noch seine Asche segnen! Im fernen Deutschlande, wie in unserer Nähe vernehmen wir ihre Stimmen. — Wodurch würde der Dinter-Verein seinen Zweck erreichen? In welcher Einrichtung zunächst würde er der Welt seinen Sinn offenbaren? — So viel ist klar, diese Einrichtung müßte, um zweckmäßig zu erscheinen, Dinter's würdig und ausdauernd sein. Des gefeierten Mannes würdig wird sie sein, wenn sie das Wohl der Menschheit durch zweckmäßige Erziehung der Jugend fördern hilft; wenn sie geräuschlos und ohne Ruhmrednerei ins Leben tritt und wirkt; und wenn sie Gelegenheit giebt, Beweise von Menschenfreundlichkeit und Aufopferungssinn zu liefern. Sie wird ausdauern, wenn sie, indem sie Dinter's Namen trägt, zugleich ein Bedürfniß der Gesellschaft befriedigt; wenn diejenigen, welche für die Erhaltung dieser Einrichtung sorgen, eingedenk des schönen Zweckes derselben, stets in Eintracht leben; wenn der Grundstein dieser Einrichtung im Namen Gottes gelegt wird.

Als eine solche Einrichtung stellen wir die Kleinkinder- oder Bewahrschulen auf, die sich überall da als Bedürfniß fühlbar machen, wo Eltern nicht im Stande sind den gehörigen Fleiß, die nöthige Aufmerksamkeit auf die Bildung der zarten Kleinen zu verwenden. Wenn dies nun bei den höhern Ständen geschieht, so finden wir umgekehrt für die niedern, vorzüglich für die arbeitende Klasse unsrer Mitbrüder, die Einrichtung von Bewahrschulen für die Kinder selbst und ihre Eltern, wie für die ganze Gesellschaft, in der sich diese bewegen, segensreich, ihren Mangel aber sich mit großen Nachtheilen rächend und darum sie selbst nothwendig. Der Geheime Kirchenrath Schwarz spricht sich hierüber

folgendermaßen aus: „Wenn in einem Lande das Schulwesen mit den Kleinkinderschulen anfängt, dann geht es von seinem wahren Anfangspunkte aus und befolgt von Grund aus das Naturgesetz der Stetigkeit, es erwächst sonach in seiner Wahrheit und Kraft. Nicht als ob damit etwas Besseres eingesetzt werde, als die häusliche Erziehung, denn dieses ist und bleibt das Beste und allgemein Wünschenswerthe. Aber es wird doch damit etwas angeordnet, das besser ist, als eine schlechte Erziehung zu Hause, das sie da möglichst ersetzt, wo sie ganz fehlt, das die Kinder gegen Unheil sicher, und das denjenigen Eltern, die bei treuer Sorgfalt gehindert sind, alles für ihre Kleinen zu thun, eine höchst erwünschte Unterstützung gewährt. So errichte man in Gottes Namen solche Kinderhäuser. Sie sind eine Wohlthat für Stadt und Land; ein Heil für das Volk, und im Reiche Gottes eine Befolgung des heiligen Zurufs: „„Lasset die Kleinen zu mir kommen,““ solch ist das Himmelreich!“ Bedeutende Stimmen haben sich auch in unserm Vaterlande für die Organisation solcher Bewahrschulen erhoben, und an vielen Orten unsrer Monarchie sind dieselben auch gegründet worden. Vorzüglich ist Berlin hierin mit einem guten Beispiele vorangegangen, wo in neuster Zeit die Sache mit vieler Liebe auch von Seiten des Publikums gepflegt wird. Sollten diese Schulen bei uns weniger nothwendig sein? Giebt es bei uns der armen Mitbrüder etwa weniger, die, Mann und Frau ihr Brod außer dem Hause suchen und den ganzen Tag hindurch ihre jammernden Kleinen entweder ältern Geschwistern oder fremder sorgloser Aufsicht, nicht selten leider in physischem und moralischem Schmutze zurücklassen müssen? Sie sind da. Und wer das Bedürfniß der Bewahrschulen bei uns leugnen wollte, der hat noch nicht die Hütten jener Armen betreten, noch nicht das Schreien und Jammern der armen, hilflosen Wesen vernommen, die doch unsre jüngere Brüder sind. Möchte, wie Berlin dem Staate, Königsberg unsrer Provinz

mit gutem Beispiele auch in dieser Beziehung vorangehen!

„Haben wir aber nicht Schulen genug, haben wir nicht Armenschulen?" — Allerdings haben wir viele Schulen, und wer wollte dafür unserm treuen Landesvater nicht danken; aber für den Menschen noch nicht genug, und die Armenschulen erhalten, da sie nur Kinder von einem bestimmten Alter aufnehmen dürfen, doch meistens nur junge Seelen, von welchen wir nach der Lage der Dinge wohl Grund zu besorgen haben, ob nicht der Keim des Verderbens in sie schon gelegt, oder gar in ihnen schon ausgebildet sei. Ueberhaupt sind ja diese Schulen, nicht, Schulen im strengen Sinne des Wortes, sondern sie sind im eigentlichen Sinne, Bewahrschulen.

Ferner. „Zugegeben, sie seien hier nöthig, woher soll der Fond genommen werden, aus dem solche Anstalten eingerichtet und unterhalten werden könnten?"

Da viel, sehr viel durch die Fürsorge unsres allverehrten und allgeliebten Königs für das Schulwesen geschieht, und Bewahrschulen zunächst Denjenigen Nutzen bringen, in deren Mitte sie eingerichtet werden, so kann freilich nicht mit der Hinweisung auf Staatskassen geantwortet werden, und selbst, wenn es auch geschehen könnte, würde es dem Zwecke des Vereins nicht förderlich sein. Der Staat rechnet in solchen Fällen mit Recht auf die freundliche Theilnahme und thätige Mitwirkung aller Derjenigen, welche zur Förderung und Ausbreitung des Guten gern die Hand bieten. Auf sie würde auch der Verein zählen. In dieser Beziehung ist ja unsre Stadt reich zu nennen. Würdiger Männer und Frauen, deren Bescheidenheit nur verbietet, sie hier namhaft zu machen, die schon so oft bei andern Gelegenheiten Beweise ihrer Menschenfreundlichkeit gegeben haben, zählt unsre Stadt nicht wenige. Wir dürfen hoffen, daß sie uns bei diesem das Wohl unsrer Mitbürger, wie der Menschheit, fördernden Werke ihren Beistand nicht versagen werden.

Alle, Ihr Väter und Mütter, werfet einen Blick auf Eure lallenden Kleinen, um die Ihr zittert, und die Ihr, wenn es auch Euer Herzblut kosten sollte, nicht fremden rohen Händen anvertrauen möchtet, auf sie blicket hin, wenn wir um Eure freundliche Theilnahme bitten! Den bedeutendsten Fonds haben wir gefunden, sobald es uns mit Gott gelungen ist, Herzen für das gute Werk zu gewinnen. Und diese Hoffnung wird uns um so weniger täuschen, da der Segen dieser Anstalten in keinem Verhältnisse zu den geringen Kosten steht, die sie verursachen. Ein ganz unbedeutender monatlicher Beitrag von 500 Mitgliedern setzt uns in den Stand, drei Bewahrschulen in den Theilen unsrer Stadt einzurichten, in welchen die handarbeitende Klasse unsrer Mitbürger wohnt.

Die Bewahrschule ist eine Dinter's würdige, und, wie zu erwarten steht, ausdauernde Einrichtung. Sie sei das Monument, das ihm die Anerkennung seiner Verdienste setzt. Es beruht auf und ruht in den Herzen der Menschen, und die Nachwelt wird an diesem Monument nicht gefühllos und stumm vorübergehen, sondern wird sein Andenken segnend feiern. Vereinigen wir uns nun auf diese Weise Dinter's Andenken zu ehren, so dürfte die Hoffnung nicht zu kühn sein, daß Freunde oder Schüler oder Zöglinge Dinter's, oder Männer, die ihn wegen seines anspruchslosen Wesens bei seinen Verdiensten liebgewonnen haben, und die zerstreut in unsrer Provinz wohnen, zu ähnlichen Einrichtungen sich aufgemuntert fühlen werden.

Feiern wir dann Dinter's Geburtstag, dann wird sein Geist nicht mit wehmüthig lächelnder Miene durch unsre Reihen gehen und fragen: „Wo sind meine Jungen?“

Wir sind weit entfernt, uns die Schwierigkeiten zu verheimlichen, die sich auch dieser guten Sache entgegenstellen werden; doch rechnen wir zunächst auf den thätigen Beistand derjenigen geehrten Männer, welche am 29. Februar a. c. sich hier in Königsberg zur Feier

des Geburtstages Dinter's vereinigten, in Erwartung, daß sie unter ihren Freunden und Bekannten das Werk wahrer Menschenliebe fördern werden. Die Unterzeichneten gedenken, wenn sich eine genügende Anzahl von Unterschriften gefunden, den geehrten Mitgliedern des Dinter-Vereines in einer öffentlichen Versammlung die Statuten desselben, wie den Plan zur Errichtung der Bewahrschulen, vorzulegen.

So lasset uns denn in Gottes Namen an das Werk gehen! Mit Ihm wird es gelingen. —

Königsberg, den 29. Mai 1836.

List. Hartung. Bartisius. Lucas. Fatscheck. Laudien. Zimmermann.

V. Anti-Lorinser.

Herr Regierungs- und Medicinalrath Lorinser hat in eine medicinische Zeitschrift einen Aufsatz: zum Schutze der Gesundheit auf Schulen, einrücken lassen, der eben so deutliche Spuren von wohlwollender Gesinnung als von geringer Kenntniß der Sache an sich trägt. Indeß hat ein hohes Ministerium der geistl., Schul- und Medicinalsachen, weit entfernt einen Tadel seiner Einrichtungen zu unterdrücken, alle Gymnasien aufgefordert, in einer Sache von so großer Wichtigkeit sich über ihre Erfahrungen und Ansichten auszusprechen. Dieser Aufforderung verdanken folgende Bemerkungen ihre Entstehung.

Den Grundgedanken der Lorinserschen Schrift, daß über der geistigen Ausbildung der Körper nicht vernachläßigt, geschweige denn durch jene in krankhaften Zustand versetzt werden dürfe, theilt jeder Erzieher, und er ist der Fundamentsatz aller vernünftigen Pädagogik. Das ist aber auch das einzige, worin wir

übereinstimmen. Ein großer Theil von Lorinsers Anklagen ist nämlich bereits erledigt. Wenn derselbe p. 7 behauptet, „dem fleißigen Schüler blieben kaum an Feiertagen einige Erholungsstunden," so ist dies gesetzwidrig. Ein Befehl des hohen Ministerii verordnet, daß die Schüler der beiden untersten Klassen nur 2, die der mittleren nur 3, die der beiden obersten nur 4 Stunden außer der Schulzeit beschäftigt werden sollen. p. 8 klagt Herr Lorinser, daß „Niemand mehr den Grundsatz einer kräftigeren Generation zu kennen scheine, wonach ein Knabe nur 2 Stunden anhaltend sitzen und lernen könne." Gerade das bestimmt aber ein Ministerialbefehl, daß nach jeden 2 Stunden eine Pause der Erholung eintrete. p. 11. „Das Singen schade einer schwachen Brust." Darum eben dispensirt auch in jeder Schule ein ärztliches Attest über Schwäche der Brust vom Singen.

Einige Behauptungen des Herrn Lorinser müssen wir ferner als schief oder geradezu falsch bezeichnen. p. 7. „Oft seien fleißige Schüler krank, und träge gesund;" und p. 8. „Fleißige Schüler sind häufig einfältig, geistig erschlafft und dem Leben abgestorben." Leider ist dies wahr. Da indeß der entgegengesetzten Fälle eben so viele oder wohl gar noch mehre sind, so beweist dieser Umstand nur, daß Fleiß nicht vor geistiger und körperlicher Krankheit bewahre, aber nicht, daß er sie erzeuge. Ja nach p. 10 ist es sogar „keine große Seltenheit mehr, daß Primaner und Sekundaner vor Fleiß hypochondrisch werden." Wir haben doch manchen fleißigen Schüler gehabt, und erfreuen uns noch nicht weniger, aber daß einer vor Fleiß hypochondrisch geworden, ist in unserer Erfahrung noch nicht vorgekommen. Nach p. 12 ist es „das Studiren bei Lichte, welches die Kurzsichtigkeit unserer Generation erzeugt hat, und woher sich die Zahl der Brillenträger auf den oberen Klassen jährlich vermehrt." Das letzte muß als Faktum geradezu bestritten werden; es sind immer wenige gewesen, die sich in der Schule

der

der Brillen bedient haben, und sind auch noch jetzt sehr wenige. Uebrigens weiß jeder, daß das Brillentragen eine Mode ist, die weder von fleißigen Schülern ausgegangen ist, noch von ihnen allein befolgt wird.

Statt solcher Behauptungen, deren Ungrund jedem Vater und Lehrer einleuchtet, hätte Herr Lorinser lieber näher auf die Gründe des Uebels eingehn sollen, oder, wenn dies eine genauere Kenntniß der Gymnasien erforderte, als ihm zu Gebote stand, einige medicinische Bestimmungen angeben sollen, z. B. über die Stundenzahl, welche im Durchschnitte ein Knabe auf verschiedenen Altersstufen sitzen kann, ohne dem Körper zu schaden. Eine solche genauere Angabe, wo eigentlich die Quelle des Uebels liege, finden wir zwar wirklich: „die Schuld trage nämlich die Vielheit der Unterrichtsgegenstände, die Vielheit der Schulstunden und die Menge der häuslichen Arbeiten.“ Dieser Behauptung können wir aber nicht so unbedingt und allgemein beistimmen. Je öfter wir das neue Reglement für die Abiturientenprüfung erwägen, welches wir doch als Norm der Schularbeiten von Sexta an betrachten müssen, um so mehr befestigt sich in uns die Ueberzeugung, daß die dort verlangte Kenntniß von einem achtzehnjährigen Jünglinge (in welchem Alter doch die meisten Abiturienten stehn) erlangt werden könne, ohne daß seine Gesundheit darunter leidet. Nur wegen des Französischen hegen wir einen Zweifel, nicht, ob das dort geforderte zu leisten möglich sei (Fertigkeit im Uebersetzen in und aus dem Französischen), sondern ob es überhaupt zweckmäßig ist, eine neuere Sprache zu treiben, wenn man es nicht bis zum Sprechen bringen kann. Die große Schwierigkeit, welche die Aussprache des Französischen dem an deutsche Aussprache schon zu gewöhnten Munde des Quartaners oder gar Tertianers macht, kann nur durch vieles, unter Aufsicht des Lehrers angestelltes, lautes Lesen überwunden werden. Dazu fehlt aber in der Schule, zumal in vollen Klassen, offenbar die Zeit, und deshalb verlangt es

auch das Reglement vom Abiturienten nicht. Sind aber einmal für jeden, der dieser Sprache wirklich mächtig werden will, Privatstunden unerläßlich, so würden wir aus solchem pädagogischen Grunde (keineswegs weil der Unterrichtsgegenstände zu viele sind) gern das Französische wieder aus der Reihe der Schullektionen verschwinden sehn. Doch halten wir dies für unbedeutender. Die Klagen über die Gymnasien werden durch die Entfernung dieser Sprache nicht aufhören, vielmehr scheinen sie uns auf folgenden Punkten zu beruhen.

1. Sehr viele Lehrer fordern mehr, als jenes Reglement, oder überhäufen die Schüler mit unnöthigen Arbeiten. Wenn wir eben bemerkten, daß das Reglement nicht zu viel fordert, so fordert es doch so viel, daß es die Kräfte des Schülers vollkommen in Anspruch nimmt. Nun giebt es aber sicher an jeder Schule Lehrer, die theils aus Pflichteifer die Schüler gern noch mehr lehren möchten, theils aus moralischen Gründen, damit nicht Müßiggang den Schüler verderbe, ihn mit Arbeiten überschütten, theils auch aus bloßer pädagogischer Grille, oder um sich in den Augen des Schülers einige Wichtigkeit zu geben, allerlei Uebungen fordern, die in der That unnöthig sind. Es sieht zwar gehässig aus und kann von Uebelwollenden leicht als Persönlichkeit gedeutet werden, wenn man auf Einzelnes eingeht, doch können wir unsere Behauptung andererseits nicht so unerwiesen dastehn lassen, und müssen daher angeben, was wir meinen. — Von den schriftlichen Arbeiten, die an manchen Schulen Sitte sind, würden wir zuerst die Versübungen fast ganz streichen. Zwar fordert das Reglement im §. 25., daß die Prüfung im Deutschen sich auch auf Prosodie und Metrik erstrecke, aber im §. 28., wo die Kenntnisse, die ein Abiturient besitzen muß, um ein Zeugniß der Reife zu erhalten, angegeben sind, wird jener Wissenschaften gar nicht gedacht; er braucht also davon nichts

zu wissen, und ist doch reif; wozu also monatliche Versübungen von Tertia an? und also doch auch wenigstens monatlich eine Stunde zum Durchgehn derselben! Im Lateinischen wird die Forderung aufgestellt, daß der Abiturient „sicher in der Quantität sei, und über die gewöhnlichen Versmaße genügende Auskunft geben könne.“ Dies wird beim Lesen der Dichter, besonders des Horaz, zur Genüge erreicht werden können; jenes, wenn man auf richtige Aussprache dringt, beim Lesen der Dichter auch hierauf aufmerksam macht, endlich eine kurze Zeit turbirte Verse restituiren läßt, welches wohl im zweiten Jahre auf Tertia oder im ersten auf Sekunda am zweckmäßigsten geschehn dürfte. Für Griechische Verse ist nirgends ein Grund. Und es halte Niemand diese Versübungen für zu unbedeutend; sehen wir doch, daß sonst ehrliche und fleißige Schüler sich gerade bei diesen Uebungen Betrügereien zu Schulden kommen lassen, indem sie bald von einander, bald aus gedruckten Büchern abschreiben! — Die Griechischen Exercitien sind ferner nicht mehr Gegenstand der Abiturientenprüfung; um indeß „in der Formenlehre und den Hauptregeln der Syntax fest zu sein,“ wie das Reglement verlangt, sind sie dem Schüler nöthig und sicher eine Erleichterung, so lange er in der Grammatik noch neue Regeln zu lernen und einzuüben hat, doch also auf Tertia und Sekunda. Zu bloßer Repetition aber der schon gelernten Regeln thun sicher Extemporalien, in der Stunde angefertigt, dieselben Dienste; eine Einrichtung, die auf manchen Gymnasien besteht, und nach dem Urtheil der dortigen Lehrer keinen Schaden bringt. — — Sonst wüßten wir zwar nicht von schriftlichen Arbeiten, die wir, unbeschadet der nothwendigen Kenntnisse unserer Schüler, ganz weglassen könnten; aber sicher sind alle sehr abzukürzen. Dies würde noch obenein einen zweiten Vortheil bringen: der Lehrer würde freudiger und eifriger arbeiten. Nichts ist für den Lehrer so

erschlaffend, als die Correctur der schriftlichen Arbeiten, und unter zehn Lehrern, denen ihr Amt zuwider geworden, trägt gewiß bei neunen diese geisttödtende Mühe die Schuld. Auch säumt selbst der Pflichtgetreueste nicht, sich, so bald er kann, die Correcturen vom Halse zu schaffen.

Dazu kommt ferner, daß oft im Vortrage selbst der Lehrer zu weit geht, und den Schüler zu übertriebenen Präparationen und Repetitionen zwingt. In der Naturgeschichte z. B. wird im Reglement „eine hinreichend begründete Kenntniß der allgemeinen Classification der Naturprodukte" verlangt; man vergleiche damit unsern Unterricht. Anthropologie bis auf das genaueste, mit lateinischen und deutschen Benennungen jedes einzelnen Knochens, und was die neueste Zeit an Mollusken und Infusorien entdeckt hat, wird in vielen Gymnasien wirklich gelehrt. — In deutscher Literaturgeschichte bestimmt das Reglement „einige Kenntniß der Hauptepochen;" und auf jedem Examen beinahe hört man nach Büchern fragen, die wenige Lehrer gesehn (gelesen vel duo vel nemo!) haben, und die meisten Schüler nie zu Gesichte bekommen werden. Wie oft in Mathematik und Geschichte mehr verlangt wird, als verlangt werden sollte, ist bekannt genug; nur eine Wissenschaft ist an allem solchen Frevel unschuldig — die Geographie, zwar interessant und wichtig, wie nur eine, aber in unsern Schulen (und zwar fast allen) nur so weit geduldet, daß der Schüler erfahre, es gebe eine solche Wissenschaft, von der er aber noch nichts wisse. Wenn das Französische ausschiede, hätte sie unbedenklich auf den gewonnenen Platz die begründetsten Ansprüche. Und da Herr Professor Rosenkranz, gewiß der kompetenteste Richter in dieser Sache, die Entfernung der philosophischen Propädeutik aus den Schulen zu wünschen sich veranlaßt gesehn hat, und das Reglement sie ebenfalls nur als Nebensache bezeichnet, indem es das

Zeugniß der Reife gar nicht durch die Kenntnisse und Fortschritte in dieser Wissenschaft bedingt, so würden wir vorschlagen, auch diese Stunde lieber der unglücklichen Geographie zuzuwenden.

Endlich, wenn Herr Regierungsrath Lorinser wirklich Recht hat, daß in manchen Gymnasien wöchentlich 42 Schulstunden ertheilt werden, also (da doch Sonntags wohl nirgends Schule ist) 7 Stunden an jedem Wochentage, so scheint hier allerdings ein Einschreiten der Behörde, eine Bestimmung des Maximums der Stundenzahl nothwendig. 32 Schulstunden müßten durchaus genügen, zumal wenn man das Singen und Zeichnen wegließe, da diese Fertigkeiten doch ein natürliches Talent erfordern, welches so selten ist, daß die meisten Schüler einer Klasse nur die Talentvolleren hemmen und es höchstens zu mittelmäßigem Dilettantismus bringen. Da es überdies schwer zu unterscheiden ist, ob wirklich Mangel des Talentes oder Unlust bei dem Einzelnen den Erfolg verhindert, ist es theils den Lehrern dieser Lektionen schwer, sich vor Ungerechtigkeiten zu hüten, theils befinden sich die Schüler in der Versuchung, das Nichtwollen hinter das Nichtkönnen zu verbergen.

2. Manchem Lehrer wird die Schule zur Last, theils weil er als Gelehrter glänzen will, theils weil er mit Correcturen, Inspectionen oder Schulstunden überladen ist. Abgesehn davon, daß auch wir Lehrer einige Berücksichtigung verlangen, führt dies den Uebelstand herbei, daß ein solcher Lehrer in übler Laune sich leicht zu Härte und Ungerechtigkeit gegen die Schüler verleiten läßt, und dadurch deren Fortschritte wenigstens erschwert.

3. Die Lehrer sollen sich in die Hände arbeiten, aber wie wenige Schulen bilden ein organisches Ganzes. In den meisten ertheilen die Lehrer wahre Privatstunden, und der Ort ist das einzige Bindemittel ihrer oft

entgegengesetzten Bestrebungen. Es giebt Lehrer, die bald um bei den Eltern nicht für strenge zu gelten, bald im Gefühle, daß ihre eigene Nachläßigkeit an den geringen Fortschritten der Schüler Schuld ist, jeden versetzen; der Lehrer der nächst höheren Klasse mag zusehn, was er mit solchen Knaben anfängt. Allein solche Milde trägt die bittersten Früchte; nach der früheren Trägheit muß jetzt übermäßige Anstrengung folgen, und wir wissen von Abiturienten, die bis um 12 Uhr aufgesessen haben, und sich um 4 Uhr schon wieder wecken ließen (und dies Monate lang!) um sich zum Examen zu präpariren. Daß junge Leute so etwas thun, ist thöricht genug, und hat leider schon tödtliche Folgen gehabt. Daß aber Eltern sich einbilden lassen, so etwas sei nothwendig, sei eine von den Lehrern und höheren Behörden geforderte oder doch gebilligte Sache, klingt für jeden, der sich nicht mit Erstaunen von der Wirklichkeit überzeugt hat, gewiß mährchenhaft.

4. Ein großer Theil der Schüler ist einmal von der Natur nicht zum Studiren geschaffen; vergebens aber machen die Lehrer die Eltern darauf aufmerksam. Es ist natürlich, daß ein Vater dem Urtheile des Lehrers nicht unbedingten Glauben schenkt; aber es müßte ihm doch so viel gelten, daß er selbst eine Untersuchung anstellte. Denn jede Anstrengung des Geistes, die nicht mit Lust geschieht und nicht von Erfolg begleitet ist, schadet nothwendig dem Körper.

5. Einflüsse, welche die Schule nicht hindern kann, werden dem heranwachsenden Schüler oft schädlich, und zerrütten seine Gesundheit. Darüber lohnt aber nicht zu sprechen, weil viele Väter sich einmal um ihre Söhne nicht kümmern wollen, die verständigen aber sehr wohl den Unterschied zwischen Genuß der Jugend und Ausschweifung kennen.

6. Wenn die Gymnasien in ihren Leistungen sich auf die Bestimmungen des Reglements zurück-

ziehn, so müssen unsere Universitäten angewiesen werden, für allgemeine, übersichtliche Collegien zu sorgen, welche auch dem Studirenden aus einer andern Fakultät verständlich, interessant und nicht zu zeitraubend seien, damit es ihm möglich werde, sich auf der Universität weiter auszubilden.

7. Endlich sind gymnastische Uebungen nothwendig, und zwar für alle Schüler, die nicht durch ein ärztliches Attest, daß ihnen diese Anstrengung schädlich sei, entbunden sind. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, woher diese Einrichtung, mit so allgemeiner Theilnahme begonnen, und von so vielen noch jetzt dringend verlangt, so schnell aufgehört habe; aber vieles liegt gewiß theils in zufälligen Umständen, besonders der Gleichzeitigkeit des Schwimmunterrichts, theils in unzweckmäßigen, vielleicht durch Geldmangel herbeigeführten Anordnungen. Allein bei dem hohen Werthe dieser Uebungen, bei der Sorgfalt für das körperliche Wohl der Schüler, und bei der Liberalität, die unsere Regierung auszeichnet, sehn wir mit Vertrauen einer baldigen Bestimmung entgegen, damit wenigstens dieser Grund des Geldmangels nicht ferner angeführt werden könne.

E. Hagen, Dr.
Oberlehrer am Collegium Fridericianum.

VI. Ueber Lehrerinnen und ihre Ausbildung.

Von Z.

Nachdem man begonnen hat, sich die Wichtigkeit einer allgemeinen weiblichen Jugendbildung zu gestehen; nachdem große Männer selbst das edele Geständniß auf den Altar der Menschheit niedergelegt haben, daß sie das Meiste von dem, was sie ihrer Persönlichkeit nach waren, ihren edelgebildeten Müttern verdankten; nachdem vor allen das eigentliche Wesen und Ziel der Mädchenbildung von Einigen klarer erkannt, von Vielen geahnt und mit warmer Theilnahme beachtet ist; scheint der Schritt, gebildeten Frauen selbst das Erziehungsgeschäft der weiblichen Jugend zuzuwenden, nicht sowohl edelmüthig, als gerecht, in natürlicher Ordnung begründet und darum nothwendig.

Allein dieser Schritt ist in folgerechter, entsprechender Ausdehnung bereits nur an sehr wenigen Orten geschehen. Man hört, daß demselben hier die Befangenheit, fast möchten wir fürchten, der Stolz des Publikums, dort die Umbildung oder Verbildung der etwa zu wählenden Lehrerinnen oder Vorsteherinnen, der Mangel an Achtung, Vertrauen, reger Theilnahme für den wichtigen Beruf entgegenstehe. Denn in der That haben bei dieser wichtigen und darum Alle nur die Mattherzigen nicht ansprechenden Angelegenheit Viele — das Wort zu führen? — nun! unzweifelhaft doch das Recht und die Verpflichtung, Gründen der Billigkeit und des Rechten das Wort zu reden, den Irrthümern aber ihre Ueberlegung und Einsicht entgegenzusetzen. Die Sache ist so wichtig und theuer für Alle; darum wird sie mit Wärme geführt, darum wird es selbst leicht, Gründen der Billigkeit und des Rechten zu weichen mit Vorurtheilen, beschränkten Rücksichten und Hoffnungen. Oder wäre dies auch hier nicht so leicht? — Freilich bedarf das Rechte und Wahre auch hier eines Dieners, der ihm huldigt mit

aufrichtiger, warmer Seele, es vertritt mit bescheidener Umsicht und Treue, es würdigt durch persönliche Würdigkeit und christliche Tugendhaftigkeit und Einsicht.

Indem also bisher noch verschiedene Hindernisse im Wege standen, weswegen den Frauen noch nicht der gebührende Antheil an dem Erziehungsgeschäft der weiblichen Jugend zugewiesen ist; indem aber, wie wichtig dies sei, mehr und mehr von den Gebildeten beachtet und anerkannt wird: scheint nichts naturgemäßer, als gleichzeitig auch der Ausbildung und Vorbereitung von Lehrerinnen zum Erziehungsgeschäft die erforderliche Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuzuwenden. Denn so wichtig es ist, daß die weibliche Jugend vom Weibe erzogen und gebildet werde, so wichtig und in der That noch wichtiger ist es auch, daß diese Erziehung auch von dem dazu gebildeten Weibe geschehe. Es bedarf der Lehrberuf stets seine eigenthümliche, erhabene Weihe, eine reine, umfassende und naturgemäße Geistes- und Gemüthsbildung des Lehrenden selbst, ohne welche derselbe vergeblich an die Pforten der Kindeswelt anklopft, gleichwie sich der Dichter den Pforten des Helikon nicht nahen darf, ohne jene kindlich reine Begeisterung, Plato's göttliche Manie. Diese edle Weihe, wie jede wahre Tugend, wird sich freilich nicht sowohl erlernen und durch Lernen aneignen lassen, als sie vielmehr eine Gabe des Himmels sein wird und das Resultat eines mit dem himmlischen Regen und Sonnenschein gesegneten Lebenswandels. Aber die göttliche Freiheit und das menschliche Streben bleiben in ihrem rationellen Verhältniß zu einander wohl ein Räthsel des Verstandes, während sie unerkannt in den Gründen des wirklichen Lebens schöpferisch zusammentreffen. Ja, es ist die Sorgfalt für Seminare zur Bildung von Lehrerinnen wohl eine wichtige Pflicht, würdig vor allen der Beachtung eines jeden Menschenfreundes. Auch ist sie schon mehrmals öffentlich in Anregung gebracht und gründlich gewürdigt, so namentlich in den „Blicken

in das Wesen der weiblichen Erziehung, von Rosette Niederer," und ganz kürzlich auch in den Schlesischen Provinzial-Blättern (1835) von dem Herrn Oberlehrer Wendschmidt berührt. Derselbe spricht:

„Viele Mädchenschulen sind von außen schimmernd, im Innern modernd; es mangelt Methode; überall ist Gewirr und Planlosigkeit; das Wesentliche wird wenig beachtet, aber auf Nebensachen großer Werth gelegt; man lehrt Französisch und vernachläßigt das Deutsche. Die Schülerinnen verkrüppeln bei unnützen Arbeiten und vernachläßigen die für das Hauswesen wichtigen. Die Ursachen davon findet man 1) im Geiste unsrer Zeit, die am Leichten und Glänzenden Gefallen findet; die andre ist: daß fast alle Töchterschulen auf Gewinn berechnet sind, weshalb Nachgiebigkeit gegen die Wünsche der Eltern, welche nicht immer die gerechtesten sind, vonnöthen ist. Eine dritte Ursache, und dies ist die hauptsächliche, liegt aber im Mangel an Lehrerinnen und Vorsteherinnen, die für ihren Beruf gehörig vorbereitet wären." Weiterhin aber nennt derselbe die Wirkungen einer Pflanzschule, welche vorzugsweise durch weibliche dazu gebildete Lehrkräfte besorgt würde, unberechenbar. „Durch sie kämen frische Säfte in einen halbdürren Zweig unsres Erziehungs- und Unterrichtswesens, Festigkeit und Gediegenheit würde bald über das Verfeinern und Zuspitzen, über Seichtigkeit und Oberflächlichkeit siegen, geistige Zierpuppen seltener werden. Diejenigen Institute, die bisher ihr Geschäft fabrikmäßig trieben, formten sich um, und die mit Elementarschulen verbundenen Mädchenschulen gewännen immer mehr Leben."

Indem nun die Frage: ob dem in Wahrheit so sei? zu beantworten, der Erfahrung jedes Einzelen und seiner Gewissenhaftigkeit anheimgestellt werden muß, aber diese Frage doch nicht überhört werden sollte, weder von dem Schüchternen, der die vorhandenen Uebel gerne verhüllt und sich nicht gestehen mag, noch von dem Sorglosen, der in seiner Sicherheit an Gefahr

nicht glauben mag, oder statt ihr edel zu begegnen, ihr klüglich ausweicht und seine Sicherheit rettet; indem überhaupt die Sache bei allen Gebildeten auf Theilnahme des Herzens und des überlegten Rathes rechnen kann; dürfte es fast auch erwünschter erscheinen, wenn Viele, vielleicht freilich etwas verwirrend und in andrer Rücksicht irre führend, ihre Stimmung äußern, als wenn Wenige der Erfahrensten nur, immer mit allem Gewicht der Erfahrenheit und Begeisterung, aber auch immer nur für Wenige, also für das Ganze vergeblich ihre tief empfundenen Klagen, ihre reiflich erwogenen Erfahrungen, ihre mit Begeisterung ergriffenen und befolgten Grundsätze aussprechen. Wir fürchten in der That, diese von Staat und Kirche so sehr gebilligte Angelegenheit sei noch nicht allgemein genug in Glauben und Liebe erfaßt! Daher zum Theil ihr gegenwärtiger Standpunkt! Die halbgefertigte Statue, das so edel begonnene Werk, ist noch zur andern Hälfte aus dem Marmorblock zu hauen!

Mögen diese Erwägungen einigermaßen dem Nachfolgenden günstige Aufnahme vorbereiten. —

Es ist wichtig um der Sache selbst willen, den Frauen eine größere, vorzugsweise Theilnahme an dem öffentlichen Erziehungsgeschäft der weiblichen Jugend anzuweisen. Denn wenn schon bei Knabenschulen der Zweck nicht einseitig in Bildung und Belehrung, sondern in der Erziehung zur männlichen Kraft und sittlich hellen Würdigkeit liegt, so ist bei Mädchenschulen die Erziehung zur vernünftigen, fromm kräftigen, edelen Weiblichkeit gerade die Hauptsache. Der Mann ist durch die gegenwärtig bestehenden Staatsverhältnisse an die Oeffentlichkeit gewiesen, der Wirkungskreis der Frau ist das Familienleben, worin sie das zarte aufkeimende Menschengeschlecht zu erziehen hat durch die Fülle ihrer zur freien, gewandten, besonnenen Thätigkeit entwickelten Weiblichkeit. Nun aber ist, schon für den Unterricht, noch mehr aber für die Erziehung, das Beispiel belehrender,

als das Wort; jenes zieht zur That hin, dieses giebt dem Verstande oft nur wesenlose Umrisse. Nur die Mutter jedoch kann ihren Töchtern ein Vorbild durch Lehre und Beispiel sein; nur die Lehrerin kann es ihren Schülerinnen sein; nur das weibliche Gemüth kann in sich die vollendete Weiblichkeit verwirklichen, und zu ihr, so wie in ihr erziehen. „Denn so wenig ein Weib sich an die Stelle des Mannes versetzen und dessen Bestimmung erfüllen kann: so wenig kann ein Mann sich an die Stelle des Weibes setzen und dessen Bestimmung erfüllen.“ Zwar wird das Haus in der Erziehung der Töchter der Schule die Hand reichen; ja das Sein und Thun der Mutter wird das Urbild sein zu aller weiblichen Erziehung, und je mehr ihr Leben das Leben des Kindes in weiser, geweihter Liebe umfaßt, um so naturgemäßer wird sich die Fülle des kindlichen Wesens entwickeln. Aber die Schule sollte der Häuslichkeit nicht die Hand bieten, den dort gelegten und geweihten Grund nicht aufnehmen und fortführen können in gleicher Ausdehnung, Mannigfaltigkeit und Fülle? und wo die häusliche Erziehung mangelhaft ist oder fehlt, sollte die Schule nicht aushelfen oder ersetzen? — Das weibliche Gemüth wird ferner von Jungfrauen besser als von Jünglingen, von erfahrenen Frauen besser als von erfahrenen Männern begriffen und verstanden werden. Das Gemüth aber mit seiner Schwäche oder seiner Kraft, mit seiner Seichtigkeit oder seiner Tiefe, mit seiner Leichtfertigkeit oder seinem Ernste, mit seiner größern oder geringern Weichheit, Reizbarkeit, Empfänglichkeit, Bildsamkeit, oder seiner Eitelkeit und Selbstsucht ist stets das Hauptaugenmerk guter Erziehung und Bildung. Dies der Boden, in dem das Wort, die Lehre, die Kenntniß, die Erfahrung Wurzel fassen oder ersterben, rein und naturgemäß hervorkeimen, oder getrübt, gefärbt, entartet wuchern und verkümmern muß. — Das weibliche Gemüth wird demzufolge von der erfahrenen Frau besser als von

dem Manne, sicherer und zweckdienlicher behandelt werden. Bei der Behandlung des Gemüthes muß oft aus dem Unbedeutendsten Veranlassung zum Wichtigsten, bei den unscheinbarsten Aeußerungen entstehender Triebe der Anfang ihrer Fortbildung zur naturgemäßen Wahrheit, Anmuth und christlichen Freiheit gemacht werden. Hier aber vor allem steht für die Mädchenschulen nur die gebildete Frau an dem so wichtigen Platze. Nur die Lehrerin kann der Schülerin das sein, was die Stellung hier erfordert: erfahrene, mütterliche Freundin, würde- und liebevolle Führerin, umsichtig prüfend, ungetrübt erkennend und leitend; jedes Mannesalter steht hier in der einen oder andern Weise, vielleicht unscheinbar, in der That aber nicht ohne bedeutenden Einfluß entgegen.

Dies sind einige von den wichtigen Gründen für das ausgesprochene Bedürfniß, berücksichtigend die gemüthliche Erziehung, und diese Gründe, schon in ihrer Allgemeinheit, dünkt mich, so überzeugend, werden in den einzelnen Fällen, in ihren besondern Nuancen bei der speziellen Anwendung, noch entscheidender und nöthigender sein.

Die Mittheilung der Kenntnisse aber sollte an die weibliche Jugend nicht auch besser von einer dazu gebildeten Frau — denn eine gebildete Weltdame wird hier freilich nicht an ihrem Platze sein — als von einem Manne geschehen? Das Licht gründlicherer Wissenschaftlichkeit sollte dem weiblichen Kopfe zum Irrlicht werden? Also dieser Umfang von Kenntnissen schon, wie er für den erwähnten Unterricht erfordert wird, erscheint Manchem noch als so gar unermeßlich für weibliche Geisteskraft? Dann müssen freilich wohl die Newtone und Scaligas mindestens Dämone sein! — Es haben ja doch Offenbarung und Christenthum das Weib in volle Gleichheit der reinmenschlichen Rechte und Pflichten mit dem Manne eingesetzt; das Menschengeschlecht soll in seiner Laufbahn zu immer höherer Vollendung fortschreiten; nun

aber ist das Wohl beider Geschlechter, wie überall im Leben, so gewiß auch hierbei auf ihre Harmonie begründet, und ein freier Harmoniengang ist nur da möglich, wo die einzelnen Töne sich gegenseitig heben oder senken, erhärten oder schmelzen, sich fliehen bis zur reinsten Höhe und vollkräftigsten Tiefe, aber nur um sich in die reine und volltönende Einheit wieder aufzulösen.

Jedoch, es ist schwer, in einer Sache überzeugend sein durch allgemein ausgesprochene Sätze und logische Deduktionen, wo Theorie und Praxis so eng verbunden Hand in Hand gehn. Auch hier, wie überall bei der Würdigung geistiger Güter, welche sich, und gerade die edelsten, nicht durch wissenschaftliche Demonstration aufnöthigen lassen, sondern wie von dem Gewissen die That, so von der unbefangenen Vernunft im unmittelbaren Bewußtsein gewürdigt werden; — auch hier gilt vor allen das Wort Christi: „sehet und glaubet.“ Nur die Werke (die Beispiele) sind auch hier belehrend bis zur Ueberzeugung. Man vergleiche in Beckedorfs Jahrbüchern, 2. Bd., den Aufsatz über die Töchterschulen in Westphalen, der die Schulen auf dem Lande, welche unter weiblicher Leitung stehen, in Betreff der Kenntnisse den von Männern besorgten sogar voranstellt. Er nennt es eine Seelenspeise in einer solchen Schule einige Zeit als Zuhörer zu verweilen; Lebhaftigkeit und Ernst, Gemüthlichkeit und Frohsinn der Schülerinnen sprächen gleichsehr an, als ihre Kenntnisse genügten. Der gewiß vortrefflichen Anstalt der Madame Niederer in Yverdun geschieht unstreitig mit eben so großem Rechte Erwähnung. In ihren geistvollen „Blicken in das Wesen der weiblichen Erziehung“ hat sie ihr pädagogisches Leben und Wesen in lehrreichen Zügen entworfen. Wenn indeß in Westphalen und in der Schweiz so Treffliches gerühmt werden kann, so geschieht unstreitig der Wahrheit ein wesentlicher Dienst, wenn hier auch einer Töchterschule gedacht wird, welche schon auf eine, vor vielen andern

ausgezeichnet ehrenvolle Weise einem größeren Publikum zur würdigen Beachtung und Anerkennung empfohlen ist; also daß wer über dieselbe zu schreiben unternimmt, vor allen den Wunsch empfinden muß, hinter den Vorstellungen der Kundigen wenigstens nicht ganz zurückzubleiben.

Vor beinahe 18 Jahren ward diese Anstalt in einer alten Stadt der Provinz Preußen gegründet, im Sinne der in neuester Zeit allgemeiner werdenden Bestrebungen für Lehrerinnen-Seminare; ward in der ganzen Zeit durch weibliche Kräfte, welche aus ihr selbst hervorgerufen und herangebildet wurden, fast ausschließlich versorgt, und hat durch ihre Leistungen den Ruf naturgemäßer, vielseitiger Entwickelung, umsichtiger Belebung und Erhebung des weiblichen Gemüthes sich erworben. Die wohlthätige, umsichtige Wahl der mitzutheilenden Kenntnisse, welche in weiser Einfachheit zwischen dem Zuviel und Zuwenig für die Bedürfnisse der Zöglinge das Rechte trifft; die lebenvollen Lehrgaben, welche schöpferisch die in den Seelen noch schlummernden Geistesfunken hervorlocken, zur ruhigen, erhellenden und erwärmenden Lebensflamme ausbreiten; die Grundsätze, welche auf den ewigen Gesetzen der christlichen Offenbarung und den Grundzügen des unverweslichen Menschengeistes beruhend, Zusammenhang, Einheit, Kraft und organisches Leben in die Schule bringen; die für die Anstalt höchste Bildungsstufe, über welche hinaus sie sich nicht erheben mag, und der vereinten Lehrbestrebungen endliche Erfolge; der für das Wahre und Rechte gewonnene Sinn; der bis zur eindringenden, gewandten Auffassungsgabe entwickelte Verstand; das der Religion und Tugend, so weit sie im Geiste der reinen Offenbarung Jesu erreichbar sind, zugewandte Gemüth; die mit Geist und Leben erfüllten Seelen der Zöglinge, — diese wesentlichen Normen für die Beurtheilung aller Schulen, dürften es in einem noch höhern Grade für die Töchterschulen sein, nicht in ihrer Vereinzelung,

sondern in ihrer allerinnigsten Vereinigung zu einem wesenvollen Ganzen, welches kaum durch die geschicktesten Pinselstriche zur überzeugenden Klarheit gezeichnet und nur in begeisterter Anschauung mit der zur Idee sich erhebenden Vernunft erfaßt werden kann. Wie weit in oben erwähnter Anstalt diese Idee als die schöpferische Lebensquelle sich offenbart, in dem Einzelnen zur Erscheinung und zum individuellen Leben geworden ist und über dem Ganzen noch schwebt, unveränderlich und hell, das unterliegt der freundlichen Beurtheilung der Kundigen und derer, welche noch erst von ihr Kenntniß nehmen werden.

Ein selten genug gewürdigter Gesichtspunkt bei der Beurtheilung öffentlicher Töchterschulen ist ferner der, in wie weit sie selbstständig und frei neben dem Publikum stehen, oder demselben dienend die Fassung verlieren, oder gar nicht erhalten bei den Anforderungen der Mode und der verschiedenartigsten Meinungen. So außerordentlich wichtig für das Gelingen der Jugendbildung ein freundlicher Verein zwischen den Eltern und der Schule, so unberechenbar der pädagogische Einfluß der Mütter und ihres theilnehmenden Verhältnisses zur Schule ist, so unterliegt es doch wohl keinem Zweifel, daß das Band für solchen Verein vor allem die Jugendbildung selbst sein müsse, daß diese eben Eltern und Schule vereinigen müsse zur gemeinsamen Rücksprache, und daß vor allen die Schule hiefür mit Erfahrung, Umsicht, Scharfblick und Kenntnissen ausgerüstet sein müsse. Die Schule als ein Ganzes, und, sofern sie als solches durch das Direktorium repräsentirt wird, das letztere müssen mit Umsicht, Würde und Erfahrenheit jenes Wechselverhältniß nicht blos zu unterhalten, sondern auch zweckdienlich und erspriesslich zu machen wissen. Aber die Freundlichkeit des Publikums nur genießen können und nicht wesen- und würdevoll vergelten, durch Aeußerlichkeiten blenden und den jungen Gemüthern Liebe zur Eitelkeit und Oeffentlichkeit einpflanzen, so in aller Unschuld freilich,

ohne

ohne böse Absicht, aber mit eitler Freude über die eiteln Leistungen — dies begründet freilich ein beklagenswerthes Scheinverhältniß; nur müßte man doch anstehen, die empfindlichen Klagen hierüber in einer Ausdehnung über fast alle Töchterschulen zu führen. Denn auch hier kann doch im Betreff der einzelnen Anstalten nur dem ihnen Näherstehenden das Urtheil anheimgestellt werden, ob in ihnen durch die feinen Handarbeiten dem äußern Schein, der Eitelkeit, dem Sinn für Luxus, für nutzlose, körperlich und geistig sittlich nachtheilige Beschäftigungen gehuldigt; ob die Lesesucht für geist- und gemüthlose Roman- und Novellenschreiber, seichte oder gemeine Taschenbücherkrämer, oder gar für leichtfertige, gefährliche Tagesphilosophen und ästhetische Schwindelköpfe entzündet; ob durch seichte Musik Flatterhaftigkeit und sinnliche Zerstreutheit genährt werde. Fürwahr! nur durch eine besonnene, durch Erfahrung unterstützte Erziehung des weiblichen Geschlechtes läßt sich auch diesen Uebelständen begegnen, und ohne die Frauen wird es den Männern nicht gelingen, Ordnung und Natürlichkeit in dies — Chaos zurückzuführen! Pestalozzi's Buch der Mütter in gebührende Aufnahme zu bringen, für „Blicke in das Wesen weiblicher Erziehung" und für populäre Psychologie, sittlich reine Belletristik allgemeines Interesse bei dem weiblichen Geschlechte zu begründen!

So würde denn aus dem gegenwärtigen Bildungsstande vieler Töchterschulen, und namentlich aus ihrer Stellung gegen das Publikum, wie dieselbe zur Zeit noch häufig beschaffen ist, einer der entscheidenderen Beweise gegen das Thema unseres Aufsatzes: „daß es nämlich heilsam sei, gebildeten Frauen die Erziehung der weiblichen Jugend zu überweisen," können entnommen werden. Diesen freilich zurückschreckenden Erfahrungen dürften nun aber als nicht minder gewichtig die Erfahrungen jenes Freundes der Westphälischen Töchterschulen und andere aus unserer Nähe

entnommene gegenübergestellt werden. Denn auch die von uns bezeichnete Töchterschule würde, wie jene Westphälischen, einen erfreulichen Beweis von dem liefern, was weibliche Lehrkräfte, dazu gebildet, leisten können, sowohl in allseitiger Erfassung und Behandlung des Lehrstoffes, als auch in der durch Milde und Ernst, Sanftmuth und Kraft, Feinheit und Wärme, Menschenkenntniß und frommen Sinn geweihten und geheiligten Disciplin. „Diese Anstalt, so sprach jüngst ihre geachtete Vorsteherin, hat unter Gottes Beistand sich bisher gebildet und erhalten aus eigener Kraft, und wird es, ich erflehe es von Gott, auch ferner."

Da jedoch die Erfahrung, daß der Unterricht in den Wissenschaften, von weiblichen Lehrkräften besorgt, selbst über die besten Erwartungen Erfreuliches leistet, nicht Allen nahe genug liegt; sollten nicht die aus rationeller Ueberlegung entnommenen Gründe allein schon dafür entscheidend sein können? Diese würden sich aus dem Wesen der weiblichen Erziehung, wie zum Theil schon oben bemerkt ist, und dem Wesen des Weibes überhaupt ohne Schwierigkeit als folgende ergeben.

Das Gemüth, als der Heerd, auf welchem die Lebensflamme der menschlichen Psyche lodert; als das Heiligthum in der Menschenbrust, darin der Gang des Allmächtigen über die Werke und Trümmer der Zeiten hin, wie die Melodieen der Natur wiederhallen und nachtönen; als der Spiegel, zwischen Endlichkeit und Ewigkeit herabhängend, darin die Werke und Offenbarungen des Allmächtigen und Allgütigen sich verkünden und der labende Morgenthau des Himmels wiederstrahlt — das Gemüth, darin sich Erkennen und Wollen ergänzen, ist der Mittelpunkt des menschlichen Geistes. Hierher wird sich zurückziehen, wer besonnen des Lebens Zweck erkennen will und seine Erscheinungen prüfen; hierin wird sich die Ordnung und der ewige Zusammenhang der höchsten aus Vernunft und Offenbarung geschöpften Erkenntnisse des Gebildeten

müssen abdrücken; hier wird auch seine Wissenschaft reellen Werth, Bündigkeit, naturgemäße Anwendung zum höhern Zweck, bleibenden Gehalt und Festigkeit finden; hier wird er seine Vorsätze, seine Befürchtungen und seine Hoffnungen, seine Besonnenheit und seine Begeisterung müssen niederlegen, um sie geläutert wieder hervorzulangen und hinauszustellen in das Leben, in Thaten des Friedens und der Verständigkeit, der Strenge und der Milde, der segenvollen Stille und der prunklosen Oeffentlichkeit.

Ja, fürwahr! man trenne nicht, was Gott vereinigte! Wenn Erziehung und Unterricht Hand in Hand gehen, werden sie stets etwas in seiner Art Vollendetes schaffen, getrennt nur führen sie zu den oft beklagten Verkrüppelungen. Hiermit aber glauben wir nun einen sehr wichtigen Grund für unsern Satz ausgesprochen zu haben, in so fern nämlich das weibliche Gemüth nur von einer Frau am besten begriffen und demzufolge behandelt, gebildet, als die in allen ihren Theilen erkannte lebendige Form mit dem Inhalt der Wahrheit und Wissenschaft, der sittlich hellen, lebendig regen Geisteskraft erfüllt werden kann.

Zwar ist durch die Natur und die gegenwärtig bestehenden Staatsverhältnisse der Mann vorzüglich an eine Verstandes-, die Frau an eine Gemüthswelt gewiesen; das Weib wird die Ansichten jener von dem Manne zu erwarten haben, so wie der Mann in die Gemüthswelt durch das Weib eingeführt werden muß; der Mann also wird aus dem Grunde der Erkenntnißquellen schöpfen, das gebildete Weib von ihm zu empfangen haben; er wird durch Wort und Schrift leitend, rathend, fingerzeigend vorangehen, wird überall der beredte Cicerone in dieser Verstandeswelt sein, durch den ihm vorzugsweise gebührenden Schriftstellerberuf die Ansichten von der Natur- und Menschenwelt, von den entfernten Ahnungen und der ewig festgestellten Offenbarung vor der weiblichen Seele vorüberführen. Aber das Weib, weil eben sein Organ für die Auffassung

dieser männlichen Verstandeswelt das Gemüth ist, wird zu entscheiden haben, welche von jenen Erscheinungen, Ansichten, Erfahrungen der Natur ihres Geschlechtes am meisten ensprechend sind. Denn wie die geistige Urkraft in beiden Geschlechtern dieselbe ist, von den Seelen o r g a n e n aber das eine oder das andere überwiegend, so wird das Wesen der Wahrheit als Urquell des geistigen Lebens beiden Geschlechtern Bedürfniß; aber von ihren individuellen Bestimmungen, Modifikationen und vereinzelten Erscheinungen werden die einen diesem, die andern jenem Geschlechte mehr oder weniger zusagend und zweckdienlich sein. Die zweckmäßige Wahl der Lehrgegenstände, zwischen dem Zuviel und Zuwenig, welche für jeden erfahrnen Pädagogen von größter Wichtigkeit ist, das zeitgemäße Wechseln und Beharren, beides gleich wichtig, das Abbrechen und Wiederanknüpfen, — dieses Alles und dann noch die eigenthümliche Behandlungsweise und Lehrart würde demnächst am gelungensten und zweckdienlichsten von einer dazu gebildeten Frau zu erwarten sein.

Sollten aber in der That Fragen über etwaige Verbildung u. dgl. noch gethan werden, so würde darauf nur geantwortet werden dürfen: daß geistige Verkrüppelungen auch bei Männern nicht unmöglich sind, wie die Geschichte und das Leben lehren. Zur gerechten Würdigung des weiblichen Geistes aber finde hier ein Wort seine Stelle, welches vor 42 Jahren ein tiefdenkender deutscher Mann, nämlich v. Hippel, über das weibliche Leben aussprach. In seiner Abhandlung über die bürgerliche Verfassung der Frauen spricht er: „Freilich scheint die Last, welche das schöne Geschlecht trägt, einem und bei weitem dem größten Theile desselben so sanft und leicht zu sein, daß es vielleicht im Diensthause Aegyptens und bei den Fleischtöpfen eines gemächlichen Alltagslebens zu verbleiben wünschen wird, ohne die beschwerliche Reise nach Kanaan, wo Milch und Honig der Natur fließt, antreten zu wollen. Selbst Damen von Bedeutung scheinen oft nicht zu

wissen, daß sie in ihrem Prunk von Purpur und köstlicher Leinewand Leid tragen, und daß ihr Leben in Herrlichkeit und Freude eine Leibes- und Lebensstrafe ist, welche man ihnen im heimlichen Gericht zuerkannt hat." Weiterhin unter der Ueberschrift: woher die Ueberlegenheit des Mannes über die Frau entstanden? spricht er mit Rücksicht auf die ältere Zeit unter anderm: „Die Vorräthe erforderten beständige Aufsicht, nähere Einrichtung und Bearbeitung, und so entstand Hausrath. Irgend ein Zufall, und ohne Zweifel die Anhänglichkeit mancher Thiere an den Menschen lehrte ihn (wahrscheinlich zuerst das Weib) einige Gattungen von Thieren zu zähmen, und so vermehrte sich durch diese Dienstboten, die man im Falle der Noth auch zur Nahrung nahm, der Haushalt. Jetzt mußten die Geschäfte getheilt werden, und da wählte denn der Mann die Jagd, das Weib den Haushalt. So ward das Weib allmählig die Befehlshaberin der Hausthiere, und ehe sie sichs versah, das erste Hausthier selbst. Das arme Weib! Doch was kann weiter befremden, ward es doch durch jene Revolution, wodurch es die Freiheit ans Licht brachte, eine Sklavin;" (er meint nämlich den Sündenfall). Und weiter heißt es: „Während daß die Einsichten des Mannes durch seinen vergrößerten Wirkungskreis sich vermehrten, während daß seine Geschäfte mit der bürgerlichen Gesellschaft einen höhern Schwung nahmen, schrumpfte die Seele des Weibes je mehr und mehr in die Grenzen des Haushalts ein. Dieser bestand wegen Einfachheit der Bedürfnisse, dem Vater Homer zufolge, in dem Zeitalter der Heroen, selbst bei königlichen Familien noch blos im Weben und andern dergleichen Handarbeiten. Nach und nach verlor sich die weibliche Spannkraft gänzlich. Schade!" — — „In den Staaten wurden sie als Schutzverwandte (nicht als Bürgerinnen) gehalten. Schon sehr zufrieden, daß der Staat ihnen diese Gnade angedeihen ließ, begnügten sie sich mit einigen Begünstigungen von den Sklaven, die man

ihnen blos zu spendiren schien. Wunderbare Wege! Doch ging man nicht von der Poesie zur Prosa, vom Tanze zum Gange, vom Singen zum Reden, vom Roman zur Geschichte?" — (Beschl. folgt.)

VII. Einige Bemerkungen in Beziehung auf die Schrift des Hrn. Dir. Dr. Gotthold: „Dr. Lorinsers Beschuldigung der Schulen" ꝛc.

Herr Director Gotthold hat sich veranlaßt gefühlt, neuerdings in einer eignen Schrift die vom Hrn. Med.-Rath Lorinser gegen die deutschen Gymnasien ausgesprochenen Beschuldigungen einer Prüfung und Widerlegung zu unterwerfen. Auf eine ernste, ruhige, der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessene Weise bespricht er den vorliegenden Gegenstand, widerlegt mit siegenden Gründen jene, obwohl aus guter Absicht hervorgegangenen, doch ungerechten Anklagen, und baut so allen daran sich knüpfenden Consequenzen kräftigst vor. Jeder Nachdenkende wird dem Hrn. Verf. darin beistimmen, daß, sollen die Gymnasien den an sie gemachten Anforderungen genügen, weder die Zahl der Unterrichtsgegenstände, noch die der Unterrichtsstunden, noch die der häuslichen Arbeiten (vielleicht allein mit Ausnahme der Ferienarbeiten) verringert werden dürfe. Eben so beifällig wird er sich in Bezug auf die Behauptung erklären müssen, daß wenn eine geregelte häusliche Aufsicht den Schüler weise Oekonomie mit der Zeit lehrt, ein Uebermaß von Arbeiten nur in einzelnen seltnen Fällen stattfinden könne. Der Unterzeichnete, der seine Schulbildung selbst dem hiesigen Coll. Frider. verdankt, kann aus eigner Erfahrung es bestättigen, daß er während seiner Gymnasialbildungszeit, wenn er sich nicht irgendwie einmal eine Vernachläßigung zu Schulden kommen ließ, täglich Zeit genug zur Er-

holung übrig gehabt und sich fast unausgesetzt gesund und frisch gefühlt habe. Er kann sich daher mit dem Inhalte der gedachten Schrift nur einverstanden erklären und der Hoffnung Raum geben, daß sie ihres Zweckes, besorgte Eltern zu beruhigen, nicht verfehlen werde.

Dies hier öffentlich auszusprechen (so erwünscht und erfreulich es auch sein muß, einem verdienten Manne seine Achtung an den Tag zu legen) würde indeß als überflüßig erschienen sein, wenn nicht ein in jener Schrift ausgesprochener Vorwurf einige Bemerkungen von Seiten des Unterzeichneten nothwendig gemacht hätte.

In den Vorschlägen nämlich, welche Hr. Dir. Gotthold am Schlusse seiner Abhandlung zur Verbesserung der Gymnasien ausspricht, kommt sub No. 6. der vor:

„Man sorge für Elementarschulen, die den Gymnasien brauchbare, und nicht schon **abgestumpfte** und **verwahrloste** Sextaner zuführen.“

Abgesehen davon daß die sogenannten Elementarschulen keineswegs die Aufgabe zu verfolgen haben, den Gymnasien Schüler vorzubereiten, enthalten jene Worte einen harten Vorwurf sowohl für den Staat, als für die Volksschulen, zumal für die in Königsberg. Wer es der Mühe werth gehalten, auch nur oberflächlich Notiz zu nehmen von dem, was in der neusten Zeit für die Hebung und Verbesserung des Volksschulwesens von Seiten des Staats gethan ist, der wird unmöglich eine Forderung wie die in Rede stehende aussprechen können. Der Staat hat dafür gesorgt und sorgt noch mit dem regsten Eifer dafür. Und wer als die Frucht jener Sorgfalt das rege Leben, welches gerade auf diesem Gebiete in unsern Tagen nah und fern auf eine höchst erfreuliche und förderliche Weise hervorgetreten ist, nicht unbeachtet gelassen hat, der wird einen Vorwurf wie den angeführten durchaus als einen harten

und ungerechten zurückweisen müssen. Dem Unterzeichneten hat derselbe insbesondere wehe gethan, einmal, weil er den Hrn. Dir. Gotthold, den er immer als einen gerechtigkeitsliebenden, unparteiischen Mann verehrt hat, hier offenbar denselben, und einen noch härteren Schlag schonungslos auf die armen Volksschulen ausführen sieht, den Herr Lorinser nach den Gymnasien thut; sodann aber weil er durch seine Stellung vielfache Gelegenheit gehabt, die Bestrebungen und Leistungen unsrer vaterländischen und besonders der Königsberger Volksschulen kennen zu lernen, und sie in keiner Weise als solche gefunden hat, die ihre Schüler abstumpfen und verwahrlosen. Dergleichen Schulen müßten überhaupt sofort aufgehoben, oder doch ihre Lehrer abgesetzt und wohl gar event. den Zuchthäusern überwiesen werden. Da sich nun in der That kein schmählicherer Vorwurf für Schulen und Lehrer denken läßt, als der angeführte, der noch dazu nur beiläufig, wie etwas, das allgemein bereits anerkannt ist, und deshalb keines Beweises bedarf, ausgesprochen wird, so konnte der Unterzeichnete unmöglich eine solche Verunglimpfung auf Anstalten werfen lassen, deren erfreuliche Entwicklung von Eltern und vorgesetzten Behörden anerkannt wird, und auf Männer, deren reges und redliches Streben ihn mit Achtung und Freude erfüllt — um so weniger, als sonst auswärtige, mit dem Ostpreußischen Volksschulwesen unbekannte Leser die allerschlimmste Vorstellung von dem dermaligen Zustande desselben erhalten müßten. Er will aber, indem er diese Zeilen niederschreibt, Hrn. Dir. Gotthold, den er von Herzen hochachtet, in keiner Weise zu nahe treten, sondern allein zur Steuer der Wahrheit aussprechen: die Sache verhält sich nicht also; Hr. Dir. Gotthold kennt den Zustand unseres Volksschulwesens nicht, und hat sich durch einzelne traurige Erfahrungen zu jener bittern Aeußerung verleiten lassen. Der Vorwurf ist ein unerwiesener, unerweisbarer und darum ungerechter. Preuß.

VIII. Ueber die wilden Tauben.

Vom Prediger Löffler zu Gerdauen.

Zu den lieblichsten Bewohnern unserer Wälder gehören die Tauben. Es gewährt dem Naturfreund stets ein großes Vergnügen, diese friedlichen, schönen Vögel entweder im Frühling, bald nach ihrer Rückkunft, in kleinen Schaaren auf Feldern am Rande des Waldes zu sehen, oder später die einzelnen Arten im Walde girren zu hören, oder, nachdem die Jungen ausgebrütet sind, die alten einzelnen Paare auf dem Felde zu bemerken, wie sie Futter suchen, oder sie im Herbste zu beobachten, wenn sie sich wieder zum baldigen Abzuge versammelt haben. Sehr häufig sind die Tauben bei uns nicht (über die Ursachen nächstens in einem andern Aufsatze), aber doch werden alle drei Arten bei uns mehr oder weniger angetroffen. Am häufigsten noch ist bei uns, wie ich aus verschiedenen Gegenden weiß, die Ringeltaube (Columba Palumbus). Im Frühling habe ich sie schon in Schaaren von etwa 50 Stück gesehen, aber brütend findet man sie doch nur einzeln. Sie ist die größte unter allen, und selbst unter allen Haustaubenarten kommt ihr keine an Größe gleich. Ihr Girren ist ein langes, lautes Rufen, welches den Wald erfüllt und weit gehört wird. Sie baut ihr großes Nest gerne auf Tannen und Fichten und nicht selten hoch, und legt, wie alle Tauben, zwei weiße Eier, unterscheidet sich auch durch die weiße Zeichnung der Flügel und des Halses sehr von der folgenden, und ist unter den Arten der wilden Tauben am scheusten. Mehrmals habe ich Junge davon in der Stube gehabt, die klein aus dem Neste genommen, mit Erbsen aus dem Munde aufgefuttert wurden, und doch gewöhnten sie sich nicht an Menschen und blieben auch erwachsen immer scheu.

Die andere Art ist die Holztaube (C. Oenas). Diese Taube ist kleiner als die vorige, und kommt an

Größe unsrer gewöhnlichen zahmen Feldtaube (Spocht) gleich; letztere ist ihr auch oft an Farbe, bei dem grün schillernden Halse, der aschgrauen Farbe und den einfachen dunkeln Binden auf den Flügeln so ähnlich, daß man beide nicht unterscheiden kann. Ihr Girren ist dem unsrer zahmen Feldtaube sehr ähnlich und daher auch lange nicht so weit im Walde zu hören, als das der Ringeltaube. Sie baut ihr Nest nur in die Löcher hohler Bäume, und oft in die, welche sich die Spechte zu ihrem Neste selbst gemacht und gebraucht haben. Vor einigen Jahren suchten im Anfang Aprils, bei eingetretenem Schnee- und Frostwetter 8—10 Paare der Holztaube ihre Nahrung an den hiesigen Scheunen und auf den dabei befindlichen Misthaufen mehre Tage lang; wer sie nicht kannte, hielt sie für zahme Feldtauben. Sie ist bei uns überall nicht häufig.

Die schönste aber unter diesen Taubenarten ist die Turteltaube (C. Turtur), eine schön gezeichnete Taube, von der Größe der Lachtaube und die kleinste unter den wilden. Will man einen schönen, lieblichen Vogel in der Stube haben, so giebt es gewiß keinen angenehmern, als eine Turteltaube oder besser ein Paarchen. Was die Lachtaube, die an Schönheit des Gefieders mit einer alten, männlichen, lebenden Turteltaube gar nicht verglichen werden kann, sehr zuwider macht, nämlich ihr häufiges, widerliches, lachendes Geräusch und ihre Unreinlichkeit, das findet man bei der Turteltaube nicht. Wenn man sie mit Weizen, den sie besonders gerne frißt, und zur Abwechselung mit Linsen, wo man sie billig haben kann auch mit weißen Erbsen futtert, so wird man sich auch in dem reinlichsten Zimmer über Unreinlichkeit nicht zu beklagen haben, so daß man sich darüber wundert. Sie frißt übrigens nicht viel. Man läßt sie im Zimmer frei herumlaufen und macht ihr einige etwas erhöhte Sprossen, worauf sie sich gerne setzt. Die Turteltaube wird in der Stube sehr zahm, selbst alt gefangen, so scheu sie im Freien ist, girrt auch häufig und lebt viele Jahre. Sie girrt sehr

hoch und etwas aushaltend, gleichsam klagend, und man hört es sowohl seiner Eigenthümlichkeit wegen sehr gerne, als auch im Freien ziemlich weit. Ein Paar Turteltauben, die ich in der Stube hatte, legten gewöhnlich im Frühling Eier, die sie aber nicht bebrüteten. Diese schöne, liebliche Taube ist bei uns in Preußen die seltenste, wird aber doch hin und wieder, und zwar nicht sehr selten, angetroffen, und häufiger in den ihr zusagenden Waldungen. Wo diese Taube häufiger ist, wird auch öfter ihr Nest gefunden, wo sie aber selten ist, findet es nur allein der, der sie bei ihrem Neste aufzusuchen und zu entdecken weiß. Die Turteltaube baut ihr Nest nicht hoch, und unter sehr vielen habe ich es nie über 10—12 Fuß hoch gefunden. Sie setzt es sowohl in die Zweige junger Fichten u. Tannen, die unter dem Laubholz stehen, als auf die Aeste der Laubbäume und auf niedere Gebüsche, die in der Nähe mit dichtem Wald umgeben sind; aber immer findet man, daß in der Nähe von ihrem Neste große, freie, sonnige Plätze sich befinden. In großen, dunkeln, hohen Wäldern wird sie gar nicht gefunden, auch nicht etwa an Flüssen, sondern sie liebt jungen aufwachsenden Wald, vorzüglich Laubwald. Ihr Nest baut sie sehr kunstlos, indem sie nur einige dünne, dürre Reiserchen über einander und unmittelbar darauf ihre Eier legt, die man, wenn man unter dem Nest steht, durch dasselbe liegen sieht. Merkwürdig ist dabei, daß die Turteltaube ihr Nest so sehr leicht verläßt, wie ich dies bei keinem einzigen Vogel in dem Grade bemerkt habe. Ich habe Nester gefunden, worin kleine, unbefiederte Junge lagen, auf denen die Alte noch saß, und wenn ich sie nur einmal vom Nest durch meine Nähe verjagte, kam sie nie wieder, und ließ die Jungen allemal verschmachten. So geht sie, wie ich dies oft erfahren, einmal (ohne Geräusch) von den Eiern aufgejagt, nie wieder zum Neste. Darin geht sie noch weiter. Ohne darnach zu suchen, fand ich u. a. auch einmal ein Nest auf einem Weißdornstrauch, etwa 6 Fuß hoch, und

war demselben ohngefähr 30 Schritte nahe gekommen, als mir ganz zufällig die brütende weibliche Taube auf dem Neste in die Augen fiel. Mit ihrer Gewohnheit bekannt, ging ich, indem ich that, als bemerkte ich sie nicht, ganz leise zurück, und sie flog nicht ab; als ich aber nach mehren Tagen wieder von weitem nachsahe, fand ich die Eier verlassen und erkaltet.

Findet man aber ein Nest, worin Junge liegen, bei denen wenigstens die Kiele durchbrechen, so muß man sie gleich mitnehmen, und kann sie sehr leicht mit Weizen, Linsen rc. aus dem Munde auffuttern. Weiß man aber die alten Tauben beim Neste zu belauschen und aufzufinden, so wartet man am besten bis 8 Tage vor Johanni, ehe man darnach sucht, dann findet man die Jungen immer so, daß man sie sogleich mitnehmen kann; denn Johanni, höchstens 8 Tage später, fliegt die Turteltaube aus, und es ist mir da nicht selten begegnet, daß ich zwar die jungen Tauben noch auf dem Neste fand, aber sie flogen wie Alte davon, als ich demselben nahe kam. Die Turteltaube brütet nur einmal des Jahres, wenn sie nicht gestört wird, und so auch die beiden übrigen Arten. Merkwürdig ist es auch von der Turteltaube, daß sie nicht selten, was keine andere wilde Taube thut, obgleich sich alle mit den zahmen Tauben auf dem Felde, wo sie häufig sind, freundlich zusammenhalten, mit den zahmen Tauben aus dem Felde zusammen auf den Taubenschlag kommt. Dasselbe habe ich nicht nur in Deutschland, wo mitunter die Turteltaube häufig ist, öfters gesehen, sondern auch schon hier in Gerdauen, wo diese Taube recht selten ist, bemerkt. Ein benachbarter Jäger hielt auf seiner Dachlucht mehre Feldtauben, die ihren Eingang aber durch die niedrige, beräucherte Hausthür nehmen mußten. Oefters, wenn die Tauben vom Felde kamen, brachten sie eine Turteltaube mit, die sich, weil sie nicht weiter kommen konnte, im Garten am Hause auf einen alten, großen Birnbaum setzte und sehr girrte. Der Jäger, der dadurch auf sie aufmerksam wurde, schoß

sie endlich, brachte sie mir, und fragte mich, ob das nicht auch eine Taube sei; er habe so eine noch nie gesehen. Uebrigens war diese, wie alle die, die ich beobachtet habe, ein junger Vogel, und ich bin überzeugt, daß eine alte Taube nie den Schlagtauben so weit folgen wird. —

Nirgends ist mir diese schöne Taube, so wie die beiden übrigen Arten, so häufig vorgekommen, als in Deutschland, im Herzogthum S. Meiningen, auf den schönen, sonnenreichen, laubbewachsenen und mit schönen Laubwäldern an den Abhängen umgebenen Bergebenen der dortigen Gegenden. Häufiger mag sie nirgends vorkommen, als dort. Man hält sie auch daselbst häufig als einen sehr schönen und angenehmen Vogel in der Stube, und nimmt sie theils jung aus dem Neste, theils fängt man sie alt auf den Salzlecken des Rothwildes im Walde, wohin sie sehr häufig und gerne nach dem Salz geht. Der gemeine Mann hält die Turteltaube auch deswegen sehr gerne in der Stube, weil er glaubt, sie ziehe das Rothlauf oder die Rose durch ihre sehr rothen Füße von dem Menschen an sich, und sei dadurch sehr nützlich.

Noch einer Merkwürdigkeit muß ich hiebei erwähnen. In der Gegend von Meiningen liegt der sogenannte Hexenberg. Auf der Vorderseite läuft er schräge ab und dicht am Fuße fließt die Werra vorbei. Auf seinem Gipfel (1000—1200 Fuß hoch, mit einer herrlichen Aussicht) hinterwärts, der wieder mit andern Bergen zusammenhängt, ist eine große Ebene, eingeschlossen von Fichten- und Laubwäldern. Auf einem Theile dieser Ebene, nach vorne zu, wächst in Menge eine Wolfsmilchart, Euphorb. Cypariss. ist es aber nicht, es ist nur eine Sommerpflanze; damals kannte ich die Pflanzen noch nicht genauer. Das Gedeihen erwähnter Euphorbie wird gewiß dadurch besonders befördert, daß der mit Kalkschieferstückchen häufig gemischte Boden zum Theil in 3—4 Jahren einmal mit Hafer besäet wird, worauf dann besonders in den

folgenden Jahren diese Wolfsmilch jährlich sehr gut gedeiht. Daselbst nun versammeln sich alle drei Arten von wilden Tauben nach der Brütezeit, wenn der Same reif ist, in solcher Menge, daß ich sie daselbst in mehren Jahren sehr häufig zu 5—7 hundert Stück, alle Arten unter einander, angetroffen habe, wozu sich nothwendig die Tauben aus der ganzen Umgegend versammelt haben mußten. Aber nicht die wilden allein verzehrten begierig den Samen dieser Euphorbie; sehr oft befanden sich darunter auch Flüge von Schlagtauben, die von einem benachbarten Dorfe im Werrathale waren, welches eine halbe Meile davon, und so tief unten liegt, daß die Tauben erst über den hohen Wald fliegen mußten, um auf die hohe, freie Ebene zu gelangen. Wenn ich sie beobachtete, so erkannte ich die zahmen zum Theil an dem bunten Gefieder unter der Masse der wilden Tauben. Uebrigens waren zahme und wilde so vertraut, als wenn sie ganz zusammen gehörten und immer beisammen gewesen wären. Verjagte ich sie, so setzten sich alle wilden einzeln auf die hohen Bäume umher; aber die zahmen, sich zusammenhaltend, schieden sich ab, und flogen davon, über den Wald hinab. Ich werde mir Mühe geben, ein Exemplar von der erwähnten Euphorbie zu erhalten und es einmal bekannt machen.

Später im Sommer, bis zu ihrem Abzuge, sahe ich sehr häufig die Turteltaube im Thale auf Erlen, womit die Werra an manchen Strecken stark bewachsen ist, und die im jüngern Wuchs, als starke Stangen, sehr dicht belaubt sind, in Menge beisammen übernachten, und zwar an Stellen, wo sie von Menschen selten gestört wurden; ohne Zweifel, um des Nachts wärmer zu sitzen.

IX. Bitte, die bei Gräbereien bisweilen vorkommenden fossilen Zapfen, fossiles Holz und Bernstein-Insekten betreffend.

Schon seit längerer Zeit, in Stunden der Muße, mit der Untersuchung der vorweltlichen Bernstein-Einschlüsse beschäftigt, bin ich mit meiner Arbeit nunmehr so weit gekommen, daß die unter meinen Augen entworfenen Zeichnungen zum Stiche fertig sind, daß also das ganze, aus etwa 16 bis 18 Folio-Tafeln bestehende Werk, wenn nicht unerwartete Hindernisse eintreten, in Jahresfrist vollendet sein kann. Mein anfänglicher Plan: nur mein eigenes, sehr reiches Kabinet benutzen zu wollen, hat durch die von mehren Seiten mir zu Theil gewordene Unterstützung wesentliche Abänderungen erlitten. Die physikalische Gesellschaft zu Königsberg hatte die Gefälligkeit, mir ihr schönes Kabinet ausliefern zu lassen; aus dem mineralogischen Kabinet zu Königsberg habe ich ebenfalls die mir interessanten Stücke zur nähern Besichtigung benutzen dürfen, und vor Kurzem erhielt ich durch die ausgezeichnete Liberalität des Königl. Sächs. Staatsministers v. Lindenau auch noch 670 Bernsteinstücke, aus dem Dresdener K. Naturalienkabinet, dieselben Stücke, welche Sendel vor hundert Jahren bei Bearbeitung seines Werkes besaß. So unerwartete Beweise eines mir bewiesenen Vertrauens müssen mich natürlich veranlassen, keine Mühe und keine Kosten zu scheuen, meiner Arbeit einen größern Umfang zu geben, und ihr einen, bei solchen Unterstützungen möglich werdenden, höhern Werth zu erwerben.

Was die vorweltliche Flora betrifft, so haben die hin und wieder in Ost- und Westpreußen, desgleichen in Polen, bei Gräbereien gefundenen fossilen Zapfen, meine Aufmerksamkeit zunächst gefesselt. Alle diese Zapfen unterscheiden sich wesentlich von den bisher bekannten fossilen Coniferen-Früchten. Sie gehören keinem eigentl. Pinus, keiner Araucaria u. s. w. an.

Ihr wesentlicher Charakter: zwei kleine neben einander und zwar näher der Oberfläche als der Axe liegende Nüsse, haben mich bestimmt, die Baumgattung, von welcher sie herrühren, mit dem Namen Diplocarpus zu bezeichnen; eine Benennung, die vom Grafen C. von Sternberg, dem berühmten Verfasser der „Flora der Vorwelt," passend und geeignet gefunden worden ist. Aus den bisher gesehenen Exemplaren dieser Zapfen habe ich 3 verschiedene Species ohne Zwang unterscheiden können, und wahrscheinlich würden sich noch mehre bestimmen nnd feststellen lassen, wenn mir die in so manchen Privatsammlungen einzeln vorkommenden Exemplare zur Ansicht mitgetheilt werden möchten. Es ergeht also hiemit an alle Besitzer solcher Sammlungen und an alle diejenigen Personen, die durch Gräbereien zum Besitze von dergleichen Früchten gelangten, wie überhaupt an jeden Liebhaber unserer vaterländischen Naturgeschichte die freundliche Bitte: mir solche Zapfen — unfrankirt, aber gut verpackt — nach Danzig schicken zu wollen; wobei ich verspreche, daß vierzehn Tage nach dem Empfange alles Erhaltene dankbar und unversehrt wieder zurückgeschickt werden soll.

Vor etwa 15 Jahren wurde in Pillau ein Bernstein-Kabinet zum Verkaufe ausgeboten. In einer unter meinen Papieren gefundenen Abschrift des Verzeichnisses zur Sammlung finde ich folgende Stelle: „No. 232. drei Stücke Holz und ein kleiner Fichten-Zapfen, im Schachte zu Groß-Hubenicken 96 Fuß tief, im Jahre 1784, neben gegrabenem Bernstein gefunden." Wer hat jenes Pillauer Kabinet gekauft und in wessen Hände mag der erwähnte Zapfen seitdem gekommen sein? Eben dieser wäre mir, seines Fundortes wegen, doppelt erwünscht.

Die fossilen vorweltlichen Zapfen unterscheiden sich übrigens von den bei Gräbereien ebenfalls vorkommenden verkohlten Zapfen noch lebender Tannen u. Fichten schon augenblicklich durch ihre größere Schwere und ihre festere Masse, während die der Jetztwelt nur aus

locker

locker stehenden großen Schuppen zusammengesetzt sind, zwischen denen man bis auf die Spindel, oder Axe, hineinsehen kann. Aber auch diese letzterwähnten Zapfen würden mir lieb sein. Auch das bei Bernstein-Gräbereien gefundene fossile Holz ist mir von vielem Werthe, sobald es noch kenntlicher Textur und noch nicht völlig verkohlt ist. Die genaue mikroskopische Untersuchung eines, nur selten vorkommenden, noch im Bernstein steckenden Rindenstückes, an welchem glücklicherweise noch Bast und etwas von dem unter demselben liegenden Parenchyma befindlich war, bestätigt an diesem Holze den Coniferenbau, zeigt aber ebenfalls, daß es keiner bisher bekannten Baumgattung beigezählt werden darf.

Ich behaupte keineswegs, daß der Bernstein ein Produkt der erwähnten Diplocarpus-Gattung sei und würde solches schwerlich zu beweisen vermögen, da wir indessen den Baum noch immer nicht zu benennen wissen, aus dessen Rinde der Bernstein als Tropfsaft quoll, so dürfen wir hoffen, daß die nähere Untersuchung dieser aus gleicher Zeit herstammenden Früchte, die unserm Lande eben so eigenthümlich als der Bernstein selbst sind, uns ohne Zweifel zu bestimmtern Resultaten führen wird.

Einzelne schöne Insektenstücke, z. B. das Stück mit einer Nepa, welches ich im September 1825 in Königsberg bei Herrn Prediger Wasianski sah, seitdem aber in keinem der beiden größern dortigen Kabinette wiederfand, und ein anderes mit einem kleinen Conchil, welches Schweigger (mich dünkt, aus einem Tilsiter Kabinet) mit sich führte, als er mich im Jahre 1818 in Danzig besuchte, hätte ich ebenfalls gern zur näheren Ansicht. Die erwähnte Nepa ist das einzige Exemplar ihrer Art, das meines Wissens bis jetzt im Bernstein gefunden worden ist. Dergleichen Stücke würde ich auch gern als Eigenthum erstehen, und ich müßte in diesem Falle bitten, mir die Preise einzeln feststellen zu wollen. — Danzig, im Mai 1836.

Dr. Berendt.

X. Literarische Chronik.

Statistik der deutschen Gymnasien für das J. 1835, von Prof. Dr. Brauns und Dr. Theobald, ordentlichen Hauptlehrern am Kurf. Gymnasium zu Cassel. Cassel, Verlag von Joh. Christian Krieger. 1835. gr. 8. Preis 25 Sgr. XXIV. und 188 S.

An einem Buche, welches in gedrängter Kürze eine leicht überschauliche Zusammenstellung der neuesten und wichtigsten statistischen Verhältnisse unserer gesammten vaterländischen Gelehrtenschulen darböte, fehlte es bis jetzt gänzlich. Man sah sich daher genöthigt, um über den äußern Zustand des einen oder andern Gymnasiums einige Auskunft zu erhalten, bald die Staats- u. Addreßkalender der verschiedenen Länder, bald die philologischen und pädagogischen Zeitschriften, bald die Programme der einzelnen Anstalten — Hilfsmittel, die nicht zu jeder Zeit und gewiß nicht Jedem zu Gebote stehn — um Rath zu fragen, und aus ihnen mühsam die hier und dort zerstreuten Nachrichten zu einer doch nur unvollkommenen Uebersicht zusammen zu lesen. An und für sich betrachtet erschien also die Herausgabe einer Gymnasialstatistik, in so fern diese dem längst gefühlten Bedürfnisse manches Schulmannes begegnen und eine Lücke in unserer Literatur ausfüllen sollte, als zweckmäßig gerechtfertigt, und daher entschlossen sich die oben genannten Herren Brauns und Theobald, die Abfassung eines solchen Werkes zu versuchen. Sie stießen dabei auf Schwierigkeiten, die ihren vorzüglichsten Grund wohl in dem Mangel an Nachrichten oder Quellen haben mochten; denn statt durch das Organ eines öffentlichen Blattes ihre Collegen im allgemeinen zur Mittheilung der nöthigen Notizen aufzufordern, zogen sie es, vielleicht nur aus dem Grunde, weil sie neidisches Geheimhalten oder eifersüchtige und zuvorkommende Preisbewerbungen befürchteten, vor, sich in dieser Angelegenheit brieflich an einzelne Männer zu wenden, die ihnen entweder persönlich bekannt waren, oder zu denen sie das Vertrauen hegten, daß sie ihrem Unternehmen die Unterstützung nicht versagen würden. Und in dieser Hoffnung sind sie nicht ganz getäuscht; denn mehre Gymnasialdirectoren, namentlich B. Thiersch, Kraft und Vomel, antworteten auf ihre Anschreiben bald und gütig, und Thiersch insbesondere setzte sie durch die Mittheilung einer ansehnlichen Reihe der neuesten Preuß. Programme

in den Stand, grade über die meisten Gelehrtenschulen der Preuß. Monarchie, welche das Interesse eines jeden Schulmannes vorzugsweise in Anspruch nehmen, die vollständigste Auskunft zu geben, wie sie sich in der Vorrede zu ihrem Buche ausdrücken. Von andern ihrer Amtsgenossen blieb dagegen ihre Bitte ganz und gar unberücksichtigt, und daher mußten sie sich bei sehr vielen Gymnasien auf die statistischen Nachrichten beschränken, welche die Addreßkalender oder die neuesten philologisch-pädagogischen Zeitschriften darboten. So erklärt sich, da sie nichtsdestoweniger alle deutsche Gymnasien in ihrem Werke aufführen wollten, die Ungleichförmigkeit des Werkes, indem ihre Quellen bald reicher, bald spärlicher flossen, und oft sogar völlig versiegten, so daß sie von manchen Gymnasien nur den Namen angegeben haben. Daß sie, selbst bei Anerkennung aller dieser Mängel und Schwierigkeiten, dennoch die Herausgabe des Werkes beschleunigten, bemühen sich die Herren Verff. theils dadurch zu rechtfertigen, weil sie, wie die Erfahrung zu lehren schien, theils erst etwas geben müßten, ehe sie hoffen könnten, durch allseitige Unterstützung etwas Vollkommneres zu liefern, theils darin, weil jedes Zögern den materiellen Inhalt des Buches weniger brauchbar und willkommen gemacht haben würde. Sollte es nicht zweckmäßiger gewesen sein, zunächst über die Gymnasien des Kurfürstenthums Hessen historische und statistische Nachrichten mitzutheilen, die ihnen ja zum Theil bekannt sein mußten, zum Theil aber auch durch die Behörden in Kassel geliefert werden konnten, um durch eine gründliche Arbeit Vertrauen auch bei ihren Collegen im Auslande zu erwecken? Doch ich komme später noch auf diesen Stein des Anstoßes zurück. Anfangs wurden nur die Directoren um Nachrichten über ihre Gymnasien ersucht; da nun diese, wie angenommen wird, durch Amtsgeschäfte behindert werden mochten, die verlangte Auskunft zu geben, so wird jetzt jeder Gymnasiallehrer, auch der Hilfslehrer und Schulamtscandidat, freundlichst gebeten und aufgefordert, den Herren Herausgebern die für ihre Statistik nöthigen Nachrichten über die Gelehrtenschule, an welcher er angestellt ist, zukommen zu lassen. Man kann sich, wenn man das Treiben der meisten dieser Hilfslehrer und deren Interesse für die Schule kennt, einen Begriff von der Zuverläßigkeit der durch sie mitgetheilten Nachrichten machen! Man wünscht über folgende Gegenstände Auskunft: 1) Direction des Gymnasiums; 2) Stiftungsjahr und etwaige besondere Benennung; 3) ob das Gymnasium Staats- oder Local-Anstalt sei; 4) das Lehrer-Collegium mit Titeln,

Würden, Vornamen und Geburtsjahr, auch kurze Angaben über frühere Stellung, Versetzungen und schriftstellerische Wirksamkeit; 5) die Zahl der Klassen und die Zahl der Schüler in jeder derselben, von 2 Semestern, dem vergangenen Winter- und dem begonnenen Sommer-Halbjahre (man sieht nicht ein, warum es nicht umgekehrt, dem vergangenen Sommer- und dem begonnenen Winter-Halbjahre heißt, da fast alle Preuß. Gymnasien ihr Schuljahr zu Michael schließen; doch wahrscheinlich ists in Kassel anders und der obigen Angabe gemäß); 6) der Stundenplan; 7) besondere Einrichtungen, Vorzüge und Mängel. Bei den Nachrichten über Preuß. Gymnasien würde der Correspondent, welcher am Sitze des Provinzial-Schulcollegiums wohnt, zugleich die Güte haben, dieses mit aufzuführen. Ein in der That billiger Wunsch, der nichts weiter als eine vollständige Geschichte des Gymnasiums bezweckt, welche denn ohne Veränderung, wie sie eben eingeschickt ist, gleichviel ob lang oder kurz, dem jährlich neu herauszugebenden Buche einverleibt werden soll; die Herausgeber haben dabei das bequeme Geschäft des Redacteurs, und ihnen unbewußt wird das Buch nach Jahren ein tüchtiges Buch, aber freilich auch ein mächtiger Quartband, denn die Stundenpläne sollen nur eine Seite füllen und dürften sonach das Quartformat erfordern, der ziemlich theuer werden kann.

Was nun den Plan dieses Buches anlangt, so muß ich offen bekennen, daß ich den ganz vermisse. Es soll nämlich eine Statistik deutscher Gymnasien sein, in welcher aber Oestreich fehlt, dagegen Dänemark, ja sogar Island aufgeführt ist, und Baiern sich erst im Nachtrage findet, den man aus dem in der Mitte des Jahres 1835 erschienenen Staatshandbuche hat abdrucken lassen. Mit den Gymnasien des Königreichs Preußen (soll heißen des Königl. Preußischen Staats) beginnt das Buch, und schickt folgende allgemeine, doch wohl nicht durch den Director B. Thiersch mitgetheilte, Bemerkungen voran:

1) Jedes Preußische Gymnasium soll aus sechs Klassen bestehn, welche je zwei eine Bildungsstufe ausmachen, so daß VI. und V. die untere, IV. und III. die mittlere, II. und I. die obere Bildungsstufe darstellen. Die katholischen Gymnasien haben (am Rhein und in Westphalen) sieben Klassen, nämlich II. a. und II. b., jede mit einem einjährigen Cursus; dagegen die evangelischen Gymnasien in II. zweijährige Curse. Man sieht mit welcher Genauigkeit die Herren Verf. die ihnen von &c. Thiersch mitgetheilten Programme benutzt haben, da sie nicht einmal wissen, daß, um nur die Gymnasien unserer Provinz anzuführen, das Alt-

städtsche Gymnasium ein Ober- und Untersecunda bis Michael 1834 hatte, und Braunsberg (ein kathol. Gymnasium in Ostpreußen) noch immer ein Secunda A. u. B. hat, das Friedrichscollegium noch immer zwei coordinirte Tertia hat, in Danzig, Gumbinnen und Tilsit aber ein Ober- und Untertertia eingerichtet ist, das überhaupt überall sieben Klassen existiren, wo eine hinreichende Anzahl von Lehrern vorhanden ist. Freilich kannten sie die Verordnung des K. Ministerii der g. U. u. M.A. vom 19. Dec. 1835 noch nicht, nach welcher die für den ganzen Gymnasialunterricht als erforderlich anzusehende Zeit von 9 Jahren so vertheilt werden soll, daß der Lehrcursus von Sexta bis Quarta einschließlich einjährig, von Tertia bis Prima zweijährig ist (oder was eben so viel ist, daß 2 Jahre auf die untere, 3 Jahre auf die mittlere und 4 Jahre auf die obere Bildungsstufe kommen), und daß, wo eine hinreichende Anzahl von Lehrern vorhanden ist, die drei obern Klassen in zwei Abtheilungen, deren eine der andern subordinirt ist, jede mit einem einjährigen Pensum für den ganzen Sprach- und wissenschaftlichen Unterricht getheilt werden sollen. Sonach ist die Absicht des hohen Unterrichts-Ministeriums selbst 9 Klassen zu genehmigen.

Auch was über die Etats der Gymnasien und deren Verwaltung gesagt ist, ist Theils ungenau, Theils unwahr. So z. B. die rein Königl. Gymnasien, d. h. welche blos vom Staate dotirt sind, haben einen geschlossenen Etat, den die Staatskassen decken und keine Administration nöthig machen. Die Gelder werden erhoben und nach dem Etat verwandt, und die einfache Jahresrechnung mit den Belegen entweder von einem besondern Rendanten, oder vom Director abgelegt. Aber die Einnahme des Schulgeldes und die etwaigen Ueberschüsse aus diesem, erfordern die nicht eine Verwaltung? und nicht leicht möchte es ein Gymnasium geben, das nicht ein Grundkapital zu verwalten hätte, auch hievon konnten sich die Herren Editoren durch die Programme belehren lassen, so wie darüber, daß die vortragenden Schulräthe bei den Provinzialschulcollegien nicht überall Consistorialräthe, sondern auch Geheime Reg.R. und Regierungsräthe titulirt werden.

Worin besteht nun aber die vollständige Auskunft über die Preuß. Gymnasien? S. 3 wird mit der Provinz Brandenburg begonnen, und zwar mit den Gymnasien in Berlin, und schon S. 59 zu den Gymnas. des Königreichs Sachsen übergegangen, bei einem Drucke von höchstens 30 Zeilen auf der Seite. Man findet nämlich nur das Lehrerpersonale und die Schülerzahl; mit welcher Genauigkeit das erstere, möge als Beispiel das Kön. Friedrichscollegium dienen S. 52, dessen

ersten Oberlehrer Lenz die Herren Verff. unter die Hilfslehrer gestellt haben! Auch ist das Buch voll von Abschreibe- oder Druckfehlern. Beschränke ich den Nachweis zunächst auf die Provinz Preußen; so findet sich S. 48 Behaag statt Rehaag in Conitz, bei Elbing S. 49 die Eintheilung der Lehrer in: Lehrer und ordentliche Lehrer, zu jenen sind der Director und die drei Oberlehrer, oder, wie sie hier heißen, Professoren, zu diesen die sogen. Unterlehrer gezählt. Was heißt das? S. 50 heißt der Oberlehrer Gützlaff in Marienwerder, ein Verwandter des Missionärs in China, von dem die Herren Verf. doch gewiß gehört und gelesen haben, Gützlast (doch findet sich dieser Name am Ende des Buches corrigirt). S. 51 steht in Braunsberg Prof. Bester statt Biester. Bei Gumbinnen S. 52 Kustner statt Küßner; am Friedrichscollegium Merleken statt Merleker als Ordinarius von Tertia, und Hagen als Ordinarius in der coordinirten zweiten Abtheilung von Tertia! wie wäre das möglich? bei einem ganzen Tertia noch eine zweite Abtheilung zu machen! wir nennen die Abtheilungen III. A. u. III. *a.* schon seit mehr als zehn Jahren; bei diesem Gymnas. ist die Rangordnung der Lehrer durchaus unrichtig. S. 53 steht Müttnich statt Müttrich am Altstädtschen Gymnasium. S. 54 bei Lyk Chrzescinki Chrzescinski. S. 55 bei Rastenburg Kluppz statt Klupsz. Von Tilsit fehlte ihnen das Programm, und auch damit waren sie zufrieden.

Aber vielleicht sind die Nachrichten über Gymnasien, die den Verff. näher liegen und bekannter sind, vollständiger? Vergleichen wir das Gymnasium in Kassel, bei welchem die Verff. als Lehrer arbeiten. Auch hier erfahren wir nichts weiter als die Namen der Lehrer, die Schülerzahl, einen Stunden- (nicht Lections-) Plan für das Wintersemester 18³⁷/₃₈ und ein Verzeichniß der Lehrbücher. Eine Geschichte oder Statistik? Keinesweges! Von Vergleichungen und Resultaten derselben ist nicht die Rede! — Sonach halte ich das Buch für durchaus seinem Titel nicht entsprechend und überhaupt mit der größten Sorglosigkeit gearbeitet. Druck und und Papier sind gut, der Preis von 25 Sgr. für 12 Druckbogen zu hoch.

Seit zehn Jahren besteht bereits die treffliche Einrichtung des Programmen-Austausches, und es dürften sich interessante Resultate aus diesen Schulschriften ziehen lassen. Wie gern gäbe man auch die frühere Geschichte der Gymnasien der Provinz Preußen, die jedoch nur von einigen in den Programmen sich findet; mit Dank wird die Redaction dieser Blätter oder der Unterzeichnete die gefälligst mitgetheilten Nachrichten entgegennehmen und gewissenhaft benutzen.

Königsberg. K. F. Merleker.

Zur Beachtung für Elementarlehrer.

Sind zweckmäßige Leitfäden für irgend einen Unterrichtsgegenstand einem praktischen Schulmanne jedesmal willkommen, — so verdient auch der, vor einigen Monaten in der Hartungschen Hofbuchdruckerei unter dem Titel:

„Kern der deutschen Sprachlehre"

erschienene, und zunächst Schülern unsrer Volksschulen bestimmte Leitfaden, einer löblichen Erwähnung und bei allen Elementarlehrern einer gerechten Anempfehlung.

In zwei Bogen hat der verehrte Herr Verfasser — der in einer Reihe von Jahren als praktischer Schulmann gar wohl das Bedürfniß für diesen, unsern Elementarschulen so höchst wichtigen Unterrichtsgegenstand kennen lernen konnte — das Wichtigste aus der Laut-, Wort- und Satzlehre, mit sorgfältiger Benutzung der neuern Sprachlehren, zusammengestellt, in kurzen, leicht verständlichen und zur Bequemlichkeit numerirten Abschnitten, die bestimmt sind, dem Schüler als Grundlage des ihm vom Lehrer darüber ertheilten Unterrichts zu dienen. Vom Leichtern zum Schwerern fortschreitend, sind diese Abschnitte in ihren Anforderungen an den Schüler, oder in den, demselben gestellten Aufgaben, durchaus Kraft erweckend und bildend, — was jeder Lehrer erkennen wird, der die Winke sorgfältig beachtet, welche der Hr. Verf. über den zweckmäßigen Gebrauch des Büchleins in einem besondern Nachworte ausführlich dargelegt hat. So kurz das Ganze auch ist, so ist durchaus nichts Wesentliches der deutschen Sprachlehre darin übergangen, vom ersten Lautzeichen an, bis zum Periodenbau und der dabei unentbehrlichen Interpunktion, — und welcher unsrer Elementarschüler den Inhalt des Büchleins genau in sich aufgenommen hat, wird in seiner Muttersprache gewiß nicht unbewandert sein, — Etwas, das allen Schülern unsrer Volksschulen von Herzen gewünscht werden muß, da es damit im Allgemeinen noch immer sehr kläglich beschaffen ist. — Daß die erste Auflage in wenigen Wochen vergriffen und das Büchlein bereits in vielen Elementar- und Privatschulen eingeführt ist und mit Nutzen angewendet wird, dürfte übrigens den besten Beweis liefern von dem Werthe und der Brauchbarkeit desselben. Wir würden uns freuen, wenn wir die Aufmerksamkeit recht vieler Schulvorsteher, namentlich auch derer in kleinen Städten auf dieses zeitgemäße Lehrmittel gelenkt hätten. — Der Preis von zwei Silbergroschen für ein gebundenes Exemplar ist übrigens so gering, daß sich auch arme Kinder diesen Leitfaden anschaffen können. —r.

Zusatz zu der im Mai-Hefte dieser Blätter enthaltenen Recension von Zedlitz's Werke über den Preußischen Staat.

S. 523 sind nach dem über die Schriftgießerei in Trutenau Ausgesprochenen die Zeilen ausgefallen:

„Das Schloß Holstein gehört nicht mehr dem Banquier „Oppenheim. — Kaporn ist kein Königliches Domainen„rentamt mehr.“ —

Ich würde dieses gar nicht erwähnt haben bei den schon vielen sonstigen nachgewiesenen unverzeihlichen Fehlern der Zedlitzschen Compilation, wenn nicht durch die Auslassung der einen Zeile über Caporn die spätere auf derselben Seite enthaltene Bemerkung falsch gedeutet werden könnte.

Es freut mich aber bei dieser Gelegenheit nachträglich noch anzeigen zu können, daß die auf derselben Seite erwähnte Vierbrüdersäule, welche bis jetzt noch steht, aber in sehr verfallenen Umständen, ihrer Erneuerung entgegensieht. Schon ist das Denkmal bei Rudau erneuert worden, wovon uns eine gediegene Schrift des Stadtraths Herrn Degen und Zeitungsnachrichten in Kenntniß gesetzt haben; hiezu haben die Stände des Fischhausenschen Kreises viel beigetragen; und sie werden es auch hoffentlich sein, durch welche diese Erneuerung zu Stande kommt.

Ferner bin ich dem Herrn Superintendenten Kah in Rastenburg dankbar verpflichtet für die gütige Nachweisung, welche Bewandniß es mit dem von mir S. 521 bezweifelten Mons pietatis habe. Ich kannte diesen Ausdruck, so wie den Französischen Mont de pitié nur in der Bedeutung von Lombard oder Leihhaus, und ahndete nicht, welch' eine großartige Stiftung Königs Friedrich Wilhelm I. darunter verstanden sei. Ich behalte mir vor im nächsten Stücke dieser Provinzial-Blätter von dieser gütigen Mittheilung den geeigneten Gebrauch zu machen, und indem ich meinen Dank wiederhole, füge ich den Wunsch hinzu, daß solcher belehrenden Mittheilungen immer mehr werden mögen.

Struve.

n Werke einzusenden, welche für gründliche Beurtheilung derselben sorgen, sehr gerne bereit sein wird. c) Erinnerung an ehrenwerthe, ins Ausland gegangene Landsleute und Nachrichten über re Schriften.

7. Anhang.

In Schlesien ist die rühmliche und empfehlungswerthe Sitte llgemein geworden, dem Verstorbenen in den Provinzial-Blättern n ehrendes Andenken zu erhalten. Es ist eine heilige Schuld, ofür sie auch wohl in Preußen anerkannt werden wird. Die heilnahme der Freunde und Bekannten in Anspruch zu nehmen, ein Trost für den Zurückgebliebenen, und die Biographie eines, enn auch schlichten, aber redlichen Mitbürgers erregt allgemeines nteresse, denn wie wunderbar, belehrend und erheiternd sind oft ie Geschicke des Einzelnen. Solchen Anzeigen wird der Anhang ewidmet sein. Alle übrigen, blos persönlichen Nachrichten und Anzeigen aller Art, werden gleichfalls in diesen Anhang aufgenommen.

Diese Zeitschrift, deren Plan ursprünglich Herr Stadtath Hartung entworfen, dann aber wohlwollend der Anstalt ur Rettung verwahrloster Kinder überlassen hat, wird in hrer jetzigen Gestalt von dem Unterzeichneten zum Besten der Anstalt gedachten Vereins herausgegeben, so daß der Ueberchuß der Einnahme der Kasse derselben zufließt. Aufsätze, Gelder, Notizen u. s. w. außerhalb Königsberg bitte ich nmittelbar an den Verein zur Rettung verwahrloster Kinder sub rubr. „Erziehungs-Verein" u senden, da unter dieser Adresse der Kasse das Porto von der Post wiedererstattet wird, in Königsberg aber die Aufsätze n der Expedition dieser Zeitschrift, Fleischbänkenstr. No. 24., abgeben zu lassen.

Beiträge zu dieser Zeitschrift werden stets willkommen sein. Ich wünsche nicht, daß dieselbe nur des wohlthätigen Zwecks wegen, welchen sie mit fördern hilft, gehalten werde, sondern nur allein ihres Inhaltes wegen. Wer sie nur des ersteren wegen hält, wird besser thun, der Kasse des Vereins einen Beitrag zuzuwenden.

Die Recension: „Ueber Drumanns Geschichte Roms" hat wegen Mangel an Raum in diesem Hefte nicht aufgenommen werden können, wird aber im folgenden abgedruckt werden.

Richter.

Inhalt.

Tag der Ausgabe dieses Heftes: Den 1. Juni.

